Zwei Romane

von

Rahel Meyer
(1806-1874)

Wider die Natur

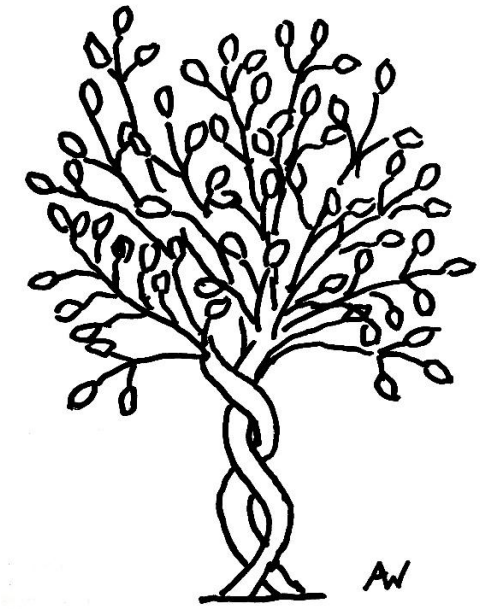
1863

In Banden frei

1865

+

Noten für das Stück
Voskobari 632
für klassische Gitarre



Musikverlag Ulrich Greve

Inhaltsverzeichnis

PDF-Seite

Wider die Natur
1. Teil 3
2. Teil 231

In Banden frei
1. Teil 482
2. Teil 721
3. Teil 962

Noten für das Stück „Voskobari 632“ für klassische Gitarre 1223

Coverbild: Annelie Weinberger

© 2025 Musikverlag Ulrich Greve
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg
UG 1272

http://www.ulrich-greve.eu

Wider die Natur

Roman

von

Rahel Meyer

Erster Band.

1863

I.

Mit raschen Schritten ging ein junger Mann über die Promenade, die einen Teil der Stadt umschloss, ohne zu beachten, dass anmutige Damen seinen Weg durchkreuzten, noch dass die Abendröte ihren verklärenden Schein durch die Baumwipfel gleiten ließ. Und doch zeigten seine von Intelligenz durchleuchteten Züge, dass sein Sinn für alles Schöne empfänglich war. Vielleicht wurde er durch eine heitere Erinnerung belebt, oder durch einen frohen Entschluss beschäftigt, denn er lächelte, indem seine dunklen Augen immer grade vor sich hin schauten; sie schienen das Dickicht der Bäume durchdringen zu wollen und entdeckten auch bald das Ende der Allee, durch welche einzelne Villen und ein Teil der Vorstadt hindurch schimmerten.

2

„Wohin so eilig!“ rief ein anderer junger Mann ihm zu, der aus einem Nebenweg einbiegend, sich plötzlich an seiner Seite befand.

Der freundliche Zuruf schien, obgleich die angenehmen Träume des Angeredeten unterbrechend, ihn nicht unangenehm zu berühren, denn er erkannte in dem jungen Manne einen lieben Freund, und nachdem er ihn herzlich begrüßt hatte, antwortete er: „Ich gehe zum Geheimrat Ferrard.“

„Da verfolgen wir das gleiche Ziel, denn in einiger Entfernung von dem Ferrard’schen Hause liegt auch das Hospital,“ sagte Doktor Lork.

„Kennst Du es dasselbe Ziel verfolgen!“ rief lachend der junge Mann, „wenn ich mich an dem schönsten warm pulsierenden Leben erfrische, während Du wahrscheinlich die weitere Entwicklung einer Krankheit beobachtest.“

„Du irrst; ich will keinen Patienten, sondern Oehlrich besuchen.“

„Ach, das ist etwas Anderes! Bei unserm Freunde atmet man in einer gesunden Atmosphäre. Kaum begreife ich, wie es mir möglich war, eine solange Zeit vergehen zu lassen, ohne ihn aufzusuchen; denn

seltsamer Weise ist es mir immer, als hätte ich kein Recht seinen Besuch zu erwarten. Sein Ruf als vielbeschäftiger Arzt und die Gewissenhaftigkeit, mit der er seine Zeit benutzt, vor allem aber die hohe Achtung, die er mir einflößt, lassen ihn mir wie einen viel älteren Freund erscheinen, für den man Rücksicht haben muss. Gerne erkenne ich auch sein geistiges Übergewicht an; seine Unterhaltung erfrischt immer meinen Geist und kräftigt meinen Sinn, wie ein Seebad meinen Körper, aber ich mag es Dir, lieber Doktor, nicht leugnen, dass ich vor beiden oft eine kleine Scheu habe. Ich fühle mich überrascht in einem Elemente, das nicht mein eigenes ist; und oft unterdrückt Oehlrich mein Urteil, noch ehe er mich überzeugt. Aber mit der Strenge seines Denkens versöhnt mich wieder die Milde seines Wesens. Doch warum suchst Du ihn nicht in seiner eignen Wohnung auf?“

„Eben dahin gehe ich.“

„Hat er sie gewechselt!“

„So weißt Du nicht, dass er zum Oberarzt im Hospital ernannt worden ist, und bereits seit einiger Zeit seine Stelle angetreten hat?“

4

„Kein Wort. Aber ich bin über diese Nachricht wahrhaft erfreut. Oehlrich hat immer gewünscht, von der Privatpraxis erlöst zu werden, um ungestört von persönlichen Beziehungen den Wissenschaften und der Ausübung seines Berufes leben zu können.“

„Jetzt kann er es in vollem Maße, und seine Stellung ist wahrlich beneidenswert. Willst Du nicht zu derselben ihm Deinen Glückwunsch bringen, und mich zu ihm begleiten?“

„Gerne ging ich mit Dir, aber ich muss erst zum Geheimrat.“

„Die Freundschaft muss der Liebe nachstehen,“ sagte der Doktor neckend.

„Du scheinst über Oehlrich’s Verhältnisse besser, als wie über die meinen unterrichtet,“ antwortete der Assessor ausweichend.

„So will ich keinem Gerücht mehr trauen,“ erwiderte der Doktor, wies entschuldigend die Hand dem Assessor reichend, die jener mit herzlicher Wärme drückte. Vor der Villa des Geheimrats trennten sich die Freunde, aber kaum war der Doktor in der Nähe des Hospitals, als er die Stimme des Assessors hinter sich hörte

5

„Ich habe Ferrard's nicht zu Hause gefunden," sagte er, schon an seiner Seite, indem er in das große Portal des Hospitals einbiegen wollte.

„Wo willst Du denn hin?" rief der Doktor, „Du glaubst doch nicht, dass Oehlrich hier wohnt. Komm lass Dich von mir zu ihm führen."

Sie gingen schweigend eine kleine Strecke weiter und erreichten bald ein neues Haus, das den gefälligen Stil moderner Baukunst zeigte. Mit der Front nach der Promenade bildete es keine eigentliche Villa, doch auch kein gewöhnliches Wohnhaus, es hielt die Mitte zwischen beiden, und gewährte mit dem eleganten Balkon, dessen Geländer blühende Topfgewächse deckten, einen freundlichen Anblick. An das Hauptgebäude schloss sich seitwärts ein Treibhaus an, das dürftig mit Dekorationspflanzen besetzt war, weil es eigentlich nur einen Gang bildete, durch den der Oberarzt zu jeder Zeit bequem in das Hospital kommen konnte.

Der Assessor wollte das Haus noch wohlgefällig betrachten, aber der Doktor hatte schon die Glocke daran gezogen. Neben dem öffnenden Diener rasch die breite Treppe hinaufsteigend, führte er den Assessor durch einen kleinen Korridor, unmittelbar in die Stu-

dierstube des Professors, deren Tür er leise öffnete, und in der er einen Augenblick zögernd verweilte. Oehlrich saß emsig arbeitend an einem Schreibpult. Er schien chemische Experimente oder mikroskopische Untersuchungen gemacht zu haben, denn ein großer Tisch, der mitten in der Stube stand, war ganz mit Apparaten und Instrumenten bedeckt. Wahrscheinlich zeichnete er die eben gewonnenen Resultate auf, wenigstens glaubte es der Doktor, der noch immer schweigend am Eingange stand. Der Professor hatte ein leises Geräusch gehört, doch blieb er noch einen Augenblick wie gebannt bei seiner Arbeit, aber ein Blick auf die befreundeten, Gestalten entzog ihn seinen Forschungen.

„Seid mir herzlich willkommen!“ rief er ihnen zu. „Aber sage Lork, wo bist Du dem ungetreuen Freunde begegnet?“

„Wenn Untreue identisch mit Vergessen ist,“ bemerkte der Assessor, „so trifft mich Dein Vorwurf nicht, denn ich habe oft Deiner gedacht.“

„Das Gedenken genügt mir nicht,“ entgegnete Oehlrich, „lass es künftig lieber Dich in die Wirklichkeit hierher leiten.“

„Gerne, und wie schön Du wohnst.“

7

„Es freut mich, wenn Du meine Zimmer behaglich genug findest, um gerne darin zu verweilen,“ entgegnete der Professor, indem er eine anstoßende Tür öffnete und die Freunde durch mehrere Stuben führte, deren Dekoration der Assessor mit kritischen Kennerblicken musterte. Als er den Teil derselben, welcher auf der anderen Seite lag, verschlossen fand, sagte er, während er in die Wohnstube trat: „die anderen Zimmer bleiben wohl für die Frau Professorin, denn nun wirst Du doch wohl nicht länger zögern Dich zu verheiraten? Luther sagt:

> Es gibt kein lieberes Ding auf Erden
> Als Frauenlieb! wem sie mag werden.

Und gestehen wir es nur, nicht einmal ein vollständiges Arrangement können wir ohne die Frauen treffen. Bei allem Geschmack, den ich im Allgemeinen in Deiner Einrichtung finde, fehlt ihr doch der Reiz, den eine weibliche Hand allein zu verbreiten vermag. Ich vermisse hier alle jene entbehrliche aber doch so anmutige Dinge, die der Duft des Behagens sind, und ich muss Dir nur offen sagen: es weht mich hier noch ein wenig kalt an.“

„So trinke Tee mit Cognac oder ein Glas Wein,“

antwortete der Professor lächelnd, während er nach dem Diener klingelte, und ihm befahl, beides herbeizuschaffen. „Einstweilen aber mögen Euch diese Zigarren genügen, sie sind von den besten.“

„Gerne würde ich auf ihren Genuss verzichten,“ erwiderte der Doktor, „wenn uns eine liebliche Hausfrau gegenübersäße. Ja Edmund hat Recht, Du musst heiraten! Hat er Dir Luther’s Worte zugerufen, so erinnere ich Dich an den Ausspruch Salomons des Weisen: Wem ein tugendsames Weib beschert ist, die ist viel edler als die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen!“

„Verschont mich mit Euren Zitaten: ich könnte Euch mit einer Menge ganz anderer antworten. In der Sacontala steht: „Verkehrte Weiber sind die Pest des Hauses! und da man kaum andere mehr findet, will ich das meine rein erhalten“ Ich glaube kaum, dass Ihr hier je eine Hausfrau erblicken werdet.“

„Das Bedürfnis nach dem Glück der Ehe wird sich auch bei Dir früher oder später geltend machen,“ meinte der Doktor.

„Du hast das weibliche Geschlecht mit Illusionen umgeben,“ sagte der Assessor, „die schwinden mussten,

und nun fühlst Du Dich enttäuscht und verstimmt. Die Schuld ist Dein. Du hast an die Einzelne, die Dir begegnete, wahrscheinlich verfrühte Ansprüche gemacht und den Ernst gesucht, wo es sich um das Spiel handelte. Ich aber war klüger und habe nur den Genuss gesucht und gefunden, ohne über die Motive der Hingabe zu grübeln und ohne meine eigene Freiheit einzubüßen. Warum soll ich mich nicht von einer Kokette umstricken lassen, wenn es auf anmutige Weise geschieht und mich nicht fesselt? Warum, wenn verführerische, durch Geist und Anmut belebte Formen mich reizen, nach der Vollkommenheit des Charakters forschen; heißt das nicht zwecklos pedantische Prüfungen anstellen? Schwinden erst alle Vergnügungen und Irrtümer des Junggesellenlebens, wünschen wir endlich dessen Verirrungen mit der Ehe abzuschließen, und wollen wir uns für ewig binden — eine Ewigkeit, die juristisch keine unbedingte ist, — dann ist es in der Ordnung zu prüfen, damit wir uns die eheliche Ehre und das eheliche Glück sichern.“

„Aber wo findest Du es? Ich muss gestehen, dass ich unter allen mir bekannten Ehen keine einzige ganz glückliche kenne,“ erwiderte Oehlrich.

„Gewiss durch die Schuld der Männer, welche so oft die Frauen moralisch in der Ehe verlassen und ihre Heiligkeit durch Leichtsinn und Leidenschaft verletzen," sagte Doktor Lork.

„Ich gebe es zu, dass es die Frauen selten durch eine Untreue tun, aber im Allgemeinen find sie noch mehr als wir dem Materialismus der Zeit erlegen, der ihrer Seele die Kraft entzogen hat, sich über kleine und nichtige Dinge zu erheben. Welche von ihnen ahnte denn die hohe Mission, zu der sie berufen sind."

„Ist es möglich!" rief Edmund erstaunt, „dass Du zu denen gehörst, welche für die Erhebung der Frauen zu einer noch nie dagewesenen Rolle, für ihre Emanzipation schwärmst?"

„Keineswegs," erwiderte Oehlrich „Die Idee der Frauenemanzipation ist ein extremes Produkt krampfhaften Bedürfnisses, auch wenn sie nicht in so oberflächliche" und renommistische Äußerungen ausläuft, wie wir sie erlebt haben. Wir dürfen die letzten Schranken gegen die herrschende Frivolität nicht niederreißen. Genug, dass wir sie nicht achten, dass wir bei uns das Laster der Ausschweifung und alle Ver-

irrungen der Sinne stillschweigend dulden. Wenn die Männer die Freiheit, welche sie vor den Frauen voraushaben, missbrauchen, so werden es auch diese in deren Besitz tun, und wir würden gänzlich der sittlichen Auflösung entgegen gehen.“

„Warum durch eine so schwarze Brille sehen?“ erwiderte Edmund. „Des Mannes Trug war immer gleich, so lang die Schwalben ziehen, sagte Shakespeare. Lass auch Du deshalb den Männern das Privilegium der freien Liebe ungeschmälert. Denk an Socrates, der mit Aspasia disputierte, während sie auf den Knien von Alcibiades saß. Der Umgang mit schönen Weibern gehört zu der Poesie des Lebens; er ist wie der Genuss des Weines, den kein echter Mann entbehren mag. Man setzt mit Lust den vollen Becher immer aufs Neue an die Lippen.“

„Bis der Geist umnebelt, die Kraft des Körpers gebrochen ist.“

„Dahin muss man es nicht kommen lassen, aber der Missbrauch schließt nicht den Gebrauch aus. Oder willst Du, weil es Trunkenbolde gibt, die Weinberge ausroden? Gott hat sie ja auch nach Loth’s Fall fortgedeihen lassen; lass uns also die Freiheit und schmähe

die Frauen nicht, welche dem Bedürfnis hold entgegenkommen. Wären sie lauter Bestalinen, wie langweilig und unbefriedigt müsste das Leben sein. Habe ich nicht Recht, Lork?“

„Ich glaube Oehlrich ist sehr entfernt, an Kurtisanen und Grisetten zu denken, und lässt Dir Deine Demimonde unangegriffen, wenn er von Frauen spricht,“ antwortete der Doktor, „aber ich muss gestehen, dass ich noch immer nicht weiß, was Du eigentlich von ihnen forderst.“

„Reformieren sollen sie durch ihre Sitten die unseren; den Stand der Gesellschaft der Natur analoger machen, und nicht mehr unsere Mitschuldigen, sondern, wenn es sein muss, lieber unsere Richter werden.“

„Das heißt sie ihrem Beruf, der die Liebe ist, entziehen wollen.“

„Nein, das heißt sie dahin leiten, nur den Würdigen zu lieben. Sie sollen sich nicht zur leichten Beute Jedem, der sich ihnen naht, hingeben; nicht der Spielball unseres Geschlechtes sein“ von dem der Verworfenste sich noch berechtigt glaubt, nach der Reinsten seine Hand auszustrecken und es oft nicht vergebens tut.“

„Aber die Bibel selbst erhebt den reuevollen Sünder über die Schuldlosen, warum sollen es denn nicht die Frauen tun?“ rief Edmund lachend.

„Schweifen wir nicht ab; welchen Vorwurf machst Du ihnen denn?“ fragte Lork.

„Dass die meisten von ihnen jetzt ohne Grundsätze sind, den Schein statt des reinen Glückes, den Glanz statt der Wahrheit, den Sinnenrausch statt Lichter Befriedigung suchen, und dass sie selbst nicht einmal von ihrer eigenen Würde durchdrungen sind.“

„Das sind Paradoxen.“

„Nein, das ist das Resultat einer traurigen Erfahrung, die durch meine Praxis noch vermehrt worden ist.“

„Aber auch ich bin Arzt,“ sagte Doktor Lork, „auch ich komme mit Frauen in Berührung und lerne sie in den verschiedensten Verhältnissen kennen, aber ich bin gerechter als Du. Ich schreibe nicht die Schwäche, der wir alle erliegen, den Frauen zu, die sich nur zu leicht von ihren Gefühlen beherrschen lassen.“

„Glaubst Du wirklich, dass sich die Frauen noch durch ihr Gefühl bestimmen lassen? Wäre es so,

dann stände es anders um unsere sozialen Verhältnisse. Das Gefühl in ihnen ist rein und wahr, aber es wird verflacht und erstickt.“

„Es wird nur irregeleitet und das tun wir Männer zu unseren Gunsten,“ sagte Edmund.

„Nein, nein, die Männer sind es nicht immer, die sie verführen, es ist auch ihre Eitelkeit, die . . . .“

„Halte ein!“ rief Edmund, „und glaube mir selbst, da wo wir die Gunst bezahlen, suchen wir uns in die Illusion zu versetzen, dass das Herz an der Gewährung Teil hat. Diese Illusion ist uns unentbehrlich, wenn nicht der schönste Genuss wie durch einen Eishauch erkaltet und ertötet werden soll. Du aber bist als Arzt Verpflichtet zu erhalten und nicht zu töten; wenn Du uns aber den Glauben an die Frauen nimmst, tötest Du das Bessere in uns, denn, „fügte er ernst hinzu“, sie allein können noch dem erkalteten Herzen seine ganze Empfindung wiedergeben, und unserem zersetzten Wesen die Harmonie!“

„Könnten wir Ärzte,“ fuhr Oehlrich fort, ohne die Worte des Freundes zu beachten, „nur offen über alles sprechen, so würde die Wahrheit dadurch mehr als durch alle philosophischen Forschungen gefördert werden,

denn uns zeigt sich am leichtesten der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung. Indem man uns die Schwäche des Körpers klagt, enthüllt man uns noch manche andere!“

„Über dieses Enthüllen, das nicht verborgene Reize offenbart, sondern die Form zerfetzt und auseinander schält, bis wir bei dem Nichts ankommen! Jenes Enthüllen ließ ich mir gefallen, aber vor diesem empfinde ich einen unüberwindlichen Abscheu. Ihr seid Anatomen, auch psychologische, die zerstören um zu entdecken und die das Leben nicht fassen, das ihnen unter den Fingern und dem Messer entflieht. Ich halte es nicht nur für schöner, sondern auch für vernünftiger, die Form am lebendigen Körper zu studieren und dem Pulsschlag, den ich fühle, die schönste Bedeutung zu geben. Ich suche nie den Zauber der Schönheit zu ergründen, ich weiß ihr für ihre Existenz Dank, wie einem sonnenhellen Tag, der über meinem Haupte strahlt, wie einer duftenden Atmosphäre, die mich umgibt, und glaubt mir, an der Schönheit der Frauen muss selbst die Wahrheit ihre schneidende Spitze abstumpfen. Die Täuschung ist oft ein Gewinn und ich liebe sie mehr als eine hässliche Wahrheit.“

16

„Und ich liebe die Wahrheit über alles," sagte Lork, „aber sie verliert wahrlich nichts an ihrem Reiz durch die Kenntnis der Frauencharaktere. Nein, sie allein üben noch die erhabensten Tugenden und Gottlob auch jene Pflichten, welche Fundamente des ganzen Lebens sind."

„Aber so lange noch so viele von ihnen äußere Sittengesetze so hoch als die inneren stellen, so lange sie noch den Egoismus mehr als die Liebe anerkennen und wider die Natur handeln, kommen wir alle aus dieser sittlichen und moralischen Verirrung und aus dem Zwiespalt einer unwahren Existenz nicht heraus."

„Du schmähst die Frauen und möchtest sie zum Priestertum des reinen Menschentums machen. Das ist ein Widerspruch und lässt annehmen, dass selbst Dein Tadel aus einer zu großen Verehrung für sie entspringt."

Lag in dieser Bemerkung Lork's eine Wahrheit, welche der Professor fühlte, oder glaubte er zu weit gegangen zu sein? Er widersprach nicht mehr, ja er gestand, dass er vielleicht schon Fehler und Laster sehe, wo andere mir eine Schwäche erkennen. „Jedes Auge hat seine eigene Sehweite," fügte er hinzu, „und Ihr

müsst bei meiner Auffassung die metaphysische Richtung meines Geistes, vielleicht auch meine ganze Jugend berücksichtigen.“

„Du bist nicht in der Residenz geboren?“ fragte Edmund.

„Nein, ich bin aus einer Provinzialstadt Süddeutschlands und von einer Mutter erzogen, deren Andenken heute noch in einer solchen Frische in mir lebt, dass die Erinnerung an sie allein meiner Ansicht über die Frauen widerspricht, aber sie war auch eine der seltensten! In einem an vielen Schmerzen reichen Leben,“ hatte sie die Einfachheit und Güte des Herzens, die Reinheit und den Adel der Gesinnung bewahrt. Dabei verlieh ein bewunderungswerter Verstand ihr eine Klarheit des Urteils und eine Schärfe der Auffassung, die oft selbst geistvolle Männer frappierte, ihr aber mehr Mitleid als Abscheu gegen Irrtum und Fehler einflößte und sie unendlich milde und nachsichtig gegen Andere machte.

Sie wurde in einem Alter Witwe, in dem selbst ihr Äußeres sie noch wünschenswert erscheinen ließ, aber sie hatte sich ganz meiner Erziehung geweiht. Ich war das letzte, vielleicht auch das einzige Glück

ihres Lebens, das leider zu früh, eben als ich zur Universität gehen wollte, endete. Die Trauer um sie schützte mich vor manchem Leichtsinn, aber sie gab auch meinem Charakter jene unglückselige Richtung, die mehr in der Reflexion, als im Vergnügen Genuss findet.

Wenn andere junge Leute sich den glücklichen Täuschungen, dem frohen Leichtsinn der Jugend hingaben, suchte ich wissenschaftliche Probleme zu lösen oder ich vertiefte mich in philosophische Untersuchungen. Aber wir müssen es immer auf eine gewisse Art büßen, wenn wir die natürlichen Phasen nicht durchmachen, und wenn wir durch einen Sprung einen, anderen Standpunkt erreichen, statt durch einen gleichmäßigen Fortschritt, so liegt immer etwas Unausgefülltes zwischen dem Ausgange und dem Ziele, das sich früher oder später fühlbar macht; Hätte ich, wie die ganze akademische Jugend, meine Träume gehabt, so würde meine Seele ihren Schwung und ihre Frische bewahrt haben und wenn ich mehr die kleinen Verirrungen der Studenten geteilt hätte, wäre ich in meinem Urteil milder und nachsichtiger geworden. Aber indem ich mich von jeder unreinen Atmosphäre fern zu halten

suchte, beschlich mich eine gewisse Kälte, denn nur in Tälern ist es warm, auf hohen Bergen eine zwar reinere, aber auch rauere Luft.

Ich nährte damals einen moralischen Hochmut, der mich für alles, was ich mied, entschädigte, denn ich war auf dem besten Wege ein kalter Mensch, ein trockner Gelehrter zu werden, und nur, dass ich mich den Studien der Medizin weihte, schützte mich davor, obgleich es wieder meinen Hang zum Forschen nährte. Ich hatte eine ungemein hohe Ansicht von dem Beruf eines Arztes, die mich auch in meinen Forderungen an mich selber strenger machte. Ich wollte meinen Körper nicht durch den Genuss entnerven, weil ich dessen Gesundheit für die Klarheit des Geistes und für die Stimmung des Gemütes notwendig hielt, und vor allem wollte ich meine moralischen Eigenschaften bewahren, um des Vertrauens der Kranken würdig zu seien. Alles forderte mich zum Beobachten und zum Denken auf, da der Gegenstand der Heilkunde der Mensch in seiner verschiedenartigen Mannigfaltigkeit ist. Denn, wie die Anatomie nicht zur Erkenntnis des menschlichen Körpers genügt, sondern die Physiologie, die Erforschung der Lebensprozesse hinzu-

kommen muss, so lässt sich weiterhin die körperliche Individualität, die der echte Arzt auffassen muss, nicht ohne die seelische begreifen. Ich sah mich also durch mein spezielles Studium genötigt und verpflichtet, den ganzen Menschen in seiner mannigfachen individuellen Ausprägung mit allen seinen Lebenstätigkeiten und Triebkräften zum Gegenstande meiner Forschungen und Untersuchungen zu machen. Dabei konnte ich wieder nicht bei dem einzelnen Menschen stehen bleiben, ich musste auf die sozialen Beziehungen und Verhältnisse, die das Leben des Einzelnen bewegen und gestalten, eingehen, und tat es mit dem Drange, der sich in mir entwickelt hatte, überall den Schein zu durchdringen und die Wahrheit, das heißt, die verborgene Wirklichkeit bloß zu legen. Ein unglückliches Bedürfnis, wenn es zur Leidenschaft, zur Sucht wird! Es kann stets nur halb befriedigt werden, weil jede Entdeckung uns neue Geheimnisse entgegenstellt und was den Durst stillen soll, ihn noch steigert.

Meine Universitätstage waren beendet. Ich hatte während derselben manche flüchtige Berührungspunkte mit jungen Leuten, aber keinen wahren Freund gefunden. Mein damals so strenges Leben, mein scharfes Urteil

verscheuchten vielleicht manche innige Annäherung, die sich so leicht unter jungen Leuten findet, aber da niemand mir ein lebhaftes Interesse einflößte, so empfand ich meine Abgeschlossenheit nicht mit Bedauern.

„Da kamst Du, mein Lork, hierher, um dein Staatsexamen zu machen.“

„Ja,“ sagte der Doktor, sein sinnendes Auge auf den Professor richtend, „es war eigentümlich, wie ich mich sogleich zu Dir hingezogen fühlte. Aber Du erwidertest meine freundliche Annäherung mit einer so gemessenen Artigkeit, dass ich mich schon verletzt zurückziehen wollte, als die Verwundung eines Bekannten, dem ich bei einem Duelle sekundierte und der sich nur von Dir behandeln lassen wollte, uns wieder näherte und so innig vereinte, dass seit der Zeit kaum Tage vergangen sind, ohne dass wir uns gesehen hätten!“

Beide Freunde riefen noch manche Erinnerung durch ihre Mitteilungen wach, die selbst den Assessor lebhaft interessierten. Auch er erzählte von seinem Leben auf der Universität, aber in seinem Bereich lag mehr die bunte Mosaik des Scheins und die witzige Zusammenstellung der Kontraste. Er zeigte, wie durch seine Dazwischenkunst ein anderer Geist unter die Freunde

gekommen, und seine humoristische Auffassung der Verhältnisse und Personen brachte auch jetzt einen lebendigeren Ton in ihr Gespräch, dem die Bowle, welche der Professor zu dem Souper, das seine Haushälterin vorzüglich bereitet hatte, hinzufügte, noch mehr Schwungkraft gab.

Das ernste Thema, von dem sie ausgegangen, war längst vergessen, als um Mitternacht die Freunde in der heitersten Stimmung, und der Assessor mit dem Versprechen, ihn bald wieder aufzusuchen, von dem Professor trennten.

II.

„Du ahnst nicht, Oehlrich, welches Unheil Du mit Deinem Urteil über die Frauen gestiftet hast,“ rief einige Tage später der Assessor bei seinem Eintritt den beiden Ärzten zu, welche, von einer gemeinsamen Konsultation zurückkehrend, über einen bedeutenden Krankheitsfall disputierten, und sehr entfernt waren, jenes Gesprächs noch zu gedenken, das Edmund jetzt wieder aufnahm.

„Ich komme,“ fuhr er fort, „eben von der Liebenswürdigsten ihres Geschlechtes, der ich schon lange meine Huldigung darbringe und der ich sogar meine Freiheit zu opfern bereit bin. Alles war mir heute, wie nie zuvor, günstig — die Gelegenheit, ihre Stimmung — schon wollte ich mich erklären, da fiel mir unglückseligerweise Dein Urteil über die Frauen ein. Ich

weiß nicht, warum mir plötzlich die sanfte Zuneigung meiner Angebeteten wie Berechnung erschien, ihr holdes Lächeln wie lauernd — vielleicht:

> Nur von Laune rührt es her,
> Die ihre Stunde hat bei jedem Mann . . .

Genug, der Zauber, der sonst sie umgab, wich von ihr. Die Umwandlung meiner Gefühle währte zwar nur eine Minute, aber ich griff in dieser nach meinem Hute und empfahl mich unter dem Vorwande, von Dir erwartet zu werden. Nun bin ich aber in einer ganz anderen Stimmung hier. Ich möchte Dir am liebsten beweisen, dass Du wissentlich oder irrtümlich Trugschlüsse machst, die Du nicht aus der Erfahrung, sondern aus einer nur gefassten Meinung ziehst.“

„Du irrst, meine Ansicht gründet sich auf Tatsachen,“ antwortete Oehlrich ernst.

„Die Du willkürlich auffasst.“

„Nein, die keine andere Deutung zulassen.“

„Das ist die Frage!“ fiel der Doktor ein.

„Ja, darum handelt es sich allein. Durch allgemeine Bemerkungen lasse ich mich nicht mehr überzeugen; ich will die Begebenheiten kennen, aus denen Du sie ziehst, und die Gründe wissen, die Deinen

Wahn über die Frauen veranlasst haben, damit ich ihn widerlegen kann.“

„Gemach, gemach, meine Freunde! Ihr stürmt ja auf mich ein, als wolltet Ihr mich in meinen Grundfesten erschüttern!“ rief Oehlrich lächelnd.

„O, es muss uns auch noch gelingen!“ sagte Lork.

„Ja, es gilt einen entschiedenen „Kampf!“ rief Edmund geteilt zwischen Ernst und Lachen.

„Gut, ich nehme ihn an, und damit der Sieg Euch leichter werde, will ich Euch meine erste Bekanntschaft vorführen, und Euch eine Tatsache mitteilen, wie sie sich täglich begibt, die Ihr vielleicht entschuldigen, ja natürlich finden werdet,“ antwortete Oehlrich.

„Nun wohl!“ rief Edmund, „aber dann werde ich nicht nur für die Frauen plädieren, sondern Dein Richter sein!“

„Ich hatte soeben,“ begann Oehlrich, „mein Examen beendet. Die Dissertation, die ich dazu geschrieben, hatte gefallen, ja Einige behaupteten, ich hätte darin einen bedeutenden Fond von Gelehrsamkeit gezeigt — ich weiß nur, dass ich es ihr danke, die Aufmerksamkeit bedeutender Männer auf mich gelenkt zu haben. Einer von ihnen, der Professor Siegwart, hatte mich schon

früher begünstigt. Du weißt es, Lork, dass wir oft noch gemeinsam seine geistvollen Kollegen besuchten, aber er gab sie, wie auch seine glänzende Stellung, plötzlich auf, um seine leidende Frau nach dem Süden zu begleiten. Du warst damals Militärarzt in der Provinz. Es war kurz nach Deiner und einige Monate vor seiner Abreise, als er mich zu sich beschied und nach der gewöhnlichen Begrüßung mit der wohltuendsten Wärme und den schmeichelhaftesten Worten mir sagte, warum er sich für mich interessiere.

„Aber Ihre Abgeschlossenheit," fügte er hinzu, „muss ich strenge tadeln. Sie wollen, wie ich höre, praktischer Arzt werden, und als solcher gehören Sie der Gesellschaft Ich fordere nicht von Ihnen, dass Sie deren Gunst sich durch kleinliche Mittel zu erringen streben, aber Sie müssen die Berührung mit derselben nicht meiden, vielmehr suchen." Und nun teilte er mir mit, dass er von mir zu befreundeten Familien, deren Arzt er war, gesprochen und in ihnen den Wunsch erregt habe, mich kennen zu lernen. Er wollte mich denselben vorstellen, und ich sollte mich dazu bereithalten.

Mehr das Ehrende, als das Vorteilhafte in

diesem Anerbieten sehend, machte ich dennoch nur ungern davon Gebrauch, aber ich wagte nicht, aus Rücksicht für den Professor, es abzulehnen. Die Benutzung desselben erwies sich auch bald als fördernd für meinen ärztlichen Ruf und verschaffte mir manche interessante Bekanntschaft. Der Professor führte mich in verschiedene Familien ein, wobei er sich aber niemals ein Urteil über sie erlaubte. Einmal jedoch, als wir den Salon eines Bankiers betraten, gab er diese Zurückhaltung auf, indem er mich lächelnd vor der verführerischen Liebenswürdigkeit der Tochter warnte.“

„Damals hast Du wohl nicht mit so kritischen Blicken die Frauen betrachtet?“ fragte Edmund.

„Wohl möglich, denn ich war zehn Jahre jünger, aber es ist bezeichnend, ja vielleicht entscheidend, dass die erste Frau, die mich interessierte, und — dass ich es nur gestehe — es war jene, auf die der Professor mich aufmerksam machte, mich durch ihr ganzes Wesen zwang, das Gefühl, das sie mir einflößte, zu beherrschen oder wenigstens zu verbergen, und dass sie mich mehr reizte, sie zu studieren, als mich ihr hinzugeben.

Es war ein junges Mädchen, das durch Schönheit und Anmut aller Blicke und Wünsche auf sich

zog, und das wirklich ein seltenes reich begabtes Wesen zeigte.

Ihre dunklen Augen strahlten von Feuer und Geist und übten einen magischen Zauber, der nur für einen feinen Beobachter durch einen kalten Zug um den schönen Mund vernichtet wurde, dessen Schärfe sich gewöhnlich in den weichen Linien des schönen Antlitzes verlor. Ihre Gestalt war schlank und von den vollendetsten Formen, aber die Haltung oft lässig. Es war ein Dualismus in ihr, der sich selbst in ihrer äußeren Erscheinung nachweisen ließ. Aber bei allem, was sie tat, umschwebte sie doch ein bezwingender Reiz, der von einem mehr scharfen als schwungvollen Geist, einem mehr glänzenden und schneidenden, als harmlosen Witz noch gehoben wurde.

Hätte eine innere Harmonie ihr Wesen durchdrungen, so wäre sie das schönste Geschöpf gewesen, das ich je erblickt habe, aber ich fühlte einen Mangel in ihr, ohne ihn damals nachweisen zu können. Es fehlte ihr der Zauber, den junge Mädchen, sollen sie wahrhaft fesseln, für mich haben müssen: die Reinheit der Seele und die Ursprünglichkeit der Empfindung Bei Caroline waren beide getrübt worden durch das

Leben in der Gesellschaft, für die sie vorzugsweise gebildet war. Doch ich will hier nicht das Mangelhafte der modernen Erziehung nachweisen. Für Caroline konnte dies auch nicht maßgebend sein; sie hatte Geist genug, sich selbst ein Urteil zu bilden und ihr ganzes Wesen strebte nach Selbstständigkeit und freier Gestaltung. Kein äußeres Hindernis trat ihr entgegen und sie konnte dem Zuge ihres Herzens folgen; aber war sie geneigt, es zum Leiter auf ihrem Lebensweg zu nehmen?

In dem Hause ihrer Eltern, das gediegenen Reichtum mit einem geläuterten Geschmack und wahrer Gastfreiheit verband, vereinigte sich die gewählteste Gesellschaft, deren Mittelpunkt Caroline bildete. Ihre natürlichen Eigenschaften erhöhten das Verdienst, eine reiche Erbin zu sein und vermehrten die Zahl ihrer Verehrer. Sie nahm ohne Prüderie alle Huldigungen auf, eigentlich wie einen Tribut, der ihr gebührte, wie einen Weihrauch, der ihr wohltat, doch der ihr nicht die Sinne betäuben, das Auge verschleiern sollte.

Noch konnte man ihr Herz unberührt nennen, und beobachtete man die jungen Leute, die sie umgaben, so musste man gestehen, dass sich die meisten von ihnen

zwar durch Eleganz, die wenigsten aber durch Geist auszeichneten, und keiner durch einen hervorragenden Charakter. Es war daher natürlich, dass sie unter ihnen keine Wahl traf, denn da sie nicht gewöhnlich war, oder wenigstens nicht so erschien, glaubte man, nur ein bedeutender Mann könne ihr genügen.“

„Aber warum suchtest Du nicht ihre Gunst zu erwerben? Von Deinem interessanten Äußeren und Deinem Reichtum unterstützt, wäre es Dir wahrscheinlich gelungen,“ meinte Edmund.

„Du bist sehr gütig, das anzunehmen, aber ich sagte schon, dass Caroline nicht dem Ideal entsprach, das ich damals hegte und wozu das Bild meiner Mutter mir die Farben lieh. Nie hätte auch meine ernste Richtung sie angezogen und nichts zeigte von einer sympathischen Berührung zwischen uns. Aber ich sowohl, wie alle, die mit der Familie befreundet waren, erwarteten, dass sie einen von den beiden Männern wählen würde, die sich später fast zur gleichen Zeit bei ihren Eltern einführen ließen, und die beide geeignet waren, dem wärmsten Mädchenherzen und den Forderungen der besorglichsten Elternliebe zu genügen. Sohn eines reichen Bankiers und eigentlich ein.

Verwandter des Hauses, hatte der eine — Oscar wollen wir ihn nennen — die Rechte studiert, aber er nahm keinen Staatsdienst, weil er, durch ein von seiner Mutter ererbtes Vermögen unabhängig, das Leben sich frei gestalten wollte. Er war mit Leidenschaft Landmann und hatte sich eben ein Gut, eine kleine Tagereise von der Residenz entfernt, gekauft. — Von einer seltenen Frische der Empfindung und Anmut des Benehmens erschien Oscar sehr liebenswürdig. Äußerlich glänzend, war er doch innerlich fest und ebenso tief im Wissen als gewandt in geselligen Formen. Seine vielfachen Reisen hatten ihm einen sondernden Blick für die mannichfaltigsten Verhältnisse gegeben, und ihn ebenso praktisch gemacht, als er theoretisch gebildet war. Voll Lebenslust, doch ohne Leichtsinn, versprach sein ganzes Wesen der Frau, die er wählen würde, ein heiteres und doch von innerer Bildung gehobenes Leben. Man konnte sich kein schöneres Paar, als ihn und Caroline, um die er offen warb, denken.

Der andere Bewerber war ein junger Professor. Von gewinnendem Äußeren und Wesen war er mehr noch wegen seiner Persönlichkeit, als wegen seines

wissenschaftlichen Rufes gesucht. Bei dem ehrenvollsten Charakter und den entschiedensten Grundsätzen hatte er das seltene Talent, den verschiedensten Individualitäten gleich zu gefallen. Man hätte ihn für einen Diplomaten nehmen können, wenn nicht die Glut und Tiefe seiner Empfindung ihn oft hingerissen hätte, aus seiner gewöhnlichen Ruhe herauszutreten.

Ich erkannte leicht, dass er bald eine sehr geachtete Stellung einnehmen und eine glänzende Zukunft haben würde, und ich dürfte Euch nur seinen Namen nennen, um zu beweisen, dass die Welt mein Urteil bestätigt hat. Bezeichnend für ihn war es auch, dass Oscar ihn wie einen Bruder liebte, und doch war die Art, wie er Caroline auszeichnete, bemerkbar und entschieden.

Ich fand den Professor bedeutender als Oscar, aber ich glaubte, dass sie eben deshalb ihn nicht wählen würde. Dem Andern gegenüber schien sie sich freier und leichter zu fühlen. Sie war sich dann ihrer Vorzüge mehr bewusst. In der Nähe des Professors war sie sinniger und stiller; denn obgleich sie seinen seltenen Wert wohl erkannt hatte und von seiner Liebenswürdigkeit oft hingerissen war, sträubte sie sich doch

gegen eine Macht, die ihr einen moralischen und geistigen Zwang aufzuerlegen schien.

Mit Oscar fand sie tausende Beziehungen; sie scherzte und lachte mit ihm, und seine Lebensbeziehungen und Zukunftspläne schienen auch ihren eigenen Anschauungen zu entsprechen. Aber dennoch verzögerte sich eine bestimmte Entscheidung, der alle nähern Freunde des Hauses teilnehmend und gespannt entgegensahen.

Wir hatten unwillkürlich alle Partei genommen, aber keiner ahnte einen Ausgang; der unverhohlenes Erstaunen, ja bei Einigen Unwillen erregte. Caroline verlobte sich nämlich plötzlich mit einem reichen Bankier, den niemand im Hause, als der Vater bis jetzt beachtet hatte.

Herr von S., schon über den Lebenszenit hinaus, war von mittler Größe und starker Gestalt, an der selbst der wohlwollendste Blick nichts Angenehmes bemerken kannte. Noch weniger war sein Gesicht im Stande, die Aufmerksamkeit zu fesseln, denn es zeigte gewöhnliche, ja fast stumpfe Züge, die nur von einem Ausdruck der Willenskraft und Klugheit vergeistigt waren. Er lebte seinen Finanzoperationen und dem materiellen Genuss; kein höheres Interesse hatte ihn

je durchdrungen, noch beschäftigt. Er wurde zwar ein Kenner und Beschützer der schönen Künste genannt, aber er umgab sich mit ihren Werken nur wie mit jedem anderen Luxusartikel, und seine Frau wählte er auch wie einen solchen, denn ich glaube nicht, dass eine wirkliche Neigung ihn zu Caroline geführt hatte. Mit ihrem Äußern und ihrem Vermögen war sie eine Frau, wie er ihrer bedurfte, um würdig das Haus repräsentiert zu sehen, das er seinen Verhältnissen angemessen in Paris machen wollte.

Aber warum hat sie ihn gewählt? fragten wir uns. Gehörte sie zu jenen Naturen, die ein tiefliegender Egoismus vor aller Zärtlichkeit des Herzens schützt, oder zu jenen, die nur in der Atmosphäre der Eleganz sich auf ihrer Höhe erhalten, und um ihre höchste Anmut zu entfalten, in einem Meer von Licht und Diamanten schwimmen müssen?

Mit Oscar hätte Caroline auf das Land, mit dem Professor die erste Zeit gewiss nach einer kleinen Universität gehen, und bei Beiden einem glänzenden geselligen Leben entsagen müssen, darum wandte sie sich von Beiden ab und bewies dadurch, dass sie bei ihrer leeren Seele, bei ihrem kalten

Herzen keiner Hingebung, sondern nur der Berechnung fähig war.“

„Du urteilst vielleicht zu strenge,“ sagte der Doktor. „Wer weiß, welches Missverhältnis sie von Oscar fern hielt und ob der Professor sich wirklich um sie beworben hat.“

„Gewiss, ich bin genau unterrichtet. Beide haben mit mir später über ihr Verhältnis zu Caroline gesprochen. Der Professor mit Energie und männlicher Überwindung. Oscar mit Leidenschaft und Hass. Beide mussten zwar gestehen, dass Caroline ihnen eigentlich keine Treue gebrochen, aber sie waren, wie ich, empört, dass sie selbst sich aufgegeben hatte. Wäre sie erlegen im heftigen Kampf der Leidenschaft, im Streit widersprechender Verhältnisse, dann hätte man noch Versöhnung finden können. Aber jetzt hatte kein Dämon der eigenen Brust sie verlockt, keine fremde Sinnlichkeit die ihre entflammt, kein Geistes- oder Seelenschwung sie fortgerissen. Nein, sie hat bewusst und kalt, statt den reichen Inhalt des Lebens zu wählen, ihn von sich gewiesen, um nach der leeren Schale zu greifen. Das war eine offenbare Empörung gegen jedes Heilige.“

„Aber wie viele Mädchen heiraten aus Konvenienz,“ bemerkte der Doktor.

„Das sind schwache, unzurechnungsfähige Geschöpfe oder solche, die durch Verhältnisse oder Verwandte gezwungen werden. Caroline aber war frei, ihre Eltern beschränkten sie weder durch ihren Einfluss, noch durch ihre Wünsche, denn sie kannten keine höheren, als die für das Glück ihrer Tochter.“

„Du hast Recht, wenn Du Caroline tadelst, aber ich begreife nicht, warum Du wie von einer Verbrecherin von ihr sprichst,“ sagte der Assessor.

„Hat sie denn durch ihre Verbindung kein Verbrechen wider die Natur begangen, nicht gegen ihr eigenes Herz und ein anderes, das sie hätte beglücken können? Frei durch Geist und Willen, unabhängig durch Verhältnisse und Vermögen, gibt sie ein durch alles Schöne und Edle verklärten Leben für den Glanz einer äußeren Stellung hin! Und solche Frauen wagen es, jene unglücklichen Geschöpfe zu verdammen, die aus Mangel einer geregelten Erziehung, vielleicht durch böse Beispiele verfährt, oder durch die Not gezwungen, sich einem Wüstling in die Arme werfen!“

„Du schweifst von Deiner Erzählung ab.“

„Aber ich bleibe bei demselben Genre: dass die Frauenwürde durch die Schuld der Frauen gesunken ist, indem sie aus Leichtsinn, Prunksucht und Herzensdürre das Gefühl, das sie vertreten sollen, verleugnen, dass es also nur von ihnen selbst abhängt, sich aus der Erniedrigung ihrer Existenz zu erheben, was nur dann möglich sein wird, wenn —“

„Ach!“ fiel Edmund lächelnd ein, „ich glaubte Du wärest nur ein scharfer psychologischer Beobachter, aber Du bist, was man so selten mit dem vereint findet, auch ein Enthusiast, und möchtest wohl ein Reformator werden!“

Oehlrich wollte antworten, doch Lork sagte: „Ehe Du Dich in einen Disput einlässt, erzähle uns lieber, was aus Caroline geworden ist.“

„Fast fürchte ich das, was ich schon damals in ihr sah,“ erwiderte Oehlrich.“

„Und ich, dass Deine vorgefasste Ansicht über die Frauen Dich leicht zu immer neuen Irrtümern verleiten kann,“ sagte Lork

„Misstraust Du meinem Urteil, nun so bleiben wir einfach bei Tatsachen stehen; ziehe selbst aus

ihnen Deine Schlüsse. Caroline heiratete den Bankier und zog mit ihm nach Paris, wo er zu der haute finance gehört. In einen Kreis versetzt, der jedes ethischen Mittelpunktes entbehrte, und wo abstumpfende Spekulationen das feine Gefühl Vernichten, konnte sie wahrlich nicht an sittlicher Kraft gewinnen. Doch sie hatte ja nie nach der idealen Bedeutung des Weibes gestrebt, sondern, wie jetzt die meisten von ihnen, nur nach Luxus und Glanz, und sie hatte Beides erreicht. Ihr Haus strahlte von Eleganz, ihre Diners waren berühmt, ihre Bälle die ausgezeichnetsten und ihr Salon immer gefüllt. Aber in so vielfache Beziehungen sie auch durch das Leben in der Gesellschaft mit Männern kam, ihr Ruf blieb unangetastet. So lag in ihrem Wesen wenigstens Konsequenz. Diese Negation des Gefühls ließ vermuten, dass sie sich selbst zur höchsten Instanz gemacht hatte. Der Egoismus, der Glanz, die Sucht zu herrschen haben schon oft das Leben einer Frau ausgefüllt. Ich glaubte nach allem, was ich hörte, auch das ihre würde so abschließen — da kam sie vor mehreren Monaten hierher.“

„Wie hast Du sie gefunden?“ fragte Edmund.

„Beim ersten Wiedersehen schöner und interessanter als je. Ihre Gestalt hatte an Fülle, aber auch an edler Haltung gewonnen, sie zeigte ebenso viel Selbstbewusstsein als Eleganz. Man erkannte in jeder Nuance die distinguierte Dame, aber ich war erstaunt, dass sie als solche nicht gelten wollte. Ich fand einen Widerspruch darin, der mich reizte und dem ich bald in den seinen scharfen Linien des schönen Gesichts nachspüren wollte, bald in den Tiefen des dunklen Anges, dessen strahlender Blick mir oft unsicher schien. Diese Bemerkung hatte ich freilich nicht Gelegenheit bei dem ersten Besuch zu machen, aber ich wurde der Arzt ihres Mannes, den ich sehr gealtert fand. Die französischen Ärzte hatten ihn nach einem Bade geschickt, dessen aufregende Wirkung ihm leicht hätte tödlich werden können, denn sein durch den Genuss geschwächter Körper kann nur durch das größte Gleichmaß, durch die strengste Diät und Ruhe erhalten werden.

Caroline hatte, wie sie sagte, ihren Mann deshalb von Paris und den Geschäften entfernt; denn sie war die aufmerksamste Gattin. Aber dennoch fand ich bei der strengen Kur, die ich anwenden musste, nicht die

Unterstützung, welche ich von ihr erwartet hatte. Caroline war zu nachsichtig, zu schwach gegen ihren Mann. Sie gab seinen Bitten zu leicht nach, und ihm oft Dinge, welche ich verboten hatte. Und, Lork, Du weißt es ja, welchen Wert ich als Arzt auf die Art legen muss, mit der meine Anordnungen vollzogen werden, da hiervon oft allein die glückliche Vollendung der Kur abhängt; und ich mag es Euch nicht leugnen, dass ich manches Mal wähnte, die von mir angeordnete sei nicht genau befolgt worden. Hätte ich nicht Carolinens Charakter früher gekannt, oder mir zur Studie gemacht, so wäre mir so manche unscheinbare Tatsache entgangen, die mir jetzt bedeutend wurde. Sie kennt keine Zärtlichkeit und Milde, wie sie solche ihrem Manne zeigt. Sollte sie jetzt die weibliche Hingebung zur Verhüllung einer Schwäche oder einer Schuld benutzen?“

„Wie! Du glaubst, dass ich einst noch als Staatsanwalt ihre Bekanntschaft machen könnte?“ rief Edmund.

„Du gehst zu weit in Deinen Folgerungen,“ erwiderte Oehlrich.

„Und Du in Deinen Anschuldigungen!“ sagte Lork.

„Möglich! — aber damit Ihr mich nicht für einen Toren haltet, muss ich Euch gestehen, dass mich der Zufall mit einem Geheimnis bekannt machte, das niemand hier ahnt. Caroline, sonst allen tiefen Gefühlen unzugänglich, soll jetzt eine ernste Neigung zu einem jungen Attaché haben . . . Doch fällen wir heute kein Urteil . . . obgleich ich nicht leugnen mag, dass ich moralisch überzeugt bin: sie hofft auf den Tod ihres Mannes.“

„Du hasst diese Frau!“ rief Lork.

„Nein, ich erkenne sie nur.“

„Ahnt sie es?“

„Wahrscheinlich, denn sie hat zuerst einen anderen Arzt für ihren Mann gewünscht, und später sprach sie es offen aus, dass sie als besorgte Gattin zu ihrer Beruhigung noch eine medizinische Kapazität konsultieren müsse. Ich schlug ihr unsern genialsten und berühmtesten Arzt vor, aber sie wählte den alten Hofrat, den Leibarzt des verstorbenen Fürsten, der nie einen Fortschritt der Wissenschaft berücksichtigt, sondern noch heute seine wenigen Patienten nach seiner alten Methode zu heilen sucht. Während ich z. B. hohe luftige Räume zum Aufenthalt des Leidenden ver-

ordnete, befahl er eine Hitze zu unterhalten, in der Gesunde ermattet wären. Ich deute das nur an, damit Ihr den Widerspruch begreift, in den wir bald gerieten. Ich wünschte — da kein Verständnis für uns möglich war — zurückzutreten, aber Herr von S. wollte mich, trotz Carolinens Einfluss auf ihn, nicht gehen lassen.“

„Ich danke Dir, Oehlrich!“ rief der Assessor, indem er rasch aufsprang, „Deine Mitteilungen haben mich gelehrt, wie ich die Liebe des Mädchens, das ich vielleicht ohne Deinen Einfluss jetzt meine Braut nennen möchte, werde prüfen können!“

„Treibe kein frevelhaftes Spiel!“ warnte der Doktor. „Frauenliebe ist etwas so Heiliges, dass wir uns hüten sollten, sie durch einen Verdacht zu entweihen!“

„Ich hege keinen solchen, ich will nur wissen, ob Rosa’s Liebe sie fähig wacht, mir überall zu folgen, und diese Überzeugung muss ich erst gewinnen.“

Die beiden Freunde suchten die Erregung, aus der dieser plötzliche Entschluss zu entspringen schien, dadurch zu beschwichtigen, dass sie das Gespräch auf Gegenstände leiteten, die für den Assessor von Interesse sein

mussten, aber er schien heute keinen Sinn dafür zu haben, und selbst Oehlrichs Beredsamkeit war nicht im Stande, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Er war zerstreut und nicht einmal Willens, es zu verbergen. Endlich gestand er, dass er zu erregt sei, um selbst bei so lieben Freunden ruhig verweilen zu können. „Ich muss in's Freie," fügte er hinzu.

Der Doktor wollte ihn begleiten, aber Oehlrich bat ihn so dringend zu bleiben, dass er sich dazu verstand.

Zu dem Souper, das aus sorgfältig bereiteten Speisen bestand, brachte der Diener wieder den besten Wein.

„Man sieht es, Du suchst den Komfort, da Du dem Glücke entsagen willst!" sagte der Doktor.

Oehlrich sah ihn erstaunt an.

„Ja, ich wiederhole es, denn es gibt kein wahrhaftes Glück außer der Familie; ohne sie ist jedes Leben ein vereinsamtes."

„Beruhige Dich, mein Freund," sagte Oehlrich lächelnd, „Du weißt es ja, dass ich keineswegs so unglücklich bin, wie Du es heute anzunehmen scheinst, denn mein Leben ist durch die Wissenschaft gehoben und durch meinen Beruf ausgefüllt."

Der Doktor musste das, wenn auch nur schweigend, zugeben, aber als er nach Hause kam und Mutter und Schwester trotz der späten Stunde seiner noch harrend fand, fühlte er es aufs Neue, dass die zarte Wechselbeziehung mit geliebten Frauen allein dem Leben den höchsten Reiz zu geben vermag, und dass außerhalb der Familie ein Charakter wie Oehlrich’s zwar zur Größe sich ausbilden, aber nicht vor Einseitigkeit bewahren kann.

———————

III.

Edmund hoffte den Zwiespalt, in den sein Gefühl mit seiner neuen Anschauung geraten war, leichter allein vermitteln zu können. Darum stürmte er so rasch von den Freunden fort. Er wollte in's Freie, aber obgleich die Promenade, welche sich in breiten Alleen fortzog, menschenleer war, und er in seinem Nachdenken ungestört blieb, verfolgte er sie doch nur eine kleine Strecke, dann wandte er sich rasch um und schlug den Weg zur Stadt ein.

Der Abend war hell und mild, doch ihm erschien er rau. Er knöpfte seinen Rock fest zu und ging bis zum Ferrad'schen Hause, in dessen Nähe „er stehen blieb. Er sah hinan zu dem erleuchteten Salon; die Tür, welche zum Balkon führt, war geöffnet, aber niemand ließ sich erblicken, nur hin und wieder wurde ein Akkord auf dem Klavier angeschlagen, das Rosa

allein im Hause spielte. Gewiss saß sie träumend vor demselben, aber Rosa träumend? Das stand im Widerspruch mit ihrem heiteren klaren Wesen, welches in seinem bezwingenden Reiz jetzt vor Edmund's Seele trat und ihm so viele glückliche Stunden vorzauberte. Er musste noch einmal ihres ersten Begegnens gedenken und sich selbst gestehen, dass seit jener Zeit ein anderes Leben für ihn begonnen, das ihm reichere Genüsse bot, als er sie früher gekannt hatte.

Wie Oehlrich war auch Edmund von seiner Mutter erzogen worden, aber wie verschieden waren Beide gewesen! Die seine, schön, stolz und kokett, konnte keine Autorität über den heranwachsenden Sohn gewinnen, dessen offenen Widerspruch sie nie zu befragen, sondern nur zu umgehen suchte. In Bitten und Wünsche kleidete sie ihre Befehle ein, deren Erfüllung sie erschmeichelte oder durch eine in Aussicht gestellte Belohnung zu erlangen suchte. Aber sie wollte ja nicht seinen Charakter, sondern seine Kenntnisse und Talente bilden, und das gelang ihr. Sie war darauf stolz, sie vergötterte und verweichlichte ihren Sohn und machte ihn, durch ihr eignes leichtes Leben für ein ähnliches empfänglich.

Edmund liebte seine schöne Mutter, die ihm jeden Wunsch gewährte, aber gewiss wäre er früher oder später mit ihr in Konflikt geraten, hätte er sie nicht bald verloren Sie starb plötzlich an einem Herzschlag und wurde von ihren zahlreichen Freunden und Verehrern laut betrauert, von einem Dichter sogar besungen. Dieses fast tragische Ende machte, dass Edmund immer nur mit Wehmut und Dankbarkeit an sie dachte und nie durch eine scharfe Untersuchung den Nimbus zerstörte, mit dem er ihr Bild umgab.

Früh von jedem Familienleben losgelöst oder vielmehr es nie kennend, ahnte Edmund auch nicht, dass die Frauen dessen Stütze sein müssen. Er glaubte sie nur dazu berufen, den Reiz des Lebens zu erhöhen, nicht es zu veredeln. Und in den mannigfaltigsten Verhältnissen, in denen er zu ihnen stand, hatte er nie ihren Charakter ergründen, sondern sich nur ihren anregenden Reizen hingeben wollen.

Aber sein Herz war dabei in festen Schranken geblieben, in denen er sich selbst genügte; nie hatte es einen tieferen Anteil an jenen Vereinigungen genommen, die stets ohne innere Weihe waren. Sein Geist suchte Befriedigung bei den liebenswürdigen, seine Sinne bei

den schönen Frauen, aber leicht bis zum Leichtsinn wollte er nicht in der Dauer des Besitzes, sondern in dessen Wechsel den Genuss suchen. Da er keine Treue bot, forderte er sie auch nicht, und öfterer noch fand er sich erlöst als verletzt, wenn man sich von ihm wandte.

Doch der Zauber, den die Frauen auf ihn übten, erblasste nach und nach, denn in dem leichten Spiel mit ihnen verlor er noch mehr als seine Zeit und sein Geld. Das brachte ihn aber nicht zur Selbsterkenntnis, sondern nur zu der Überzeugung von dem Unwert der Frauen. Wie aber sein Urteil der persönlichen Missstimmung entsprungen war, so milderte es sich in demselben Maße, in welchem diese Missstimmung nachließ. Er fand es ungerecht, den Frauen zuzumuten, dass sie sich den frivolen Zeitströmungen entziehen, oder ihr entgegentreten sollen, sie also einseitig für den sittlichen Verfall der Gesellschaft verantwortlich zu machen. Dabei blieb er für Frauenreiz empfänglich und war zugleich geneigt, an die edle Natur der Frauen, wenigstens in besonderen Fällen, zu glauben, daher lag seiner Verteidigung der Frauen Oehlrich gegenüber eine größere Wärme des Gefühls zu Grunde, als sie sich merken ließ.

Im Allgemeinen war Edmund eine elastische Natur, und leicht vermochte er von einem Extrem zu dem anderen überzugehen. Nachdem er mit zwanzig Jahren unabhängig, nach Lust, Laune und Willkür seine Zeit vergeudet hatte, warf er sich auf das vernachlässigte Studium und trieb es bis zur Erschöpfung seiner physischen Kräfte. Mit derselben Energie wollte er manches, nach anderer Richtung hin Versäumte, ergänzen und es gelang ihm. Selbst von seinem früheren Leichtsinn und Übermut war ihm bald nur eine gewinnende Liebenswürdigkeit geblieben, die mit einem bedeutenden Vermögen vereint und durch einen alten Namen gehoben, ihm alle Gesellschaftskreise der Residenz eröffnete.

Der Chef der Abteilung, in welcher er als Assessor arbeitete, war der Geheimrat Ferrard, ein jovialer, sehr geachteter Mann, der ihm sein Wohlwollen zuwandte, und dessen Haus er mit immer steigendem Interesse besuchte, denn Rosa, die einzige Tochter desselben, zog ihn durch ihre Schönheit an und fesselte ihn durch ihre harmlose Heiterkeit. Edmund brachte ihr zuerst seine Huldigung in jenem leichten Tone entgegen, der

mehr sondieren als erringen will; aber der Stolz des jungen Mädchens schien dadurch verletzt und es trat scheu und abweisend zurück. Er selbst jedoch vermochte nicht mehr sich loszulösen. Was ihn entfernen sollte, zog ihn umso fester an. Bald umgab er Rosa mit einem Netz von Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien, dem sie zu entschlüpfen glaubte, indem sie sich in einen neckenden Kampf mit ihm einließ, worin sie, zu seinem Erstaunen, geschickter im Verteidigen als er im Angreifen war. Aber dieses Spiel verstrickte sie Beide in ein Verhältnis, das, so glaubte Edmund, sie nicht mehr frei lassen sollte.

Er sehnte sich nach Gebundenheit; er hoffte von ihr allein das Glück, das er früher vergebens in dem Wechsel des Genusses gesucht hatte. Er fühlte, dass er auf dem Wege, auf dem er alles ergriff, was ihn reizte, zur Schlaffheit und Übersättigung gelangt war, ja beinahe die Hoffnung auf ein wirkliches Glück verloren hätte. Wie er daher in der festen und umgrenzten Berufstätigkeit eine erneuerte Sammlung des Geistes und eine höhere Spannkraft seiner Tätigkeit gefunden hatte, so sollte jetzt die Stetigkeit des Familienlebens sein Herz erfrischen und zu einem

neuen Leben entwickeln. Diese Mission wollte er Rosa übertragen, in deren Nähe er sich jünger und reiner fühlte, und welche jeder Berechnung so fremd war, dass sie ihre Schwächen niemals verhüllen wollte und ihre Empfindungen frei hervortreten ließ. Mit der Harmlosigkeit des Kindes, verband sie dessen Eigenwilligkeit, aber ihre kleinen Schwächen machten sie nur noch liebenswürdiger; der Widerspruch stand ihr oft gut und die Entschiedenheit, mit der sie abwies, was ihr nicht zusagte, hatte einen eignen Reiz.

Die Ehe mit ihr, dachte sich Edmund frei von jeder Monotonie, die oft dem dauernden Zusammenleben jeden Zauber nimmt, und da Rosa ohne Vergnügungssucht den Frohsinn, ohne Verschwendung den Glanz, mit seinem Sinne das Schöne liebte, konnte er sich keine bessere Gattin, als sie zu werden versprach, wünschen.

Aber teilte sie denn das Gefühl, das sie ihm einflößte? Er wusste es nicht, nur Momente des tiefen Eingebens auf seine Ansichten und eine sanfte Hinneigung zu ihm traten immer bemerkbarer hervor. Nahm sie aber seine Annäherung darum nur günstig auf, weil er der Bedeutendste ihrer Bewerber blieb,

und sie mit ihm ein glänzendes Leben in der Residenz führen konnte?

Dieser Gedanke verließ ihn nicht, seit der Professor ihn von der Berechnung der Frauen und ihrem Unwert zu überzeugen suchte. Nur heute Nachmittag, wo er sich dem Eindruck, den Rosa auf ihn machte, ungeteilt hingegeben, war jeder Zweifel in ihm unterdrückt worden.

Ihren Vater im Garten aufsuchend, war er ihr unvorbereitet begegnet und ihr tiefes Erröten bei seinem Anblick, ihr dennoch freundliches Entgegenkommen hatte ihm gezeigt, dass er ihr teuer sei. Sie war mild und sanft gestimmt und schöner als je. Ein kleiner Strohhut mit blauem Bande beschattete das liebliche Köpfchen, das von reichen braunen Locken umflossen war, wie die zarte schlanke Gestalt von leichtem blauen Stoff. Alles atmete an ihr Grazie und Lieblichkeit, und als sie, von Edmund's warmen Worten ergriffen, in reizender Befangenheit zu ihm aufblickte, wollte er ihr schon gestehen, dass sie sein Herz nicht hingerissen, sondern fest und unwiderstehlich eingenommen habe. Aber da war jener unglückselige Augenblick gekommen, in dem er zögerte das Glück, das ein gütiges

Geschick ihm bot, anzunehmen. Das fühlte er jetzt mit heißer Sehnsucht nach Rosa. Wie musste sie sich von ihm verletzt fühlen? Wie sie nun versöhnen? Wie sie überzeugen, dass er kein frevelhaftes Spiel mit ihr getrieben, dass nur fremder unheilvoller Einfluss — fremder Einfluss? Nein, es war die Folge eigener Schwäche, die sich jetzt so strafend an ihm rächte. Er fühlte es wohl, indem er jetzt auf und ab vor Rosa's Wohnung ging.

Die einzelnen Akkorde, welche aus dem Salon ertönten, waren längst verstummt, aber die Lampen brannten noch und die Türen zum Balkon waren geöffnet. Ob Rosa noch wachte? fragte sich Edmund mit pochendem Herzen? Ja, nur sie konnte es sein, die jetzt herantrat auf den Balkon. Es war ihre schlanke Gestalt, die sich leicht an das Gitter lehnte. Sie blickte hinauf zu dem verhüllten Mond, den bis jetzt dunkle rasch vorüberziehende Wolken bedeckt hatten; nun durchbrach er sie und bei seinem geisterhaften doch klaren Lichte konnte Edmund Rosa's Züge genau erkennen. Aller kindliche Zauber schien daraus gewichen; sie sahen ernst, ja fast streng aus.

„Rosa, teuerste Rosa!“ rief Edmund, unwillkürlich

auf ihr Haus zueilend. Hatte sie ihn bemerkt oder seinen leisen Ruf vernommen? Einen Augenblick beugte sie sich über den Balkon, dann trat sie rasch in den Salon zurück und schloss die Tür.

Als Edmund hinaussah, waren alle Lichter erloschen, aber dennoch blickte er so unverwandt dahin, als erwarte er, dass aus dem Dunkel dort ein strahlender Stern erscheinen werde, aber auch die glänzenden am Horizont verschwanden nach und nach. Die hohen und schattigen Linden, welche den Weg begrenzten, ragten in dunklen Massen in den sich verdüsternden Himmel und bald war alles in stille Dunkelheit gehüllt; nur dann und wann erhob sich ein Wind, dessen rasche Stöße die Wolken zerrissen und noch auf Augenblicke den bleichen Mond hervorschimmern ließen.

Aber die Stille und Frische der Stunde beruhigten Edmund nicht; seine Stirn glühte, seine Schläfe pochten und sein Puls schlug fieberhaft. Bald empfand er auch einen fröstelnden Schauer und jetzt erst merkte er, dass einzelne schwere Tropfen fielen, während der Wind in der Ferne leise erstarb. Er ermannte sich und eilte nach Hause, aber er brachte die ganze Nacht damit zu, Briefe an Rosa zu schreiben, durch die er

sie aber nicht prüfen, sondern von seiner Liebe überzeugen wollte; keiner genügte ihm, er zerriss alle und warf sich ermattet erst gegen Morgen auf sein Lager.

Der helle Schein des Tages verscheuchte die bange Ahnung und den quälenden Zweifel, welche Edmund selbst in unruhigen Träumen verfolgt hatten. Sein leichter Sinn und sein Selbstvertrauen machten sich wieder geltend, er suchte die Stimme des Herzens durch Skeptik und Ironie zu betäuben, aber es gelang ihm nicht, das zeigten seine Zerstreutheit und seine Unruhe während der Session, bei der er den Vormittag zubringen musste. Endlich war er frei. Rasch kleidete er sich um, warf sich in einen Frack und zehn Minuten später war er vor der Ferrard'schen Villa.

Er wollte den Geheimrat selber zwischen sich und Rosa zum Vermittler nehmen, denn er wusste sich von ihm begünstigt, und glaubte sich durch seine Verhältnisse und seine Neigung zu seiner Tochter berechtigt, um ihre Hand zu werben. Durch diesen raschen Entschluss hoffte er Rosa zu versöhnen und zu einem freudigen Abschluss mit sich selbst zu kommen.

Sichern Schrittes ging er durch die Vorzimmer

und eben wollte er in die Arbeitsstube des Geheimrats treten, als der ihm begegnende Diener ihm sagte: dass sein Herr mit Fräulein Rosa vor einigen Stunden abgereist seien. „Abgereist!“ rief er erschreckt und so laut, dass die Geheimrätin die Tür ihres Boudoirs öffnete, um zu sehen, was es denn gäbe.

„Sie sind gewiss erstaunt über die plötzliche Abreise meines Mannes!“ fragte sie Edmund, ihn zugleich einladend näher zu treten; „aber glauben Sie,“ fügte sie hinzu, „ich bin es nicht minder.“

„Was hat sie denn veranlasst?“ fragte Edmund gespannt.

„Sie werden uns für schwache Eltern und unsere Tochter gewiss für kapriziös halten, wenn ich Ihnen gestehe, dass Rosa die Ursache dieser Reise ist.“

„Also wirklich Fräulein Rosa?“

„Ja, denken Sie, während ich heute früh in der hinteren Allee unseres Gartens mein Mineralwasser trinke, beredet sie meinen Mann mit ihr zur Hochzeit meiner Nichte zu reisen, an die sie früher kaum gedacht hat; und als ich zum Frühstück komme, teilt mir mein Mann mit einer Entschiedenheit, die jeden Widerspruch abschneidet, und Rosa erregt vor Freude,

mit, dass sie beide um 12 Uhr mit dem Schnellzuge nach dem Gute meiner Schwägerin, das in der Steyermark liegt, reisen wollen.“ „Aber das ist ja nicht möglich!“ rief ich. „Warum?“ fragte mein Mann ein wenig gereizt „Du hast keinen Urlaub,“ erwiderte ich. „Das lässt sich leicht ordnen und mit einer Reisekarte bin ich versehen.“ „Aber Rosa’s Garderobe ist nicht vollständig zu einem solchen Feste.“ „Du irrst Mama,“ versicherte sie, „ich habe noch ein unbenutztes Ballkleid, das sich ganz gut zum Hochzeitsputze eignet.“ „Aber die Zeit ist zu kurz, es geht nicht!“ widerhole ich. „Nur wenn Du uns ein Hindernis in den Weg legst und das wirst Du nicht?“ bat Rosa, mit Tränen in den Augen, und Sie wissen, denen kann ich nicht widerstehen. Warum sollte ich meinem Töchterchen einen unschuldigen Wunsch versagen? Meinem Manne, das sah ich ein, tat eine Erholung not, und da er längst ein Wiedersehn mit seiner Schwester beabsichtigt hatte, gönnte ich ihr die Überraschung und den Meinen die Freude, aber mitreisen wollte ich nicht, obgleich ich nicht weiß, wie ich die Zeit ohne meinen Mann und Rosa hinbringen werde.“

Der Assessor hatte von dem Geplauder der Ge-

heimrätin nichts als den letzten Satz gehört, der alles bestätigte, was er gefürchtet. Jetzt, wo jeder Pulsschlag in ihm zur Versöhnung und Vereinigung mit Rosa drängte, war sie vielleicht vor ihm geflohen? Nein, hier gab es kein „vielleicht.“ Denn mit überzeugender Kraft stellte sich ihm, als eine unumstößliche Tatsache entgegen, dass er Rosa’s Reise veranlasst habe. Dieser quälende Gedanke machte ihn unfähig seine Erregung zu beherrschen und deshalb musste er die Einladung der Geheimrätin, die ihn wie ihren Sohn betrachtete, bei ihr zu Tische zu bleiben, ablehnen.

Er suchte durch angestrengte Arbeiten sich zu zerstreuen und seine Sehnsucht nach Rosa, vor allem aber seine Selbstvorwürfe zu beschwichtigen, aber es gelang ihm nicht. Zum ersten Male im Leben war er mit sich zerfallen, auch zürnte er dem Professor, ja selbst dem Doktor, aber beiden Freunden aus entgegengesetzten Gründen; dem Professor, weil er seinen schwachen Glauben an die Frauen erschüttert, dem Doktor, weil er besser als er selber ihn zu bewahren gewusst hatte. Mit allem war er im Widerspruch und nirgends konnte er einen Halt finden.

Nach einigen Tagen ging er wieder zur Geheimrätin. Er hörte, dass die Erwarteten noch nicht, aber Briefe von ihnen gekommen wären. Rosa schrieb, dass sie sich vorzüglich unterhalte.

Also Rosa unterhielt sich, während er fast verzweifeln wollte. So war sie den Frauen gleich, wie Oehlrich sie auffasste. Nun erschien ihm der Freund wieder wie ein Priester der Weisheit, dem sich alle Geheimnisse aufschließen, und nicht wie vor einigen Tagen, wie ein Sonderling, der auf psychologische Streifzüge ausgeht.

Er nahm sich vor, von jetzt ab nur der eignen Erfahrung zu vertrauen, aber dieser Entschluss war möglicher Weise verspätet und gewährte ihm nicht einmal eine momentane Beruhigung. Er war zu klug und genügend an Selbstbeherrschung gewöhnt, um seine Aufregung und Haltlosigkeit Andern zu zeigen. Um sich nicht zu verraten, mied er die Freunde und wollte es bis zur Zurückkunft Rosa's, die eine Entscheidung bringen musste. Diese aber verzögerte sich auffallend und weit über die festgesetzte Zeit hinaus. Die Einsamkeit wurde ihm allmählich unerträglich, und eines Nachmittags entschloss er sich den Doktor auf-

zusuchen. Er fand ihn zum Ausgehen bereit, indem er Oehlrich seine Begleitung zu einem Ausflug, den derselbe, von einem Patienten beschieden, machen musste, versprochen hatte. Gerne schloss sich der Assessor ihnen an.

IV.

Das Zeichen zur Abfahrt war bereits zum ersten Mal auf dem Bahnhof gegeben, als die Freunde sich dort zusammenfanden. Sie lösten rasch ihre Billetts und stiegen in den nächsten Waggon, ohne zu beachten, dass er ausschließlich für Damen, oder auch für „Nichtraucher“ bestimmt war. Zu spät bemerkten sie ihren Irrtum, den sie aber nicht zu bedauern hatten, weil sie allein blieben.

„Wo kein Kläger, ist auch kein Richter! sagte Edmund, indem er seine Zigarre anzündete und auch den Andern welche anbot. Man fand sie vorzüglich, wollte sich mit ähnlichen versehen und fragte, woher er sie habe?

„Sie sind ein Geschenk des Geheimrats Ferrard,“ entgegnete er.

„Ich weiß, er lässt sie sich aus Bremen kommen, und sie sind so ausgezeichnet, dass sie eigentlich schweigend genossen werden müssen, darum erlaubt, dass ich es tue und meine Zeitung dabei lese,“ sagte Oehlrich, sich auf die andere Seite setzend und verschiedene Blätter aus der Tasche ziehend.

„Ferrard!“ wiederholte Lork, Edmund forschend ansehend. „Besuchst Du die Familie oft und hat Dir die Tochter verziehen?“

„Ich weiß es nicht, denn ich habe sie seit jener Zeit nicht wiedergesehen.“

„Wie!“ rief der Doktor zürnend, „Du warst wirklich so töricht, sie zu meiden!“

„O nein! Sie tat es. Den anderen Morgen, nachdem ich sie verlassen hatte, verreiste sie mit ihrem Vater.“

„Ah, sie ist stolz, sie hat Charakter, und gewiss, sie liebt Dich, denn Du hast sie verletzt.“

Über Edmund’s klare Züge zog es wie eine dunkle Wolke, und erst nach kurzem Schweigen sagte er: „Nein, nein, eher glaube ich, sie hat ihr Spiel mit mir getrieben!“

„Armer Freund!“ sagte Lork statt jeder Antwort;

aber Edmund mochte diesen Ausspruch dafür nehmen. Er wurde ernst und nachdenkend. Der Doktor tat, als bemerkte er es nicht, und ließ seine Blicke über die Gegend schweifen, die sie im raschen Fluge durchschnitten. Die Berge, deren blasse Konturen zuerst kaum erkennbar waren, traten immer mehr in den Vordergrund, der in dem mannigfaltigsten Wechsel die heitersten und reichsten Bilder bot. Zierliche Landhäuser und zahlreiche Ortschaften, welche am Fuße und Abhange des in seinen wechselnden Formen so malerischen Gebirges lagen, zogen sich unabsehbar dahin. Die beliebtesten Plätze hatten Bahnhöfe, auf denen überall angehalten wurde; schon an dem nächsten Orte fand es statt, und der Wagon wurde geöffnet.

„Nehmen Sie nur hier Platz, hier ist kein Rauchcoupée," sagte der Condukteur, indem er mehrere Damen einsteigen ließ. Verdrießlich warfen die Freunde ihre Zigarren weg und betrachteten sich die Freudenstörerinnen.

Selbst der Doktor, dessen Blick durch Oehlrich's Mitteilungen für Frauen geschärft war, musste sich gestehen, dass ihr Anblick im Allgemeinen kein wohl-

tuender mehr sei. Vergebens suchte er nach einem Gesichte, aus dem unbewusste Anmut, kindlicher Reiz oder geistige Verklärung ihm entgegenstrahlte.

Alle Frauen erschienen in dem ersten Augenblicke schön, aber fast keine war es. Die Toilettenkünste haben ihre Erscheinung zu Modebildern gemacht, die keine Individualität, sondern nur Luxus und Stoffe zeigen, dachte Lork. — Und Oehlrich: Wie ihr Inneres oft verfälscht, so ist es auch ihr Äußeres. Edmund aber fasste sie humoristisch auf, und machte halblaut die witzigsten Randglossen zu den auffallendsten Frauenbildern. Sein Ergötzen wuchs, als den anderen eine korpulente Dame folgte, welche nach der neuesten Mode geschmückt war, durch welche ihre groteske Figur nur noch unvorteilhafter hervorgehoben wurde. Sie war in den Jahren, wo Frauen sich nur in einfacher, wenn auch sorgfältiger Toilette zeigen sollten, und ganz geeignet, jene Gattung zu repräsentieren, die man so oft in der Residenz findet, und die nicht einmal die Würde des Alters zeigt. Die Dame war von mehreren Kindern umgeben, welchen allen, vom ältesten Mädchen bis zum jüngsten, der Reiz der Kindlichkeit fehlte; denn der Blütenstaub der unbewussten Harm-

losigkeit schien von ihnen gestreift. In ihren bauschigen Kleidern mit weit flatternden Bändern und künstlichen Blumen, bildeten sie den Abdruck großer Damen, und um das Bild einer modernen Familie zu vollenden, fehlte auch die Gouvernante nicht, die, nachdem sie den Herren kokette Blicke zugeworfen, ihre Autorität durch den Zuruf zeigte:“ „Hold yourselves erect, young ladies!“

Der Doktor, welcher Edmund’s witzige Bemerkungen mit einem herzlichen Lachen aufnahm, bat ihn gleich darauf, dieselben einzustellen, indem er leicht auf zwei Damen hindeutete, die zuletzt gekommen, aus Mangel an Raum ihnen gegenüber Platz nahmen. Sie fesselten bald ausschließlich die Aufmerksamkeit der Freunde, obgleich ihre äußere Erscheinung sehr einfach war. Edmund konnte seine Blicke nicht von dem ernsten und doch so milden Antlitz der älteren Dame abwenden, aus dem Intelligenz und Gefühl sprachen. Er machte einige Gedanken- und Empfindungs-sprünge, und wie jene korpulente Dame ihn eben zu den profansten Vergleichen veranlasste; so rief diese die angenehmsten Empfindungen in ihm wach. Er hätte sie kennen, die Entscheidung seines Geschickes in ihre Hand

legen, sie zur Vermittlerin zwischen sich und Rosa wählen mögen! Aber bald spottete er selbst über diesen Gedankenflug und setzte seine schlagenden Bemerkungen über die anwesenden Damen fort. Doch Lork achtete nicht darauf. Er hatte sich ganz in den Anblick des jungen Mädchens versenkt, das an der Seite der älteren Damen saß, und unleugbar deren Tochter war.

Ihre Erscheinung sprach ihn wie eine Erscheinung aus seinen Kinderjahren an. Hatte er sie damals schon gekannt? Nein, dazu war sie zu jung. Aber wo hatte er sie denn sonst gesehen? War er ihr in seinen Träumen; in seiner Praxis oder in der Gesellschaft begegnet? Er kannte sie, er war dessen gewiss, er wusste nur nicht woher. Darum zog er auch den Hut, als sie zu ihm hinsah. Sie dankte schüchtern und wandte das liebliche sanft errötende Gesichtchen der anderen Seite zu. Er folgte der Richtung ihrer Blicke, sie blieben erstaunt auf Oehlrich haften, zu dem die korpulente Dame eben sagte: „Mein Herr, hier darf nicht geraucht werden.“

„So bitte ich um Entschuldigung,“ antwortete der Professor, den Rest seiner Zigarre wegwerfend.

„Ich muss Sie auch bitten, das Fenster zu schließen, es zieht, und der Dampf, der hereinströmt —“

„Verdirbt den Teint und greift die Augen an —“

„So will ich meinen Schleier herablassen.“

„Sie tun wohl daran,“ antwortete trocken der Professor, gelangweilt zu den Freunden hinblickend. Plötzlich bemerkte er die ihnen gegenübersitzenden Damen; er näherte sich ihnen, begrüßte sie und reichte der älteren die Hand, indem er sich über den Zufall freute, der sie so unerwartet zusammenführte.

Die Freunde trauten kaum ihren Sinnen, und ihr Erstaunen wuchs, als sie aus dem Gespräch, das der Professor mit der Dame führte, erkannten, dass das freundschaftlichste Einverständnis sie vereine. Die Mutter nannte ihn „lieber Professor“ und die Tochter blickte mit liebendem Vertrauen zu ihm auf. Er gab sich ihnen auch so ganz hin, dass er seine Freunde nicht beachtete, deren Interesse für die Damen dadurch noch erhöht wurde. Aber sie fuhren nicht weit mit. Die Mutter sprach von einem Besuch, den sie verfehlt hatten, und von einem anderen, den sie einer befreundeten Familie, welche auf der nächsten Station ihre Villa hatte, machen wollten. Die Tochter pries deren

herrliche Lage und den schönen Garten mit so bezeichnenden und doch so einfachen Worten, dass Lork und Edmund mit gleichem Bedauern den Zug halten sahen.

Fast alle Damen verließen den Wagon; die Mutter griff nach ihrem Schal, und reichte Oehlrich zum Abschied die Hand. Die Tochter erwiderte flüchtig aber freundlich den Gruß des Doktors, der unwillkürlich aufgestanden und sich verneigt hatte.

„Wer sind diese Damen?“ fragte Edmund Lork.

„Oehlrich wird Dir bessere Auskunft über sie geben können,“ entgegnete er, auf den Professor hindeutend, der den Platz der Damen eingenommen hatte.

„Oehlrich hat schon durch sein ganzes Wesen ihnen gegenüber gesagt, dass sie zu den seltensten Ausnahmen ihres Geschlechts zählen.“

„Aber ob ich es immer werde tun können, ist eine Frage, die mich jetzt oft beunruhigt,“ antwortete er.

„Wie, auch zu diesen Frauen schwankt Dein Vertrauen? Das ist unerhört!“ sagte Lork vorwurfsvoll.

„Wer sind sie — wie leben sie?“ fragte Edmund.

„In den unscheinbarsten Verhältnissen,“ antwortete Oehlrich, „und so zurückgezogen, dass nur einige be-

währte Freunde sie besuchen, denen aber in den Wechselfällen des Lebens die Mutter schon oft zum Leitstern geworden ist. Meine angenehmsten Stunden habe auch ich in ihrem Hause verlebt, in dem ich allein noch die echte Intelligenz, mit hoher Einfachheit vereint, gefunden habe.“

„Und diese seltene Frau!“ rief Lork erregt.

„Ist die Witwe des Bankier Wernick, dessen Namen nur noch bei Ehrenmännern Klang hat, denn er starb während einer Handelskrisis, die ihm sein ganzes Vermögen raubte. Die junge Frau, durch seine Liebe und den Überfluss des Reichtums verwöhnt, verlor mit ihm alles, was ihre glückliche und bevorzugte Existenz gebildet hatte. Ihre Lage war umso beklagenswerter, als sie, früh verwaist, ohne eigenes Vermögen und wohlwollende Verwandte war. Ihr blieb nichts, als ein Kind, um dessen Willen sie alle ihre schlummernden Kräfte wachrief. Mit wunderbarer Energie bekämpfte sie ihren Schmerz, und dem Wechsel der äußern Verhältnisse setzte sie einen weisen Gleichmut entgegen. Ohne Bedauern sah sie nach und nach die glänzende Einrichtung um sich schwinden, denn alles, was sie entbehren konnte, machte sie zu

Geld. Nach der Ordnung aller von ihrem verstorbenen Manne eingegangenen Geschäfts-verbindungen blieb ihr nur ein kleines Kapital, von dessen Zinsen man nur mit ihrem unermüdlichen Fleiße, ihrem praktischen Sinn und ihrem alles verschönernden Talente so angenehm leben kann. Nie beklagt sie, was sie aufgeben musste, denn nie hatte sie Genuss gefunden in jenen großen und glänzenden Gesellschaften, die jede echte Geselligkeit verdrängen, und der Überfluss, in dem sie gelebt, hatte sie gegen den Luxus gleichgültig gemacht.“

„Und die Bekanntschaft dieser Frau hat Dir keine Versöhnung gewährt für die Beobachtung und trüben Erfahrungen, die Du bei anderen gemacht hast?“

„Bin ich denn schon sicher, dass sie deren Zahl nicht vermehren wird?“

„Unmöglich!“ rief Lord „kann diese Frau bei so vieler Wärme der Empfindung, bei solcher starken Überzeugung von dem, was Recht ist und dem reinen Willen, es zu tun, jenen Andern gleich werden. Alles, was Du von ihr erzählst, muss Verehrung und Liebe einflößen, und beneidenswert sind die, welche ihr nahestehen! Wie bist Du mit ihr bekannt geworden?“

„Bald nach dem Beginn meiner Praxis wurde ich an das Krankenbett ihres Kindes gerufen, für dessen Erziehung sie allein lebte, und man muss gestehen, die harmonische Entwicklung von Geist und Gemüt, Talent und praktischem Sinn haben Lucie zu einem seltenen und anmutigen Geschöpf gemacht.“

„Und auch diesen Frauen hältst Du Deine Anerkennung zurück?“ fragte Lork vorwurfsvoll.

„Herrscht vielleicht ein Missverhältnis zwischen Mutter und Tochter?“ fragte Edmund.

„Nein, das beste Einverständnis findet zwischen ihnen statt, aber der Wendepunkt, auf dem jetzt Lucie’s Geschick steht —“

„Sie wird wohl von Anträgen bestürmt?“ fragte Lork erregt.

„Nein, es ist bekannt, dass sie kein Vermögen hat. Aber die Mutter, sonst so ruhig über die Zukunft ihrer Tochter, weil sie weiß, dass sie jeden Platz, den das Schicksal ihr anweist, würdig ausfüllen kann, ist seit einiger Zeit um ihr Geschick besorgt. Sie verfällt in den Fehler der gewöhnlichen Mütter und wünscht die Zukunft ihm Tochter durch eine vorteilhafte Heirat bald gesichert zu sehen.“

„Findest Du das auch tadelnswert?“ fragte Edmund erstaunt.

„Den Wunsch nicht, obgleich ich glaube, dass jede echte Mutter nur mit Überwindung den Gedanken fassen kann, ihr Kind an das Geschick eines fremden Mannes zu binden.“

„Aber warum denkst Du dabei an einen fremden Mann?“

„Weil es so häufig geschieht, dass selbst sonst achtungswerte Leute ihr Kind einem Manne geben, von dem sie nur die äußeren Verhältnisse sicher kennen; erscheinen ihnen diese genügend, so wird oft nicht gefragt, ob es auch sein Charakter ist.“

„Das kommt wohl manches Mal vor, ist aber nicht die Regel,“ erwiderte Lork.

„Wäre es, wie Du sagst! Ich aber behaupte, dass der äußerliche, oberflächliche, geschäftsmäßige Eheabschluss zur Regel geworden ist. Wenn man sieht, welche Gegensätze in der Ehe zusammengekuppelt werden, so sollte man eine Art von Wunderglauben — den Glauben, dass die Zeremonie der Verheiratung alles auszugleichen vermag — voraussetzen. „Aber die Zeit ist nicht gläubig, sondern sie rechnet, sie macht

Geschäfte und spekuliert auf vorteilhafte Beziehungen. Gewissenlos, man möchte oft auch sagen, bewusstlos werden Bildung und Rohheit, Jugend und Hinfälligkeit, Unschuld und Laster mit einander gepaart.“

„Allerdings,“ bemerkte Edmund lächelnd, „gibt es oft barocke Paare und die äußersten Kontraste bei den beiden Hälften, die eine Seele und einen Leib bilden sollen. Das Gesetz kann dagegen nicht einschreiten.“

„Die Gesellschaft duldet also,“ fuhr Oehlrich fort, „dass durch eine Verkupplung, der man eine ehrwürdige Form leiht, Unzählige geopfert, leiblich und geistig geopfert werden.“

„Und das Strafgesetzbuch? Es hat doch Paragraphen genug, und die Gerichte sind nicht lässig!“

„Dem Strafgesetzbuch und der richterlichen Untersuchung entziehen sich die schlimmsten Verbrechen, diejenigen, die nicht nur das Glück des Einzelnen zerstören, nicht nur die Persönlichkeit, die sich entwickeln möchte, vernichten, sondern das werdende Leben vergiften und ganze Generationen verderben. Wir Ärzte wissen davon zu sagen.“

„Aber wie willst Du das ändern?“ fragte Lork, „ohne entweder die persönliche Freiheit zu beeinträch-

tigen, wie es durch die staatliche Einmischung, durch gesetzliche Bedingungen und Verbote geschehen würde, oder an die Stelle der Form die Ungebundenheit zu setzen und das Institut der Ehe aufzuheben? Ich denke Du gibst zu, dass das unmöglich ist, ohne den Grundpfeiler der Zivilisation zu zerstören und das Hereinbrechen der trostlosesten sittlichen Anarchie herbeizuführen. Oder bist Du anderer Meinung?“

„Gewiss nicht,“ sagte Oehlrich „Ich will die Ehe nicht aufgehoben wissen, sondern ihren wahren Begriff, ihre reine Idee verwirklicht sehen. Was hierzu noch auf anderem Wege geschehen könnte, lasse ich unerörtert. Aber sicher ist, dass die Lüge, die Verzerrung, die unsittliche Karikatur, die Entartung der Ehe und mit ihr die Entartung der Gesellschaft fortdauern und fortwuchern wird, wenn es nicht dahin kommt, dass jede Mutter es als ein Verbrechen empfindet und verabscheut, ihre Tochter eine widernatürliche Verbindung eingehen zu lassen, jedes Weib sich gegen die Selbstentwürdigung, die in einer widernatürlichen Hingabe liegt, unnachgibig sträubt. Die Frauen müssen fühlen, was wir wissen, dass jede Verleugnung der Natur sich rächt, dass sie durch den Leichtsinn und die Gefühl-

losigkeit der Hingabe die schönsten Mutterhoffnungen und das eigentliche Mutterrecht verscherzen, dass die physische Verkümmerung, die Herz- und Geistlosigkeit der aufwachsenden Generation ihre trübe Quelle in den innerlichst unpassenden Verbindungen haben, die setzt zum Teil gerade als die passenden bezeichnet werden. Der Ursprung des Lebens ist für dessen Kräftigkeit entscheidend, und wo das sittliche Bewusstsein und Recht der Mutterschaft fehlt, fehlen weiterhin die wahren Mutterfähigkeiten, fehlt die wahre Mutterliebe. — Andere Mutterbedingungen, ein anderes Geschlecht! Ich verlange also eine sittliche Revolution, welche jede andere überflüssig machen wird.“

„Kannst Du aber verlangen,“ sagte Lork, „dass diese Revolution oder Regeneration einseitig von den Frauen ausgeht? Willst Du gerade ihnen, die doch von den bestehenden Gewohnheiten und Verhältnissen abhängiger sind als die Männer, eine Initiative zuschieben, die von Rechtswegen uns zukommt?“

„Das tue ich,“ antwortete Oehlrich, „aus dem einfachen Grunde, weil es sich um die Neugestaltung des Familienlebens handelt, und hier der Einfluss der Frau nicht nur der größere, sondern der durchgreifende

ist. Wer wollte aber leugnen, dass die Frauen auch zu jeder Zeit einen wesentlichen Einfluss auf die Art und Form der Geselligkeit, des Umgangs und der Sitte ausgeübt haben? Die politische Initiative kommt den Männern zu und ich sage nicht, dass wir uns dieselbe ersparen wollen, jetzt besonders, wo sie bald unsere Tatkraft in Anspruch nehmen wird. Aber ich behaupte, dass alle politischen Gestaltungsversuche für eine bessere Zukunft größtenteils fruchtlos bleiben müssen, wenn ihnen nicht ein sittlicher Umbildungsprozess, der vom Gemüte und insbesondere von einer ernsteren Auffassung der Geschlechtsverhältnisse, der Ehe und der Mütterlichkeit, also von den Frauen ausgehen muss, vorhergeht.“

„Woher aber,“ entgegnete Lork, „soll die Erhebung der Frauen kommen, wenn ihnen wirklich die Reinheit und die Tiefe der Empfindung so allgemein verloren gegangen sind, wie Du annehmen zu dürfen meinst.“

„Sind nicht schon die Frauen,“ antwortete Oehlrich, „in höchst verderbten Zeiten vorzugsweise die Trägerinnen der sittlichen und religiösen Ideen geworden? Hoffen wir, dass der allgemeinen Verflachung und Verderbnis sich immer Einzelne entziehen werden.

Der verleugnete Glauben und das verleugnete Gefühl wird sich in ihnen konzentrieren, erhalten und steigern, und ihr Enthusiasmus, ihr hingebendes Wirken und ihr Beispiel können das scheinbar erstorbene Leben wecken, die entschlummerten Gewissen aufregen, den sittlichen Gedanken ausbreiten! Sie haben nichts zu tun, als nur dieser Gesellschaft der ewigen Lüge sich abzuwenden, ihr nicht zu dienen, ihr zu fehlen, stumm zu bleiben, wenn sie nicht aus ihrem Innern herausreden können, ihr Haus zu schließen, wenn Unwürdiges hereindringen will. Meine Erfahrungen zwingen mich ja nicht an der weiblichen Natur schlechthin zu verzweifeln! Wenn mir freilich noch andere Erfahrungen, als ich sie erlebte, vorbehalten sind, wenn selbst sie sich nicht bewähren sollte.“

Oehlrich schwieg, wie in einen tief erregenden Gedanken verloren. Die Freunde achteten dieses Schweigen und hatten die Überzeugung gewonnen, dass die Ansichten des Professors nicht aus einer Sonderlingslaune entsprungen waren, sondern den Hintergrund des ernsten Gedanken hatten. Ohne die Unterhaltung wieder aufzunehmen, legten sie die kurze Strecke, die sie noch von dem Ziel ihrer Fahrt trennte, zurück.

Während der Professor seinen Patienten besuchte, gingen die Freunde in einen öffentlichen Garten. Sie setzten sich entfernt von der Menge und nahmen fast schweigend ihren Kaffee. Plötzlich aber rief der Doktor, als ob der Professor eben aufgehört hätte, zu sprechen. „Und geben wir zu, dass Oelrich Recht hat, dass der Boden der Gesellschaft unterwühlt ist, dass das Fundament, auf dem das Haus der Familie ruht, schwankt, dass Zerwürfnis und Anarchie überall herrschen. Was können wir für unsere Personen tun? Wenn die Gesetze, die Rednerbühne, die Presse, die öffentlichen Schulen, die Unbefriedigung der sozialen Zustände und die allgemein verbreitete Lüge nicht besiegen können, so bedarf es dazu einer anderen stetig wirkenden Macht. Können wir eine solche bilden helfen? Aus der Familie, sagt Oehlrich, muss die Hilfe kommen für die Familie selbst, für das Vaterland, für die Menschheit! Machen wir darum Propaganda für die wahre Ehe, und vor allen Dingen zeigen wir durch unser eignes Beispiel, dass sie möglich ist!“

Edmund lachte laut auf. Die Exaltation des Freundes und insbesondere die praktische Wendung, die sie nahm, erregte seine heitere Laune. „Wohl!“

rief er, „ich bin bereit mich als Ritter in den neuen Tugendbund aufnehmen zu lassen, dessen Aufgabe sein wird, unschuldige Jungfrauen der verderbten Gesellschaft rechtzeitig zu entführen und mit ihnen Musterehen darzustellen. Könnte man sich doch zu dem schönen Zweck verzehnfachen! Aber eins, Freund, ist nicht zu vergessen. Wir müssen zu den Jungfrauen sagen können: komm auf mein Schloss mit mir! denn wollen wir unser häusliches Paradies bewahren, so müssen wir es auch isolieren. Wir müssen unsere Wohnungen vor den Verbreitern des sozialen Giftes abschließen: Die Modisten und was zu ihnen gehört, die Romankolporteurs und was zu ihnen gehört, die Hausfreundinnen, Vertrautinnen, die Theater und Kurszettel dürfen nicht hinein. Passieren darf nur —“

„Ich bitte Dich, schweig!“ unterbrach ihn Lork, zwischen Lachen und Ärger schwankend. „Da kannst nur Karikaturen zeichnen, und weil Dir der Glaube fehlt, wird Dir das wahre Glück nie zu Teil werden, während Oehlrich. . .“

„Nur Oehlrich?“ fragte Edmund ernst.

„Es nicht finden wird, weil er es in den Lüften

sucht; und vielleicht brauchte er nur die Hand danach auszustrecken.“

„So greife Du doch zu, der Du glaubst und siehst!“ sagte Edmund mehr bitter als scherzend.

Der Doktor wurde der Antwort durch die Rückkehr des Professors überhoben, und nachdem auch dieser seinen Kaffee genommen, traten die Freunde einen Spaziergang an, der bei günstiger Beleuchtung ihnen den reichsten Wechsel bot.

Malerisch gelegene Villen, in den verschiedensten Baustilen und oft von parkähnlichen Gärten umgeben, zogen sich bis zu einem engen Tale hin, an dessen Eingang auf gegenüberliegenden Bergrücken Ruinen von Ritterburgen sich steil erhoben. Edmund schlug vor, die eine zu besteigen, „denn von ihrer Höhe aus, hat man nach der einen Richtung hin die Aussicht über die nahgelegenen Ortschaften und eine weite, von den Ausläufern der Gebirgsketten umsäumte Ebene, während man von der anderen unmittelbar in das schöne Tal hinabschaut, das hier, wie Ihr seht, nur einen breiten Bach und einen schlängelnden Fußpfaden Raum lässt. Nicht einmal ein ordentliches Haus kann man hier aufführen, darum lasst uns lieber oben das

Terrain untersuchen,“ fügte er, zu Lori gewendet, lachend hinzu.

Die Ärzte erklärten auf ebenem Boden bleiben zu wollen. „Aber was meinst Du denn mit dem Terrain untersuchen?“ fragte Oehlrich verwundert.

„Ich will die soziale Verbesserung durch neue Bauten, durch isoliert gelegene Familienhäuser erstreben!“ „Welcher Scherz!“

„Warum ein Scherz? Du willst die Reform der Gesellschaft durch die Frauen, ich aber behaupte, sie kann nur stattfinden, wenn man die Männer in ihre volle Autorität wiedereinsetzt. Aber unsere Macht ist durch das moderne Leben zersplittert worden, man umgeht sie oder spottet ihrer. Wer kann noch ein Hausrecht in einem Hause üben, das man mit so vielen anderen Familien teilt! Da war es im Mittelalter anders. Der Hausvater war Hauskönig. Die Familie wuchs und gedieh in ihrer Abgeschlossenheit, weil das moderne Elend der Mietswohnungen noch nicht entwickelt war und weil man die Häuser zweckmäßig baute, nämlich als geräumige und wohl geschützte Schneckengehäuse des Familienlebens. Seht Euch doch die alten Häuser an, welche man noch in

alten Stätten findet; sie wachsen nach allen Seiten aus, den Boden verengend und strecken und dehnen sich nach oben, um womöglich isoliert emporzuragen. Die Vorbauten sind ebenso viele Vorhöfe des Hausheiligtums oder Schanzen und Wälle der Hausfestung. Ist die Ausbreitung in der Weite nicht möglich, so streckt man sich nicht nur in die Höhe, sondern wühlt sich auch in die Tiefe.

Nur die Rückkehr zu diesem sittlich motivierten und durch seine Unregelmäßigkeit den Regeln einer romantischen Ästhetik entsprechenden Häuserfestungsbau kann uns, kann die Gesellschaft retten, denn auf die Berge kann sich doch nicht alles zurückziehen, und um die isolierten Gipfel würde ein unablässiger Streit entbrennen, wenn man sich auf sie beschränken wollte.

Ihr schaut mich zweifelnd und stumm an, als ob Ihr im Begriff wäret, mich um meine neue und große Idee zu beneiden. Aber vielleicht kommt mir gar nicht die Priorität zu und in der Tat, ich erinnere mich, dass der berühmte Verfasser der Familie denselben Heilgedanken ausgesprochen. Er möchte am liebsten das ganze Mittelalter wiederaufbauen und jede Familie in einem Hause isolieren, denn er sieht

in der Zwingherrschast des Oberhauptes derselben keine Despotie der Sitte und Fesselung des Individuums, sondern einen patriarchalischen Zustand. Mit dem Bau dieser mittelalterlichen Häuser muss also der Anfang gemacht werden; sind sie da, so muss auch die Kirche zu wirken beginnen, und wo der Hausherr nicht allezeit Freiherr sein kann über Frau und Kinder, mit ihrer Autorität eingreifen. Dass sich in dieser Richtung etwas tun lässt, auch schon ohne Häuser im rechten Stil und nicht, wo das Konkordat herrscht allein, dafür kann die Wirksamkeit eines Pfarrherrn in Mitteldeutschland zeigen, der es in seiner Gemeinde durchsetzte, dass die gefallenen Mädchen kirchliche Buße tun, und nur solche Bräute den kirchlichen Kranz aufzusetzen wagen, die sich bewusst sind, ihn nicht verwirkt zu haben. Das ist freilich nur eine Dorfgemeinde, aber wenn erst in unserer Residenz — doch ich will nicht ab- und ausschweifen, sondern —“

„Du missverstehst, Riehl,“ fiel ihm Lork in’s Wort. „Ich glaube es nicht, obgleich ich zugebe, dass er vielleicht in alle diese Härten nur die tiefe Ehrfurcht für die überwältigende sittliche Idee der Familie sieht. Hätte ich sein geistreiches Buch nur zur Hand! Dir,

Oelrich, muss es ja besonders zusagen, obgleich es Dir die politische Vollberechtigung abspricht, wenn Du wirklich ein Hagestolz bleiben solltest.“

„Ich stehe mit Riehl keineswegs auf demselben Standpunkte,“ sagte der Professor. „Nicht eine erzwungene Restauration, und jede Restauration ist erzwungen, kann die bessere Zukunft begründen, sondern nur der Fortschritt, der sich aus der Erkenntnis ergibt. Eine künstliche Isolierung in einer Zeit, deren entschiedenster Charakterzug die Erleichterung und Vervielfältigung des Verkehrs, die Hinwegräumung der Schranken, welche Völker, Stände und Familien trennen, die Beziehung aller zu allen ist, wäre unmöglich und nutzlos. Alles drängt jetzt nach freien Institutionen hin; aber rascher als die politischen Fragen gelöst werden können, schreitet mit Riesenschritten die Entwicklungsfrage des Jahrhunderts vor. Nicht zurück dürfen wir schauen und selbst unsere Häuser müssen statt des Giebels ihre Hauptfronte der Straße bieten. Und wenn wir uns dem Geräusch und den Berührungen des Verkehrs entziehen, wenn wir uns in die Tiefe des Waldes oder auf der Höhe des Gebirges ansiedeln wollten, in kurzer Zeit würde auch

dort der Dampfwagen an uns vorübersausen und eine lärmende Industrie Plätze der Ausbrütung suchen und finden. Und wie wir uns nicht räumlich isolieren können, wenn wir es auch wollten, so vermag keiner die laufenden Fäden, die ihn mit dem allgemeinen Leben verknüpfen, abzuschneiden.

Kurz, nicht um die Flucht aus dem Jahrhundert kann es sich handeln; wir müssen vielmehr dessen eigentümliche Elemente: die Eroberungen der Naturwissenschaft und Industrie, die es täglich macht, die außerordentliche Leichtigkeit des materiellen und geistigen Verkehrs, die Mannigfaltigkeit sozialer Beziehungen als die gegebenen Unterlagen der Gesellschaft, die allerdings von einem sittlichen Prinzip ausgehen muss, anerkennen und benutzen.“

„Du hast Recht,“ sagte Lork, „die Macht der Tatsachen lässt sich nicht brechen, die in der Zeit gegebene Entwicklung nicht aufhalten. Wie soll aber bei der Herrschaft, welche der Materialismus erlangt hat und ausdehnt, bei der allgemeinen Anbetung des goldenen Kalbes, die damit zusammenhängt, ein sittlicher Gedanke Raum und Kraft gewinnen. Der Egoismus steigert sich, nimmt immer grellere Gestalten an und

der Sozialismus des Jahrhunderts ist im Grunde weiter nichts, als ein raffinierter Egoismus.“

„Er wird an seiner Übertreibung sterben!“ antwortete der Professor. „Die Rückkehr zur Natur und ein Sozialismus, der in der Tat die Herrschaft des allgemeinen Interesses bezweckt und von der Idee der Anerkennung der wahren Menschlichkeit ausgeht, werden sich als eine unabweisbare Notwendigkeit geltend machen. Darum haben wir, wie gesagt, nur vorwärts und nicht rückwärts zu schauen. Das Mittelalter hat seine schönen und poetischen Seiten; aber der Glanz, den es zeigt, hat den Hintergrund der Abhängigkeit der Massen. Die erhabenen Werke, die es aufbaute, waren nur mit Hilfe des Frohndienstes möglich, der herrschende Familiengeist war zum Kastengeist verhärtet. Der Glaube des Mittelalters ist längst nicht mehr der unsere, und der Glaube, der Leben zeugen soll, darf nicht in Widerspruch zu der Erkenntnis und dem Geist der Zeit stehen, er muss vielmehr aus ihnen hervorgegangen sein.

Lassen wir also das Mittelalter ruhen, geben wir uns nicht damit ab, die Vergangenheit zum Scheinleben zu galvanisieren. Poetische Reminiszenzen lass ich

mir gefallen, historische Forschungen achte ich, aber mit der phantastischen Nüchternheit, welche ernstlich das Vergangene restaurieren zu können meint, ist nichts anzufangen. Doch seht! das Gebäude, das vor uns liegt, heißt auch eine Burg, aber seine bequeme und heitere Schönheit ruft sicher keine mittelalterliche Stimmung hervor!“

Der Professor schritt bei diesen Worten durch das offene Tor und die Freunde folgten ihm über den sauber gehaltenen Kiesgrund, aus dem sich anmutige Baumgruppen, reiche Blumenparkette und die schönsten Orangerien erhoben, alles in Farben und Gruppierung harmonisch geordnet und einen großen ovalen Raum ausfüllend, welcher von der einen Seite von Gartenwohnungen eingeschlossen, von der anderen durch das Schloss begrenzt wird, dessen große imposante Front sich steil an einem Abhange erhebt, und nur vom Tal aus, mit seinem schönen Hintergrunde von waldbewachsenen Bergen, zu sehen ist.

Am Fuße dieser schönen Berge gingen die Freunde durch Waldesdämmerung auf sich fortschlängelnden Fußpfaden zu einer schönen Wiese, die sich bis zur gänzlichen Verengung des Tales hinzieht. Nach der anderen Seite führt eine einfache Brücke. Sie blieben in

deren Mitte stehen, um noch einmal den schönen Eindruck der ganzen Umgebung, welche im lichten Glanze eines heiteren Frühlingstages vor ihnen lag, in sich aufzunehmen. Aber die Sonne warf bald senkrechte Strahlen, die an die Rückkehr mahnten, und mit raschen Schritten eilten die Freunde auf eine nähere Richtung nach dem Bahnhof.

Der Zug kam eben daher gebraust. Ein stattlicher Herr sah aus einem Waggon der ersten Klasse. „Geheimrat Ferrard!“ rief Edmund erfreut und ein „Verzeiht!“ den Freunden zu, indem er rasch die Stufen zu dem Waggon hinaufsprang, worin sich der Geheimrat befand.

„Hast Du die Tochter des Geheimrats bemerkt?“ fragte Lork den Professor, während beide sich in einen Waggon zweiter Klasse setzten.

„Nein, doch welche Beziehung hat sie zu Edmund?“

Lork deutete sie Oehlrich an, und sprach mit warmer Beredsamkeit über den Irrtum und Zweifel, von denen Edmund befallen sei. Er meinte, dass beide ihm leicht das Glück seines Lebens kosten könnten, wenn nicht die Überraschung dieses unerwarteten Wiedersehens alles ausgleiche.

Oehlrich lächelte.

„Und auch Du,“ fuhr jener mit edlem Eifer fort, „scheinst das Glück nicht zu beachten, das Dir so nahe liegt.“

„Welches Glück?“ fragte Oehlrich.

„Die Mutter ist Dir durch die wärmste Freundschaft verbunden, die Tochter sieht vielleicht zu Dir mit verehrender Liebe auf. Beide, so sagst Du selbst, sind die vollkommensten Frauen, welche Du kennst. Warum willst Du ihnen nicht vertrauen? Warum lieber experimentieren, als Dich einem warmen, reinen Gefühl hingeben? Und ist es nicht eigentlich Deine Pflicht, sie vor Versuchung zu wahren? Warum willst Du einen Unwürdigen sich ihnen nahen lassen? warum trittst Du nicht vor die Mutter hin und wirbst um die Hand der Tochter?“

„Aber von wem sprichst Du denn?“ fragte Oehlrich.

„Lucie ist das reizendste Geschöpf und ganz geeignet, eine Frau zu werden, wie Du sie forderst."

„Lucie!“ wiederholte Oehlrich sinnend. — „Nein, nein, Du irrst,“ fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ich passe nicht für die Ehe, und — man wagt zu viel bei derselben. Die Verhältnisse sind jetzt so

kompliziert, die Ansprüche der Frauen so gesteigert, dass man leichtsinnig oder verliebt sein muss, um ein Weib zu nehmen.“

Mit diesen Worten zog Oehlrich ruhig seine Zigarrentasche und seine Zeitungen heraus und setzte sich bequem zurecht, um zu lesen, während Lork auf jeder Station spähend hinausschaute, hoffend, unter den einsteigenden Damen Madame Wernick und ihre Tochter zu erblicken. Aber er sah sich getäuscht, nicht einmal Edmund sah er wieder, als der Zug sein Ziel erreicht hatte. Er fuhr allein mit Oehlrich nach der Stadt, und ehe er sich von ihm trennte, bat ihn derselbe, morgen Nachmittag zu ihm zu kommen. Er wollte ihn zu einigen seiner Patienten führen, die er seiner Stellung wegen aufgeben musste, und die gern bereit waren, den Arzt als den ihren anzuerkennen, den er ihnen zuführen würde.

V.

Der Professor, der eben seinen Rundgang im Hospital beendet hatte, warf sich erschöpft in seinem Studierzimmer auf eine Chaiselongue. Er sah nach der Uhr. Es war halb sechs und um fünf Uhr hatte Doktor Lork zu ihm kommen wollen, ihm war die Verzögerung nicht unangenehm, denn er fühlte sich matt und abgespannt, aber keine lange Ruhe ward ihm gegönnt. Sein Diener kam und meldete eine Dame, welche dringend wünschte, ihn zu sprechen.

„So führe sie hinein!“ rief er verdrießlich

Franz öffnete die Tür und ließ eine schlanke, verschleierte Gestalt herein, die so heftig zitterte, dass Oehlrich aufsprang und ihr einen Stuhl reichte. Sie sank matt darauf zurück und zu erregt, um sprechen zu können, schlug sie nur ihren Schleier zurück.

„Fräulein Eveline!“ rief Oehlrich erstaunt, indem er die Erklärung dieser sonderbaren Szene auf dem Antlitz des jungen Mädchens suchte. Es lag bei tiefer Trauer eine kalte Entschlossenheit darin; der schöne Mund zuckte vor Schmerz, doch die dunklen Augen waren von keiner Träne gerötet; aber noch immer raubte eine innere Aufregung oder die Erschöpfung Eveline die Fähigkeit sich mitzuteilen.

„Beruhigen Sie sich mein teures Kind!“ sagte Oehlrich mild, „und seien Sie überzeugt, dass Sie bei einem Freunde sind, auf dessen Teilnahme Sie rechnen, und dem Sie in allem unbedingt vertrauen können!“

„Oh! so retten Sie mich!“ rief sie plötzlich aufspringend und zu seinen Füßen sinkend.

Dieser jähe Wechsel erschreckte den Professor. Er sah keine andere Gefahr für das junge Mädchen, als in ihrem Zustande selbst, doch hütete er sich wohl es ihr zu sagen.

Ahnte sie, was er fürchtete.

„Nein!“ rief sie sich erhebend, „es ist keine Exaltation, kein Wahnsinn, der mich zu Ihnen treibt; es ist eine tiefe Verzweiflung, dass ich ohne Ihre Hilfe ihr erliegen müsste.“

„Gerne bin ich zu jeder bereit, aber warum machen Sie nicht von dem natürlichen Schutz Gebrauch, den Sie bei ihrer Mutter finden?“

„Schutz bei meiner Mutter?“ sagte Eveline mit einem Akzent, in dem sich Hass, Bitterkeit und Verzweiflung mischten. „O, das ist ja eben mein entsetzliches Verhängnis, dass ich vor ihr, bei Ihnen Schutz suchen muss?“ fügte sie kaum hörbar hinzu.

„Was ist geschehen?“ fragte Oehlrich.

„So Entsetzliches, dass kein Erdenglück damit versöhnen kann.“

„So teilen Sie es mir mit; vielleicht erscheint es Ihnen nur jetzt, wo Sie so aufgeregt sind, so unheilsvoll?“

„O, wäre es so! Aber Sie haben mich in den verschiedensten Stimmungen gesehen, in keiner habe ich mich bis zu der Lüge erniedrigt, meiner Mutter eine Liebe und Achtung zu zeigen, die ich nicht für sie empfinden kann. Doch ich bin nicht hierhergekommen, um sie anzuklagen, sondern um Sie zu beschwören, mir den Weg zu zeigen, auf dem ich ihr nicht mehr begegnen darf.“

„Aber eine Mutter hat Rechte; wenn Ihr Herz sie nicht anerkennen will, wird es das Gesetz tun.“

„Nie, wird sie es mir gegenüber in Anspruch nehmen. O, ich bin frei, frei wie der Gefangene, der eben seinem schmachvollen Gefängnis entflohen ist; frei wie eine Obdachlose; frei wie eine Waise, der der schützende Vater fehlt.“

Bei diesen Worten zitterte Evelinens Stimme. Sie sank, wie innerlich gebrochen, auf den Stuhl, vor dem sie stand. Ihr überreizter Zustand löste sich in einem Strom von Tränen.

Oehlrich atmete erleichtert auf, als er sie weinen sah; Tränen kann man trocknen, aber schwerer ist es, den Schmerz zu besiegen, der sich wie eine Eisrinde um die Empfindung legt. Doch wie sollte er, selbst bei der tiefsten Teilnahme und dem innigsten Mitleid, welches er mit dem jungen Mädchen hatte, ein Übel heben, das ihm fremd war? Eveline machte ihm selbst, als sie ruhiger geworden, keine näheren Mitteilungen über sich, sie gestand ihm nur, dass niemand ihr so viele Verehrung und ein so hohes Vertrauen eingeflößt habe, als er. Die Güte, mit welcher er die Inkonsequenz ihres Betragens, das ihm

gewiss oft wie eigensinnige Schwäche hätte erscheinen müssen, stets zu besiegen gewusst, habe sie tief ergriffen und zugleich von der Schärfe und Überlegenheit seines Geistes überzeugt.

So wohl dieses Geständnis dem Professor tat, war es doch nicht das, was er in diesem Augenblicke zu hören wünschte. Aber Eveline sprach nur von ihren Empfindungen, sie stockte, wenn sie Tatsachen berühren sollte. Geschah es aus Rücksicht für ihre Mutter oder hielt das Bewusstsein einer eigenen Schuld ihr Wort gefesselt? Er wusste es nicht; nur so viel war ihm klar, dass sie um jeden Preis entschlossen war, ihre Mutter zu verlassen und dass eine moralische Notwendigkeit sie zu diesem Schritt zwang, bei dem allein seine Unterstützung sie leiten sollte. Vertrauend der Hochherzigkeit seines Charakters gab sie nicht dem Gedanken Raum, dass er sie zurückweisen könne. Und auch ihm schien es unmöglich, wenn er in ihre noch von Tränen verschleierten Augen sah, die so gläubig und hoffend zu ihm ausblickten.

Ihn schreckte nicht die Verantwortung, die er übernehmen musste — denn er war entschlossen, ihr offen seinen Schutz zu gewähren — wohl aber die Ver-

legenheit, die Mittel zu finden, wodurch er auch wahrhaft heilbringend für sie werde.

„Eveline schien keine Ahnung zu haben, wie das Leben sich in seinen verschiedenen Wechselwirkungen gestalten könne, denn wahrscheinlich war sie nie aus dem engen Kreis der Häuslichkeit hinausgetreten; aber eine umso höhere Geltung sollte sie ihm einräumen, und nun wollte sie nicht einmal den gegebenen Verhältnissen Rechnung tragen; und die natürlichsten gewaltsam lösen! Welche Berechtigung hatte sie dazu? . . . Sie gab keine Gründe an, und bei aller Hingebung zeigte sie dennoch eine tiefe Verschlossenheit. Indem sie Oehlrich mit ergreifenden Worten beschwor: das Leben, das sie beginnen wollte, gestalten zu helfen, teilte sie ihm nichts aus ihrem vergangenen mit und er vermochte es nicht zu erraten, was es denn zu einem so geheimnisreichen, unheilvollen Rätsel gemacht.

Die Unklarheit der Verhältnisse, welche er vertreten sollte, machten Oehlrich’s Situation nur noch peinlicher und doch durfte er Eveline, die still weinend alles um sich zu vergessen schien, nicht zeigen, dass er selbst ratlos war, denn alles drängte zum raschen

Handeln, und wohl fühlend, dass Grübeln und Überlegen resultatlos bleiben mussten, suchte er zunächst das junge Mädchen zu beruhigen, und als es ihm einigermaßen gelungen war, ließ er seine Haushälterin rufen.

Frau Babette war eine gutmütige rüstige Frau, welcher er unbedingt vertrauen konnte. Er stellte ihr Eveline als eine entfernte Verwandte vor, für die sie auf dem anderen Flügel ein Zimmer und neben demselben ihre eigene Schlafstätte einrichten sollte, und während sie eilte, noch manche andere Anordnung, welche er ihr gab auszuführen, streiften seine Blicke Eveline, die immer mehr an Gleichmaß und äußerer Sammlung gewonnen hatte. Momentan über sie beruhigt, teilte er ihr mit, dass er sie allein lassen müsse, weil er noch heute für sie das Notwendige einleiten und Vorbereitungen für ihre künftige Stellung machen wolle. Er bat sie, weil er sich leicht verspäten könne, ihn nicht zu erwarten, sondern die ihr so notwendige Ruhe zu suchen.

Sie hörte ihm schweigend zu, und zeigte nur durch eine leichte Neigung des Hauptes, dass sie bereit sei, seinen Anordnungen zu folgen. Aber als er ihr zum Abschied die Hand reichte, legte sie die ihre fest hinein,

und sich erhebend versicherte sie, dass auch er ihr vertrauen könne, und dass sie durch die Ruhe, die sie wieder zu finden hoffe, ihm morgen schon beweisen werde, dass sie ohne Exaltation und Überstürzung nur das tue, wozu gebietende Umstände sie zwängen.

„Nun wohl, es sei!“ sagte er, indem er, wie zur Bestätigung, Evelinens Hand, die noch in der seinen ruhte, drückte; sie entzog sie ihm, während eine dunkle Röte ihre bleichen Wangen überhauchte, aber in der eigenen Erregung bemerkte er die ihre nicht, und sich rasch von ihr losreißend, ging er, in Gedanken versenkt, die Treppe herab.

Vor der Tür stand, wie er befohlen, sein Wagen, und eben, als er ihn besteigen wollte, kam Doktor Lork.

„Verzeihe, dass ich mich nicht zur rechten Zeit eingestellt; ich wurde zu einem gefährlichen Kranken gerufen, und —“ sagte er.

„Auch ich bin eilig,“ fiel Oehlrich ihm in’s Wort, „darum Lebewohl! Doch halt, willst Du mir einen Dienst erweisen?“

„Gerne!“

„So gehe zu Madame Wernick und frage sie — sie kennt Dich, nennst Du ihr Deinen Namen als

meinen Freund — dass — doch ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Sei so gut und steige ein, und während Du mich begleitest, sage ich Dir, was ich von Dir wünsche.“

Mit flüchtigen Worten erzählte Oehlrich seinem Freunde Evelinens Flucht aus dem mütterlichen Hause und dass er bereit sei, ihr seinen Schutz zu gewähren, der aber natürlich nur ein mittelbarer sein könne. Er wünschte deshalb, dass er Madame Wernick den Fall vortrage, und sie in seinem Namen um ihren Rat und Beistand bitte, aber jedenfalls, wie ihre Entscheidung auch ausfalle, ihm sogleich sie mitzuteilen. „Ich selbst,“ fügte er hinzu, „suche jetzt die Rätin, Evelinens Mutter, auf, von der ich endlich Aufschluss über diesen mysteriösen Vorfall erwarte.“

Der Wagen hielt, und während Lork einen Fiaker, der ihn zu Madame Wernick führen sollte, suchte, stieg der Professor die Treppe, welche zu der Wohnung der Rätin führte, hinauf.

Er ließ sich bei ihr ansagen. Sie zögerte, ihn zu empfangen, und erst nach wiederholten Nachsuchungen wurde er endlich vorgelassen.

Er fand die Rätin in der größten Aufregung, die

sie vergebens zu verbergen suchte, auf dem Sofa sitzend. Sie hielt einen Brief in der Hand und konnte kaum sprechen. Mit einer leichten Handbewegung wies sie dem Professor einen Sitz sich gegenüber an, aber seinen ärztlichen Rat lehnte sie ab.

„Ich bin nicht krank," sagte sie, „sondern nur durch eine erschütternde Mitteilung fassungslos, weil sie mich so unvorbereitet getroffen hat."

„Und wie nimmt Fräulein Eveline diese Nachricht auf?" fragte der Professor.

„Eveline! . . . kennt sie nicht . . . Sie ist nicht zu Hause . . . Sie hat einen notwendigen Besuch machen müssen," antwortete sie zögernd.

„Also erkennen Sie selbst dessen Notwendigkeit an?"

„Wissen Sie etwas davon?" fragte die Rätin gespannt statt zu antworten.

„Ja wohl, denn Eveline ist bei mir."

„Bei Ihnen!" rief sie erschreckt. „O, dann ist alles gut," fügte sie gefasster hinzu. „Sie müssen sie nur zu beruhigen suchen."

„Worüber?"

„So sehen Sie nicht, dass ihre Nerven überreizt sind, dass sie in einem traurigen Wahn befangen ist,

der sich bis zu der fixen Idee gesteigert hat: mich nicht lieben, nicht achten zu können.“

„Sie glaubt dazu entschiedene Gründe zu haben!“

„Die sie Ihnen mitgeteilt hat?“ fragte die Rätin ängstlich.

„Nein! aber —“

„Das ist es eben,“ sagte sie gefasst, „weil sie durch keine Tatsache den Ursprung ihres Wahnes nachweisen kann, scheitert auch jeder Versuch, ihn zu besiegen. O, meine arme Eveline ist krank, ihr Sinn ist umdüstert, und Sie wissen es, wie selbst ihr Körper dadurch gelitten hat.“

„Gewiss, aber sicher mehr durch einen tiefen Schmerz, als durch die Zerrüttung des Geistes, welche ich nie an ihr bemerkt habe, und wäre sie mir unbegreiflicher Weise entgangen, so wäre es, denke ich, Ihre Pflicht, Frau Rätin, gewesen, mich darauf aufmerksam zu machen.“

„Sie, werter Herr Professor, können mir daraus keinen Vorwurf machen, denn wir Mütter verbergen gerne die körperlichen, wie die moralischen Schwächen unserer Kinder.“

„War das bei Fräulein Eveline notwendig?“

Unbeachtet ließ die Rätin seine Frage und fuhr rasch fort: „Als ich Sie zuerst um Ihren Besuch bitten ließ, ging es in geistiger Beziehung mit Eveline besser, aber seit Kurzem hat sich ihr Zustand auffallend verändert. Sie scheint eine krampfhafte Reizbarkeit nicht überwinden zu können; meine Nähe legt ihr Zwang auf, sie meidet mich . . . Sie hat ihre Phantasie so exaltiert, dass ihre Träume ihr wie wirkliche Erlebnisse erscheinen, sie glaubt an sie, und da sie mir in denselben — weiß der Himmel weshalb — eine schlechte Rolle zugeteilt hat, wähnt sie, mich verachten zu müssen. O, ich bin sehr unglücklich, denn statt Freude kommt mir nur Schmerz von meinem Kinde. Mit bizarrem Eigensinn verschließt mir Eveline ihr Herz und will nicht sehen, dass ich stets nur bestrebt gewesen bin, sie zu beglücken. Ja, sie misstraut selbst meiner Erfahrung und meinem Verstande, will keinen Nutzen aus meiner Einsicht ziehen, und statt die Dinge zu sehen, wie ich sie ihr zeige und sie wirklich sind, stellt sie sie entweder in das blendendste Licht oder in den tiefsten Schatten, wo jede wahre Form und Farbe schwinden muss. Doch ich darf nicht sie, nur das Geschick kann ich anklagen, das ihren Geist

umdüstert hat! Nur auf Sie, Herr Professor, setze ich meine Hoffnung . . . Sie nur allein können Manches ausgleichen. Ich weiß, dass Sie Einfluss auf Eveline haben. Benutzen Sie ihn vor allem, sie von ihrer Antipathie gegen mich zu heilen.“

„Entspringt diese Antipathie aus einer geistigen Verwirrung, so wird es lange währen, dieses Übel zu heilen. Die Kur ist auch an Bedingungen geknüpft, die Ihnen vielleicht schwer zu erfüllen sein würden.“

„Ich bin zu jedem Opfer bereit.“

„Das größte ist die Trennung von Ihrer Tochter, in die Sie sich einstweilen fügen müssen. In fremder Umgebung wird Eveline die Notwendigkeit, sich zu überwinden, erkennen, und indem sie, was Sie, Frau Rätin, ihre fixe Idee nennen, verbirgt, sie auch beherrschen lernen.“

„Eveline passt in keine Familie, die solche Liebesdienste des Geldes wegen tut!“

„Sie haben Recht, aber ich hoffe, eine für sie zu interessieren, die hochherzig und gebildet ist und in der das innigste Einverständnis Mutter und Tochter vereint. Eveline in ein so reines Familienleben versetzt wird das Unnatürliche ihres eigenen Betragens

kennen lernen, sie wird Reue darüber empfinden, und selbst wünschen, zu Ihnen zurückzukehren!“

„Nein, nein!“ rief die Rätin angstvoll, „ich kann meine Tochter in keiner fremden Familie lassen, denn sie wird nirgends ihre wahnsinnigen Ideen verbergen können!“

„So bleibt uns nichts übrig, als Eveline zu einem Bekannten von mir, dem Doktor Görgei, zu führen!“

„In eine Irrenanstalt!“ rief die Rätin außer sich, „das ist entsetzlich, das ist unmöglich!“

„Aber Sie selbst bestätigen Evelinens Geistesverwirrung.“

„Nur nach einer Richtung!“

„Das ist hinreichend, um alles zu fürchten, denn selten bleibt der Wahnsinn ein partieller; hat er erst eine Richtung des Geistes oder der Seelentätigkeit gehemmt, so greift er bald in eine andere über. Eine übermäßige Aufregung der Phantasie, eine Überspannung oder Verdüsterung des Gemütes, jedes dieser Übel allein raubt die Freiheit des Bewusstseins, trübt die Klarheit des Verstandes und ruft jenen krampfhaften Eigensinn hervor, der oft auf das Absurdeste verfällt. Nur indem man ihm die

Veranlassung entzieht, kann man hoffen, ihn zu besiegen.“

„O! warum weisen Sie mich auf einen so verhassten Ausweg als den einzig möglichen hin! Aber nie kann, nie darf Eveline mich verlassen!“

„Ihre Tochter hat den unglücklichen Wahn gefasst, dass Sie ihr verderblich gewesen sind, und auf dem Punkte, den er jetzt erreicht hat, können nur durchgreifende Maßregeln helfen, soll er sich nicht mit jedem Tage vergrößern. Jetzt zeigt er sich nicht mehr allein in der abweisenden Kälte, mit der sie ihre mütterliche Fürsorge zurückweist, sondern das ausdrucksvolle Schweigen, das sie sonst beobachtet hat, löst sich in laute Klagen auf, und ihre stille Melancholie kann . . . zur Tobsucht werden!“

„Sie wollen mich nur erschrecken, nur einschüchtern!“ rief die Rätin unbedacht. — Aber, gesund oder krank, Eveline darf sich meiner mütterlichen Autorität nicht entziehen!“

„Sie haben sie verwirkt, behauptet Eveline und geht selbst so weit, diese Anschuldigung vor den Gerichten wiederholen und beweisen zu wollen!“

Die Rätin erblasste. „O, es ist entsetzlich!“

seufzte sie. „Ermessen Sie selbst daraus, wie sehr Evelinens Krankheit um sich greift.“

„Vergebens suchte ich sie zu bereden, zu Ihnen zurückzukehren; sie schwur, zwar mit Tränen in den Augen, doch mit unerschütterlicher Entschlossenheit, dass sie sich, wenn ich ihr meinen Schutz entziehe, unter den Schutz des Gesetzes stellen wolle.“

Die Rätin zitterte vor Aufregung. Nach einer Pause sagte sie: „Wenn Eveline so krank ist, darf ich nichts Anderes berücksichtigen, als was zu ihrer Genesung führen kann, und wenn Sie kein anderes Mittel kennen, muss ich mich in Ihre Anordnung fügen!“

„So darf ich sie zu meinem Freunde führen?“

„Mein Gott, wohin ist es gekommen, Eveline in einem öffentlichen Krankenhause!“ rief sie schmerzlich, indem sie das Gesicht mit den Händen bedeckte und in ein tiefes Nachdenken verfiel. Des Professors forschende Blicke konnten nicht in ihren Zügen lesen, aber sie zeugten von Entschlossenheit, als sie nach einigen Augenblicken den Kopf ausrichtete und ruhig sagte: „So sei es denn! Einige Tage werden hoffentlich hinreichen, um Eveline von ihrer fixen Idee zu heilen, und sie wird dann mit erneuerter Liebe zu mir zurück-

kehren. „Ich selbst werde sie vom Doktor Görgei abholen. Nicht wahr, Herr Professor, der Arzt bestätigt schriftlich die Genesung der entlassenen Kranken?“

Der Professor glaubte zu erraten, was die Rätin mit einem solchen Zertifikate bezwecken wollte. Es sollte ihr gewiss nicht Evelinens Genesung, sondern ihre Krankheit bestätigen. Darum ging sie gewiss so bereitwillig darauf ein, ihre Tochter in ein Irrenhaus zu schicken. „Diese Frau hat also eine juridische Untersuchung zu scheuen,“ dachte er. Nun glaubte er die Bestätigung zu haben, deren er bedurfte, um mit gutem Gewissen Eveline gegen eine Frau verteidigen zu dürfen, welche — so schien es — den Mutternamen verwirkt hatte.

„Wenn Sie es wünschen, wird Ihnen Doktor Görgei gewiss ein solches Zeugnis geben,“ sagte er, „aber das erinnert mich, dass ich von Ihnen eines bedarf, damit er Eveline in seiner Anstalt aufnehme.“

Misstrauisch sah die Rätin den Professor an; ihre forschenden Blicke schienen seine Gedanken ergründen zu wollen. Er hütete sich wohl, durch einen triumphierenden oder ironischen Zug zu zeigen, dass er hoffte, sie zu überlisten. Er tat wie Jemand, der gern rasch

eine überlästige Sache beenden oder von sich schieben möchte.

Sie musste also annehmen, dass er noch heute Eveline in die Anstalt bringen wolle. Hoffte sie vielleicht, dass dieselbe zwischen dem Aufenthalt im Irrenhause und der Rückkehr zu ihr nicht schwanken werde? oder glaubte sie, dass im schlimmsten Falle das Attest des Arztes ihr auch den Beistand des Gesetzes sichere, wenn ihre Tochter einen ähnlichen Versuch, sie zu verlassen, machen sollte?

Sie schrieb alles, was der Professor wünschte; sie kannte ihn als einen Ehrenmann und konnte nicht ahnen, dass er heute zum ersten Male seinen offenen Charakter verleugnen werde; aber dennoch zitterte ihre Hand, als sie ihm das Papier überreichte, und gleich darauf wollte sie es wieder zurücknehmen.

„Wie Sie wollen!“ sagte der Professor mit scheinbarem Gleichmut, „nur bitte ich, einen raschen Entschluss zu fassen, und wenn Sie Ihre Tochter keiner Kur unterwerfen wollen, sogleich mit mir nach meiner Wohnung zu fahren, um sie zurückzuholen.“

Wollte die Rätin in diesem Augenblick um jeden Preis Eveline oder vielmehr eine Erörterung mit ihr

vermeiden? Der Professor nahm es an, als sie ihm nach kurzem Besinnen das Blatt hinreichte, das er sorgfältig in seinem Taschenbuche aufbewahrte, indem er sich rasch empfahl.

Der Professor ging beruhigter die Treppe hinab, als er sie bestiegen, aber noch immer kannte er weder die Ursache von Evelinens Schmerz, noch wusste er ein Mittel ihn zu heben. Ein gewagtes Spiel. Musste er sich sagen, habe er mit der Rätin gespielt, und welcher Gewinn war daraus entsprungen? Für Eveline einige Tage der Freiheit und sie forderte sie für ihr ganzes Leben von ihm; durfte er überhaupt in dasselbe so eigenmächtig eingreifen? Sie war noch nicht mündig. Die Mutter konnte das Zeugnis, das er soeben triumphierend empfangen hatte, auch gegen ihn benutzen.

Er wusste wohl, wie weit die Rechte einer Mutter gehen, aber nicht, wodurch man sie verwirken könne. Nur ein Jurist konnte ihm Auskunft geben; aber wo so spät, es war nach acht Uhr, einen Advokaten finden, und wenn es ihm gelang, durfte er einen Fremden in Evelinens Entschluss, der für ihn selbst noch so viel Geheimnisvolles barg, einweihen? Plötzlich erinnerte

er sich Edmund's, dessen Rat ihm als Freund und Jurist, von zwiefachem Wert erschien. Er musste ihn sprechen und obgleich er nicht die Hoffnung hegte, ihn jetzt zu Hause zu finden, wollte er seinen Diener sprechen oder ihn von demselben aufsuchen lassen. Er befahl seinem Kutscher zu dem Assessor von Gerold zu fahren, aber als er dessen Wohnung erreicht hatte, beugte er sich nur mit Zagen aus dem Wagenfenster.

Die Zimmer des Assessors waren beleuchtet. Oehlrich fand ihn umgeben von Aktenstücken, welche er rasch bei Seite warf, als er den Freund erblickte, von dessen Besuch er ebenso überrascht als erfreut war. Er wollte zu Doktor Lork schicken, eine Bowle bereiten. —

„Gemach, gemach!“ rief der Professor. „Ich komme heute nicht zu dem Freunde, nur zu dem Juristen.“

„Aber deren gibt es ja so viele und gescheitere als ich,“ antwortete Edmund ein wenig empfindlich.

„Nein, nur einer, welcher zugleich mein, Freund ist, kann mir helfen!“

„So will man Dich in einen Prozess verwickeln? Klagen die Frauen, dass Du ihre eingebildeten Übel nicht durch Badereisen heben willst; oder die Männer, dass Du zu Deinen medizinischen Pillen noch manche

moralische ihnen zu verschlucken gibst, oder gar die schönen Mädchen über Deine Unempfindlichkeit für ihre Reize?“ fragte Edmund lachend.

„Scherze nicht!“ fiel ihm Oehlrich in’s Wort. „Es handelt sich für mich um eine wichtige Angelegenheit, bei der ich Deines Rates, ja vielleicht Deines Beistandes bedarf.“

„Ich bin bereit zu allem, was Du wünschest,“ sagte Edmund plötzlich ernst, indem er Oehlrich einen Stuhl hinschob und sich selbst setzte.

„Auch mir gleich zu folgen?“

„Wohin Du mich führst!“ antwortete er rasch aufspringend.

„Einstweilen nur zu mir, wo Lork mich erwartet, oder in derselben Angelegenheit wahrscheinlich schon für mich gewirkt hat!“

Edmund griff nach seinem Hut. Auf der kurzen Strecke bis zu seiner Wohnung vergaß der Professor, von so vielen Gedanken erregt, dem Freunde Aufschluss über das, was er von ihm wünschte, zu geben. Edmund bezwang leicht eine Neugier, die so bald Befriedigung finden sollte; doch selbst in seinem Zimmer schien Oehlrich zu keiner Mitteilung geneigt. Es befremdete

ihn, dass er den Doktor Lork noch nicht vorfand, und ohne weitere Rücksicht auf Edmund zu nehmen, ließ er seine Haushälterin kommen und fragte sie, wie es der Fremden gehe?

„Die junge Dame,“ antwortete „Frau Babette, „hat sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, das ich mit den Möbeln aus —“

„Was kümmern mich diese Sachen! Sagen Sie mir lieber wie die Dame sich befindet. War sie ruhig, hat sie etwas genossen?“

„Nein, sie hat das Abendbrot abgelehnt. Ich bot ihr Bouillon und das Brathuhn an, das ich für den Herrn Professor zubereitet habe, aber sie bat nur um Tee und da sie ein wenig erhitzt schien, habe ich ihr auch Limonade gebracht.“

„Recht, ganz recht, haben Sie sonst beachtet, was das Fräulein getan hat?“

„So lange sie noch in diesem Zimmer war, ging sie, wie von Angst getrieben, auf und ab. Sie seufzte, trocknete, als sie sich unbemerkt glaubte, eine Träne, fasste sich aber bald wieder, und schien die Gegenstände um sich her mehr zu beachten. Sie fragte mich, wie viel Uhr es sei, zog die ihre heraus und richtete sie,

indem sie zugleich sich erkundigte, wann Sie immer nach Hause kommen. Aber bei alle dem war sie doch zerstreut, erst als ihre Blicke auf das Bild fielen, das über dem Schreibepult des Herrn Professors hängt, vergaß sie alles andere darüber. Sie faltete die Hände wie zum Gebet, und sah so andächtig dazu auf, als ob Ihre selige Frau Mutter, sie ruhe in Christo, selbst die Mutter Gottes wäre. Ich fürchtete einen Irrtum und sagte: das ist die Mutter unseres Herrn Professors. Ich weiß, ich habe es aus der Ähnlichkeit erkannt, sagte sie ganz leise, und da ich sie so andächtig und ruhig sah, ging ich ihr Zimmer in Ordnung bringen, nachdem ich erst, wie gesagt, ihr ein Abendessen angeboten hatte.“

„Und dann?“ fragte der Professor ungeduldig.

„Nun dann kam ich nach einer halben Stunde wieder und führte sie durch den Salon nach der blauen Stube. Ich wollte sie bedienen, aber sie lehnte es ab, doch mit einer solchen Freundlichkeit, dass ich noch ein wenig in dem Zimmer blieb, um sie anschauen zu können. O, was ist das Fräulein schön, wie ein Engel sieht sie aus, und jetzt, wo sie ruht —“

„Können Sie sich auch zur Ruhe begeben, denn ich

bedarf Ihrer nicht mehr. Ich bitte Sie nur darauf zu achten, dass, wenn das Fräulein in der Nacht etwas bedarf, Sie zur Hand sind.“

„Sie können sich auf meine Wachsamkeit verlassen.“

Edmund hatte mit steigendem Erstaunen den Bericht der Haushälterin angehört. Als sie sich entfernt hatte, rief er lachend: „Was muss ich hören! Du, der Weiberfeind, der Cato, verbirgst unter deinem Dache ein reizendes Mädchen — und des juridischen Rechtes bedarfst Du. — Also hast Du kein legitimes Recht geltend zu machen. Gewiss hast Du die Schöne entführt?“

„Nein, sie hat sich zu mir geflüchtet,“ sagte Oehlrich, indem er mit einigen Worten Edmund das Nähere andeutete, doch ohne ihm vollständig seine letzte Unterredung mit der Rätin mitzuteilen.

„Du bist in einer misslichen Situation,“ entgegnete der Assessor, „denn so vieler Reiz auch darin liegt, wenn ein junges schönes Mädchen bei uns Schutz sucht, so bedenklich ist es doch immer, sie gegen eine Mutter zu verteidigen.“

„Ich habe sie nicht von mir weisen können; denn hättest Du gesehen mit welcher Verzweiflung

sie zu meinen Füßen sank, wie sie meine Hand ergriff.“

„Und als Du diese schöne warme Hand in der Deinen fühltest, durchströmte Dich ein magnetisches Fluidum,“ fiel Edmund scherzend ein „Dein Stoizismus zerschmolz und Du fasstest den Entschluss Eveline das Leben ertragen und lieben zu lehren.“

„Ich bin von Deiner frivolen Auffassung sehr entfernt,“ erwiderte der Professor ernst, „und habe Dich nur deshalb hierher bemüht, um von Dir zu erfahren, wie weit die mütterlichen Rechte sich erstrecken und wann man ermächtigt ist, gegen sie den Schutz des Gesetzes für Unmündige in Anspruch zu nehmen.“

„Da sind zuerst grobe Vergehen, wie — doch wozu sie auszählen. Wir können annehmen, dass keine ähnlichen stattgefunden haben, und dass die Rätin ihre Tochter gewiss nicht tödlich misshandelt oder hat hungern lassen, sondern sie mit allein Nötigen, ja gewiss noch mit dem Überflüssigen versehen hat; denn Frau Babette sprach von einer Uhr, welche das junge Mädchen richtete. Es ist also unmöglich, auf richterlichem Wege die Mutter von ihrem Kinde zu trennen, wenn Eveline nicht eine Tatsache mitteilen kann,

aus welcher man das Recht dazu herleitet. Du musst ihr ganzes Vertrauen erringen oder nötigen Falles fordern.“

Doktor Lork, der eben hereintrat und Edmund’s letzte Worte hörte, meinte, es werde Madame Wernick als Frau leichter werden wie Oehlrich Evelinens Vertrauen zu gewinnen. „Sie wollte mir gleich hierher folgen,“ sagte er, „aber sie fand, dass es schon zu spät dazu sei. Sie hofft das junge Mädchen morgen beruhigt und zugänglicher zu finden.“

Oehlrich atmet erleichtert auf. „Wenn Madame Wernick Eveline in ihren Schutz nehmen will, bin ich beruhigt,“ sagte er.

Edmund schüttelte ungläubig den Kopf. „So weit ich die Sache bis jetzt kenne, möchte ich lieber der Anwalt der Mutter als der Tochter sein. Du kennst beide und ich bin erstaunt, dass Du so entschieden Partei für die Tochter nimmst. Was bestimmt Dich dazu?“ fragte er.

„Entscheidet selbst. Ich werde Euch mitteilen, wie ich Beide kennen lernte.“

„Vor einem Jahr kam ein Diener, mich zu einer Dame zu rufen, die in einem entfernten Stadtteil

wohnte. Ich fand nach der bezeichneten Nummer ein großes elegantes Hans. In einem Wohnzimmer, das Reichtum und Geschmack zeigte, erwartete mich die Rätin. Im ersten Augenblicke glaubte ich in der großen stattlichen Frau die Kranke zu finden, denn ihr ganzes Wesen war aufgeregt und ungleich, ihre Wangen glühten, während die Hand, die ich ergriff, mich mit eisiger Kälte durchdrang; ja ihre Stimme war bei den einfachsten Mitteilungen gedämpft und zitternd. Aber als ich ihr Übel näher erforschen will, erklärte sie, dass sie wohl sei und. nur besorgt und erregt durch den Zustand ihres einziges Kindes, eines jungen Mädchens von 17 Jahren. Eveline, so nannte sie ihre Tochter, sei, ohne dass ihre Krankheit sich durch ein Fieber manifestiere, oder einen bestimmten Charakter annehme, doch auffallend leidend, das beweise schon eine gänzliche Schlaf- und Appetitlosigkeit. Ihr früherer Arzt, der Geheimrat Berger, der vor kurzem gestorben, habe gehofft, dass mit dem Frühling eine neue Lebenslust und Kraft in das erschlaffte Nervensystem kommen werde; aber das junge Mädchen sitze den ganzen Tag schweigend und klaglos in ihrem Sessel, alle Anregung von außen, ja selbst den Rat eines

Arztes mit einer Entschiedenheit zurückweisend, die fürchten lasse, es habe den Entschluss gefasst, nicht gesund werden zu wollen.

Ich fragte, ob sie glaube, dass irgendein moralischer Grund oder der Schmerz über einen unerfüllbaren Wunsch die Veranlassung dazu biete.“

„Ich kann es nicht annehmen,“ sagte sie nach einigem Zögern seufzend und verlegen, „denn meine Tochter besitzt alles, was der Jugend wünschenswert erscheinen muss, nur die Erkenntnis dafür fehlt ihr.“

„War Ihre Tochter auch als Kind so ernst und verschlossen?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete sie befangen und wieder seufzend, „sie war harmlos und heiter und erst seit einem halben Jahre hat sie sich so verändert. Aber man rühmt Sie, Herr Professor, als einen Arzt, der nicht nur die Krankheit seiner Patienten heilt, sondern auch oft den vorteilhaftesten Einfluss auf ihre Stimmung, auf ihr ganzes Wesen übt. O, wenn durch Sie meine Tochter genesen und ihren Frohsinn wiedergewinnen möchte, so würde meine Dankbarkeit keine Grenzen haben!“

Ich unterdrückte die scharfe Antwort, die mir auf

diese sonderbare Anrede auf den Lippen schwebte und verneigte mich schweigend, indem ich mich erhob. Sie führte mich durch mehrere elegante Zimmer bis in ein einfaches Boudoir, dessen Teppich das Geräusch unseres Eintrittes dämpfte. Ein junges Mädchen saß dort und schien uns nicht zu beachten; es blieb ruhig in seiner Chaiselongue liegen, und ich konnte ungestört seine außerordentliche Schönheit betrachten, deren blendender Glanz durch einen leidenden Ausdruck gedämpft wurde. Blonde herabwallende Locken deckten fast die bleichen Wangen, doch die geistvolle Stirn, das feine und edle Profit und der schwermütige aber milde Ausdruck um den Mund erweckten ebenso sehr die Teilnahme als die Bewunderung.

Nach einer kleinen Pause erhob sie wie unfreiwillig die langen gesenkten Wimpern und ihre seelenvollen aber verschleierten Augen blieben mit dem Ausdruck des Schreckens und Erstaunens auf mir haften.

Professor Oehlrich, sagte die Mutter mich vorstellend. Es war augenscheinlich, sie hatte sie nicht auf meinen Besuch vorbereitet, aber ihr vielleicht meinen Namen als den eines bekannten Arztes genannt. Das junge Mädchen schien sich zu sammeln; es begrüßte

mich höflich, doch kalt, und ich wusste nicht, erhob es sich aus Artigkeit oder wollte es sich entfernen; doch fiel es sogleich matt auf seinen Sitz zurück.

Die Mutter näherte sich rasch um sie zu unterstützen; aber statt ihr durch ein Lächeln dafür zu danken, richtete die Tochter einen so kalten fragenden Blick auf sie, dass sie davor zurücktrat. Dieser seltsame Vorgang hatte vielleicht nur eine Sekunde gewährt, aber er erregte mein Erstaunen, ja meine Neugier, indem er aber zugleich meine Teilnahme für das junge Mädchen, das mein Gefühl verletzt hatte, verminderte.

Ich sehe, mein liebes Kind, dass Ihnen das Stehen schwerfällt, sagte ich absichtlich mit einem vertrauten Tone; so will ich mich denn lieber zu Ihnen setzen. Liebes Kind! diese Ansprache befremdete sie. Sie sah zu mir auf und wollte durch einen stolzen Blick mich zurechtweisen; aber als meine forschenden Augen den ihren begegneten, senkte sie sie wie demütig. Ich ergriff ihre Hand und sie ließ es ohne Widerstand geschehen. Ihr Puls ging matt und unregelmäßig, aber ich musste selbst alle Symptome ihres Übels erraten, denn sie wollte nicht zugeben, dass sie leide, und nach-

dem ich sie mehrere Male besucht hatte, teilte ich die Ansicht der Mutter, dass Eveline ihre Genesung mehr fürchte als hoffe, und hierdurch dieselbe verzögere.

Auch die Jugend ist oft dem Schmerze zugänglich, aber nie hatte ich ein so tiefes Seelenleiden, einen so wirklichen Lebensüberdruss, so viele herbe Bitterkeit in einem jungen Gemüt wie bei Eveline gefunden, und doch sprach sich das alles mehr im Schweigen wie in bestimmten Worten aus, denn nie entschlüpfte ihr eine Klage. Nur die verdüsterte Stirn, ein schmerzlicher Zug um den schönen Mund oder ein bitteres Lächeln zeigten, dass ihre Seele von Leiden erfüllt war. Welches Unglück hatte denn ihren Sinn für die Freuden des Daseins und für die beseligenden Empfindungen der Kindesliebe verschlossen? Warum ruhte sie nicht von ihrem Leide und ihrem Schmerze in den Armen der Mutter aus. Gibt es eine heiligere, beschwichtigendere Stelle? Hatte sie eine Schuld von dort verdrängt? Die Mutterliebe schien sie ausgleichen zu wollen. Oder war es ein Missverständnis? Warum suchte man nicht die Lösung?

Nie hatte ich Mutter und Kind in jener vertrau-

lichen Vereinigung gefunden, die den Reiz und das Glück des Familienlebens bildet. Nur mit mir schien die Mutter das Zimmer der Tochter zu betreten, welche ihr mit derselben abweisenden Artigkeit wie mir begegnete.

Und doch nahm ich bald für die Tochter Partei, ohne mir den Grund davon genau angeben zu können. Ihre kalte Ruhe, ihre Mitleidlosigkeit gegen sich, hatte etwas Imponierendes. Es war, als erliege sie einem Fatum, einem wahrhaft tragischen Geschicke. Während die Mutter durch die Kälte der Tochter litt, machte ich es ihr schweigend zum Vorwurf, dass sie dieselbe nicht zu besiegen vermochte.“

„Das tue ich nicht!“ sagte der Assessor, „ich nehme noch immer Partei für die Mutter, deren Leben gewiss durch die unliebenswürdigen Eigenschaften der Tochter verkümmert worden ist. Wer weiß, was sie Dir zu verbergen hatte, und was sie Dir gegenüber befangen und verlegen machte.“

„Ich kam schon damals auf die Idee, dass hier ein Geheimnis zu Grunde liege und um als Arzt eingreifend wirken zu können, hätte ich wohl gewünscht, es zu erfahren. Aber die Mutter entschlüpfte mir

immer, wenn ich das Gespräch auf die Jugendeindrücke ihrer Tochter führen wollte.“

„Sie wird wahrscheinlich ihre Verbindung mit einem geliebten Manne gehindert haben und es nun bereuen,“ sagte Doktor Lork.

„Nein, das nehme ich nicht an, denn wenn Eveline eine Liebe zu betrauern hätte, wäre ihr Schmerz milder gewesen, aber er zeigte sich oft wie ein Gemisch von Eigensinn und verschlossener Trostlosigkeit.“

„Wie verhieltest Du Dich dabei?“ fragte Edmund.

„Ich ließ nichts unversucht, um sie aus ihrer Lethargie zu wecken. Von der Wirkung der medizinischen Mittel hoffte ich wenig für sie; ich verordnete Bewegung, frische Luft, Zerstreuung durch Kunstgenüsse oder eine zusagende Beschäftigung; aber Eveline wollte nicht einmal zu einer Ausfahrt sich bereden lassen. Sie fühlte sich zur freien Bewegung und Beschäftigung zu matt, und äußerte einen entschiedenen Degout gegen Theater und Konzerte. Ich suchte sie also durch meine eigene Unterhaltung anzuregen und ihr Verhalten dabei wurde mir zu einer Studie ihres Charakters, auf die ich manche Stunde verwendete, die aber im Allgemeinen resultatlos blieb, wie alles, was ich in diesem Hause

unternahm. Diese Erkenntnisdemütigte mich; sie erschütterte zwar nicht meine Zuversicht zu meinem ärztlichen Wirken, aber den Stolz auf den Einfluss, den ich oft schon auf junge verirrte Gemächer geübt hatte, besonders aber fühlte ich mich verletzt; ich erkannte, dass ich vergebens nach dem Vertrauen dieser beiden Frauen gerungen hatte. Die Tochter behauptete ihr abweisendes Wesen und die Mutter schien weniger aus Besorgnis, wie aus Misstrauen jedes Wort, das ich zu derselben sprach, zu überwachen.

„Also hatte sie eine Mitteilung zu scheuen," bemerkte Lork.

„So liegt zwischen diesen Frauen mehr wie ein Geheimnis, so liegt ein Vergehen verborgen!" meinte der Assessor.

„O, ich hatte schon zu viel erfahren, um hier nicht eine Schuld zu vermuten," sagte Oehlrich, „aber wo sollte ich sie suchen? Zuletzt glaubte ich — und es ist mir auch jetzt noch das Wahrscheinlichste — die Mutter habe durch ein unehrenhaftes Verhältnis den reinen Sinn des Kindes verletzt. Eveline schien in ihren feinsten Lebensfasern vergiftet, denn warum zeigte sie, die oft ein so feines Verständnis, ein so zartes und

tiefes Gemüt, wenn auch nur durch Blicke und leise Andeutungen verriet, der Mutter eine Herzenskälte, die ihr nicht einmal eine freundliche Anrede gönnte. Sie litt unter einem moralischen Einfluss, der vielleicht ihre körperliche Schwäche hervorgerufen hatte, doch so gerne sie derselben auch erlegen wäre, ihre Konstitution war kräftiger als ihr Entschluss, und obgleich sie meine Verordnungen nur unregelmäßig befolgte, erblühte sie wieder zur neuen Gesundheit. Ich konnte also mit gutem Gewissen meine Besuche, die mir in vieler Beziehung immer schwerer und unerquicklicher wurden, aufgeben. Die Mutter, der ich diese Mitteilung machte, war darüber trostlos. Sie schrieb meinem wohltätigen Einfluss allein die Besserung Evelinens zu und beschwor mich, sie nicht zu verlassen. Aber ich hatte damals eben meine Stelle im Hospital angetreten und behauptete, dass sie mir keine Zeit zu Privatbesuchen gewähre. Indem die Rätin in meiner Gegenwart ihre Tochter davon unterrichtete, sah ich zum ersten Male das junge Mädchen tief erröten. War es aus Freude von mir befreit zu werden oder aus Empfindlichkeit; dass ich mich von ihr zurückziehen wollte? Ich wusste es nicht, aber es tat mir doch

wohl, als sie für meine Güte, wie sie sagte, mir mit tiefempfundenen Worten dankte, doch fügte sie keines hinzu, wodurch sie mich zurückzuhalten suchte.“

„Hast Du Dich nicht bei Anderen nach den Verhältnissen erkundigt?“ fragte der Assessor.

„Ja wohl, aber ich habe nichts Ausführliches erfahren. Man wusste nur, dass die Dame die Witwe eines Advokaten sei, der zuerst Privatsekretär eines Fürsten war, später aber dessen Güter inspizierte. Das Vermögen, das er dabei gewonnen, hat er, beteiligt bei finanziellen Spekulationen, wieder verloren. Bald darauf starb er. Seine Witwe, früher durch ihre Verschwendungssucht bekannt, lebt unabhängig, wie man sagt, durch die Erbschaft eines reichen Verwandten.“

„Hast Du nicht von der Rätin selbst etwas über ihre Verhältnisse gehört?“

„Nein, sie sprach nie darüber, und heute habe ich sie zum ersten Male nach langer Zeit wiedergesehen Mein neuer Wirkungskreis nahm meine ganze Aufmerksamkeit und mich selbst so in Anspruch, dass ich nicht einmal die Personen aufsuchen konnte, mit denen ich eine wirkliche Beziehung habe, wie ich sie zu diesen

Frauen nie gefunden. Die Rätin schickte mir unlängst ein bedeutendes Honorar, und ich beschloss in diesen Tagen, mich nach Evelinens Befinden zu erkundigen, und nun ist sie unter meinem Dach!“

„Wenn ich selbst annehme,“ sagte der Assessor, „dass die Mutter ein unehrenhaftes Verhältnis gehabt oder noch hat, so trennt es sie, ist es in den Schranken des äußeren Anstandes geblieben, nicht von ihrem Kinde, und wie lässt es sich überhaupt nachweisen? Doch ich werde heute noch alles, was auf ähnliche Fälle Bezug hat, durchsehen.“

„Du willst mir deine Nachtruhe opfern?“

„Pah! wie oft habe ich um nutzlosere Dinge sie vergeudet. Morgen um drei Uhr, dann ist doch keine Sprechstunde, stelle ich mich ein.“

„Und ich!“ sagte der Doktor, „werde noch Vormittag anfragen, ob ich Dir in dieser Angelegenheit nützlich sein kann.“

Die Freunde trennten sich mit einem Händedruck.

VI.

Den anderen Morgen konnte der Professor nicht wie sonst mehr behaupten, dass nie ein junges Mädchen ihm seine nächtliche Ruhe geraubt habe, denn er hatte Evelinens wegen eine schlaflose Nacht gehabt. An ihr trauriges Geschick denkend, begriff er nicht, wie es sich ohne Gewaltschritte lösen könne, und solche wollte er gern vermeiden. War es möglich, so konnte es nur durch Madame Wernick geschehen, deren Zusage ihm Vertrauen und Beruhigung gewährte, denn er hoffte, dass sie mit ihrem scharfen Erfassen und ihrer doch so milden Weise noch eine Vermittlung finden, ja vielleicht Einfluss auf die Rätin gewinnen werde.

Im schlimmsten Falle fand vielleicht noch der Assessor einen Ausweg, indem er aus irgendeiner, wenn auch nicht bedeutenden Tatsache ein Recht her-

zuleiten vermochte, das Evelinens Ausscheiden aus dem mütterlichen Hause rechtfertigte.

Aber alle diese Beschwichtigungsgründe gaben dem Professor sein gewohntes Gleichmaß nicht wieder; schon um 3 Uhr stand er auf. Er beschloss wieder einmal einen unerwarteten Rundgang durch das Hospital zu machen. Rasch warf er seinen Oberrock über, griff nach dem Schlüssel des sogenannten Treibhauses und ging, ohne erst seinen Diener zu wecken, durch dasselbe in das daran stoßende Krankenhaus. Verdrießlich kam er nach einiger Zeit zurück. Er hatte bald hier etwas in der Behandlung eines Kranken zu rügen, dort einen Wächter eingeschlummert und manchen Leidenden schlimmer gefunden, als er erwartete. Das alles hatte ihn noch mehr aufgeregt, er suchte deshalb sein Lager nicht wieder auf. Durch Studieren wollte er sich zerstreuen, aber die Wissenschaft will eine ganze Hingebung; heute konnte er sie ihr nicht weihen, deshalb verschloss sie ihm auch die Ermutigung, die sie ihm sonst gewährte. Alles kam ihm unklar und im Widerspruch vor. Er warf die Bücher weg und trat an das Fenster, das er öffnete; es ging nach dem Garten, der für Rekonvaleszenten bestimmt, sich an

den Hof seines Hauses anschloss. Mit vollem Atemzuge sog er die frische Luft und die Wohlgerüche ein, welche sie ihm zuführte, und mit seinen Blicken die bläulichen Wölkchen verfolgend, die seiner Zigarre entströmten, gab er sich keinem ernsten Gedankenzuge, sondern nur unklaren Vorstellungen hin. Aber die scharfe Morgenluft wehte ihn bald erkältend an; er schloss das Fenster und war erfreut, als um 6 Uhr ihm Franz wie gewöhnlich sein Frühstück brachte; ehe er es nahm, erkundigte er sich, ob er nicht wisse, wie die fremde Dame geschlafen habe. Zu seiner Beruhigung hörte er, dass sie eben erst erwacht sei, und mit seinem Ankleiden zögernd, schien er eigentlich nur die Zeit töten zu wollen, bis er Eveline sprechen konnte.

Um acht Uhr machte er seinen ersten offiziellen Gang durch das Hospital. Nach seiner Wohnung zurückkehrend, begegnete er auf der Treppe Frau Babette mit einem kleinen Dejeuner, das aber nur Tee enthielt.

„Ich bringe es zu der fremden Dame," sagte sie, ohne seine Frage zu erwarten.

„Wie hat sie geruht?"

„O herrlich Sie ist erst um 6 Uhr aufgewacht, hat sich selbst angekleidet, und jetzt bringe ich ihr das Frühstück.“

„Warum nicht Kaffee und etwas kalte Küche; sie hat gestern nicht soupiert.“

„Und will auch heute nichts, als eine Tasse Tee!“

„Das ist fatal! Fragen Sie das Fräulein, ob es mich in ihrer Stube oder in dem Salon empfangen will,“ fragte der Professor, indem er in seine Studierstube einbog.

Eine halbe Stunde später kam Frau Babette melden, dass das Fräulein im Salon den Herrn Professor erwarte. Oehlrich begab sich dahin; Eyeline kam ihm rasch entgegen. Der Schlaf oder die Aufregung hatten ihre bleichen Wangen gerötet. Ihre Augen, sonst von feuchtem Glanz verschleiert, leuchteten von Entschlossenheit und ihre Schritte oft so schleppend, waren heute leicht und sicher. Man sah es, sie hatte ihre körperliche Schwäche besiegt, wie sie von nun an ihr Geschick beherrschen wollte. Ihre Exaltation war geschwunden, aber nicht ihr Entschluss.

Oehlrich sagte ihr, wie sehr es ihn erfreue, sie so zu finden.

Ein bitteres Lächeln umspielte ihren Mund. „Wenn alles, was uns stützen soll, schwankt,“ sagte sie, „müssen wir wohl nach einem inneren Schwerpunkt streben. Ich habe mich auf mich selbst angewiesen, nun darf ich mich auch nicht verlassen. Früher habe ich meinem Geschick nur einen passiven Widerstand entgegengesetzt, ich hoffte in dem Schmerz darüber unterzugehen. — Sie haben mich wider meinen Willen zum neuen Leben erweckt, jetzt müssen Sie es auch schützen!“

„Gerne bin ich dazu bereit, aber welchen Plan hatten Sie, als Sie Ihre Frau Mutter verließen?“

„Keinen, als sie eben zu verlassen!“

„Haben Sie hier Verwandte und Freunde?“

„Nein!“ sagte sie seufzend. „Ich kenne niemand, als Sie. Ermessen Sie daraus, welche schweren Verhältnisse mich gezwungen haben müssen, Ihren Schutz in Anspruch zu nehmen. O, werden Sie ihn mir auch gewähren?“ flehte sie.

„Gewiss, wie ein Mann!“ versicherte er fest.

„Wie ein Mann!“ sagte sie leise und zusammenschauernd, doch sich beherrschend fragte sie rasch: „Haben Sie meine Mutter gesprochen? „Was sagt sie, wie nimmt sie meine Flucht auf?“

Oehlrich teilte ihr rücksichtsvoll seine Unterredung mit der Rätin mit. Eveline hörte sie mit beispielloser Ruhe an; aber als er ihr sagte, dass ihre Mutter sie für wahnsinnig erkläre, wurde sie bleich; ihre Lippen pressten sich krampfhaft zusammen, und ihre sonst so milden Augen sprühten Blitze. Oehlrich erwartete einen Ausbruch des Hasses und der Leidenschaft. Aber die Hände, die sie geballt hatte, falteten sich und sie sagte mit erschütternder Stimme: „Mein Gott! Warum hast Du mich nicht wahnsinnig werden lassen! Ich hätte dadurch die Erinnerung verloren, und vielleicht meine Mutter noch lieben können!“

Oehlrich suchte Eveline zu beruhigen. Er sprach von Madame Wernick, die sie Vormittag noch besuchen werde, und die ihr die Liebe einer echten Mutter entgegenbringe Er bat sie, ihr wie einer solchen zu vertrauen, sich gegen neue Aufregungen zu stählen, und um ihre erschöpften Kräfte zu beleben, mit ihm ein Frühstück zu teilen.

Eveline hatte wenig auf die Worte des Professors geachtet; aber sie folgte ihm willig in das andere Zimmer, wo ein Frühstück bereitstand. Sie wollte eben auf seine Bitte etwas nehmen, als geläutet wurde.

Der Professor fürchtete schon, dass die Rätin käme, um ihre Unterschrift und ihre Tochter zurückzuholen, aber Franz meldete, dass der Fürst P. den Herrn Professor um seinen Besuch bitten lasse.

„Fürst P.?“ fragte er erstaunt, „unmöglich, das muss ein Irrtum sein. Der Fürst ist auf Reisen.“

„Nein,“ sagte Franz, „der Fürst ist gestern Abend zurückgekommen, befindet sich nicht wohl und wünscht den Herrn Professor zu sprechen.“

Oehlrich konnte sich das nicht erklären, denn er wusste, dass der Geheimrat Sidow der Leibarzt des Fürsten sei; aber zu ihm beschieden, konnte er ihm seinen Besuch nicht verweigern. Die Aufforderung kam ihm sehr ungelegen; er hatte sich vorgenommen, den Vormittag Eveline nicht zu verlassen. Doch vielleicht ist es so besser, dachte er, sie verständigt sich gewiss ohne mich leichter mit Madame Wernick und in einer Stunde kann ich ja zurück sein.

Er leerte rasch sein Glas, füllte ein anderes, und reichte es Eveline, die ganz in Gedanken versenkt war. ‚Liebes Kind!“ sagte er bittend, „kosten Sie ein wenig von diesem Wein, er wird Ihnen wohltun. Ich

muss Sie leider, ehe wir alles verabredet haben, auf ein Stündchen verlassen. Der Fürst P.

„Fürst P.!“ rief Eveline außer sich. „Und Sie wollen mich verlassen? Sie sind also mit ihm auch im Bunde? Nein, nicht noch einmal soll ein Verbrechen gelingen!“ Bei diesen Worten riss sie das Glas aus der Hand des Professors, und schleuderte es mit Entsetzen von sich.

Oehlrich wurde tief erschüttert. Litt Eveline wirklich an partiellem Wahnsinn, oder deutete ihre leidenschaftliche Erregung einen Zusammenhang an, vor dem er sich schaudernd abwandte? Aber ihre Auswallung war ebenso rasch, wie sie entstanden, auch verloschen.

Sie bedeckte ihr tränenvolles Gesicht mit den Händen, und sank erschöpft auf das Sofa zurück, zu dem Oehlrich sie führte.

„Ich beschwöre Sie bei allem, was heilig ist, Eveline, vertrauen Sie mir! Ich weiß nicht, welchen unglücklichen oder verhängnisvollen Zusammenhang der Fürst P. mit Ihrem Leben hat, aber das weiß ich, dass Sie keinen treueren ergebeneren Freund als mich haben können!“

Sie gab ihm keine Antwort; er wusste nicht, ob

aus Misstrauen, Eigensinn oder Schwäche. Aber er wollte sie nicht verlassen. Er griff nach ihrem Puls, er ging matt doch regelmäßig. Sie schloss die Augen, wie um zu ruhen und endlich bat sie ihn mit matter Stimme, sie allein zu lassen. Sie wünschte sich zu sammeln, um mit jener Dame, welche sie erwartete, manches besprechen zu können.

Das war klar und vernünftig und beruhigte den Professor. Er entfernte sich, empfahl aber der gutmütigen Frau Babette nochmals Eveline eine sorgfältige Aufmerksamkeit zu gewähren. Sie sollte hin und wieder nach ihr sehen, ihr später eine Tasse Bouillon reichen, und sobald Madame Wernick käme, sie zu ihr führen.

Auf dem Wege zu dem Fürsten P. erinnerte sich der Professor, dass Evelinens Eltern eine Zeit lang auf dessen Gütern gelebt hatten. Er nahm sich vor, dem Fürsten gegenüber auf seiner Hut zu sein und ihn scharf zu beobachten. Persönlich kannte er ihn nicht, aber er wusste, dass er einer der reichsten, glänzendsten und leichtsinnigsten Kavaliere war, der nicht nur durch seine Freigebigkeit, sondern auch durch seine Originalität, durch ausgezeichnete Eigenschaften und

durch seine Extravaganz die Veranlassung zu mancher Anekdote gegeben.

Mit wahrhafter Teilnahme hatte er nur einen Bekannten, einen alten Professor, von ihm sprechen hören, der den Fürsten bis zu seinem fünfzehnten Jahre erzogen und ihm Liebe zu dem Studium eingeflößt hatte. Er behauptete, dass allein das Unglück, von Geburt eine so hervorragende Stellung zu haben, und so enorm reich zu sein, die bessere und vollständige Entwicklung des Fürsten gehemmt habe. Mit sechzehn Jahren Offizier, wetteiferte er mit den Torheiten des jungen Adels, aber sein Herz erstickte nicht darin. Man sprach von manchem Guten, das er tat, doch hatte es auch oft den Charakter des Bizarren und seine Bizarrerien fanden nicht immer Nachsicht. Besonders strenge rügte sie sein eigner Vater, der den Sohn dadurch vielleicht noch weitertrieb, als er sonst gegangen wäre. Beide waren lange auseinander, aber eine bewegte Zeit vereinigte sie zu einem gemeinsamen Streben.

Glücklicher Weise teilten Vater und Sohn, als echte Aristokraten, dieselbe politische Ansicht. Der Vater fiel in dem Kampf für sie; der Sohn wurde

der Erbe seiner Gesinnung und eines kolossalen Vermögens. Er spielte in den letzten Jahren keine hervorragende Rolle. Treu seinem Monarchen war er in verschiedenen Feldzügen bis zum Obersten avanciert, aber nach deren Beendigung hatte er seinen Abschied genommen und abwechselnd auf seinen Gütern und auf Reisen gelebt.

Indem der Professor sich alles, was er je über den Fürsten gehört hatte, wiederholte, war er bis zu seinem Palast gekommen Er schritt durch das mächtige Portal, dem gegenüber in einer Nische sich die Statue des Hercules Farnese befand, und blieb, wie um sich zu sammeln und von einem quälenden Gedanken abzuziehen, vor ihm einen Augenblick stehen. Sein Blick wollte nur über die Statue streifen, aber er fühlte sich unwillkürlich durch den trüben Ernst, der aus dem niederblickenden Gesicht des Helden spricht, gefesselt. Warum zeigt der von gewaltigen Kämpfen ausruhende und auf seine Keule gestützte Überwinder nicht den Triumph des Siegers? Woher dieser traurige Ausdruck und wie ist er, wenn er vom Künstler bezweckt worden, zu erklären? Ist er nicht durch die Übermüdung, sondern durch den Gedanken

bedingt, dass die größte Kraft in dem immer unerquicklichen Kampfe gegen physische und sittliche Hässlichkeit und Unnatur abgenutzt werden muss, statt zu schöneren Siegen frei zu werden?

Er spann diesen Gedanken nicht weiter aus. Er wollte nur nach einer freien unbefangenen Stimmung ringen, deshalb ging er mit langsamen Schritten die breite prächtige Marmortreppe hinauf, an deren Ende ihm die Statue der Hebe in anmutiger Bewegung, mit der Schale, gleichsam wie Labung und Liebe spendend, entgegen zu schweben schien. Ihr durchsichtiges Gewand verschleierte nicht die vollendeten Glieder des schönen Leibes; der sie zum würdigen Gegenbild des Göttersohnes machte, welcher unter ihr, wie seines einzigen und würdigen Lohnes harrend stand.

Der Kammerdiener des Fürsten erwartete schon den Professor, um ihn zu demselben zu führen, am Eingange des Salons, dessen Tür ein anderer Diener öffnete. Die Säle, durch die sie schritten, wären mit einer reichen, mehr imposanten als glänzenden Pracht dekoriert. Große Spiegel in venetianischen Goldrahmen, von dunklen schweren Samtvorhängen beschattet, welche bis auf die indischen Teppiche oder den Mosaik-

boden herabfielen, gaben nebst den prächtigen flamländischen Lüstern dem Ganzen jene ernste Würde, die jeder modernen Einrichtung fehlt, hier aber noch durch die lange Reihe von Familien-Portraits vervollständigt wurde.

Aber das Zimmer, worin der Fürst den Professor empfing, hatte ein heiteres Ansehen. Das Licht darin wurde nicht durch dunkle Vorhänge gedämpft, sondern fiel durch blauseidene auf eine braune Tapete, welche fast ganz mit Meisterwerken aller Schulen bedeckt war. Hier sah man eine Heilige von Murillo, welche von Engeln in die Wolken gehoben wurde; dort mehrere von jenen bewunderungswerten Köpfen Van Dyks und Rembrands, die oft beredsamer und schärfer als Geschichtswerke den Charakter der Originale aussprechen. Eine schlafende Jungfrau von Greuse zog durch ihren verführerischen Reiz den Blick auf sich, der bald noch länger auf einer Venus von Titian verweilte, um sich dann wieder einer lieblichen Madonna von Sassoferato zuzuwenden. Hier war das Auserwählteste und Anmutigste vereint und alles, was sich vorfand, stimmte damit harmonisch überein.

Oehlrich’s Aufmerksamkeit wendete sich aber aus-

schließlich dem Fürsten zu, der ihn sehr artig empfing und zu einem Sitz führend, sagte: dass er schon im Auslande durch den Ruf seiner Schriften auf ihn aufmerksam geworden sei und deshalb auch ein Unwohlsein nicht bedauern könne, wodurch er veranlasst werde, ihn persönlich kennen zu lernen.

Diese Schmeichelei schien dem Professor eine Absicht zu verbergen, die er zwar nicht erraten konnte, aber durch seine Gleichgültigkeit zu durchkreuzen suchte. Er verneigte sich schweigend und zeigte dem Fürsten nur den Arzt; prüfend hielt er seinen Puls in der Hand, während er sein Gesicht beobachtete. Es war, ohne schön zu sein, fesselnd und interessant; auf den oberen Teil hatte die Intelligenz ihr Siegel gedrückt, aber auf dem untern hatten die Leidenschaften bemerkbare Spuren zurückgelassen; doch ein wohltuender Zug um den Mund vermittelte und versöhnte.

Der Professor wollte sich, gleich nachdem er etwas verordnet hatte, entfernen, aber der Fürst ließ es dazu nicht kommen. Seine eleganten Manieren hatten so viel Gewinnendes, seine Sprache war so fesselnd, dass Oehlrich unwillkürlich noch verweilte. Die Richtung, welche die Medizin in der neuesten Zeit genommen,

wurde bald der Gegenstand ihres Gespräches, das er geistreich leitete und mit den pikantesten Anekdoten würzte.

Der Fürst war den verschiedensten Heilmethoden mit der schärfsten Aufmerksamkeit gefolgt und es schien, als habe er sich ein Lieblingsstudium daraus gemacht. Ja er erzählte dem Professor sogar von seltenen und merkwürdigen Krankheitsfällen und deren Ausgang, indem er ihn fragte: wie er in ähnlichen Fällen gehandelt hätte?

Soll das ein Examen sein, oder weiß er, dass ich Evelinens Arzt bin? fragte sich Oehlrich, doch begriff er gleich darauf selbst nicht, wie er zu dieser Ideenverbindung kam. Aber Eveline hatte ihn so erregt, dass er alles in Beziehung zu ihr brachte und immer bedeutungsvoller erschien ihm ihr Entsetzen, als sie den Namen des Fürsten gehört hatte. Statt sich von ihm prüfen zu lassen, beschloss er jetzt ihn selber zu sondieren. Er legte den Hut, den er um zu gehen, schon ergriffen hatte, aus der Hand und sagte: „Ihre Erzählungen, Durchlaucht, haben die Erinnerung an ähnliche Fälle, die ich erlebt habe, wachgerufen. Erlauben Sie, dass ich Ihnen einen der interessantesten

mitteile.“ Der Fürst Verneigte sich dankend und beide Herren nahmen ihre früheren Sitze ein.

Und nun begann der Professor in einer Stimmung, von der er sich später keine Rechenschaft geben, und nur durch die mannigfaltige Erschütterung, die er gehabt, durch die schlaflose Nacht und den Überreiz seiner Nerven, sich deuten konnte, dem Fürsten Evelinens Geschichte nicht, wie er sie kannte, sondern wie er sie sich in diesem Augenblicke zusammenstellte und sie seinem inneren Auge erschien, zu erzählen. Er folgte dabei nicht seinem Verstande, sondern einem unklaren Gefühl, einem sicherleitenden Instinkt, und dadurch gewann er eine bewältigende Beredsamkeit, die er später gewiss vergebens gesucht habest würde.

Er schilderte zuerst dem Fürsten seine Kranke, so hinreißend durch Jugend und Schönheit, so rührend durch ihren Schmerz, so einziehend durch ihr Geheimnis, dass er unabsichtlich den Reiz der Dichtung mit der Wahrheit verschmolz. Dann entwickelte sich seine Erzählung und indem sie schärfer den Charakter des jungen Mädchens hervorhob, wurde sie von dramatischem Interesse. Man sah über diesem von Schönheit strahlenden Haupte ein Fatum, schweben. War

hier ein Verhängnis; zu sühnen oder eine eigne Schuld zu büßen? Woher dieser Lebensüberdruss, der selbst einen passiven Selbstmord nicht scheute? Woher dieser erstarrende Widerwille, wo der reinste Hauch der Liebe versöhnen und beglücken sollte?

Der Fürst hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; er war tief ergriffen. Der Professor tat, als merke er es nicht, und trat wieder in die Grenze des Arztes zurück. Er fasste nun den Krankheitsfall rein medizinisch auf, sprach von einer Lähmung der Kräfte, hervorgerufen durch die Erschütterung der Nerven, und von der Methode, die er angewandt, um wenigstens dem animalischen Leben neue Strömungen zuzuführen. Er gestand, dass er keinen Dualismus anerkenne, sondern Geist und Körper in enger Wechselwirkung glaube, dass ihn deshalb auch ein psychologisches Interesse an die Kranke fessele. Er habe die Ursache ihres Zustandes zu ergründen gesucht, aber aus der Folgerichtigkeit seiner Schlüsse ergebe sich ein Resultat, das er zu Ehren der Menschheit gerne verleugnen möchte, zu dem er aber immer wieder zurückgeführt werde. Er fürchte, dass hier ein Verbrechen der widernatürlichsten Art begangen worden sei.

Um die festgepressten Lippen des Fürsten zuckte ein krampfhafter Schmerz, aber er erhob den gesenkten Blick und richtete ihn forschend auf den Professor.

„Sind Sie von den Familienverhältnissen des jungen Mädchens unterrichtet?“ fragte er.

„Nicht ganz,“ antwortete der Professor, bei dem sich heute Tatsachen, Kombinationen und Erkenntnis zu einem Ganzen verwebten, das sich zu einer Geschichte abrundete, die ihm in einer ruhigeren Stimmung vielleicht als Dichtung erschienen wäre, welche er aber jetzt selbst geneigt war zu glauben.

„Er wisse nur,“ sagte er, „dass die Mutter des jungen Mädchens keine reine Jugend hatte, Und dass der Vater aus Neigung zu ihr sich darüber hinwegsetzte, dass aber Beide Verschwendungssucht ruiniert habe. Später soll der Rat Intendant auf den Gütern eines Kavaliers geworden sein, dessen Vorteil er vielleicht weniger als den seinen verfolgte, denn man sagt, dass er mit einer bedeutenden Summe nach der Residenz gekommen sei und hier sein Vermögen in einer gewagten Spekulation verloren, aber dessen Verlust nicht lange überlebt habe. Seine Witwe blieb ohne Mittel zu ihrer gewohnten glänzenden Existenz

zurück, ja sie soll nicht einmal eine gesicherte gehabt haben, aber sie glaubte sie in der seltenen Schönheit ihrer heranwachsenden Tochter zu finden. Ein vornehmer, reicher Herr soll diese Hoffnung genährt und sich bereit gezeigt haben, die Zukunft der Mutter und Tochter zu sichern, nur auf eine andere Weise, als die erstere es gewähnt hatte; doch ihr war zuletzt jede Vereinigung recht, die ihr die Sorglosigkeit und den Luxus sicherte . . . Und das junge Mädchen, ein halbes Kind, das in unbewusster Unschuld dem Leben erst entgegenreifte, und keine Ahnung von der Sünde hatte, machte man derselben teilhaft. Die widernatürliche Mutter verkaufte ihr Kind einem Manne, der den Namen desselben verwirkt hat.“

„Aber vielleicht,“ sagte der Fürst mit unsicherer Stimme, „finden mildernde Umstände statt. Der Mann glaubte sich gewiss geliebt.“

„Nein, nein!“ rief der Professor heftig, „die Hingebung war keine freiwillige, und hier ruht das zweite größere Verbrechen . . . Es hat die Seele des Kindes mit Entsetzen und Abscheu gestillt, und dessen geistige Tätigkeit zu einer Schärfe gesteigert, die oft schon in Wahnsinn überzugehen drohte. Das junge Mädchen

flieht seinen Verführer, es hasst seine Mutter, und als ich es kennen lernte, hatte es die Energie, sterben zu wollen. Ja, ich habe es nur wider seinen Willen rein Leben erhalten, und seit gestern —“

„Was ist geschehen?“ fragte der Fürst zitternd und gespannt.

„Seit gestern ist Eveline wahnsinnig!“

„Eveline wahnsinnig!“ schrie der Fürst erschüttert, indem er mit beiden Händen das Gesicht bedeckte.

Der Professor erhob sich und ging schweigend weg; wohl fühlend, dass ein längeres Zusammenbleiben mit dem Fürsten für einen von ihnen beiden verderblich sein musste, denn er konnte weder Selbstbeherrschung noch Klarheit finden. Jede Faser seines Innern erbebte in Entsetzen und Erbarmen, in Hass und Mitleid. Er war keines zusammenhängenden Gedankens fähig; er konnte keinen Entschluss, keinen Plan fassen. Nur eine unnennbare Sehnsucht trieb ihn nach Hause. Er eilte mit großen Schritten dahin, als wolle er durch die Bewegung die Unruhe, die ihn marterte, bekämpfen; aber sie steigerte sich bis zu einer unbegreiflichen Angst, ihm war es, als müsse er eilen, um Eveline vor einem neuen Unglück zu schützen. Atem-

los kam er in seine Wohnung und stürmte neben dem öffnenden Diener, ohne ihn anzureden, die Treppe hinan.

Madame Wernick erwartete ihn schon im Wohnzimmer.

„Wie haben Sie Eveline gefunden?“ fragte er, statt jeder Begrüßung „Hat sie sich schon erholt; fasst sie Zutrauen zu Ihnen? Kann ich sie sprechen?“

„Eveline?“ fragte Madame Wernick.

„Was soll diese Frage?“ sagte der Professor, der nicht wusste, warum er dabei erzitterte. „Wo ist denn Eveline?“ fragte er nochmals heftig.

„Wir wissen es nicht!“ sagte Madame Wernick leise.

Der Professor sank wie vernichtet auf einen Stuhl.

„Beruhigen Sie sich, teurer Freund!“ fügte sie hinzu. „Das junge Mädchen hat vielleicht noch eine Anordnung zu treffen; es kommt gewiss bald zurück, darum lassen Sie uns überlegen, was wir für Ihren Schützling tun können?“

„Ich fürchte, nichts mehr,“ sagte der Professor dumpf.

„Sie glauben also, dass das junge Mädchen zu seiner Mutter zurückgekehrt sei?“

„Nimmermehr!“ rief er mit dem Ton der Überzeugung. „Aber wo kann Eveline sein? Armes Kind! Welches neue Entsetzen hat Dich denn aus dem einzigen Asyl, welches sich Dir öffnete, getrieben? Sie war so schwach, als ich sie verließ; sie schien der Ruhe so sehr zu bedürfen und nun, wo irrt sie umher?“ Er ging tief erregt und nichts um sich her beachtend im Zimmer auf und ab; plötzlich zog er heftig die Glocke, und beschied seine Haushälterin herauf.

Er forderte Rechenschaft von ihr. Frau Babette zitterte, als sie ihren sonst so milden Herrn nun so heftig sah. Sie entschuldigte sich auf seine Anklage damit, dass sie sich durch Evelinens scheinbare Ruhe habe täuschen lassen. Sie glaubte sie auf dem Sofa eingeschlafen, als sie ihre Befehle einzuholen kam und auf ihre leise Anfrage keine Antwort erhielt. Sie wollte die Zeit benutzen, um ihr etwas Stärkendes zu bereiten, aber ehe sie in die Küche ging, bat sie Franz darauf zu achten, wenn das Fräulein läuten würde. Doch kein Schellenzug kein Geräusch verriet, dass sie erwacht sei. Franz ging später mit dem Gärtner aus dem Hospital, der einige neue Pflanzen in das Treib-

haus setzen wollte, dahin, aber gleich daran zurückkehrend, hatte er keine Veränderung bemerkt, noch die Haustür öffnen hören. Erst als Madame Wernick kam und das Fräulein sprechen wollte, entdeckte man, dass es verschwunden sei. Man suchte überall im Hause nach dem Fräulein, aber da der Hut und die Mantille auch fehlten, nahm man an, dass es ausgegangen sei.

Oehlrich hörte in einer Art stumpfer Betäubung zu. Die verschiedensten Gedanken und Empfindungen bewegten ihn, ohne dass sich ein Resultat daraus gestaltete. Bald wollte er Eveline aufsuchen, bald den Fürsten zur Rechenschaft ziehen, bald die Mutter vor das Gericht fordern — und dann leuchtete ihm wieder das Nutzlose dieser Schritte ein. Zuletzt beherrschte ihn nur das eine Verlangen, Eveline wieder zu sehen; sie beschützen und verteidigen zu können! Ihm war es, als wäre ihm nie ein weibliches Wesen, außer seiner Mutter so teuer gewesen, ja als hätte er eine Geliebte in ihr verloren.

Madame Wernick schien diesen Wahn zu teilen, und verriet ihn unwillkürlich durch manche Äußerungen, die ihr entschlüpften. Das brachte Oehlrich

wieder zur Besinnung. Er suchte sich von alle den verworrenen und unklaren Empfindungen frei zu machen und war wieder zum Handeln bereit. Was nun beginnen? fragte er den eben hereintretenden Doktor Lork, nachdem er ihm Evelinens Verschwinden mitgeteilt hatte. Lork riet zur polizeilichen Nachforschung, aber Oehlrich scheute sie und hielt sich dazu auch nicht für berechtigt.

Madame Wernick behauptete noch immer, Eveline sei zu ihrer Mutter zurückgekehrt, aber ein Billett der Rätin löste bald jeden Zweifel. Sie bat darin den Professor, ihr mit ihrer Tochter eine Unterredung zu vermitteln, von der sie eine so gute Wirkung erwartete, dass sie hoffe, Eveline noch heute in ihr Haus zurückführen zu können.

Der Professor achtete nicht auf den Widerspruch, der gegen die frühere Aussage der Rätin in ihrem Billett sich zeigte, er beschloss die Antwort darauf ihr selbst zu bringen, und während Doktor Lork Madame Wernick nach Hause begleitete, fuhr er zu der Rätin.

Die Mitteilungen, welche er ihr machte, erschütterten sie aufs Tiefste, und doch war es bezeichnend,

dass selbst in ihrem lautesten Jammer kein Wort der Selbstanklage ihr entschlüpfte, obgleich Frauen, einmal haltlos, sehr leicht dazu geneigt sind. Diese aber übte eine Selbstbeherrschung, die, hätte der Professor nicht den Fürsten gesprochen, ihn selbst irregeleitet haben würde. Bei ihr stand Evelinens Wahnsinn wie eine Tatsache fest, mit der sie alle anderen zu decken suchte und da deren Erörterung zu nichts führen konnte, bemühte sich der Professor nicht mehr darum. Er suchte nur, bei seinem Weggehen zu erforschen, mit wem Eveline je in Beziehung gekommen sei.

„Nein, nein, Sie irren!“ rief die Rätin heftig, „wenn Sie annehmen, dass Eveline sich hat entführen lassen. Nie hat sie eine zärtliche Empfindung mit einem Manne vereint, ja sie kennt kaum einen.“

Der Professor lächelte bitter. „Aber Frauen haben auch eine große Macht auf Frauen und die Ansichten und Grundsätze einer Erzieherin pflanzen sich oft auf ihre Schülerinnen weiter,“ sagte er.

„Eveline hatte nie eine Gouvernante, sie ist, seit wir in der Residenz leben, nie von meiner Seite gewichen und eigensinnig wie sie ist und Sie selbst sie kennen, hat sie alle Lehrerinnen, die ich zur Ausbildung

ihrer Talente engagierte, unter irgendeinem Vorwand aus dem Hause geschickt.“

„Zeigte sie nie ein besonderes Vertrauen zu einem ihrer Mädchen?“

„Dazu war sie zu stolz. Nur ein Mädchen erregte durch ihr verständiges und gesittetes Benehmen ihre besondere Teilnahme. Sie beschenkte Pepe auf’s reichste, als sie im vergangenen Jahre einen Gärtner heiratete und nahm mit freundlicher Güte immer die Blumen an, die sie ihr hin und wieder brachte, und jetzt erinnere ich mich auch, vor einigen Wochen ging sie einmal mit ihrer Jungfer zu ihr, um Blumen zu holen, mit denen sie das Grab ihres Vaters schmücken wollte.“

„Und diese Frau wohnt?“

„In der Vorstadt Nr. 41. Aber es ist unnötig bei ihr nachfragen zu lassen.“

„So ahnen Sie, zu wem Eveline sich begeben hat?“ fragte er dringend.

„Nein, wahrlich nicht. Sie ist in der Residenz gänzlich fremd und kennt nur einen Menschen, dessen Nähe sie aber niemals suchen wird,“ sagte die Rätin leise mehr zu sich, als zu dem Professor.

„Was aber jetzt beginnen?“ fragte er besorgt.

„Von Ihrem Rate allein erwarte ich die Mittel zur Wiederauffindung Evelinens!“ sagte sie fest.

„Ich kann Ihnen weder ein Mittel noch einen Trost dafür geben,“ antwortete er, seinen Hut ergreifend.

Die Rätin hielt ihn noch zurück und ihrer Bemerkung: dass er ihr eigentlich verantwortlich für Eveline sei und sie ihn zur Rechenschaft ziehen könne, begegnete er mit der ruhigen Versicherung, dass er zu jeder Erklärung bereit sei, ja eigentlich wünsche, sie vor Gericht geben zu können, weil das sicher zu Erörterungen führen möchte, die ihm Aufschluss über manches geben würden, das ihm noch unklar sei.

Die Rätin zog rasch die Hand zurück, mit der sie ihn am Arm festgehalten; aber er verließ sie noch hoffnungsloser als er sie aufgesucht hatte. Nicht die leiseste Spur eines Weges sah er, der ihn zu Eveline führen konnte.

Aber wenn die Gärtnerfrau, dachte er, die einzige ist, die sie kennt, so hat sie sich vielleicht zu ihr geflüchtet, und er beschloss sogleich nach ihrer Wohnung zu fahren.

Die Rätin hatte ihm zwar die Hausnummer genannt, aber die Vorstadt nicht näher bezeichnet, in der er sie zu suchen hatte, und es gab deren so viele. Er wollte nicht noch einmal nachfragen, denn leicht konnte sie ihn dann irreleiten und ihm zuvorkommen, Und da er durch seine Praxis genauer alle Vorstädte kannte, so wusste er, dass sich nur in einzelnen Gärten befanden, und die suchte er zuerst auf.

Nach fast dreistündigem Umherfahren fand er erst die bezeichnete Familie. In einem kleinen Kunstgarten, der nur zur Pflanzen- und Blumenzucht benutzt zu werden schien, lag ihre Wohnung, vor der sich mächtige Wallnussbäume erhoben, welche ein sorgfältig rein gehaltenes Plätzchen beschatteten. Die Tür des Gartens war offen, doch die des Häuschens fest verschlossen. Niemand ließ sich sehen.

Der Professor durchstreifte den Garten und umging das Haus, dessen Fenster, außer dem, welches die Küche zeigte, durch Vorhänge verhüllt waren. Es schien wie unbewohnt, aber dennoch zog er die Glocke, und nachdem er einige Mal geläutet hatte, öffnete endlich eine junge Frau, deren intelligentes und gerötetes Gesicht ihm auffiel.

„Entschuldigen Sie mein Herr, wenn ich Sie habe warten lassen,“ sagte sie artig, „aber ich bin heute schon um 3 Uhr an die Arbeit gegangen, und nun ermüdet bei der Wiege meines Kindes eingeschlafen. Was steht zu Ihren Diensten?“

Das gebildete Wesen der Frau bestärkte den Professor in seiner Annahme, dass Eveline bei ihr Zuflucht gesucht haben könne, darum sagte er rasch:

„Ich wünsche Fräulein Eveline zu sprechen.“

„Fräulein Eveline!“ stammelte die Frau, er wusste nicht ob vor Erstaunen oder Schrecken.

„Fräulein Eveline!“ sagte der Professor fest, „bei deren Mutter Sie im Hause gewesen sind und vor deren Verfolgung sie sich bei Ihnen verbergen will. Ich bin der Freund des Fräuleins, mir liegt ihr Geschick mehr als mein eignes am Herzen, Sie können mir unbedingt vertrauen!“

„Aber was denn?“ fragte die Frau.

„Dass Fräulein Eveline bei Ihnen ist.“

„Nie wird die Rätin, diese hochmütige, herzlose Frau erlauben, dass mich Fräulein Eveline besuchen darf,“ antwortete sie, indem sie nicht verstehen wollte, oder wirklich nicht verstand, was der Professor meinte.

Bei der Mitteilung, welche er ihr machte, verrieten ihre Blicke die lebhafteste Bewegung, und wiederholend unterbrach sie seine Erzählung: „Armes Fräulein! O ich vermutete wohl, dass es so kommen würde!“ Aber dass sie von Eveline etwas Näheres wüsste, wollte sie nicht zugeben, selbst dann nicht, als ihr der Professor eine namhafte Summe bot und als alles nicht fruchtete, sogar mit einer polizeilichen Nachforschung drohte.

Sie bliebe dabei, dass sie das Fräulein seit Wochen nicht gesehen habe, aber eine solche verehrende Liebe für sie hege, dass sie bereit sei, alles was zu ihrem Besten dienen könne, zu tun. Unglaublich erschien es ihr, dass Eveline zu ihr kommen würde, aber sollte es der Fall sein, so würde sie nicht die Rätin, wohl aber den Herrn — um dessen Adresse sie bat — sogleich davon benachrichtigen.

Diese Versicherung musste dem Professor genügen; ihr Mann, nach dem er fragte, war — wie sie sagte, schon seit einigen Tagen auf dem Landgut eines Barons, dessen Garten er umarbeiten sollte. — Allen weiteren Fragen begegnete sie mit solcher Umsicht, dass er fühlte, man könne ebenso gut dem Herzen als der Klugheit

dieser Frau vertrauen, und sie mit dem Wunsche verließ: Eveline möge eine Zuflucht bei ihr suchen.

Erschöpft von den unfruchtbaren Nachsuchungen saß der Professor in der Abenddämmerung in seinem Studierzimmer, ohne sich einer ernsten Beschäftigung hingeben zu können, denn seine Gedanken kehrten immer zu Eveline zurück. Unwillkürlich drängte sich ihm die Idee auf, dass sie vielleicht ein freiwilliges Ende gesucht habe, aber mit Entschlossenheit wies er sie zurück. Nein! rief er halblaut, Eveline ist nicht ein Charakter, der — um sich von einem unverschuldeten Vergehen frei zu machen, ein unsühnbares Verbrechen begeht. Niemand hat ihr das Laster in seiner wahren Gestalt gezeigt; sie hat es nur in seiner verführerischen Hülle kennen gelernt, und doch, welche Energie hat sie bewiesen, nachdem sie das Rechte erkannt hat! Sie zieht das Märtyrertum der Tugend dem Glanze vor, mit dem man sie umgab, und irrt jetzt ohne Mittel und Erfahrung schutzlos umher!

Der starke Mann war von diesem Gedanken erschüttert. Vor seine Seele trat das Bild des jungen Mädchens mit allem Reiz und allem Schmelz, der ihn noch erhöhte. Er sah sie wieder zu seinen Füßen von

ihm Rettung erflehen, und indem er sie ihr nicht mehr zu gewähren vermochte, war es ihm, als wäre er mitbeteiligt an der Schuld, die an ihr begangen war, und die er — edel und klar wie er dachte — auch nicht einen Augenblick zu ihrer eignen machte. Er fühlte nur das tiefe Erbarmen mit ihr, zu dem sich vielleicht noch ein wärmeres Gefühl mischte. O, wie gerne hätte er alles für sie getan; aber wo konnte er sie finden, wie ihr helfen?

Er sann noch darüber nach, als Franz ihm zu melden kam, dass ein Kammerdiener des Fürsten P. ihn zu sprechen wünsche.

„Es ist unmöglich; ich kann ihn nicht empfangen, weise ihn entschieden ab!“ rief der Professor heftig.

Vergebens machte Franz den Versuch, denn bald darauf öffnete sich wieder die Tür und ein junger Mann mit bleichen verstörten Zügen erschien in derselben.

„Um Christo willen beschwöre ich Sie, Herr Professor,“ rief er mitbewegter zitternder Stimme; „folgen Sie mir sogleich!“

„Ich kann nicht!“ erwiderte der Professor hart.

„Jede Minute Verzögerung gefährdet das Leben

meines Herrn, das so vielleicht nicht mehr zu retten ist!“ sagte er unter Tränen.

„Was ist geschehen?“ fragte der Professor, nach seinem Hute greifend und dem voranschreitenden jungen Manne folgend.

„Ich fürchte das Entsetzlichste,“ antwortete dieser, die Tür des bereitstehenden Wagens öffnend.

„So setzen Sie sich zu mir und teilen Sie es mir mit.“ Der Kammerdiener, nachdem er dem Kutscher befohlen hatte, die Pferde nicht zu schonen, sondern so rasch als sie vermögen, zuzufahren, folgte der Aufforderung des Professors, aber er war zu erschüttert, um im Zusammenhange, was sich begeben, erzählen zu können. Seine Mitteilungen wurden von Jammern und Klagen unterbrochen, und der Professor musste erst den folgerichtigen Zusammenhang selbst gewinnen.

Der Fürst wollte sich, gleich nachdem der Professor ihn verlassen hatte, aufgeregt und angegriffen wie er seinem Kammerdiener erschien, und sich sicher auch fühlte, auf sein Zimmer zurückziehen, als unglücklicher Weise in demselben Augenblick sich der Oberst Formi und der Graf Konsky melden ließen.

Ehe der Fürst entscheiden konnte, ob er die Herren empfangen wolle, folgten sie schon dem Diener auf dem Fuße nach.

Nach lebhafter Begrüßung und einem flüchtigen Geplauder, schlugen die früheren Kameraden des Fürsten vor, dessen Ankunft durch Champagner zu feiern und er war schwach genug ihr Anerbieten, mit ihm frühstücken zu wollen, anzunehmen. Bei ihrer lebhaften Unterhaltung verhielt er sich zuerst ruhig, aber später ging von ihm die eigentliche Anregung aus. Er ließ die verschiedensten Weine bringen und der Kammerdiener, der den Fürsten sehr liebte, hörte mit Besorgnis ihn laut und anhaltend reden und lachen.

Erst nach einigen Stunden verließen die Gäste seinen Herrn, den er, als er zu ihm beschieden, in einem so überreizten Zustand fand, dass er zögerte seinem Befehl, ein Pferd zum Ausreiten verführen zu lassen, zu folgen. Vergebens erinnerte er ihn an sein Unwohlsein, und bat ihn zu Hause zu bleiben. Der Fürst, durch seinen Widerspruch nur noch mehr gereizt, ließ seinen Stallmeister kommen und fragte ihn: wie es sich mit dem Araber mache, den er auf seiner Reise gekauft und hierhergeschickt hatte.

„Das Pferd ist von einer seltenen Schönheit und Dressur, nur verlangt es einen ruhigen besonnenen Reiter, und da Euer Durchlaucht ein solcher sind, so werden Sie die größte Freude daran haben," erwiderte der Stallmeister.

„So lassen Sie es satteln!" sagte der Fürst.

Indem der Stallmeister sich entfernen wollte, gab der Kammerdiener ihm ein Zeichen, worauf jener noch zögernd an der Tür verweilte, und jetzt erst aufmerksam geworden auf seinen Herrn, verlegen noch einem Vorwand suchte um seinen Befehl nicht ausführen zu dürfen.

Der Fürst, der einen Augenblick aufs Fenster getreten war, drehte sich rasch um. „Sie noch hier!" rief er heftig. „Welcher böse Geist ist denn heute in mein Haus eingedrungen, dass selbst meine Diener zögern, mir zu gehorchen. Aber merken Sie es sich wohl, saumselige Leute kann ich nicht bei mir dulden. Wer nicht pünktlich und sogleich meine Befehle ausführt, ist meines Dienstes entlassen. Und nun gehen Sie und lassen Sie Miss Ellen verführen. Ferdinand braucht nicht sein Pferd satteln zulassen. Ich will heute ungefolgt ausreiten."

Während der Kammerdiener den Fürsten ankleiden musste, wagte er es, selbst auf die Gefahr, dessen Gunst zu verlieren, ihn nochmals zu bitten, von einem Ritt abzustehen, von dem ihm nur Unheil ahnte. Aber sein sonst so gütiger Herr ward heftig, wie er ihn nur selten gesehen hatte, und drohte ihm noch heute seine Stelle zu nehmen, wenn er nur noch ein Wort hinzufügen würde. So ward er zum Schweigen, aber nicht zur Passivität gezwungen, denn während der Fürst nach seinem Hut und seiner Reitgerte griff, schlich sich der Kammerdiener leise und gewandt zum Haushofmeister hinab, der den Fürsten als Knaben auf den Armen getragen hatte, und dessen Vertrauen und Zuneigung besonders besaß; er wollte vereint mit ihm noch einen Versuch wagen. Aber der Haushofmeister war ausgegangen und niemand war da, der das Recht hatte sich dem Fürsten zu nähern, welcher auch bald darauf sich auf sein Pferd schwang. Dem treuen Diener blieb nichts übrig als einen Fiaker zu nehmen und seinem Herrn unbemerkt nachzufahren.

Durch die Stadt ritt der Fürst ruhig und langsam, aber kaum hatte er das Freie erreicht, als er im Galopp davon stürmte, und bald aus dem Gesichts-

kreis des Folgenden verschwand. Von namenloser Angst gequält warf der Kammerdiener dem Kutscher seine Brieftasche zu, und beschwor ihn so rasch er könne den Reiter einzuholen, aber schon in der Mitte der Allee jagte der Araber herrenlos vorbei, und bald entdeckten sie den Fürsten auf der Erde bewusstlos liegen. Und so brachten sie ihn auch zum lauten Jammer seiner Dienerschaft in sein Palais zurück, ihn, den Letzten eines der ersten Namen der Monarchie, der alles besessen, was das Leben an äußern Glücksgütern zu bieten vermag!

Während man zu den berühmtesten Wundärzten der Residenz eilte, war der Kammerdiener, der wohl wusste, dass der Professor einer der ersten Ärzte war und dass der Fürst gleich nach seiner Rückkehr ihn hatte aufsuchen lassen, zu diesem gefahren.

Unmittelbar aus dem Wagen hatte man den Fürsten auf einen Divan gelegt, mit dem man ihn in das nächste Zimmer trug. Es war ein großer Speisesalon, dessen dunkle Pracht auf starke Beleuchtung berechnet war. Jetzt erhielt er von den überall unregelmäßig umherstehenden Wachskerzen nur ein schwankendes Licht, und die Marmorstatuen sahen aus den vier Nischen

des Salons geisterhaft hervor. Überall erblickte man nur deutlich die Spuren der Verwirrung und Vernichtung. — Zertrümmert auf dem Fußboden lag eine der herrlichen Schüsseln von Sever-Porzellan, welche zu dem Service gehörte, das mit so vielen seltenen Kunstschätzen die Kredenz von Ebenholz zierte, dort zeigte die Schale von Malachit, dass man sich ihrer zum Aderlass bedient hatte, und der zitternden Hand eines alten Dieners drohte der kostbare Becher aus Porphyr zu entgleiten, in den er Wein gegossen hatte, um die kalte Stirn seines teuren Herrn zu nässen. Warum auch auf Dinge achten, die in ihrer Zerbrechlichkeit oft viele Menschenleben überdauern, hier aber nur zur Freude eines einzigen vereint worden waren. Man hatte das Ruhebett zufällig in die Nische gestellt, aus der eine Anmut strahlende Hebe von Canova ihre Schale darreichte, aber wenn selbst Hygea die ihre gefüllt hätte, keinem Sterblichen wäre es gelungen, die festgeschlossenen Lippen des Fürsten zu öffnen, an dem alles schon im Todeskrampf erstarrt war. Vergebens bemühten sich die Ärzte dem kalten Körper noch ein Zeichen des Lebens abzugewinnen; es blieb allein ihrer späteren

Entscheidung überlassen: ob ein Gehirnschlag oder eine durch den Sturz verursachte Gehirnerschütterung so früh das Leben des Fürsten verkürzt hatte.

Längst hatten die anderen Ärzte mit der tief trauernden Dienerschaft die Leiche verlassen, als der Professor noch allein mit dem alten schwer gebeugten Haushofmeister an derselben verweilte.

Die Majestät des Todes verklärte die Züge des Verstorbenen, die einen gleichmäßigen und edlen Ausdruck angenommen hatten. Es schwebte ein schmerzlicher fast wehmütiger Zug um den Mund, der wie um Verzeihung für Irrtum und Sünde flehte.

Nicht im Genuss, dem er so stürmisch nacheilte, nein, vielleicht in Reue darüber war der Fürst dahingegangen, und wie er zerstörend in das Leben eines anderen Wesens eingegriffen, so hatte der Tod jäh und gewaltsam das seine beendet.

Ist das die Hand der Vergeltung, oder gibt es keinen Zusammenhang, als den von Ursache und Folge? Diese Frage drängte sich unwillkürlich dem Professor auf, aber er fand nicht die Antwort darauf, ihm fiel nur der Spruch ein: Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet werdet!

VII.

Doktor Lork ließ sich weder durch die Skeptik des Professors, noch durch die Ironie des Assessors irre machen, ja, nicht einmal durch neue Erfahrungen seine alten Gesichtspunkte verschieben. In ihm stand die Überzeugung fest, dass das Edle und Schöne existiere, und dass überall ein reines Familienleben sich noch bewahren lasse. Sein eigenes bot ihm schon den Beleg dafür: Mutter und Schwester walteten in seinem Hause mit jener echten Weiblichkeit, die ihren Zauber nie verliert. Ja, sein Glaube an den Wert der Frauen hatte noch an Intensivität und Begeisterung gewonnen, seit er die Familie Wernick hatte kennen lernen, in welcher er jene Bildung fand, die kein andres Ziel, als die Veredlung der Persönlichkeit,

keinen anderen Zweck, als die Entwicklung des Humanen erstrebt.

Schon seit jenem Tage, an welchem er den Auftrag seines Freundes ausführte, hatte sich zu dem Eifer, ihm zu dienen, noch ein persönliches Interesse gesellt, und mit Erregung stieg er die Treppe hinauf, welche zu der Wohnung der Madame Wernick führte. Auf seine Erkundigung nach ihr hörte er, dass sie nicht zu Hause sei. Ihr Mädchen konnte ihm keine weitere Auskunft geben, es meinte, er könne sie nur von dem Fräulein erhalten, indem es ihm die Tür öffnete, die zu demselben führte. Rasch schritt er weiter; er sollte ja Lucie wiedersehen, deren Erscheinung ihn so sympathisch berührt hatte. Doch plötzlich besann er sich; er konnte so unerwartet nicht vor sie hintreten. Er wollte sich ansagen lassen, aber das Mädchen war verschwunden Er sah sich in einem kleinen Vorzimmer allein, und durch die geöffnete Tür, die nach einer Wohnstube führte, Lucie in derselben vor einer Staffelei sitzen. Vor ihr stand ein kleiner, mit einem Teppich behangener Tisch, auf dem eine gefüllte Blumenvase stand, um welche auserwählte Früchte anmutig gruppiert lagen.

Lucie, mit dem Rücken zur Tür gewendet, zeigte nur den edel geformten Hinterkopf mit seinen reichen Flechten und einen Teil des reinen Profils. Sie hatte das schöne Köpfchen sinnend in die Hand gestützt. Gewiss verglich sie ihre Arbeit mit dem improvisierten Stillleben, in das sie sich so versenkt hatte, dass sie den Eintritt des Doktors nicht bemerkte. Aber er war zu diskret, um nicht absichtlich ein leises Geräusch zu machen.

Sie wandte sich um, stand rasch auf und erwartete seine Anrede. Sein Name, der Name des Professors, dessen Abgeordneten er sich nannte, gaben ihr die Unbefangenheit wieder. Sie bedauerte, dass ihre Mutter nicht zu Hause sei, und er sich vielleicht noch einmal werde herbemühen müssen, aber ihr Befremden, als er ihr erklärte, sie erwarten zu wollen, ging doch in offenbare Scheu über. Verlegen wandte sie dagegen ein, dass die Rückkunft der Mutter sich nicht bestimmen lasse, dass sie mehrere Besuche habe machen wollen. — Der Doktor, ihrer melodischen Stimme lauschend, vergaß zu antworten.

Beunruhigt, ja fast ängstlich, blickte sie zu ihm auf. Jetzt erkannte sie ihren Nachbar aus dem

Waggon, dessen Grüße sie so befremdet hatten. „Mein Gott!“ rief sie unwillkürlich, „was hat das zu bedeuten?“

„Nichts, was Sie, mein teures Fräulein, beunruhigen darf,“ sagte beschwichtigend der Doktor. „Mein Freund wünscht nur in einer ihm wichtigen Sache den Rat, vielleicht sogar den persönlichen Beistand Ihrer Frau Mutter.“

„So will ich sie aufsuchen lassen,“ sagte sie rasch.

Er verneigte sich dankend. Lucie, die eben hinausging, kam ihm heute noch viel anmutiger vor als im Waggon. Die Reinheit der Empfindung, welche ihr ganzes Wesen ausströmte, und welche auf ihrer Haltung, aus ihren Blicken, ja selbst aus ihrem Lächeln sprach, verlieh ihr jenen verführerischen Reiz, welcher der Analyse entschlüpft und doch so mächtig zum Herzen spricht.

Mit pochendem Herzen sah er ihrem Wiedersehn entgegen, aber es verzögerte sich. Scheute sie ein Alleinsein mit ihm? Nein, sie war zu natürlich, um prüde zu sein. Aber vielleicht hat mein brüskes Auftreten sie erschreckt, dachte er mit peinlicher Unruhe, und als Lucie, zwar noch immer etwas befangen,

hereintrat, unterhielt er sie von Oehlrich und der Freundschaft, welche sie beide verband. Das machte sie gesprächiger. Sie erinnerte sich, seinen Namen von dem Professor oft gehört zu haben, auch wusste sie, dass sie zusammen studiert hatten, aber im Allgemeinen war sie scheu und zurückhaltend. Der Doktor, welcher sich durch ihre Befangenheit auch befangen fühlte, trat mehr aus Verlegenheit, wie aus Neugier vor die Staffelei.

Das Bild, das darauf stand, erregte sein Erstaunen; es war mit bewunderungswerter Vollkommenheit gemalt. Die sinnige Zusammenstellung der Blumen, die Harmonie ihrer Farben verliehen dem Bilde, dessen technische Ausführung an die besten Meister erinnerte, einen poetischen Hauch.

Der Doktor sprach seine Bewunderung mit warmen Worten aus, und scharf auf jede Einzelheit eingehend, hier die anmutige Bewegung des Blumenstraußes, dort die fast durchsichtige Klarheit der keimenden Blätter lobend, bemerkte er wieder, wie wohlberechnet jene üppigen Zentifolien in den Schatten gerückt waren, um nicht den Blick durch ihre Fülle und Schönheit zum Nachteil des Ganzen auf sich zu ziehen. Kurz,

er zeigte sich als feiner Kenner, auf dessen Lob Lucie mit wohltuendem Gefühl lauschte. Doch gleichsam sich besinnend, sagte sie: „Nur wenn ich mit solchem entschiedenen Talente als entschiedener Neigung malte, würde mein Bild vielleicht so geworden sein, als sie jetzt, mehr aus Schmeichelei als der Wahrheit gemäß, finden. Aber welche Kunst kann die geheimnisvolle Schönheit der Blumen erreichen, die in ihren Kelchen eine Welt der zartesten Formbildung und die glühendsten Farbenmischungen enthalten! Nein, ich sehe nur was mir fehlt!“ sagte sie mit einem Ton der Aufrichtigkeit, der den Doktor entzückte, und nun wies sie selber auf dem Bild nach, was ihr nicht genügte.

„Diese Erkenntnis muss unfehlbar zur Vollendung führen,“ bemerkte er.

„Ja, wenn wir das Fehlende gleich dadurch ergänzen könnten! Aber das Ziel sehen, heißt noch nicht, es erreichen, und geht es nichts in allem so? Ich fühle oft —“ Aber errötend brach sie die Unterhaltung ab. Wie kam sie darauf, mit einem Fremden wie mit ihrer Mutter zu sprechen? Verlegen sah sie zu dem Doktor auf, aber auf seinem Antlitz lag eine so männliche Milde, eine so sichere

Treuherzigkeit, ein so ermutigendes Begreifen, dass sie wieder vergaß, dass sie heute zum ersten Male mit ihm sprach.

Sie klagte ihm, dass ihr Meister gestorben sei, dass keiner von den bessern Künstlern hier Blumen male, und dass sie sich durch ihre Studien von den Bildern alter Meister in den Galerien so wenig gefördert sehe. „Malen Sie?“ fragte sie ihn. Was hätte er in diesem Augenblick darum gegeben, wenn er es hätte bejahen können!

„Nein!“ sagte er bedauernd, „ich bin nicht einmal das, was man einen Kunstkenner nennt. Meine Kenntnis der Blumen, wenn Sie eine solche gelten lassen wollen, verdanke ich meiner Neigung zur Naturwissenschaft.“ Ich habe viel botanisiert und ein reiches Herbarium gesammelt.“

„Das trifft sich günstig!“ sagte Lucie erfreut: Ich möchte meine Mutter mit einem Bilde überraschen, auf das ich Feldblumen, die sie besonders liebt, wie sie ihr natürlicher Standort vereinigen könnte, zusammenstelle. Nun habe ich schon manchen Entwurf gemacht, aber alle verworfen, weil ich nicht sicher bin, ob die Blumen, wie ich sie zusammenfüge, auch zu-

sammen gehören. Meine geringen Kenntnisse in der Botanik reichen hier nicht aus, denn ich erinnere mich gehört zu haben, dass eine Blume auf Höhen wachse, oft aber auch in Talgründen zu finden sei. Aber ich bin dessen nicht sicher und kann mir doch keine Willkür zuschulden kommen lassen.“

„Ich wage ohne Anschauung kein Urteil. Bitte, zeigen Sie mir Ihre Skizzen,“ erwiderte Lork.

Bereitwillig holte Lucie ihre Zeichnungen herbei; sie legte sie auf den Tisch, und mit einer anmutigen Handbewegung den Doktor zum Sitzen einladend, nahm sie selbst unbefangen neben ihm Platz. Aber ihre Nähe verwirrte ihn; er fühlte eine ungekannte Aufregung seines ganzen Inneren. Seine Wangen glühten. Es war ihm, als ob er sich plötzlich in eine neue Lebensluft gehoben fühlte. Lucie’s zarte schmale Hand berührte die seine, wenn sie ihm ein Blatt reichte, und wenn sie sich darüber neigte, streifte er fast ihr weiches Haar. Sie beachtete es nicht. Nur Auskunft, nur Belehrung wollte sie von ihm haben! Der Doktor musste sich zusammen-nehmen und es gelang ihm auch. Nur als sie bei einem Entwurf, der ihm besonders gefiel, erfreut und fragend zu ihm

aufsah, versenkte er sich so ganz in ihren Anblick, dass er die Antwort vergaß. Sie schlug die Augen errötend nieder, stand dann plötzlich auf und meinte, es sei unbegreiflich, wo die Mutter so lange bliebe.

Der Doktor hielt das Blatt noch immer, wie es betrachtend, in der Hand, doch blickte er darüber hinweg zu Lucie hin, die, um nach der Mutter zu spähen, an das Fenster getreten war.

Die Abendsonne umspielte wie eine Glorie Luciens Köpfchen, und wie sie in ihrem leichten blauen Gewande, das die jungfräulichen zarten Formen mehr verriet als zeigte, so in sich versenkt und erwartungsvoll dastand, erschien sie ihm wie Maria bei der Verkündigung. Aber er fühlte, dass er dem Zauber nicht erliegen dürfe, der von ihr ausging, Er stand auf und sah nach seiner Uhr. Er war schon länger als eine Stunde hier, und hatte die Ursache, die ihn hergeführt, ganz vergessen. Sollte er nicht Schutz für ein junges Mädchen suchen, das ihrer Mutter entflohen war?

Ja, hier oder nirgend war ein Asyl, aber auch ein Tempel, den man nicht entweihen durfte, denn hier atmete der Geist des Friedens. Hier waltete die

Ruhe und die Klarheit und wehe dem, der es versuchen möchte, diesen geweihten Boden zum Schauplatze leidenschaftlicher Verwicklungen und Kämpfe zu machen!

Es war eine eigentümliche Ideenverbindung, welche diesen Gedanken des Doktors unmittelbar mit der Erinnerung an Oehlrich und sein vertrautes Verhältnis zu den beiden Frauen anknüpfte. Lork dachte an den Wunsch, den er unlängst ausgesprochen; dass Lucie dem Freunde die Befriedigung, die ihm früher oder später ohne eigene Häuslichkeit fehlen musste, zuführen möchte. Ein beklemmendes Gefühl, das sich aber wohltuend löste, begleitete diese Erinnerung, denn er dachte zugleich an die entschiedene Weise, mit der Oehlrich seinen Wunsch zurückgewiesen hatte.

„Ich begreife nicht," sagte Lucie besorgt, warum weder die Mutter noch Lisette zurückkommen, da es doch bereits dunkel wird," und da der Doktor immer noch schwieg, fügte sie entschlossen hinzu; „Verzeihen Sie, dass ich Sie allein lasse, aber ich muss die Lampe anzünden."

Als Lucie sich entfernt hatte, machte der Doktor es sich zum Vorwurf, dass er das ungestörte Zusammen-

sein mit ihr nicht benutzt habe, ihr zu sagen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht; wie wert sie ihm sei! „Törichter Gedanke!“ sagte er halblaut, „wozu hätte es anders geführt, als sie zu erschrecken, und mir auf immer das Recht zu verwirken, ihr nahen zu dürfen. Nein, ich bin kein Jüngling, der sich den Erregungen des Augenblickes hingeben darf.“ Und dennoch sah er sich mit den Gefühlen eines solchen in den Räumen um, die Lucie’s Gegenwart für ihn geheiligt hatte.

Eine seltene Einfachheit war darin mit einem geläuterten Geschmack vereint. Das Holz der Möbel und deren Stoff, war unscheinbar und nur für die Benutzung gemacht. Nichts war überflüssig oder für die bloße Schaustellung berechnet, aber nichts fehlte auch, was das Gemüt erfrischen, das sinnige Auge befriedigen kann. In schön geformten Vasen standen frische Blumen, und die Wände waren mit auserlesenen Kupferstichen bedeckt. Ein Bücherschrank, vor den der Doktor trat, zeigte ihm die klassischen Werke mehrerer neuen Sprachen. Alles wurde zum Zeugnis von Lucie’s glücklicher Existenz; aber ihn befiel dabei eine Wehmut. Er musste mit verdoppelter Teilnahme

Evelinens gedenken, und darum war er erfreut, als mit Lucie zugleich deren Mutter hereintrat.

Lucie stellte, während Madame Wernick ihn begrüßte, die Lampe auf den Tisch, und zog sich in das Nebenzimmer zurück, dessen Tür sie hinter sich schloss, denn da der Doktor ihr seinen Auftrag nicht mitgeteilt hatte, fühlte sie, dass er für sie nicht berechnet war, aber unwillkürlich wiederholte sie in ihren Gedanken alles, was er zu ihr gesprochen hatte. Lorks edle ruhige Haltung, seine harmonisch gebildeten und ausdrucksvollen Züge waren ihr schon aufgefallen, als sie ihn zum ersten Male gesehen, aber gewiss hatte sie damals seinen Gruß nur einer Ähnlichkeit zu danken, denn er hatte ihr heute durch nichts gezeigt, dass er ihr schon früher begegnet war; sie aber erinnerte sich, dass Oehlrich nur mit Liebe und Achtung immer von ihm gesprochen, ihn seinen besten Freund, den nachsichtigsten und edelsten Menschen genannt hatte. Sie hatte also ihr rasches Bekanntwerden mit ihm nicht zu bereuen, denn es ist immer ein Gewinn, eine Beziehung zu einem edlen Menschen zu finden. Aber wird sie sich zwischen uns denn erneuern? dachte sie, als der Doktor mit ihrer Mutter durch die

Stube ging, und für sie nur eine leichte Verneigung hatte.

Madame Wernick erzählte Lucie, dass ein junges Mädchen, welches dem Professor als Patientin, und sie glaube auch, als entfernte Verwandte teuer sei, durch einen unglücklichen Zufall schutzlos und verlassen dastehe. Sie wäre deshalb aufgefordert, ihr eine passende Stellung zu vermitteln, aber entschlossen, wenn sie das Mädchen ebenso würdig als unglücklich finde, sie einstweilen bei sich aufzunehmen. Sie überlegte mit Lucie, wie sich das am besten arrangieren lasse, denn die Tochter war aus dem Kinde und der Schülerin der Mutter deren Freundin geworden, mit der sie alles besprach. Doch als am anderen Morgen Madame Wernick tief erregt von dem Professor zurückkam, entdeckte sie Lucie nicht den wahren Tatbestand. Sie sagte ihr nur, das junge Mädchen wäre plötzlich verreist, und man müsse, um ihre Stellung zu bestimmen, ihre Rückkunft abwarten.

Der Doktor brachte der Mutter oft Berichte, die sie allein anhörte. Mit leuchtenden Blicken begrüßte er dann Lucie beim Kommen und Gehen, aber nur mit flüchtigen Worten; doch als er einmal gegen

Abend kam, und die Mutter ihn bat, mit ihnen den Tee zu nehmen, brachten diese Stunden sie wieder näher. Ihre innerlichen Beziehungen machten sich unwillkürlich bei ihrer Unterhaltung geltend, und wurden durch gegenseitige Mitteilung so mächtig, dass man sich erst spät trennte, und die Mutter den Doktor um Wiederholung seines Besuches bat.

Und seit jener Zeit kam er oft. Die Mutter ehrte den achtungswerten liebenswürdigen Mann, aber den Bewerber schien sie in ihm nicht zu wünschen, denn so vieles sie auch in ihren Gesprächen berührten, nie ließ sie es zu einem gegenseitigen Austausch über persönliche Verhältnisse kommen, und doch war sie von den seinen unterrichtet, das zeigten ihm die flüchtigen Bemerkungen, die sie über sein Zusammenleben mit Mutter und Schwester machte.

Sollte Oehlrich Recht haben? dringt selbst in das Leben der bessern Frauen jenes Fieber der Spekulation, welches das gesunde Gleichgewicht erschüttert? dachte der Doktor, und dieser Gedanke machte ihn zurückhaltender, als er sonst gewesen wäre.

Obgleich er sich bemühte, seine Gefühle zu verbergen, und sich nur als aufmerksamer Freund zu

zeigen, schien ihn Lucie's Art und Benehmen zu dem Glauben zu berechtigen, dass sie die Neigung, die ihn an sie fesselte, ahne, und oft hoffte er, auch begünstige. Das versprochene Herbarium hatte er ihr gebracht und keine irgend passende Gelegenheit ließ er sich entschlüpfen, um ihr eine seltene Blume oder einen Blütenstrauß zu bringen. Mit dankbarem Lächeln und leuchtenden Blicken empfing Lucie diese Gaben; sie zeigte, dass sie einen besonderen Wert darauf legte, und ihre Freude daran war augenscheinlich nicht bloß die der Künstlerin, obgleich sie manche Blume davon zum Vorwurf für ihre Bilder wählte. Aber die meisten vergingen mit den schönen Stunden, in denen er sie brachte, und wenn er es bemerkte, dachte er: So wird sich auch aus unsern ursprünglichen Gefühlsblüten die Frucht eines dauernden Verhältnisses vielleicht nie entwickeln. Dennoch brachte jedes Zusammensein Beide näher, indem es zarte Beziehungen offenbarte und entwickelte, und in Lork die Sehnsucht nach Lucie's Besitz wachsen ließ. Aber er vermied jede Erklärung, und diese Enthaltsamkeit war durch den Zweifel bedingt, ob seine Stellung, die eine geachtete, aber nicht gesicherte war, ihm einen Antrag erlaube.

Er hatte eine gute Praxis, aber sein eignes Vermögen, und dazu noch Mutter und Schwester, die von einer kleinen Pension nur kümmerlich hätten leben können, zu unterstützen. Er arbeitete mit verdoppeltem Fleiß. Manche wissenschaftliche Schrift, die nur noch der letzten Feile bedurfte, beendete er, um sie der Öffentlichkeit übergeben zu können. Er konnte auf Erfolg hoffen, denn manche seiner Abhandlungen hatte schon die Aufmerksamkeit bedeutender Männer auf sich gezogen.

Eines Tages erhielt er von dem Besitzer einer der medizinischen Zeitschriften die Aufforderung, nicht allein durch seine Beiträge, sondern auch bei der Redaktion sich zu beteiligen. Die Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, waren ehrenvoll und vorteilhaft, aber ohne den Rat des Professors wollte er sich zu nichts bestimmen. Auf dem Weg zu ihm begegnete er dem Assessor, der sogleich bereit war, ihn zu Oehlrich zu begleiten. „Denn," sagte er, „mich treibt heute die Unruhe überall ziellos umher!"

„Was ist Dir denn begegnet?" fragte Lork teilnehmend.

„Eigentlich nichts; aber heute Abend kommt Rosa,

die ihren Vater allein hat zurückreisen lassen, und unverzeihlich lange bei ihren Verwandten verweilte.“

„Gottlob“, dass sie kommt,“ erwiderte Lork, „aber nun versprich mir auch, ihr wieder Vertrauen einzuflößen, und vor allem wahr und offen gegen sie zu sein!“

„Nein, dadurch gewinnt man nicht die Frauen. Die Sicherheit des Sieges macht sie gleichgültig; man muss sie in Spannung halten, um ihre Neigung zur Entwicklung zu bringen. Denk an den Göthe’schen Vers!“

„Weißt Du auch, was Du wagen, wie weit Du gehen darfst? Und lässt die wahre Liebe überhaupt das berechnete Spiel zu? Wird sie jemals durch ein solches gewonnen? Das echte Frauenherz verlangt, um sich zu entschließen, Hingabe und Vertrauen!“

„Ich sehe schon!“ rief der Assessor, „wie Du es machen wirst, wenn Du liebst, wozu es unter dem Einfluss günstiger Sterne doch einmal wiederkommen könnte. Du wirst die Geliebte auf den Altar, und Dich in stiller Anbetung auf dessen letzte Stufe stellen, fromm erhoffend, dass sie herabsteige, sich zu Dir neige und sich bereit erklärt, mit Dir das irdische Los zu teilen.“

An Lucie denkend, senkte Lork unwillkürlich das Haupt. Edmund bemerkte es glücklicher Weise nicht, und fuhr fort: „Ich dagegen will durch Annäherung und Entfernung Hoffnung und Furcht erregen ... nicht aus Eitelkeit, nicht einmal, weil ich mir selbst wünschenswert vorkomme, sondern als Taktiker, der seine Schwäche verbirgt, und sich den Vorteil sichert, dass sich die Bewegungen der liebenswürdigen Gegnerin nach den seinen richten müssen. Du freilich musst einen anderen Weg einschlagen, weil Dir zu meiner Taktik die Übung fehlt, die allein ein frühzeitiger Umgang mit Frauen gibt. Nie wirst Du, wie ich, frei erscheinen können.“

„Ohne es zu sein!“ sagte Lork. „Es scheint mir, dass es außer Dir auch Oehlrich nicht mehr ist.“

„Wohl möglich!“ antwortete Edmund zerstreut.

„Das junge Mädchen,“ fuhr Lork fort, „dem wir vergebens, nachdem selbst die Mutter sich zur Vermittlung der Polizei entschlossen hatte — nachgeforscht haben, scheint noch heute einen magischen Reiz auf Oehlrich zu üben. Bemerkst Du denn nicht, wie er erregt wird, wenn wir das Gespräch auf sie leiten?“

„Seine erhöhte Teilnahme,“ antwortete Edmund,

„lässt sich auch einfach durch ihr trauriges Geschick erklären, das durch sein ungelöstes Geheimnis und sein mysteriöses Ende die Gedanken über sie zu keinem Abschluss kommen lassen. Aber," fügte er nach einer Pause und wie für sich selbst hinzu: „wäre das Rätsel ihrer Existenz doch das einzige, das mir jetzt zu lösen ausgegeben! Ich muss gestehen," fuhr er mit lautem Tone fort, „dass die Unbekannte mich nicht so sehr interessiert, denn ich habe mich nicht einmal überzeugen können, ob sie wirklich so wunderbar schön ist. Nur die Schönheit zieht mich an, indem sie reizt und oft ihre Macht bis zur Pein auch steigern kann."

„Die Frauen," sagte Lork, wie triumphierend, „gewinnen zuletzt immer das männliche Herz, wenn sie auch Anfangs nur auf die Sinne wirken, wie bei Dir, oder durch das Mitleid, das sie einflößen, wie bei Oehlrich."

„Mit Euch Beiden ist schlechtes Disputieren, weil Ihr in euren Vorurteilen zu fest verrannt seid. Ich will daher auch jetzt, obgleich ich antworten könnte, schweigen, und Dir sogar Recht geben, wenn Du mir zu lieb noch einmal über das Glacis gehen willst."

„Es sei darum," sagte Lork nach einigem Zögern,

„obgleich Du mir nur gibst, was mir zukommt, denn ich kenne Deine und Oehlrich's Empfindung."

Der Doktor irrte sich nicht. Zwei Monate waren bereits seit Evelinen's Flucht vergangen, und die kurze Episode, die sie in dem Leben des Professors bildete, hatte noch immer ihre Nachwirkung. Die Erinnerung an das unglückliche junge Mädchen verließ ihn nicht. Er glaubte, dass, wenn er sie hätte schützen oder leiten können, für sie handeln oder dulden, längst sein Gefühl für sie in eine gleichmäßige Ruhe übergegangen wäre; aber die Ungewissheit hielt es in Spannung und steigerte es noch. Äußerlich war der Professor ernster und abgeschlossener als sonst geworden, nur mit seinen Freunden, oder vielmehr durch sie suchte er Zerstreuung und Anregung, sonst lebte er nur seiner Praxis und seinen Studien.

Vor einigen Tagen war er eines Vormittags mit chemischen Experimenten beschäftigt, die er vereint mit seinem jungen Assistenzarzt unternommen hatte, als Franz hereinkam und ihm berichtete, dass eine alte ärmlich gekleidete Frau ihn zu sprechen wünsche.

„Lass sie zur Ordinationsstunde wiederkommen," antwortete er verdrießlich.

„Obgleich ich ihr das schon wiederholend gesagt habe, ist sie nicht abzuweisen," erwiderte Franz.

„So muss ich es denn selbst tun!" meinte der Professor, indem er zu der Frau hinausging, aber diese beschwor ihn flehend, ihr zu einem schwer erkrankten Kinde in eine entfernte Vorstadt zu folgen.

„Sie haben dort Ihren Bezirksarzt, wenden Sie sich an ihn," sagte der Professor.

Die Frau wurde verlegen. „Er ist nicht zu Hause," sagte sie nach kurzem Zögern.

„Nun wohl, so wird mein Assistenzarzt mit Ihnen gehen."

„Haben Sie Erbarmen, geehrter Herr Doktor, kommen Sie selbst!" flehte die Frau. „Die Mutter des Kindes sagt, nur Sie allein können es retten!"

„Die Mutter? kennt sie mich? wie heißt sie?"

„Sie ist die Frau eines Gärtners."

„Die Frau eines Gärtners!" wiederholte der Professor sinnend, „wo wohnt sie?"

Kaum hatte die Frau die Wohnung näher bezeichnet, als der Professor schon Franz befahl, rasch einen Fiaker herbeizuholen, und zwanzig Minuten später hielt er schon vor dem wohlbekannten Hause in der

Vorstadt. Er fand die junge Frau trostlos über ihr Kind gebeugt, das heftig an der Bräune erkrankt war. Die ruhige Besonnenheit, die ihm früher an ihr auf gefallen, war in der Mutterangst untergegangen; aber ihre verstörten Züge nahmen einen mildern Ausdruck an, als sie zu ihm aufblickend sagte: „Der Himmel sei gelobt, er sendet mir seinen Boten!“ Und als ein solcher erschien ihr der Professor, denn die Anordnungen, die er traf, wirkten so glücklich, dass er nach einer Stunde schon ziemlich beruhigt die Frau verlassen konnte. Sein junger Gehilfe, den er noch spät abends zu ihr schickte, versicherte ihm, dass die Gefahr vorüber sei, und der Professor konnte, als er den anderen Vormittag seinen kleinen Patienten aufsuchte, das Kind als genesen erklären.

Durch Angst und Nachtwachen überreizt, war die Mutter noch immer in großer Aufregung. Sie küsste, ehe er es verhindern konnte, dem Professor die Hand, nannte ihn in ihrer Exaltation ihren Erlöser und Erretter, und ihn zu seinem Wagen begleitend, sagte sie: „Fräulein Eveline hat wohl Recht, wenn sie sagt: dass Sie ebenso ausgezeichnet als Mensch, wie als Arzt sind!“

„Danken Sie Fräulein Eveline, dass sie meiner freundlich gedenkt!“ erwiderte der Professor, der schon den Wagen bestiegen und dem Kutscher ein: „Fahre zu!“ zugerufen hatte, wohl aber noch bemerkte, wie die Frau über die ihr unwillkürlich entschlüpfte Äußerung erschrak und erbleichend zurücktrat.

Die Gewissheit, dass Eveline in seiner Nähe und im Zusammenhange mit der Frau sei, durchdrang ihn mit freudiger Gewissheit. Von den Wellen des Zufalls sie hin- und hergeschleudert wähnend, hatte er zwar ihrer Charakterstärke vertraut, die sie stets über die moralische Vernichtung emporhalten werde, aber doch immer um sie gebangt, und nun fühlte er, dass sie gerettet sei, und mit wohltuender Genugtuung, dass sie seiner mit Anhänglichkeit gedachte. Aber warum floh sie ihn? warum wies sie eines Freundes kräftige Hand zurück, um sich einer schwachen Frau anzuvertrauen? Sie selbst sollte es ihm endlich sagen, denn er wollte durch die Frau, die sich ihm verpflichtet wähnte und derer er jetzt gewiss zu sein glaubte, ihren Aufenthalt erforschen.

Den anderen Vormittag ging er wieder zu der Gärtnerin. In seinem Bettchen spielend fand er das

Kind, und die Mutter kam ihm ruhig und besonnen entgegen. Nicht durch exaltierte Worte sprach sie heute ihre Verehrung für den Professor aus, aber man sah es ihr an, dass sie von Dankbarkeit für ihn durchdrungen war; aber war dieses Gefühl auch stark genug, um ihr geheimnisvolles Schweigen zu lösen? Oehlrich musste es wohl voraussetzen, denn er forderte sie unumwunden auf, ihm zu sagen, wo Eveline sich befinde, damit er sie aufsuchen und versöhnend und Glück bringend ihr Geschick zu gestalten suchen könne.

Mit gesenkten Augen, aber fester Stimme, versuchte es die Frau zu leugnen, dass sie irgendetwas näheres von Eveline wisse; aber als Oehlrich ihre Beteuerungen schweigend hinnahm, wurde sie ängstlich. Sie sah zu ihm auf, und als sie den traurigen Ausdruck seiner Züge und seine forschenden Blicke bemerkte, wurden die ihren unsicher und ausweichend. Sein Verstummen machte sie ganz haltlos; und bald beschwor sie ihn mit Tränen, sie nicht für schlecht und undankbar zu halten, sondern zu glauben, dass sie nicht anders handeln könne.

Die traurigen Folgen, welche aus ihrem Schweigen für Eveline entspringen könnten, stellte ihr Oehlrich

mit überzeugender Beredsamkeit vor, die noch erhöht wurde durch die Besorgnis, Eveline könnte sich ihm ferner entziehen wollen. Die Frau, zwar davon erschüttert, blieb dennoch unbeugsam, und keine Andeutung, die ihm zum Leitfaden dienen konnte, entschlüpfte ihr.

Zürnend wollte Oehlrich sie verlassen. Das konnte sie nicht ertragen; sie stürzte sich zu seinen Füßen und gestand, dass ein Eid ihre Zunge gefesselt hielt, dass sie aber hoffe, davon enthoben zu werden, um ihm alles, was sie wisse, mitteilen zu können.

Diese Verheißung war wenig genügend, aber der Professor fühlte, dass sein Einfluss auf die Frau sich an dem brach, den Eveline ausübte; doch entschlossen, nicht in passivem Abwarten die Zeit vergehen zu lassen, fuhr er sogleich, als er bei dem Heraustreten ans dem Garten an dem gegenüberliegenden Häuschen einen Wohnungszettel bemerkte, zu einem alten Diener seiner Mutter, den er nach deren Tode zu sich genommen hatte, und der jetzt von einer kleinen Rente; welche er ihm ausgesetzt, in derselben Vorstadt lebte.

Immer bereit, die Wünsche des Professors zu erfüllen, den er schon als Knabe auf den Armen ge-

tragen hatte, zeigte er sich auch jetzt — nach einer kurzen Auseinandersetzung mit ihm — willig, seinem Verlangen zu entsprechen. Schwer war ja nicht die Aufgabe, welche ihm gestellt wurde; er sollte nur seine im zweiten Stock gelegene Stube für den Sommer mit einer viel freundlicheren vertauschen, die, parterre gelegen, noch ein hübsches Vorgärtchen hatte. Ging er, aus seiner Pfeife rauchend, in demselben auf und ab, oder saß er an dem Fenster seines Stübchens, so konnte es ihm nicht entgehen, wer in der gegenüber gelegenen Gartenpforte ein- und ausging, denn unwillkürlich mussten sich seine Blicke darauf richten.

Aber unfruchtbar wie Alles, was der Professor in Beziehung zu Eveline tat, waren auch die Berichte, welche der alte Diener ihm nach einigen Tagen brachte. Er hatte nur bemerkt, saß die Gärtnerin sehr selten, und immer nur auf kurze Zeit ihre Wohnung verlasse, und dass niemand als eine alte Nachbarin sie darin aufsuche.

So war es eine schriftliche Verbindung, weiche sie mit Eveline unterhielt, die wahrscheinlich ihre Einwilligung zu Mitteilungen über sich nicht gegeben hatte, denn auch die Gärtnerin brachte keine nähere Auskunft.

Diese konsequente Zurückweisung erbitterte Oehlrich. Er nannte die Energie, mit der sich Eveline ihm entzog, Eigensinn und falschen Stolz; aber bald wurde er gerechter gegen sie. Gewiss fürchtete sie die Erinnerung an die Vergangenheit nicht vernichten zu können, denn oft sind selbst die feinsten Geister nach einer Richtung hin von Vorurteil befangen. Wie leichte konnte man die Sünde, welche an dem jungen Mädchen begangen, zu seiner eignen machen? Aber Eveline durfte das von ihm nicht fürchten; er wusste es ja, dass sie nicht allein den Mut hatte, mit einem glänzenden aber missbrauchten Leben abzuschließen, sondern auch die Kraft ein neues zu beginnen. Den Gedanken an dieses Mädchen, das sicher die Entbehrung nicht erniedrigen, das Unglück nicht zerstören konnte, gewann für ihn etwas Erhebendes und Versöhnendes.

Er fühlte, dass Eveline, wie die äußere Freiheit auch die innere ohne ihn erringen werde. Durch Andere, auf deren Schutz sie die Natur angewiesen, erniedrigt, konnte sie nur durch die eigne sichere Kraft sich wieder erheben; und er hatte die Überzeugung, dass sie es vermöge.

Es war ein seltsames Verhängnis, das ihn, der so gerne von dem Schein der Tugend die täuschenden Hüllen lüftete, zwang, die Größe der Weiblichkeit zuerst wieder bei einem Mädchen anzuerkennen, von dem sich vielleicht selbst die sogenannten bessern Frauen abwenden möchten. Er fühlte es wohl; seine Erfahrungen über die Frauen waren noch keineswegs abgeschlossen, sie konnten noch manche Wandlungen erleben, aber sein Urteil über sie wurde im Allgemeinen nicht milder.

Oehlrich hatte seinen Freunden nichts Näheres über Evelinens Vergangenheit mitgeteilt, und ihnen, war es aus Rücksicht für sie, oder den Verstorbenen, den geheimnisvollen Zusammenhang mit dem Fürsten verschwiegen, aber als die Freunde jetzt zu ihm kamen, teilte er ihnen ausführlich sein Begegnen mit der Gärtnerin mit. Sie erschöpften sich in Mutmaßungen, warum Eveline sich so strenge verberge, und der Assessor sprach manchen Argwohn aus, von dem sich Oehlrich tief verletzt fühlte, und den er entschieden zurückwies.

„Aber welche Meinung hast Du denn über ihr Geschick Dir gebildet?“ fragte ihn Lork. „Ich glaube,“ erwiderte er ausweichend, „dass

Eveline nie im Einverständnismit ihrer Mutter lebend, von ihr zu einer Verbindung mit einem verhassten Manne hatte gezwungen werden sollen, und dass sie, um ihr zu entgehen, entflohen ist.“

„Das möchte ich nach deinen früheren Mitteilungen so unbedingt nicht annehmen. Übrigens haben Mädchen noch andere Mittel sich einer unangenehmen Verbindung zu entziehen.“

„Aber die Mütter haben eine große Macht über ihre Töchter und oft benutzen sie deren Unschuld und Hingebung zu eigennützigen Zwecken.“

„Oft!“ rief Lork. „Nein, Du irrst! Die mütterliche Liebe und Selbstverleugnung ist eine Regel, von der sich gewiss nur die seltensten Ausnahmen finden, und ich zweifle, dass Dir in unserm Kreis auch nur ein einziger Fall bekannt ist, in welchem eine Mutter ihre Tochter selbstsüchtigen Zwecken geopfert hätte.“

„Mir sind gleich drei solcher Fälle gegenwärtig,“ erwiderte Oehlrich; „ich kann Euch die Namen nennen, und Ihr werdet zugeben müssen, dass ich keinen vagen Verdacht hege, sondern in die Verhältnisse genügend eingeweiht bin. Die eine Dame vermählte ihr anmutiges und harmloses Kind mit einem hinfälligen

Greise, um durch seinen Rang ihre verlorene Stellung in der Gesellschaft wieder zu erringen; eine andere verkuppelte ihre talentvolle Tochter an den fast blödsinnigen Sohn eines reichen Mannes, um ihr zerrüttetes Vermögen zu restaurieren; die dritte gab ihr Kind, das in der Tat noch eins war, dem ersten besten Bewerber, weil ihr die Gegenwart des Mädchens bei ihren bekannten Beziehungen unbequem, und dessen aufblühende Schönheit ein Grund zur Eifersucht war. Und so könnte ich noch manche andere Verbindung anführen, welche nur die Selbstsucht der Mutter geschlossen hat.“

„Du glaubst also, die Rätin habe gleichfalls ihre Macht über ihre Tochter missbraucht.“

„Ich weiß nur, dass, wenn sie gesündigt hat, sie auch dafür büßen muss. Sie hat vielleicht schon früher durch innere Kämpfe ihre äußere Fassung erkauft und nun auch diese gänzlich verloren. Seit vergangener Woche ist sie erkrankt. Ich konnte ihr meinen Rat als Arzt nicht vorenthalten, aber ich bin ihr nur ein solcher; das Vertrauen, zu dem sie geneigt schien, hielt ich von mir fern. Sie hat es unzweifelhaft auf einen Geistlichen übertragen, den ich jetzt oft bei ihr finde.

Sie sucht vielleicht in dem Schoß der Kirche Trost und blickt mit Sehnsucht aus dem Dunkel, in dem ihre Seele lebt und wohin sie ihr Gewissen verdammt, nach dem Licht, das ihr von dort her entgegenstrahlt; aber noch erhellt es nicht ihr Inneres und gibt ihr auch keinen äußeren Halt. Ihre Schlaflosigkeit, ihre wirren Träume, ihr zerrüttetes Aussehen zeigen, dass sie keine Ruhe finden kann; und manche Andeutung, die ihr entschlüpft, deutet auf die Gebrochenheit ihres Willens, auf Demut und Zerknirschung, kurz auf einen Zustand hin, in dem man einen Halt außerhalb sucht, weil man ihn in sich nicht mehr findet.“

„Kann das nicht ebenso gut beweisen, dass sie das Unglück, ihre Tochter verloren zu haben, tief betrauert, und dass ohne sie die Welt keinen Reiz für sie hat?“ fragte Edmund.

Oehlrich schwieg, war es vor Erregung oder weil er nähere Erörterungen vermeiden wollte; und als selbst Lork ihn fragte, ob er Madame Wernick die gehörten Mitteilungen machen dürfe, fragte er statt jeder Antwort: „Wann bist Du zum letzten Male dort gewesen?“

„Vor zehn oder vierzehn Tagen.“

„Nun wohl, wenn Du wieder hinkommen wirst,“ sagte er mit bemerkbarer Bitterkeit, „wird Madame Wernick Dir einen jungen Mann vorstellen, den Neffen ihres verstorbenen Mannes, den man jetzt immer in ihrem Hause findet.“

Lork erbleichte. „Es ist ein sehr naher Verwandter,“ sagte er wie erklärend.

„Und ein reicher junger Mann.“

„Du glaubst,“ — seine Bestürzung ließ ihn den Satz nicht vollenden.

„Dass Madame Wernick nun zeigen muss, ob ihre Grundsätze sich auch in allen Fällen gleich bewähren. „Wie klar hat sie sonst immer über den Beruf der Frauen gedacht. Sie wollte sie frei wissen — vom Falschen und Überflüssigen; stark — durch das Bewusstsein sich auf eigner Kraftwehr stützen zu können; — durch jenes Gefühl, das von sich weisen muss, was es beirren kann, und wie eine eigne Schmach lastete es auf ihr, dass ihr Geschlecht so selten den Umfang seiner Bedeutung begreift. Nun wollen wir sehen, ob sie Lucie ihren eignen Weg wird gehen lassen. Aber sie wünscht sie versorgt und ihr Neffe ist, was man eine glänzende Partie nennt.“

„Wer kann es ihr zum Vorwurf machen, dass sie ihn für ihre Tochter gewinnen möchte?“ sagte Edmund und fast zugleich der Doktor: „Welchen Charakter hat er?“

„Carl von Milborn,“ erwiderte Oehlrich, „gehört zu den Klassen jener jungen Leute, deren hohle Existenz nur durch ein großes Vermögen gestützt und erhalten wird; verlieren sie es, so müssen sie wieder in die Unbedeutendheit zurückkehren, über die sie nur durch die Gunst der Verhältnisse emporgehoben sind. Seine äußere Erscheinung ist keineswegs unangenehm; er hat freie und leichte Manieren, ein liebenswürdiges und geschmeidiges Wesen, und jene sichere und gewinnende Zuversicht Frauen gegenüber sich zu eigen gemacht, die solche Außenseiten leicht für begründetes Selbstvertrauen und echte Bildung nehmen —“

„Aber Lucie!“ fiel Lork ein.

„Lucie!“ sagte Oehlrich, „ist jung, wie soll sie wissen, dass Milborn, der für alles eine schöne Phrase hat, ohne Energie zu irgendeiner Tat, ja nicht einmal einer Beschäftigung fähig ist, welche eine gleichmäßige Aufmerksamkeit und Umsicht in Anspruch nimmt.

„Wer reich ist, braucht nichts weiter zu sein!“ bemerkte Edmund lachend.

„Aber seine Gefühle sind erschöpft, und nie wird das seiner eignen Richtigkeit ihn durchdringen, denn er kennt keine Reue über eine vergeudete Jugend und eine zerstörte Gesundheit.“

„Kennst Du ihn schon lange?“ fragte Lork.

„Er war, ehe er auf Reisen ging, in meiner Kur. Aber noch immer dünkt er sich liebenswürdig, weil er von den Frauen verwöhnt wird, und selbst sorgsame Mütter, die in ihm eine glänzende Partie sehen, ihn mit Artigkeiten überhäufen.“

„Der wagt es um Lucie zu werben!“ rief Lork bewegt, aber bald tröstete ihn die Überzeugung, dass, er es vergebens tun werde!

„Die Mutter weist ihn nicht mit Verachtung von sich und duldet in der reinen Nähe ihres Kindes einen Mann, der das Recht auf diesen Namen schon durch seine moralische Erschöpfung verloren hat.

„Die Frauen haben die Sittenlosigkeit der Männer mit zu verantworten, weil sie oft darüber hinwegsehen, und zwar nicht in Folge der Reinheit, welche die Sünde nicht kennt, sondern aus einer verdammenswerten Schwäche, zu der sich oft unreinere Motive noch gesellen.“

„Du urteilst zu streng," sagte Lork, „Du betrachtest alle Gegenstände en face, während sie sich auch anders ansehen lassen. Glaube mir, die reine Güte der Frauen hat schon manche verderbte und zertretene Existenz gerettet, die sonst der Gesellschaft verloren gegangen wäre!"

„Vielleicht würde für sie deren Untergang besser als ihre Erhaltung gewesen sein!" sagte Oehlrich.

„Diese Ansicht, allgemein verbreitet, muss zu Konsequenzen führen, vor denen Du selbst erschrecken möchtest!" rief Edmund.

„Fürchte nichts. Die Gesellschaft ist höchst tolerant — sie verlangt nur die Bewahrung eines gewissen Scheines und des alleräußerlichsten Anstandsbegriffes — ja sie protegiert oft jene Gattung von Leuten, die im wüsten Genuss noch an ihre Stellung denken, und sich so allein vor dem gänzlichen Ruin bewahren können. Schon in der Jugend spielen sie die Diplomaten und stellen ihre Blasiertheit zur Schau, aber das kräftigste Mannesalter findet sie schon abgenutzt. Und die Frauen, die Mütter sind gegen sie nichts weniger als strenge, wenn sie nur passende Partien abgeben."

„Zu strengen Richterinnen sind die Frauen nicht

berufen; sie sollen ausgleichen und retten. Das milde Urteil und die milde Gesinnung sind ihnen eigen. Ich will sie lieber schwach als hart und egoistisch," sagte Lork.

„Aber ihre Schwäche ist, wie ich schon behauptete, Egoismus, nicht Überfülle, sondern Mangel des Gefühls, nicht Hingabe, sondern Berechnung."

„Hat denn der Egoismus, gegen den Du eiferst, keine Berechtigung?" fragte Edmund. „Gehört er nicht zur menschlichen Natur als unentbehrliche Triebkraft? Immer war er schon vorhanden, Du legst nur der Gegenwart zur Last, was allen Zeiten gemein ist. Die Sache bleibt, die Form, die Vorwände, die Systeme wechseln."

„Streiten wir nicht um Worte und Begriffsbestimmungen," erwiderte Oehlrich. „Mir steht als Tatsache fest, dass noch keine Zeit so offen das Mittel zum Zweck erhob, und die sittlichen Existenzen so rasch auflöste, als die unsere. Ob wir nun Materialismus oder Egoismus, Selbsterhaltung oder Selbstvergötterungstrieb sagen, bleibt gleich. Ich weiß nur, dass man es zum Regulator in allem machen möchte, dass es den Boden des Familienlebens durchfrisst, der leider

oft nur vom Zufall geregelt wird, und dass der höchste Zweck, der Erfolg quand—même, das allgemeine Ideal, der Reichtum jetzt ist. Doch lassen wir diese unerquicklichen Erörterungen — Mir fällt ein, dass ich Grund habe auf Dich, Lork, böse zu sein.“

Der Doktor sah ihn erstaunt an.

„Ich habe Dich schon zwei Mal vergebens aufgefordert mit mir die Familie zu besuchen, in denen Du meine Stelle ersetzen sollst. Zwei Mitglieder derselben leiden an unheilbaren Krankheiten, und ich bin gezwungen sie oft zu besuchen, aber es wird mir immer schwerer.“

„Ich begreife selbst nicht, warum ich etwas vernachlässigt habe, wodurch ich meinen Wirkungskreis erweitern kann, denn mir erscheint jetzt nichts wünschenswerter als ihn auszudehnen, darum bin ich auch geneigt die Mitredaktion einer medizinischen Zeitschrift, die hierher verlegt werden soll, zu übernehmen. Hier sind die Bedingungen, unter denen sie mir angeboten wird,“ antwortete Lork, den erhaltenen Brief Oehlrich hinreichend.

Während Oehlrich den Brief las und prüfte und Lork mit Erwartung seiner Entscheidung entgegensah,

schrieb Edmund, der sich in die Fensternische zurückgezogen hatte, etwas in sein Taschenbuch; vielleicht waren es Verse an Rosa, denn er achtete nicht auf die Auseinandersetzung, durch welche Oehlrich den Freund von der Notwendigkeit, den Antrag abzulehnen, überzeugen wollte.

„Und nun siehst Du selbst wohl ein," schloss er, „dass die Vorteile, die Dir geboten werden, nicht glänzend genug sind, um Dich für alle Unannehmlichkeiten zu entschädigen. Übrigens teilt Dein Mitredakteur nicht einmal Deine Ansichten, ja er hat keine selbstständige, und ist sich so gar nicht bewusst, dass er ganz entgegengesetzte Richtungen in seinem Blatt sich nicht bekämpfen, sondern als gleich berechtigt aussprechen lässt. Seine Unwissenheit und Inkonsequenz kann ich Dir aus seinen eignen Briefen an mich beweisen. Es geht also nicht, Du musst abschreiben."

Lork seufzte. Er hatte schon so bestimmt auf die Revenue gerechnet, welche ihm das Journal sichern sollte. Der Gewinn hatte sich ihm nicht als runde Summe," sondern als einen Grundstein gezeigt, auf dem sich ein bescheidenes Häuschen errichten ließ, denn

trotz seines ruhigen Wesens war er ein Mann von Phantasie, und obgleich sein Verstand diese Macht in den Grenzen des Alltagslebens zusammenhielt, so gab es doch Augenblicke, wo sie sich aller Fesseln entledigte und ihn zu Höhen erhob, in welchen die Wirklichkeit in den Hintergrund treten musste. — Als er immer noch schwieg, rief Oehlrich Edmund herbei. „Nicht wahr!“ fragte er ihn, „Du warst auch einmal Redakteur einer juridischen Zeitschrift, welcher Gewinn entsprang Dir daraus?“

„Nur Verdrießlichkeit. Nie übernehme ich wieder eine Redaktion!“

„Ihr habt es auch nicht nötig, Ihr seid reich,“ dachte Lork. „Nun wohl,“ sagte er laut, „ich werde den Antrag ablehnen.“

„So ist es recht, Du bedarfst auch jener Zeitschrift nicht, um deine Stellung zu sichern.“

Lork schwieg und griff nach seinem Hut. „Wo willst Du hin!“ rief Oehlrich. „Ich hoffe, Ihr werdet mir den Abend schenken!“

„Gerne bin ich dazu bereit,“ antwortete Edmund, „und Lork muss sich auch dazu verstehen, denn geht er auch nicht wie ich, morgen einer Entscheidung ent-

gegen, so scheint er doch ein wenig gedrückt. Die schlanken Flaschen deines Weinkellers sollen sich als Sorgenbanner und Grambeschwörer heute für uns beide bewähren, und zur Unterhaltung musst Du uns eine Anekdote oder Episode aus deiner Praxis geben.“

„Nun wohl!“ sagte Oehlrich. „Nach dem Souper will ich Euch einen seltsamen Kauz vorführen, den Lork kennen muss, weil er mich bei ihm als Arzt vertreten soll!“

VIII.

„Vor einiger Zeit," begann Oehlrich seine Erzählung, „wurde ich zu einem alten Herrn gerufen, der in einer entfernten Vorstadt wohnt. Erschöpft von den vielen Besuchen, die ich hatte machen müssen, fiel es mir schwer die Stiege bis zum vierten Stock hinaufzugehen, und ich musste, um mich zu erholen, einige Minuten im Vorzimmer verweilen. Die Wohnung hatte eine freundliche Lage, aber sie bot ein seltsames Gemisch von Eleganz und Dürftigkeit, das, wie ich später bemerkte, sich bis auf den kostbaren und verblichenen Schlafrock des alten Herrn erstreckte. Er hatte sich auf seinen Lehnstuhl an das Fenster, vielleicht der Sonne wegen, rücken lassen, denn er klagte über Kälte und das Zimmer schien ungeheizt. Als ich ihm, das zum Vorwurf machte, seufzte er über die Nachlässig-

keit seiner Haushälterin, die sich auch nirgends sehen ließ. Ich musste deshalb ihm selbst meine Verordnungen mitteilen, die mannigfach waren, weil ein vernachlässigtes Fußübel, das leicht gefährlich werden konnte, eine sorgfältige Behandlung erheischte. Die Wichtigkeit, die ich daranlegte, lehrte ihn vielleicht das Bedenkliche der Wunde kennen, aber er schien darüber weder besorgt, noch betrübt, nur als ich ihn fragte: ob er keine Verwandte habe, die seine Pflege übernehmen können, flog ein Zug der Trauer über sein bleiches Gesicht.

„Ich habe nur eine Tochter," antwortete er kurz.

„Nun, so lassen Sie sie kommen."

„Das geht nicht, sie ist durch — heilige Pflichten gebunden, sie ist verheiratet."

„Dann freilich können Sie keine Ansprüche geltend machen," meinte ich. Mir fiel nur auf, dass derselbe Widerspruch, der in den äußern Verhältnissen herrschte, sich in dem ganzen Wesen, besonders in der Sprache des alten Herrn zeigte, die bald geistreich, bald trivial war. Er sprach viel und schien sich gerne zu hören, Eigenschaften, zu denen man auch Andere gebraucht, um sie auszubilden; gewiss hatte er früher viel

in Gesellschaft gelebt, und sie jetzt schon lange entbehrt, denn wenn ich mich entfernen wollte, suchte er mich bald durch eine Frage, bald durch einen Witz zurückzuhalten. Ich tat ihm zuletzt den Gefallen, noch ein Stündchen bei ihm zu verweilen, doch hatte ich wohl den größeren Gewinn davon, denn seine Unterhaltung wurde immer anziehender und pikanter. Er würzte sie mit Anekdoten, und entwickelte einen echten Humor und einen schlagenden Witz, aber aus allem sprach eine tiefe Verachtung der Menschen, von denen er nicht nur die lächerliche Seite anfasste, sondern auch die verderbte mit Behagen beleuchtete.

Er schien in den verschiedensten Verhältnissen, aber gewiss nicht in der besten Gesellschaft gelebt zu haben. Ich wusste nicht, was ich aus ihm machen sollte; so viel war mir gewiss, durch die Scholle war er nicht an seinen Beruf gefesselt gewesen. Er nannte sich Weber, und als ich ihm nochmals beim Weggehen die aufmerksamste Behandlung für seine Wunde empfahl, ja als ich mich erbot, ihm eine zuverlässige Krankenwärterin zu schicken, gestand er, dass er mit seiner Kasse brouilliert sei, und einstweilen jene neue Ausgabe scheuen müsse.

„So werde ich Ihnen eine barmherzige Schwester schicken," sagte ich.

„Behüte!" rief er aus, „die riecht nach der Kirche."

Armer Mann, dachte ich beim Weggehen, also mit der Gesellschaft, mit der Kirche, mit der Kasse brouilliert, und vielleicht — mich seines Seufzers erinnernd — mit der eigenen Tochter.

Den anderen Morgen fand ich seine Wunde sehr entzündet, und ihn in einer trüben, überreizten Stimmung. Er sprach von seinem miserablen Zustand, in dem ihn nur die Hoffnung tröste, dass es bald mit ihm aus sein werde, aber wenn ihn auch die noch länger betrüge, so, meinte er, müsse er sich in ein Hospital bringen lassen, und das sei ihm verhasst wie ein Kloster, wie ein Kerker. Ich lächelte unwillkürlich über diese seltsame Zusammenstellung. Er hatte es bemerkt.

„Sie wundern sich über diesen Vergleich," sagte er mit plötzlich wieder erwachtem Humor, „aber er ist nicht so albern, wie er Ihnen vielleicht erscheint. Der Staat unterhält alle diese öffentlichen Anstalten, um die schadhaften Seiten seiner Untertanen zu flicken. Die Kirche soll den durchlöcherten Glauben zusammen-

halten, der Kerker die verhunzte Moral ausbessern, und das Lazarett den mürben Körper wieder aufrichten.“ So erfasste er alles. Seine Einfälle waren oft originell, öfterer aber auch barock und unhaltbar. „Sie aber haben nichts zu fürchten, Doktor,“ sagte er später, „behandeln Sie mich nur aufmerksam, und Sie werden gut bezahlt werden, denn,“ fügte er leise hinzu, „für den Arzt und für das Begräbnis wird sie schon sorgen.“

„Vor allem wünscht sie gewiss für Ihre Pflege sorgen zu können,“ sagte ich aufs Geradewohl, denn ich fühlte, sollte dieser Mann gerettet werdet, so musste etwas Durchgreifendes für ihn geschehen.

„Was wissen Sie von ihr?“ fragte er heftig, „und wen meinen Sie denn eigentlich?“

„Nun, Ihre Tochter.“

„Sie kennen sie und haben sich von ihr täuschen lassen, wie sie jedermann täuscht! Sehen Sie denn nicht, dass sie das kälteste Herz, die schwärzeste Seele, das verhärtetste Gewissen hat.“

„Erörtern Sie das jetzt nicht, es regt Sie zu sehr auf. Ihr Übel fordert Berücksichtigung. Suchen Sie sich zu beruhigen!“

„Wie kann ich mich beruhigen, wenn ich denke, dass ich in meinem Alter, in meinem Elende, in meiner Krankheit von meinem einzigen Kinde verlassen bin! O, und ich war stets so gut zu ihr! Ich willigte, obgleich mit schwerem Herzen, darin ein, dass sie sich der Kunst widmete, weil sie glaubte, darin ihr Glück zu finden, aber nie hätte ich, um aller Schätze willen, freiwillig in eine Trennung von ihr gewilligt . . . . Und sie hat sich dazu verstanden, obgleich sie ja wissen musste, dass ich mit ihr jeden Halt, jede Freude, jeden Glauben verlieren würde.“

„Wie lange sind Sie von Ihrer Tochter getrennt?“ fragte ich.

„Zwölf Jahre.“

„Sie war damals —“

„Achtzehn Jahre alt,“ fiel er ein.

„Vielleicht liegt darin ihre Rechtfertigung.“

„Nein, nein, darin liegt eben ihre Verdammung Die Jugend sollte wenigstens nicht dem Egoismus und der Engherzigkeit Raum geben. Sehen Sie, Doktor, wir, die wir die Welt und die Menschen kennen, wir haben die Berechtigung, nur auf unsern Nutzen zu sehen, denn wir wissen, dass ein Opfer eine Selbst-

tötung, die Dankbarkeit eine Chimäre, und die Tugend eine Täuschung ist. Aber meine Tochter war achtzehn Jahre, sie konnte also diese Erkenntnis noch nicht haben, und handelte doch danach. Können Sie sie noch entschuldigen wollen?“

„Nein, ich will nicht deren Anwalt, ich will nur Ihr Arzt sein, und als solcher muss ich darauf bestehen, dass Sie sich eine Krankenwärterin gefallen lassen, oder Ihren Widerwillen gegen das Hospital überwinden.“

„Beides wird nicht nötig sein. Ich werde mich Ihrer Anordnung fügen und sie pünktlich erfüllen. Madame Wegner, meine Haushälterin, wird mich pflegen; sie ist gutmütig und meint es aufrichtig mit mir — und es muss ihr an meinem Leben gelegen sein, weil sie ohne mich verlassen ist.“

„Aber, wo ist sie denn?“

„Der Kuckuck weiß, wo sie bleibt. Nun, ich werde sie schön begrüßen . . . mich auf so lange zu verlassen, wenn ich leide! Ah, da kommt sie,“ sagte er, auf eine Frau von ungefähr 40 Jahren zeigend, deren hübsches und gutmütiges Gesicht einen angenehmen Eindruck machte, und die zögernd am Eingang des

Zimmers verweilte, als ihr alter Herr ihr heftig zurief: „Das ist unerhört, das ist unverschämt, das ist rücksichtslos, mich auf so lange zu verlassen!“

Die Frau sah verlegen auf mich hin; das brachte den alten Herrn zur Besinnung.

„Aber wo sind Sie denn gewesen?“ fragte er schon beruhigt.

„Wo ich, um Sie besser pflegen zu können, hingehen musste,“ antwortete sie.

„Wie, Sie haben es ohne meine Erlaubnis gewagt!“ rief er wieder heftig.

„War es nicht meine Pflicht? Sagen Sie selbst, Herr Doktor, muss das Zimmer nicht regelmäßig geheizt werden, und bedarf es bei dem kranken Fuß nicht einer mit Kostenaufwand verbundenen Kur?“

„Und eines neuen Anzuges für Euch!“ fiel der Alte spöttisch ein. „Aber,“ fügte er streng hinzu, „ich dulde es nicht, dass Sie das Geld behalten. Sie müssen es zurücktragen.“

Gleich, mein Herr, aber erst will ich hören, was der Herr Doktor verordnet,“ erwiderte die Frau beschwichtigend. Ich sagte ihr das Nötige, und wir kamen überein, dass sie am Tage alles besorgen, und

während der Nacht ein Krankenwärter wachen solle. Das musste sich der Alte gefallen lassen. Nach einigen Wochen konnte er sich schon seines Fußes bedienen. Er war mir aber für meine ärztliche Behandlung weniger dankbar, als für meine Unterhaltung. Meine häufigen Besuche hatten sein Vertrauen zu mir, das er mir gleich Anfangs zuwandte, noch gesteigert. Die Widersprüche, welche mir in seinem Wesen aufgefallen waren, wurden mir gelöst, als er mir eines Tages erzählte, dass er Theologe, Offizier und Schauspieler gewesen sei und das letztere in einer Gesellschaft, in der, nach seinen eignen Worten keine Moral herrschte, aber auch keine ehrwürdigen Institutionen beleidigt wurden, weil man keine anerkannte.

Er war der Sohn eines, selbst in der literarischen Welt rühmlichst anerkannten Theologen, der auf ihn den Ruhm seines Namens und den Vorteil seiner Stellung zu übertragen hoffte. Er aber studierte auf der Universität andere Dinge als die Kirchenväter und wollte nicht einen Stand ergreifen, der mit seiner Auffassung der Moral und seiner schneidenden Skepsis nicht zu vereinen war. So bildeten denn die Extreme sich in ihm aus, und zu seiner Genialität kam der Dünkel

der besonderen Geistesrichtung, dem die Welt, wie sie ist, nicht genügt und der für sich, wie für Kirche, Staat und Wissenschaft neue lustige Bahnen eröffnen möchte; dennoch machte er auf den Wunsch des Vaters sein Examen, aber er benutzte das Jahr, das ihm zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen zuzubringen gewährt war, um nun in einer kleinen Residenz unter einem angenommenen Namen seiner Neigung zur Kunst oder vielmehr zur Ungebundenheit zu leben.

Die Nachricht von der Krankheit seines Vaters rief ihn in die Heimat zurück. Das Wohltuende der geregelten Verhältnissen im elterlichen Hause, das Erhebende der Familienliebe, die darin herrschte, und das Beruhigende einer gleichmäßigen Beschäftigung brachten ihm das Zwecklose seines früheren Lebens zum Bewusstsein, und riefen ein neues Streben in ihm wach. Und als sein Vater ihm mehr ein liebender und leitender Freund, als ein strenger Richter war, ließ er sich gerne von heiligen Banden fesseln, ja er glaubte sie durch die Verbindung mit einer Pflegeschwester, unauflösbar gemacht zu haben. Der Freiheitskrieg riss ihn aus den Armen seiner Gattin, die er leider bei seiner Rückkehr nicht wiederfand. Auch

sein alter Vater war gestorben, und das Erbe, das er ihm hinterließ, reichte nicht aus, ihm für immer ein sorgenfreies Leben zu sichern, obgleich es bei umsichtiger Verwaltung auf lange bescheidenen Bedürfnissen genügen konnte. Aber da ihn keine heilige Pflicht mehr an den häuslichen Herd fesselte, das aufgeregte Kampfblut noch stürmisch in seinen Adern rollte, und er wieder aus dem Kelch der Freiheit gekostet hatte, wollte er nicht aufs Neue sich durch einen Beruf binden, der ihn in die engsten Schranken bannte.

Er streifte mehrere Jahre in den verschiedensten Ländern umher, bis in einer deutschen Residenz aus einer Neigung zu einer Schauspielerin ein ernstes Verhältnis wurde, das mit einer Ehe endete. Die junge Frau brachte in dieselbe den festen Vorsatz mit, nur ihrem Manne zu leben; sie wendete ihren ganzen Einfluss an, damit er nach gesicherten Verhältnissen strebe, und als sie ihn mit einem Töchterehen beschenkte, gab er endlich ihren Bitten nach, und pachtete mit dem Rest seines Vermögens eine kleine Besitzung. Zwei fruchtbare Jahre ersetzten mit ihrem Überfluss den Mangel seiner ökonomischen Kenntnisse, aber als er den Gewinn durch Arbeit und Einsicht sichern sollte,

zeigte es sich bald, dass ihm Kenntnisse und Ausdauer fehlten. Er kam in die mannigfaltigsten Verlegenheiten, und zuletzt wurde seine Lage so schwierig, dass sich seine Familie auf dem Gut nicht mehr halten konnte, und seine Frau den Entschluss fasste, zu ihrem früheren Beruf zurückzukehren.

Sie suchte ein Engagement und fand es in einer kleinen Residenz, aber ihr Talent war unbedeutend und gewährte ihr deshalb nur eine untergeordnete Stellung, durch die sie kaum die Ihren vor Not schützen konnte. Ihr Mann hätte vielleicht vermocht, sie manches entbehren zu sehen, aber er vergötterte sein Töchterchen, und aus Liebe für das Kind suchte er nun durch Unterricht, den er erteilte, das Fehlende zu ergänzen. Er täuschte sich nicht, wenn er in Marie eines der anmutigsten Kinder sah, das, mit leichtem Sinn begabt, voller Laune, einen sprühenden Geist und die glücklichsten Talente verriet, aber er sah auch ein, dass diese Talente nur für äußere Zwecke ausgebildet wurden, und dass die Mutter, indem sie ihre Tochter zur Schauspielerin bestimmte, aus ihrer Schönheit, die sie als untrügliches Mittel des Erfolges betrachtete, einen Kultus machte, indem sie ihren

Teint vor jedem Sonnenstrahl, ihre zarten Hände vor jeder rauen Berührung schützte. Die Einsicht machte ihn nicht stumm, aber er tat aus der Schwäche der Liebe, was die Mutter aus Berechnung. Indem beide Marie zum einzigen Gegenstand ihrer Sorge und Hoffnungen machten, nährten sie in ihr den Glauben, dass sie nur zu empfangen, nicht zu geben nötig habe. Sie wurde früh mit Genüssen, aber nicht mit Pflichten bekannt, und nur weil man ihre kaum ausgesprochenen Wünsche stets erfüllte, erschien sie bedürfnislos und dankbar. Niemand ahnte, wie üppig sich der Egoismus im Kinde entwickelt, und dem Herzen die Nahrung entzogen hatte.

Marie war fünfzehn Jahre als ihre Mutter starb; sie beweinte sie, wie jedes Kind eine Mutter beweint, aber ihr leichter Sinn ließ bald die Tränen, die den schönen Augen entquollen, in dem Lächeln des rosigen Mundes verschwinden. Sie musste doch den Vater, der den Ernst des Lebens und die Trauer hasste, zu zerstreuen suchen, und in diesem Versuch verlor sie nur zu bald jede wehmütige Erinnerung.

Der Vater merkte nicht Mariens Mangel an Gefühl, denn für ihn hatte sie immer einen freundlichen

Blick, ein zärtliches Wort bereit, und was die Kindes- und Gattenliebe nicht über ihn vermocht hatten, tat er aus Liebe für sie. Er führte das geregelteste Leben und arbeitete mit unermüdlicher Anstrengung, um ihr nur geben zu können, was die Jugend erfreut, denn die ihre zu verschönern und zu schützen war der einzige Zweck seines Lebens.

Ihrer Schönheit und Talente sich wohl bewusst, wollte sie beide bald geltend machen und verwerten; durch jene die Herzen gewinnen, durch diese Bewunderung und Nutzen, das konnte sie aber nur von der Bühne aus, aber bei diesem Wunsche allein, stieß sie auf den entschiedenen Widerspruch des Vaters. Er fürchtete den Einfluss der Bühne und wollte Marie sich und der Häuslichkeit bewahren; aber ihre Bitten und Schmeicheleien waren mächtiger als sein Vorsatz, und als sie beteuerte, ihn nie verlassen zu wollen, gab er endlich die Erlaubnis, dass sie Schauspielerin werden dürfe.

Ihr erstes Debüt rechtfertigte die Erwartung, welche sie davon hegte. Ein so entschiedener Erfolg, wie sie ihn errang, hätte jedes andere Mädchen vollständig erfüllt, und jede echte Künstlerin zu immer

neuen Schöpfungen angeregt, aber Marie sah darin nur den ersten Schritt zu einem Ziele, das sie sich außerhalb der Bühne gestellt hatte. Sie wollte eine glänzende und dauernde Stellung in der Gesellschaft gewinnen, aber sie wusste auch, dass Frauen sie nur durch die Ehe erreichen können. Sie nahm es deshalb als eine Gunst des Geschickes auf, dass ein zwar ältlicher, aber vornehmer und reicher Herr ihr seine Aufmerksamkeit zuwendete. Sie verstand seine erwachte Neigung zu ihr, bis zu dem Verlangen des ausschließlichen Besitzes zu steigern, und ihm dann als einziges Mittel dazu, die Ehe zu zeigen.

Der vornehme Herr zögerte, ehe er sich dazu entschloss. Er machte Bedingungen; Marie schien bereit alle einzugehen. Sie sollte, forderte er, ihre früheren Verhältnisse lösen, ihre alten Bekannten verleugnen und sich verpflichten selbst ihren Vater nicht bei sich zu sehen. Und ihr Herz empörte sich nicht bei diesen Forderungen, ja sie hatte den grausamen Mut sie ihrem Vater mitzuteilen.

Die Stimme des alten Herrn zitterte; als er es mir erzählte; er sprach so leise, dass ich Mühe hatte, Ihn zu verstehen. Vielleicht schämte er sich den be-

rechnenden Egoismus und die Hartherzigkeit seiner Tochter zu enthüllen; er ließ mich nur ahnen, welche Szenen und Kämpfe er mit ihr gehabt hatte. O hätte sie mich eines Geliebten wegen vergessen, sagte er, so würde ich ihr verziehen haben, denn die Leidenschaft ist stärker wie jede Pflicht, aber sie hat mich für eine glänzende Stellung verkauft, und das ist eine Sünde wider die Natur.

Nachdem Marie alles, was sie erstrebte, erreicht hatte, suchte sie mich zu versöhnen. Sie kam bald nach ihrer Vermählung zu mir, gewiss in der Hoffnung, dass ich selbst eine Verbindung, die uns für immer trennte, segnen würde. Wie eine Pflichterfüllung hätte sie mir sie zeigen und mir beweisen mögen, dass sie so hat handeln müssen, um mir ein ruhiges Alter zu bereiten. Ein ruhiges Alter ohne Kindesliebe, ohne Kindespflege! Sie brachte mir die Verschreibung einer Rente, die ich zerreißen wollte. — Lange hatte ich sie nicht erhoben, es war in jener Zeit, die ich in tiefer Melancholie zubrachte. Endlich raffte ich mich auf, um alles zu verachten, oder was dasselbe ist, alles in seiner wahren Gestalt zu sehen. Wie töricht zu darben, wenn meine Tochter im Überfluss schwelgt!

Ich erhob meine Rente, ließ mir die rückständige zahlen und ging auf Reisen.

„Lebte der alte Herr bis dahin an demselben Ort mit seiner Tochter," fragte Edmund.

„Nein, sie war gleich nach ihrer Verheiratung auf Reisen gegangen, und nur durch Zufall erfuhr er, dass er Großvater geworden. Marie hatte zuerst einige Male an ihn geschrieben, aber da sie keine Antwort erhielt, glaubte sie sich wahrscheinlich jeder Pflicht enthoben, denn seit acht Jahren hatte er keine Zeile von ihr erhalten. Und dennoch liebte er sie, und ist hierher gezogen, weil sie ihren Aufenthalt hier hat, wenigstens behauptet das seine Haushälterin, deren Schwatzhaftigkeit mir mehr verraten hat, als der Alte zugeben will. So fand ich eines Tages seine Fußwunde, die sich schon geschlossen hatte, sehr entzündet; ich forschte nach der Ursache, konnte aber nicht klar darüber werden, bis Madame Wegner, während sie mich hinausbegleitete, mir gestand, dass sie gestern nicht länger den dringenden Bitten des alten Herrn widerstanden und ihm einen Fiaker geholt habe. „Wie, er war aus?" fragte ich erstaunt. „Ja," sagte sie, „es war zu Hause nicht länger mit ihm zum Aushalten;

er war so verdrießlich, so unruhig — endlich erklärte er; er müsse sie sehen, und wolle ich ihm dazu nicht behilflich sein, so würde er ohne mich schon Mittel und Wege finden.“

„Aber, wo fuhr er denn hin?“

„Wohin er sonst immer ging, in’s Kaffeehaus, dem sie gegenüber wohnt. Dort bleibt er so lange, bis er sie am Fenster erblickt oder ausfahren sieht. Oft genügt es ihm, nur eines ihrer Kinder zu sehen — dann kommt er beruhigt nach Hause, und bleibt es so lange, bis wieder die Sehnsucht nach ihr neu erwacht.“

„Und Du hast nicht weiter gefragt, nicht nachgeforscht,“ fragte Edmund.

„Das konnte ich nicht wohl,“ antwortete Oehlrich, „aber ich will Euch nur gestehen, dass, als ich Madame Wegner verlassen hatte, ich nicht ganz absichtslos über den neuen Markt nach Hause ging. Ich blieb vor dem ersten Kaffeehaus, dessen sie erwähnt hatte, stehen, obgleich ich nicht neugierig war, eine Frau wie Marie kennen zu lernen, aber ich hatte das lebhafteste Verlangen, eine Annäherung zwischen ihr und ihren unglücklichen Vater anzubahnen, denn ich wusste,

dass seine Lebensjahre gezählt sind; aber wo sie finden?“

Ich sah zu dem gegenüberliegenden Hause auf. Ich wusste, dass im ersten Stock der Baron von Ribert wohnt, dessen Gattin als schön, leichtsinnig und verschwenderisch bekannt ist. Man sagt von ihr, dass sie ebenso leidenschaftlich als abwechselnd in ihren Empfindungen sei; aber wer jung schon aus Berechnung handelt, kann der Leidenschaft und dem Leichtsinn nicht zugänglich sein. Also Frau von Ribert war es nicht, sie hat auch ihrem Manne ein enormes Vermögen zugebracht, und darum ist er so duldsam, denn bei einer Trennung müsste er ihren Renten und mit ihnen zugleich seinen Pferden und Maitressen entsagen, und was ohne beide beginnen?

Im zweiten Stock wohnt einer unserer ersten Bankiers, bekannt durch seine Unbildung und seine glücklichen Spekulationen. Seine schöne Frau wird prunksüchtig und dabei mehr geizig als verschwenderisch genannt. Sollte sie es sein? Aber mir fiel ein, dass die größte Leidenschaft des Bankiers stets seine Gewinnsucht war, und dass ein Habsüchtiger nicht den

Besitz einer Frau erkauft, sondern sich den Titel „seiner Gattin“ bezahlen lässt.

Im dritten Stock wohnt Herr von Steinert; ich war geneigt in dessen Frau Marie zu suchen. Dass sie mit dreißig Jahren noch eine siegende Schönheit ist, die sie durch Anmut und Geist vor so vielen Damen auszeichnet, stimmte zu. Sie liebt die Gesellschaft, aber wie sie sagt, mehr noch den Kultus des Genius. Sie vereinigt Dichter um sich, weil sie sich für die Poesie interessiert; sie sitzt den Malern, weil sie zu schönen Schöpfungen begeistern will. Überall regt sie an, überall ist sie Beschützerin des Schönen. Ist es ein Wunder, dass ihr nicht Zeit für ihren Mann und ihre Kinder bleibt? Aber Herr von Steinert hat seinen Beruf, die Kinder Hofmeister und Gouvernante. Wer darf sich also beklagen? Aus Marie hätte eine solche Frau werden können, doch Herr von Steinert ist zwar schwach, aber ein Ehrenmann; er hätte keine Frau genommen, die es vermochte ihren Vater zu verleugnen. Wo ist diese unnatürliche Tochter zu suchen? fragte ich mich. Ein mir bekannter Arzt unterbrach mein stilles Selbstgespräch Er nahm mich unter den Arm, erzählte mir einen interessanten Krank-

heitsfall und darüber vergaß ich meinen alten Herrn und seine Tochter.

„Aber doch nicht für immer?“ fragte Edmund.

„Bemüht habe ich mich nicht mehr Marie zu entdecken.“

„Hat der Zufall sie Dir verraten?“

„Noch bin ich dessen nicht gewiss.“

„Und zu dem alten Herrn willst Du mich morgen führen?“ fragte Lork.

„Ja zu ihm, der Dir viel zu schaffen machen wird, und dann holen wir auf dem Rückweg Edmund ab.“

Der Assessor entschuldigte sich. Von dem kommenden Tag erwartete er einen anderen Genuss und doch bangte er der Hoffnung eines Wiedersehens mit Rosa entgegen.

Ende des ersten Bandes.

Wider die Natur

Zweiter Band.

I.

Es war um dieselbe Zeit, in welcher der Professor den Doktor zu dem erwähnten Herrn führte, als Edmund zu dem Hofrat Ferrard ging. Er hätte es Anderen nie zugegeben, sich aber musste er es eingestehen, dass es mit pochendem Herzen geschah. Fast zürnte er sich darüber, denn wie um sich selbst zu strafen, machte er einen Umweg, oder war es, um das, was er eine jünglingsartige Aufregung nannte, zu beschwichtigen, und das stürmische Brausen in sich verklingen zu lassen?

Endlich stand er der Erfüllung seiner Sehnsucht gegenüber. Schon hörte er Rosa's Stimme in dem Salon ertönen. Er wies den Diener zurück, der ihm die Tür öffnen wollte, denn er bedurfte noch einige

2

Augenblicke der Sammlung. Als er hereintrat, saß die Hofrätin aus dem Sofa, und Rosa stand bei dem Kamin vor einer Vase, aus der sie mehrere Blumen nahm. Er begrüßte die Mutter flüchtig. Rosa hatte seine Stimme erkannt; sie wandte sich um. Bewegt näherte er sich ihr. Wie schön war sie in der einfachen ungesuchten Toilette! Ein weißes, sich hoch aufbauschendes Kleid umgab sie wie eine Wolke, und hob noch ihren blendenden Teint. Größer als früher erschien sie Edmund, denn auf der Stirn und den hohen frei leuchtenden Schläfen lag ein Ernst, der ihr sonst fremd war. Das machte ihn unsicher, so dass er den, ihm sonst eignen leichten Ton nicht finden konnte.

„Gottlob, dass Sie hier sind!“ sagte er mit Erregung.

Erstaunt über diese in seinem Munde so seltsame Begrüßung, sah sie einen Moment zu ihm auf, aber als sie seinen leuchtenden Blicken begegnete, wandte sie die ihren ab.

„Könnte ich es auch nur sagen!“ erwiderte sie rasch, „aber es kommt mir jetzt hier alles so eng, so drückend vor. Ich bin verwöhnt worden.“

3

„Doch nicht durch mehr Huldigungen, als Sie hier erwarten,“ sagte Edmund, indem er ihre Hand ergreifen und an seinen Mund führen wollte. Rosa entzog sie ihm mit einer leichten Wendung und befestigte die Blumen an ihrer Brust.

„Auf allen Fluren gibt es Schmetterlinge,“ sagte sie leicht hin.

Hatte seine schöne Rose sich von solchen umflattern lassen? Er unterdrückte eine eifersüchtige Regung und fragte: „Aber ist es wahr, dass Sie kühn wie eine Amazone auf denselben herumgestreift sind?“

Gewiss oft, auch stundenlang allein, und dadurch bin ich mir meiner Kraft bewusst geworden. Hier sah ich in der Ruhe schon Bewegung. In einem leichten Wagen, schön geputzt, bei einer bunten Menschenmenge vorbei, durch staubige Alleen dahin zu fahren, das konnte ich täglich so lange wiederholen, bis aus den schwellenden Knospen sich die Blüten, und dann die Fülle der Blätter entfaltet hatten. So begrüßte ich immer den Frühling, so genoss ich den Sommer, der nur zu weiteren, aber ähnlichen Partien uns anregte. Ich machte immer dazu Toilette, immer fuhren wir nach wohlbekannten Plätzen hin, durchstreiften große Parks,

in denen die Natur wie die Menschen nur in den Grenzen scharf gezogener Regeln sich entfalten durften. Und unsere Erfrischungen nahmen wir nicht auf Wiesen unter Bäumen, die uns mit ihren Blüten überschütteten, sondern in Gärten, die hin und wieder einen Baum, aber desto mehr Tische, Bänke und Gäste zeigten.

„Du übertreibst Kind!“ schalt die Hofrätin, „sind wir nicht auf ganze Tage nach den verschiedensten schönsten Punkten der Umgebung gefahren?“

„Unsere ganzen Tage begannen immer, wenn die halben schon vorüber waren.“

„Und gestehen Sie selbst,“ sagte Edmund, der die Art, mit der Rosa über ihre früheren Genüsse sprach, wie eine persönliche Verletzung ansah, „haben Sie denn je gewünscht, die schönen Gegenden zu Fuße zu durchstreifen?“

„Sie haben Recht, mir daraus einen Vorwurf zu machen, aber mein Sinn war früher selbst für die Natur noch nicht erschlossen. Ich sah sie wie eine schöne gemalte Landschaft; ich freute mich über eine günstige Beleuchtung, mir fiel eine schöne Baumgruppe auf; ich betrachtete wohl auch die sanften Schwingungen, oder das scharfe Hervorspringen der Berge, und sah

mit Vergnügen, welche schöne Staffage das weidende Vieh im Talgrunde bildete, aber ich dachte dabei an Potter, an Gauermann. Die Natur erinnerte mich an die Kunst; denn sie hatte sich mir noch nicht in ihrer heiligen Weihe erschlossen, ich wusste noch nicht, wie erquickend und stählend sie auf uns wirken kann, und wie sie das Gemüt erhebt und läutert! Ich war noch verkehrt in allem.“

„Verkehrt!“ sagte Edmund, mehr vorwurfsvoll als fragend.

„Ja,“ sagte Rosa fest, „denn ich hatte nach keiner Richtung die Fähigkeit das Wahre vom Scheine, die Kunst von der Natur zu trennen.“

Edmund erblasste. „Gewiss, Sie haben Recht!“ sagte er. „Sie hatten kein Verständnis für die wahre Empfindung Ihrer Freunde, sonst hätten Sie dieselben nicht so lange verlassen können. Wir aber haben Sie entbehrt, wie —“

„Wie ich meinen Papagei!“ sagte sie mit einem Anflug von Bitterkeit, indem sie an dessen Käfig trat und sich mit ihm neckte.

„Welch schlechter und unpassender Vergleich!“ rief die Hofrätin.

6

„Verzeih Mama! Aber ich weiß die Überschwänglichkeit schöner Reden zu würdigen; und gestehe selbst, Melanie und Henriette, die mich schon gestern Abend begrüßen kamen, hat der Schmerz der langen Trennung das blühende Aussehen nicht gebleicht. Und was die Herren betrifft, — Cousin Louis hat mir gestanden, dass er während meiner Abwesenheit in dem Glücke schwelgte, Oberleutnant geworden zu sein. Cousin Ferdinand ist abgereist und wird mir bei unserem nächsten Zusammentreffen gewiss sagen: dass es aus Unmut über meine lange Abwesenheit geschehen ist. Von Ihnen aber Herr Assessor habe ich vernommen, dass Sie täglich vor Kummer gebeugt an dem Ufer des Flusses wandelten, einmal sogar sich hineinstürzten und — es war besonders heiß — erst zögernd wieder zum Vorschein kamen. Mutig haben Sie ihren Schmerz bezwungen, und zum Lohn mein Wiedersehn erlebt. Die Sonne ist an Ihrem verdüsterten Himmel wieder aufgegangen.“

„Sie blendet mich,“ sagte der Assessor, von Rosa’s komischem Pathos keineswegs erheitert, „aber ich wünschte, sie wärmte mich lieber.“

„Der Wunsch verrät Mangel an eigner Glut,

und das selbstsüchtige Verlangen immer nur empfangen zu wollen.“

„Die Sonne muss ihre Mission erfüllen, Schlummerndes wecken, Keimendes zur Entfaltung bringen.“

„Aber dennoch kann sie aus tauben Blüten keine Frucht hervortreiben, die müssen verwehen!“ sagte Rosa mehr bedauernd als scharf.

Edmund verstummte. Die Hofrätin, welche erkannte, dass hinter dem scherzhaften Gespräch sich ein ernster Sinn barg, der den Assessor verletzte, schlug, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, vor, dass man das Frühstück, welches der Diener eben servieren wollte, im Garten einnehmen sollte. „Denn,“ sagte sie, sich zu Edmund wendend, „Rosa ist jetzt so extravagant geworden, dass sie in diesen mit allem Komfort geschmückten Räumen gewiss einen Kerker sieht!“

Rosa ging lachend auf diese Wendung ein, und was sie eben wie eine Überzeugung ausgesprochen, das variierte sie im Garten auf die mannigfaltigste Weise; ja sie ging in ihrem Mutwillen so weit, ihr Geständnis zu karikieren. Sie beschrieb der Mutter mit komischer Genauigkeit einen ländlichen Anzug, vom

Holzpantoffel bis zum Kopfputz, den sie sich wollte machen lassen, umso auch äußerlich ihre Neigung zum Landleben zu zeigen, und fragte den Assessor, ob er glaube, dass er ihr stehen werde, aber dabei wich sie mit bewunderungswerter Gewandtheit seiner leisesten Annäherung aus. Jedes tiefe oder bezeichnende Wort schien sie nicht zu verstehen, doch mit heiterer, nur etwas forcierter Laune nahm sie seine Huldigungen wie einen schuldigen Tribut auf. Er konnte ihr denselben nicht verweigern, denn sie erschien ihm schöner, anmutiger und reizender als je; aber seine siegende Zuversicht war von ihm gewichen, er fühlte sich ihr gegenüber unsicher. Sie hatten ihre Rollen vertauscht, die seine, in die sie ihn durch Scherz hineinzwang, schien ihm mit seiner Ehre nur deshalb erträglich, weil er glaubte, Rosa wolle seine Anhänglichkeit prüfen, um ihm später desto süßer zu lohnen. Sein Selbstbewusstsein und seine Eitelkeit ließen keine andere Ansicht aufkommen. Er konnte sich nicht denken, dass sie frei geworden, während er sich mehr als je umstrickt fühlte.

Sie verschafft jetzt, sagte er zu sich selbst, ihrem beleidigten jungfräulichen Stolze eine Genugtuung,

und bestraft mich für die Schuld eines Augenblickes des Schwankens, das sie mit Misstrauen erfüllt hat. Die Strafe ist eine Prüfung, welche die Form des Scherzes hat, der aber seine verletzende Spitze selbst abbricht — und bald werde ich sie überstanden haben.

Dieser Gedanke veranlasste ihn, den Hut, den er schon ergriffen hatte, wegzulegen, und die Einladung der Hofrätin zum Diner zu bleiben, zu dem noch mehrere Freunde sich einfanden, anzunehmen. Rosa wurde ihm gegenüber bald harmlos und heiter wie gegen alle Gäste, nur wenn er die innigere Beziehung der früheren Zeit ihres Umganges wieder hervorrufen wollte, wich sie ihm aus, und die flüchtigste Anspielung darauf, färbte ihre Wangen mit einem höheren Rot; aber den sich senkenden Blick erhob sie sogleich wieder, um ihn mit ruhiger Gleichgültigkeit über ihn wegstreifen zu lassen. Er fühlte, dass er sie heute weder anzuziehen noch zu reizen vermochte, und darum lehnte er die Aufforderung zu der Spazierfahrt, die man am Nachmittag unternehmen wollte, ab und empfahl sich.

Der Assessor verließ das Ferrard’sche Haus mit geteilter Empfindung. Rosa hatte ihn mächtiger als je bezaubert, und vielleicht erschien ihm ihr Besitz um

so wünschenswerter, weil er ihn aufs Neue erkämpfen musste. Welche Art war am geeignetsten dazu? Er dachte an das Versprechen, das Lork von ihm gefordert hatte: wahr und offen gegen Rosa zu sein, ihr Vertrauen dadurch wieder zu gewinnen, und durch innige Hingebung ihre Liebe zu erringen. Aber konnte er diesen Weg denn einschlagen, nachdem sie ihn so abweisend empfangen hatte?

Er konnte die Antwort darauf nicht finden, obgleich seine Zuversicht, das erwünschte Ziel noch erreichen zu können, von keinem ernsten Zweifel getrübt wurde.

II.

Eine Konsultation, zu welcher der Professor eben gerufen wurde, als er Doktor Lork wieder abholen wollte, verhinderte die verabredeten Besuche. Er zeigte es dem Freunde in einem Billett an, in dem er ihn zugleich bat, statt seiner zu Madame Wernick zu gehen, die er erkrankt glaubte, weil sie um seinen Besuch hatte bitten lassen.

Dem Doktor erschien diese Aufforderung wie ein Ruf des Geschickes, denn er fühlte, wie unmännlich es von ihm gewesen, dass er nicht gewagt hatte, um Lucie’s Gunst offen zu werben. Was er für Heroismus genommen, erkannte er jetzt für Schwäche, und wo früher edle Selbstverleugnung, sah er jetzt nur Mangel an Selbstvertrauen. Er konnte nicht begreifen,

was ihn so lange von der Geliebten ferngehalten, der er mit der ungebrochenen Einheit seiner Empfindung angehörte. Er musste die Kraft in sich fühlen, sie zu beglücken, und den Mut ihr ein Leben zu bereiten, das höhere Genüsse als der Reichtum zu bieten vermag.

Warum sind auch die, welche sich selbst für die Bessern halten dürfen, zu feig um ihrer Erkenntnis gemäß zu handeln? Warum messen sie mit dem Maßstabe, den die Menge ihnen in die Hände gibt? Sie wenigstens sollten sich dem Vorurteil nicht beugen, und Einsicht verbreiten unter den Einsichtslosen.

So ungefähr dachte Lork, als er zu Madame Wernick ging, und als er ihr Haus betrat, waren auch alle früheren Zweifel von ihm gewichen. Er fand Mutter und Tochter in der Wohnstube; die erstere begrüßte ihn freundlich und Lucie erwiderte stumm, doch tief errötend, seinen Gruß. Als der liebliche Hauch von ihrem Antlitz verschwunden war, erschien sie ihm bleicher als sonst. Er vermutete in ihr die Patientin, doch wandte er sich zuerst an die Mutter, sich nach ihrem Befinden erkundigend.

„Gut, sehr gut," sagte sie rasch, „aber diese Frage

zeigt, dass Sie den Arzt weder verleugnen können noch wollen.“

„Ich bin als solcher hierher beschieden.“

„Zu uns?“ fragte die Mutter erstaunt.

„Oehlrich, den Sie zu einem Besuch auffordern ließen, ist daran verhindert worden. Er glaubt Sie leidend und hat mich aufgefordert, ihn zu vertreten.“

„Es irrt, ich wollte nicht seinen ärztlichen Rat, sondern nur etwas mit ihm besprechen.“

„Also den Freund haben Sie hierher beschieden? wenn Sie mich als dessen Stellvertreter nicht anerkennen wollen, so lassen Sie vielleicht doch den Arzt gelten. Fräulein Lucie sieht so bleich aus.“

„Nein, nein!“ rief die Mutter rasch, „Sie irren. Lucie ist wohl, sehr wohl!“

„So haben Sie sich, Fräulein, angegriffen, zu sehr der Kunst gelebt.“

„Das tut man nie, denn die Kunst allein gewährt Ersatz dafür, dass das Ideal nicht in’s Leben treten kann,“ antwortete Lucie ernst.

„Aber sie entfremdet dem wirklichen Leben,“ sagte die Mutter scharf.

„Nein, sie adelt es nur!“ fiel Lork ein, der zum

ersten Mal einen Widerspruch zwischen Mutter und Tochter bemerkte, den er gerne unterdrücken wollte. „Doch," fügte er ernst hinzu, „wo das Leben schon rein und wahr ist, darf es nicht mehr geadelt werden. Die echte Frau kann übrigens machen, was sie will, sie habe den Pinsel oder den Kochlöffel, die Feder oder die Nadel in der Hand, immer wird sie nicht durch das was sie tut, sondern durch das was sie ist, wirken — und ihr Wirkungskreis schließt das Schönste und Heiligste ein. Was kann sie nicht alles sein! Welcher Poet kann wie sie Poesie verbreiten? „Welcher Philosoph die Wahrheit lehren, welche ihr reines Gemüt offenbart."

Lucie hing an seinen Blicken, während die Mutter geteilt zwischen Erstaunen und Verlegenheit mit gezwungenem Lächeln sagte: „Sie erheben uns zum Ideal und vergessen, dass nur innerhalb gegebener Verhältnisse wir uns oft nicht einmal frei entwickeln, viel weniger zur Vollkommenheit hinaufschwingen können."

Das kann ich nicht zugeben, und besonders Sie müssen es ja wissen, dass die Frauen viel leichter als wir Männer frei sein können. Wir müssen mitten im Leben stehen, während sie in selbstgezogenen Kreisen

ruhig walten können; wir mit der Versuchung ringen, die sich ihnen nicht zu nahen wagt, und oft machen wir uns nur mit Mühe von Verirrungen frei, vor denen sie stets geschützt bleiben.“

„Aber wer schützt uns vor dem Zweifel, der uns ergreift, wenn unser Verstand uns zuruft, uns in die Welt, wie sie ist, zu fügen, ihr Zugeständnisse zu machen, um ihre Freuden und ihr Glück teilen zu können, und unser Herz von uns fordert, dem Ideal, das es sich geschaffen, treu zu bleiben.“

Lork wollte antworten, aber Lucie ergriff das Wort und sagte lebhaft: „Diese Frage verliert ihren Schwerpunkt, wenn es sich auf der einen Seite nur um die Erlangung materieller Güter, auf der anderen um sittliche Würde und geistige Selbstständigkeit handelt. Dann ist, keine Wahl mehr möglich, denn wer seinen Durst aus dem frischen Lebensquell löschen kann, wird den süßen Wein nicht trinken wollen, wenn er ein schleichendes Gift enthält.“

„Kind, Du übertreibst in deinen Gleichnissen, bleiben wir bei dem letzten stehen, so behaupte ich: der Wein ist nicht vergiftet, sondern nur gewürzt.“

„Aber auch der ist schädlich, und als Arzt verbiete

ich Ihnen, Fräulein Lucie, ihre reinen Lippen damit zu nässen,“ sagte Lork scherzend, „bleiben Sie nur an der reinen Quelle. Echte Frauen werden immer zu Hohenpriesterinnen der Natur!“

„Ja!“ rief die Mutter bitter, „könnten sie nur auch durch den Pflug ihr Früchte abgewinnen, oder in ihren Schacht steigen, um Schätze herauf zu fördern, aber sie können nur Blumen pflücken und Kränze daraus winden.“

„Und ist es nicht genug, wenn sie ihrer Mission treu bleiben, das Leben zu verschönern! ja sie können es auch vergeistigen und veredeln, indem sie die Beschützerin der Humanität, die Bewahrerin der Sitte und die Spenderin des reinsten Glückes werden“.

„Aber, wer wird ihnen den Raum dazu gewähren?“ sagte Madame Wernick, „die Zeiten sind vorüber, wo Dichter und Helden nach den Kränzen aus edler Frauenhand, wie nach dem höchsten Lohn strebten.“

„O noch immer ist ihre Gunst das Höchste, wo nach wir streben können,“ sagte der Doktor, indem er tief in Lucie’s Augen blickte, die sie sinnend auf ihn gerichtet hatte. Sie schlug sie errötend nieder, Madame Wernick bemerkte es nicht, sie war in Nachdenken

versunken. „Wohl streben die Männer danach," sagte sie sinnend, „doch nicht wie nach einem hohen Ziele, sondern wie nach einem Mittel, wodurch sie andere Zwecke erreichen wollen. Und da die Mittel jetzt alles heiligen, da man durch sie jetzt alles erreichen kann, so ist es den Frauen wahrlich nicht zu verargen, wenn sie endlich von den Männern lernen, auch sie als solche zu betrachten, um durch sie Selbstständigkeit, Freiheit und eine gesicherte Stellung zu gewinnen, welche für Mädchen ohne elterlichen Schutz und ohne Vermögen so schwer zu erringen sind."

„Warum scheint Dir das so schwer, liebe Mutter. Wenn ein Mädchen sittliche Kraft und geistige Selbstständigkeit besitzt, wenn es einfach und tätig ist, wird es immer eine nützliche Stellung finden und sie auszufüllen wissen."

„Nein, nein!" sagte die Mutter heftig; „Du irrst Dich, wenn Du das annimmst. Einem Manne nur wird alles leicht und begünstigt das Glück auch nicht zuerst seine Unternehmungen, so hat er ein halbes Leben Zeit es zu suchen um sich sein Schicksal zu bilden, bei einem Mädchen soll es sich in einigen Jahren entscheiden, denn ich kann mir nichts Trau-

rigeres denken, als“ — sie konnte den Satz nicht vollenden, denn in demselben Augenblicke öffnete sich die Tür und ein junger eleganter Mann trat ein. Er grüßte den Doktor flüchtig, Madame Wernick mit vertrauter Lässigkeit und wandte sich sogleich zu Lucie, der er mit gesuchter Artigkeit ein prächtiges Bouquet seltener Blumen überreichte.

Lucie nahm sie ernst und leicht dankend; nur die Mutter hatte Worte der Bewunderung dafür. „Aber sie sind duftlos!“ flüsterte Lucie kaum hörbar. „Ich habe die seltensten Blumen vereinen lassen, und es sind welche dabei, die ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht wieder bieten kann,“ sagte der junge Mann.

„So erlauben Sie, dass ich sie zu erhalten suche,“ erwiderte Lucie, in die Nebenstube schlüpfend.

„Bleiben Sie, Lucie! rief der junge Mann ihr nach; der Augenblick, den Sie mir schenken, ist kostbarer als alle Blumen der Welt!“ Lucie beachtete diese Worte nicht, die den Doktor erbleichen ließen —

War Lucie’s Verhältnis zu dem jungen Manne schon entschieden? Hatte er ein Recht so zu sprechen, oder nahm er es sich willkürlich? Er sah wie fragend Madame Wernick an.

„Ich weiß nicht," sagte sie befangen, ob die Herren sich gegenseitig kennen?" Beide verneinten es stumm. „Herr Doktor Lork, mein Neffe Herr von Milborn." Der Doktor atmete bei diesen Worten erleichtert aus. Milborn aber sah wie enttäuscht aus, und in der Unterhaltung, in die ihn Lork absichtlich hineinzog, klang ein gereizter Ton hindurch, obgleich beide nur auf der Oberfläche der Dinge blieben, und in jene leere Konversation verfielen, in der man nicht über die Tagesneuigkeiten und deren Interessen hinwegkommt.

Milborn sprach, wie alle jungen Leute, die sich in der Welt viel bewegt haben, leicht und angenehm, aber selbst später, als das Gespräch ernste Gegenstände berührte, entschlüpfte ihm kein Wort, das ein Gefühl oder einen Gedanken anregte. Selbst äußerlich bildete er einen auffallenden Kontrast zu dem Doktor, dessen edles männliches Gesicht Vertrauen und Wohlwollen einflößte, während Milborn's feine zierliche Figur, fern von jeder Kraft und Würde, doch nicht ohne Anmut war. Auf des Doktors intelligenten Züge hatte das Nachdenken und die Güte ihren unverkennbaren Stempel gedrückt, aber Milborn's fast weibliche

Formen erschienen erschlafft und vermischt. Die Verschiedenheit des inneren Wesens der beiden jungen Männer war in ihrer Erscheinung unverkennbar ausgeprägt. Vielleicht dachte Madame Wernick dasselbe, denn sie betrachtete Beide mit mehr Aufmerksamkeit, als sie ihrem Gespräch schenkte, das auch nach und nach lückenhafter wurde, da beide Herren sich nur in der Absicht zu unterhalten schienen, um Lucie's Rückkehr erwarten zu können.

Endlich wandte sich Milborn ungeduldig zu Madame Wernick und sagte ironisch: „Lucie scheint die Blumen nicht bloß aufbewahren, sondern sogleich zeichnen zu wollen."

„Nein," sagte Madame Wernick zerstreut, „Lucie hat seit längerer Zeit schon nicht gezeichnet."

„So ist Fräulein Lucie doch unwohl," sagte Lork mit unverkennbarer Teilnahme, „und ich darf vielleicht sie selbst noch einmal fragen: ob sie meines ärztlichen Rates bedarf?"

„Tausend Dank lieber Doktor, aber glauben Sie mir, Lucie ist Gottlob gesund, nur an Kopfschmerzen leidet sie, und gewiss auch eben jetzt; dann zieht sie sich in ihr Zimmer zurück, verhält sich

ein halbes Stündchen ruhig und erscheint wieder, ohne dass man ihr die Spuren des erlittenen Schmerzes ansieht.“

„So muss ich mich denn in Geduld fügen,“ sagte Milborn mit der Vertraulichkeit eines Verwandten. „Erlauben Sie, teuerste Tante, dass ich mir eine Zigarre anbrennen darf?“

Der Doktor fühlte, dass er mit Anstand nicht länger bleiben konnte, zugleich aber auch, dass sich entfernen, ohne Lucie zu sprechen, vielleicht von seinem Glücke scheiden hieß. Er zögerte noch, aber Madame Wernick, die sonst mit dem feinsten Takt die Stimmungen ihrer Freunde nachzuempfinden wusste, war heute zerstreut und verlegen. Sie tat nichts, um ihn zurückzuhalten, und so musste er sich wohl empfehlen. Milborn verbeugte sich mit einem Blick, der deutlich ein: Endlich! endlich! aussprach.

Im Vorzimmer suchte der Doktor nach seinem Stock, den er dort hingestellt hatte, aber nicht sogleich finden konnte, weil er ganz in Gedanken versenkt war, denn eine Idee, wie er sich Lucie nähern könne, jagte die andere; zuletzt erschien ihm keine für den Augenblick ausführbar. Er beschloss an sie zu schreiben,

deshalb wollte er nach Hause eilen, rasch öffnete er die Tür und — stand vor Lucie.

„Welche Fügung!“ rief er außer Fassung, „während ich nur gezwungen die Räume, die Sie umschließen, verlassen will, irre ich mich in dem Ausgange, und komme in ein Heiligtum, dessen Eintritt ich für immer mir versagt glaubte. O Lucie,“ fügte er, die Hand des errötenden Mädchens erfassend, hinzu, „haben Sie denn nie geahnt, was Sie mir sind? Ist Ihnen, denn wirklich der mächtige Eindruck entgangen, den Sie gleich bei unserm ersten Begegnen auf mich machten? Fühlen Sie denn nicht, dass ich kein heißeres Verlangen, keinen glühenderen Wunsch habe, als ihre Gunst zu erlangen!“

„Aber!“ sagte Lucie kaum hörbar und mit einem leisen Vorwurf, „Sie haben nicht darum geworben!“

„Mit Worten nicht, aber mit allem inneren Streben und vielleicht in der Hoffnung, dass „Liebe sich an Liebe nährt!“ Offen wagte ich nicht nach Ihrer Neigung zu ringen, weil ich töricht genug war zu wähnen, meine Verhältnisse würden nicht den Ansprüchen Ihrer Mutter an eine Lebensstellung, vielleicht auch nicht den Ihren genügen.“

23

„So wenig haben Sie mich gekannt!“ sagte Lucie schmerzlich.

„Ihr innerstes Wesen war mir klar und durchsichtig; wie hätte ich Sie sonst so lieben können, wie ich Sie liebe! Aber ich wagte nicht zu glauben, dass Ihre Empfindung für mich mächtig genug sei, um Sie über Rücksichten, die für berechtigt und natürlich gelten, hinweg zu heben!“

„Sie glauben mich von solchen Rücksichten beherrscht?“

„Nein, aber ich muss bei der Frau, die ich mein nennen will, der Liebe, vor der alle Rücksichten schwinden, gewiss sein. Ich fordere vielleicht zu viel, aber ich fordere es.“

„Wer Viel zu geben vermag, darf Viel verlangen!“

„Aber ich verlange auch die Kraft der Entbehrung, die Fähigkeit auf Glanz und Schein verzichten zu können!“

„Sie verlangen nicht zu viel, wenn die Entsagung zu dem Gewinn des echten Lebensinhalts führt.“

„Das Mädchen, das sich mit mir verbindet, muss fähig sein, ein beschränktes und einfaches Leben zu führen.“

„Das die Genüsse des Herzens und Geistes heben und verklären.“

„Lucie, teuerste geliebte Lucie, sind diese Worte Verheißungen, die Sie früher oder später erfüllen wollen?“ fragte er mit heißem Drängen.

Sie hob ihre milden vor Glückseligkeit leuchtenden Augen zu ihm empor. „Ja!“ sagte sie fest.

„So möge Gott für das schöne Wort Dich segnen!“

„Er hat mich schon seines reichsten Segens gewürdigt,“ sagte sie sanft, „denn Er hat mir Dein Herz geschenkt!“

„Mein Herz! wird es so viel Glück ertragen können?“

„O mehr, viel mehr noch,“ sagte sie triumphierend, „das will ich schon beweisen!“

Dem ernsten Mann traten die Tränen in die Augen und ihm versagte das Wort. Schweigend zog er Lucie an sich und drückte einen Kuss auf ihre reinen Lippen. Sie hing selig in seinen Armen, und beide vergaßen im innigen Austausch von Geständnissen und Empfindungen alles um sich her; Der Ruf der Mutter erweckte sie aus ihrer Seligkeit.

„Lucie!“ erscholl es aus dem Nebenzimmer.

„Ich komme sogleich!“ rief sie zurück. „Aber,“ sagte sie, sich zu ihm wendend, „müssen wir uns wirklich schon trennen und muss ich dem Ruf folgen? Aber ich kann der Mutter weder mein Glück verbergen noch es ihr gestehen, denn — er ist bei ihr.“

„Du hast wohl viel durch ihn gelitten?“

„Nein, er hat nie die Macht über mich gewonnen, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, als die, welche zu Dir führte.“

„Und Du hast nie geschwankt?“

„Nicht einen Augenblick, selbst nicht dann, als ich glaubte, Du würdest Dich mir nie nähern.“

„O meine Lucie! Dein Vertrauen zu mir lässt mich meine Feigheit umso tiefer empfindet. Du wirst mich sehr lieben müssen, damit ich wieder an mich glauben kann.“

„Also aus einer moralischen Notwendigkeit,“ sagte sie schalkhaft, denn sie wollte den reuevollen Ernst, der seine Stirn beschattete, verscheuchen, und es gelang ihr. Als er sie in ihrer gewinnenden Anmut, ihm so selig zulächeln sah, dachte er an keine Vergangenheit mehr. Er gab sich der vollen Glückseligkeit des

Augenblickes hin, die er in seinen Träumen kaum so schön geahnt hatte.

„Lucie!“' erscholl es wieder.

„O die Mutter ruft!“ sagte Lucie erschreckt.

„Und auch er harrt Deiner, den die Mutter gewiss begünstigt?“ fragte Lork mit einem Anflug von Eifersucht.

„Sie glaubt es um mein Wohl tun zu müssen,“ erwiderte Lucie wie entschuldigend.

Heute Abend werde ich zu ihr kommen, um durch Deine Liebe ermutigt, ihr höchstes Gut von ihr zu begehren. Bis dahin aber Teuerste schweige.

„Das ist unmöglich — doch nun muss ich selbst Dich wegschicken.“ — Nur schwer und erst nach einer Umarmung riss er sich los.

Von seinem Glücke berauscht, bemerkte Lork den Professor nicht, dem er in der Haustür begegnete und fast umrannte.

„Um Gotteswillen, was ist Dir Freund; woher diese Eile? Ist Jemand bei Wernick gefährlich krank? Du bist ja außer Dir!“

„Vor Seligkeit.“

„Hast Du das große Los gewonnen?“ fragte Oelrich scherzend.

„O mehr als das!“

„So rede!“

„Ich werde Dir noch heute Abend alles sagen. Einstweilen genüge es Dir, mich glücklich zu wissen. Doch schweige!“ Mit diesen Worten stürmte Lork davon. Der Professor ging erstaunt die Treppe hinauf. Er glaubte bei Madame Wernick den Kommentar zu dem rätselhasten Benehmen seines Freundes zu finden, aber sie stand ruhig am Eingang des Wohnzimmers, das ihr Neffe eben verlassen wollte. Er hörte noch, wie sie zu ihm sagte: „Komm gegen Abend wieder, dann wirst Du Lucie gewiss finden.“

„Ich bedauere,“ erwiderte Jener mit kalter Gereiztheit, „dass, es mir unmöglich ist, für den Abend bin ich versagt.“ In diesem Augenblicke bemerkte er den Professor; er begrüßte ihn artig und empfahl sich.

„Willkommen! herzlich willkommen!“ rief Madame Wernick Oehlrich zu, ihm die Hand reichend. „Sie glauben nicht, wie wohl es mir tut, dass Sie noch heute, dass Sie eben jetzt mich aufsuchen.“

„Ich erhielt ihr Billett, glaubte Sie unwohl und bedauere es wahrhaft, dass eine unaufschiebbare Kon-

sultation es mir unmöglich machte, sie sogleich aufzusuchen, aber ich beschloss meine erste freie Stunde dazu zu benutzen, und bat meinen Freund, mich einstweilen zu vertreten.“

„Er tat es, doch ohne dass ich seiner bedurfte. Aber es drängt mich mit Ihnen meinem langbewährten, treuen Freunde zu sprechen, und Ihren Rat in einer Sache zu hören, die mir gleichbedeutend wie heilig ist.“

„Sie ehren mich, aber ich bin wahrhaft erstaunt. Sie, deren Rat in allen zweifelhaften und wichtigen Fällen für Ihren Freunde maßgebend ist, suchen ihn bei mir.“

„O, ich habe meinen festen Standpunkt, meinen klaren Überblick verloren.“

„Aber in einer Sache, die Ihnen heilig ist, darf ja nur ihr Herz entscheiden.“

„Nein, ich darf meinem Herzen allein nicht folgen, es handelt sich um die Zukunft meines Kindes.“

„Die Sie durch eine sogenannte glänzende Partie sichern wollen!“ sagte Oehlrich nicht ohne Ironie. Madame Wernick bemerkte es nicht, sie rief erstaunt: „Wie! ist Ihnen Milborn’s Bewerbung schon be-

kannt? Sie hat einen peinlichen Kampf in mir erregt. Sie wissen, wie ich Lucie erzogen, oder vielmehr, wie sie sich herausgebildet hat. Sie ist keine Idealistin, die in einer dämmernden Idyllenwelt lebt; sie hat eine höhere Entwicklungsstufe errungen und doch ihre Einfachheit, ihr reines Gemüt bewahrt. Aber wie sehr sie auch ihre geistige Selbstständigkeit, ihre praktische Tätigkeit und klare Lebensanschauung ausgebildet hat, alle diese Eigenschaften können zu ihrem und der Andern Wohl erst in der Ehe ihre volle Entwicklung und Verwendung finden.“

„Ja, wenn man dieser jetzt so entwürdigten Form nur den echten Inhalt verleihen könnte!“ sagte der Professor.

„Darum handelt es sich eben. Ist eine Frau, wenn sie ganz von dem Wunsche durchdrungen ist, die Ehe zu adeln und zu erheben, dazu fähig, wenn sie in dem Manne auch nicht die Stütze findet, welche sie in ihm sucht?“

„Ich glaube es nicht.“

„Erst mit der Ehe nimmt die Frau in der Gesellschaft einen festen Boden ein; sie gewährt ihr nach Außen und nach Innen den Raum sich zu entfalten.

Sie kann darin eine neue Welt der Kraft und der Schönheit entstehen lassen, und die Harmonie ihres Wesens auf alle, die sie umgeben, übertragen. Ja durch den Reiz und den Ernst, den sie über ihre Häuslichkeit verbreitet, kann sie den Mann, selbst wenn er keinen Sinn dafür hätte, für das Familienleben gewinnen?“

„Möglich ist es!“

„O, die Frauen haben einen großen Beruf, aber nur in der Ehe, nur als Mutter können sie ihn ganz erfüllen, denn in ihre Hände sind die kommenden Geschlechter gegeben, die sie zur Wahrheit und zur Natur führen können!“

„Auch dann, wenn sie die eine verleugnen und die andere beleidigen?“ fragte Oehlrich bitter.

„Sie glauben!“

„Dass Lucie sich entwürdigen würde, wenn sie die Ehe bloß um der Ehe willen einging.“

„Mit Milborn?“

„Eben mit ihm, der in unmoralischer Beziehung ein Schwächling, ein blasierter Mensch ist.“

„Nun,“ sagte Madame Wernick resigniert, „mit diesem Ausspruch haben Sie mich schon ihres Rates

überhoben. Ist Milborn wirklich wie er Ihnen erscheint, so haben wir ja keine Wahl.“

„Und ist er Ihnen denn besser erschienen?“

„Mir erschien er leichtsinnig und verwöhnt, aber nicht verderbt.“

„Sie sahen in ihm vielleicht nur den reichen liebenswürdigen jungen Mann!“

„Nein, zuerst nur den Verwandten und dann — nun, Sie mögen Recht haben, vielleicht auch den reichen Mann, der die Zukunft meines Kindes sichern kann.“

„Aber auf Kosten ihrer, physischen, moralischen und geistigen Gesundheit?“

„So sprechen wir nicht mehr davon. Vielleicht war es auch ein egoistisches Gefühl, das mich bewog, Milborn’s Bewerbung um Lucie’s Neigung zu begünstigen. Ich fürchte, mich von ihr trennen zu müssen. Lucie hat kein Vermögen. Das kleine Kapital, das ich bei einem, meinem Manne befreundeten Bankier für sie weggesetzt hatte, ist unlängst mit dessen Sturz verloren gegangen. Lucie spricht seit einiger Zeit davon, aus ihrer Beschäftigung mit der Kunst einen Erwerb zu machen —

„Und das haben Sie mir nicht gesagt?“

„Wozu hätte es führen sollen? Ich teile es Ihnen auch jetzt nur zu meiner Entschuldigung mit. Ich fürchte, dass Lucie, ohne einen glücklichen Zufall, früher oder später sich von mir wird trennen müssen, und jede Mutter wünscht doch, dass es auf dem natürlichen Wege, durch die Ehe geschehe.“

„Aber wenn Lucie einen Bewerber ausschlägt, so bedingt es doch nicht, dass sie alle von sich weisen muss.“

„Lucie hat, wie gesagt, kein Vermögen und so oft sie auch schon die Aufmerksamkeit und die Teilnahme von Männern erregte, so hat sich doch noch niemand um sie beworben.“

Oehlrich schwieg, nach einer Pause sagte er: „Hat Lucie die Entscheidung ihres Geschickes in Ihre Hand gelegt?“

„Noch weiß sie nichts von Milborn’s Bewerbung, die ich heute früh schriftlich erhielt, und erst mit Ihnen, meinem teuren Freund beraten wollte. Aber gewiss ahnet sie Lucie, denn Milborn hat sich entschieden um ihre Gunst beworben, und dennoch fehlte mir immer der Mut, mit ihr offen über die Beziehung, die er suchte, zu sprechen.“

„Aber warum? Vielleicht empfängt sie seinen Antrag mit Dankbarkeit, und denkt über die Ehe wie Sie selbst. Die weibliche Natur ist voller Widersprüche und ich habe schon die besten, oder vielmehr die ausgezeichnetesten ihres Geschlechtes sich für eine glänzende Partie verleugnen sehen!“

„Sie strafen mich hart!“ rief Madame Wernick schmerzlich.

„Verzeihung, teuerste Frau, so war es nicht gemeint. Aber mit Lucie müssen Sie sprechen.“

„So will ich es in Ihrer Gegenwart tun.“

Madame Wernick läutete, das Mädchen erschien. „Bitte meine Tochter hierher zu kommen,“ sagte sie. Oehlrich ging in gespannter Erwartung die Stube auf und ab. Er fühlte, dass er Madame Wernick verkannt hatte, aber wenn eine solche Mutter schwankt, wird dann nicht die Tochter sich zum Irrtum neigen? wird sie nicht bereit sein, die Poesie des Herzens dem materiellen Interesse zu opfern? fragte er sich.

„Endlich!“ rief Madame Wernick der hereintretenden Lucie entgegen.

„Verzeih!“ sagte Lucie fast kindlich bittend, und

wider ihre Gewohnheit die Mutter küssend. „Es drängt mich," flüsterte sie ihr zu, „Dir den Grund zu sagen, warum ich so lange zögerte."

„Lass das jetzt. Siehst Du nicht den Professor?

Lucie näherte sich ihm. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück um sie zu betrachten. Welche Veränderung war mit dem Mädchen vorgegangen; woher dieser strahlende Blick, dieser schwebende und doch so sichere Gang.

„Wissen Sie, Lucie, dass Sie gewachsen sind, seit ich Sie nicht gesehen habe."

„Finden Sie das?" fragte sie selig lächelnd, „ja es ist mir selbst so, als ob ich bis in den Himmel hineinwachsen könnte," dachte sie, „doch," fügte sie laut hinzu, „Sie besuchen uns nur noch in so langen Zwischenräumen, dass wenn sie, wie in der letzten Zeit zunehmen, Sie mich das nächste Mal" —

„Ich Sie nächstens als junge Frau finden werde!" fiel Oehlrich scherzend ein.

Lucie errötete „Ich wollte nur sagen; mich nicht mehr erkennen werden."

„Wird eine so große Veränderung mit Ihnen vorgehen," fragte er dringend.

„Wer kann berechnen, was der morgende Tag bringt.“

„Ihnen vielleicht eine glänzende Stellung.“

„Oder ein stilles Glück,“ antwortete sie bewegt.

„Das sich dem Mädchen immer in der Gestalt eines Mannes naht.“

„Gesetzt dem wäre so, würden Sie darin mehr einen Beweis für den Wert des Mannes, oder für unsere Schwäche sehen?“

„Mehr das Letztere.“

„Wie, auch Ihr Geschlecht verleumden Sie?“

„Vielleicht würden Sie das nicht finden, wenn Sie es mit schärferen Blicken betrachten möchten.“

„Ist das, um sie in ihrer wahren Gestalt kennen zu lernen, bei allen Männern notwendig?“

„Es gibt Ausnahmen.“

„Und die Gegenwärtigen bilden sie immer; und ihre nächsten Freunde lassen sie dafür auch gelten. Nicht wahr?“

„Gewiss, sonst würden wir sie nicht für solche anerkennen.“

„Aber wer fordert denn Bürgschaft?“ fragte Lucie, nur an Lork denkend.

„Nein, man muss keinem unbedingt vertrauen,“ sagte Madame Wernick, welche zerstreut zugehört hatte, und alles auf Milborn bezog. Du selbst musst alles prüfen und denken, dass es sich um Dein Lebensglück handelt. Lass Dich weder von den Verhältnissen, noch von meinen früheren Wünschen bestimmen; ich habe sie als töricht aufgegeben, und lege dein Geschick in deine Hand.“

„O meine geliebte, meine teure Mutter,“ sagte Lucie gerührt, „so willst Du mir volle Freiheit gewähren?“

„Ich wünsche nichts als Dein Glück.“

„Dank, Dank meine geliebte Mutter!“ rief Lucie sie umarmend, „gewiss das wirst Du aus dieser Verbindung entstehen sehen.“

Madame Wernick verstummte vor Erstaunen, Oehlrich aber rief heftig. „Wie, Sie wollen sich dazu entschließen, und bedenken nicht, wie viel Sie werden entbehren müssen!“

„O, Sie irren!“ sagte Lucie stolz, „ich werde nichts entbehren.“

„Welcher Wahn!“

„Vertrauen Sie mir so wenig?“

„Nein; aber ich beschwöre Sie, Lucie, vertrauen Sie auch mir.“

„Ich begreife Sie zwar nicht, aber ich verspreche es Ihnen.“

„So warten Sie, bis ich heute Abend wiederkomme und sagen Sie niemand, welche Wendung Sie bereit sind, Ihrem Geschick zu geben.“

„Aber lassen Sie uns lieber gleich offen und frei darüber sprechen. Meine teure Mutter“ —

„Wird nicht in Sie dringen. Warten Sie bis ich wiederkehre. Ich muss Lork noch einmal sprechen, ehe ich — doch Sie hören noch heute von mir. Leben Sie wohl!“ Der Professor eilte davon, ohne aus Lucie’s Zuruf, ohne auf die Bitte ihrer Mutter zu achten. Es war, als ob er fürchtete zu hören, wonach er sonst forschte. Er wollte nicht annehmen, dass auch Lucie aus niederen Motiven handeln könne, sondern nur suchen sie vor einer Ehe zu retten, die alles Bessere in ihr ersticken und sie zur unglücklichen Frau machen musste. Gewiss, dachte er, nimmt sie dieses Verhängnis mit Opferfreudigkeit auf, um das Alter ihrer Mutter vor Sorge zu schützen; oder beugt auch sie sich dem modernen

Fatum, einer unabänderlichen Notwendigkeit als welche die Ehe jetzt so oft den jungen Mädchen erscheint?

Er wusste es nicht, selbst als er bei sich zu Hause, die Verhältnisse ruhig erfassen, und sie zum Glücke der ihm so Teuren lenken wollte. Auf welche Weise war es denn möglich? Nur abweisend konnte er in ihr Geschick eingreifen, nur Unheilvolles verhindern. Aber war das nicht eine undankbare Aufgabe? Welche Bürgschaft war damit für die Zukunft gewonnen? Plötzlich fielen ihm Lork's Worte ein: „Ist es nicht deine Pflicht diese edlen Wesen zu wahren? Warum trittst Du nicht vor die Mutter hin und wirbst um die Hand der Tochter? Lucie ist ein reizendes Geschöpf und ganz geeignet eine Frau zu werden, wie Du sie forderst."

Zum ersten Mal tauchten in Oehlrich Bilder eines glücklichen Familienlebens auf, in dem er den Anklang für seine meisten Interessen, den Austausch nicht nur der Gefühle, sondern auch der Ideen finden konnte. Gewiss eine Ehe, die zwei geistig ebenbürtige und sittlich gleichstrebende Personen eingehen, kann nur fördernd und veredelnd wirken! Aus solcher Ehe entfaltet sich

erst die echte Familie. Wenn die bessern Männer nichts tun wollen, um diesen wahren Pfeiler des Staates und der Sittlichkeit wiederaufzurichten, dann dürfen sie auch nicht klagen, wenn dieselben untergraben werden, und alles in ihrem Umsturz mit sich reißen.

Indem er diese Gedanken verfolgte, wurde Lucie's Bild von dem Evelinens, ohne dass er sich davon Rechenschaft gab, verdrängt. Die natürliche Richtung seiner so lange gehemmten Empfindung war mächtiger als sein Wille, und er musste sich selber das Geständnis ablegen, dass nicht Evelinens trauriges Geschick allein, sondern sie selbst sein Herz gerührt habe, und das Mitleid, das er für sie empfand, mit einem tiefen und mächtigen Gefühl gemischt sei. Was Lork einst von ihm verlangte, vermochte er auch heute nicht zu tun, aber aus einem anderen Grunde, wie er ihn damals angab.

Oehlrich hatte versprochen, abends zu Madame Wernick zu kommen und noch Nachmittag saß er, ohne zu einem befriedigenden Resultat gelangt zu sein, ratlos in seinem Zimmer, als Doktor Lork erregt und hastig eintrat.

„Du kommst wie immer, aber heute doppelt erwünscht!“ rief ihm Oehlrich zu.

„Du kannst mich nicht so ersehnt haben, wie es mich drängte zu Dir zu eilen. Aber das ist die Schattenseite unseres Berufes, dass er uns, in welcher Stimmung wir auch sein mögen, für seine Forderungen immer bereitfinden muss. Jetzt endlich kann ich Dir sagen, dass, als ich Dir heute begegnete“ —

„Du kamst von Wernick’s.“

„Gewiss, und“ —

„Die Mutter ist doch edel. Sie hat die Idee einer Verbindung mit Milborn freiwillig aufgegeben, und Lucie die Entscheidung ihres Geschickes überlassen.“

„O, lass Dich umarmen mein teurer Freund, Du machst mich vollkommen glücklich.“

„Du warst von je her der wärmste Anwalt der Frauen, und die Ehe erscheint Dir gewiss nicht allein ein notwendiges Naturgesetz, nicht eine Pflicht gegen den Staat und die Gesellschaft, sondern als die höchste Blüte der Kultur.“

„Sage lieber als das höchste Glück das die Erde bieten kann.“

„Ah, Du übertreibst. Sie hemmt gewiss die freie Entwicklung der Individualität.“

„Nein, sie lässt sie erst zur Entfaltung kommen.“

„Zieht den Geist von seinem Forschen ab.“

„Nein, sie erschließt ihm das Tiefste und Heiligste.“

„Sie fordert von uns eine Selbstverleugnung, eine Hingabe.“

„In einer gegenseitigen Liebe gibt es keine Selbstverleugnung.“

„Du hältst die Liebe für notwendig zur Ehe.“

„Sie muss das Fundament bilden, auf dem das Familienhaus am sichersten ruht, und eigentlich erst errichtet werden sollte.“

„Ich glaube, dass Achtung und gegenseitiges Vertrauen“ —

„Beide werden bei einer wahren Liebe niemals fehlen, und Lucie hat auch an mich geglaubt.“

„Lucie?“ fragte Oehlrich erstaunt.

„Ja, sie hat es mir heute gestanden. O, sie ist ein Engel.“

„Lucie Wernick?“ fragte Oehlrich, an die Szene von heute Vormittag denkend.

„Wer könnte es sonst sein? Auch Du wirst sie noch lieben müssen.“

„Ich habe mich schon darauf vorbereitet!“ erwiderte Oehlrich lächelnd.

„Ich wusste es, dass Du Dich über unsere Verbindung freuen würdest.“

„O, von ganzem Herzen,“ sagte Oehlrich erleichtert aufatmend.

„Und eine Ehe werden wir führen!“ fuhr Doktor Lork fort, „über die, lass mich den schönen Volksausdruck gebrauchen, die Engel im Himmel sich freuen werden, denn glaube, erst in der harmonischen Durchbildung verschiedener Kräfte und in der innigen Wechselwirkung mit einem Weibe liegt die Bedingung und Erhaltung des sittlichen Gleichgewichts. Lucie und ich vereint werden alle Hagestolze bekehren.“

„Da wirst Du mit mir wohl beginnen wollen?“

„Aber nicht mit Worten. Die lebendige Anschauung eines wahren häuslichen Glückes soll in Dir das Verlangen erregen, es auch zu erringen, und damit wir sogleich bei der Praxis beginnen, so komme mit zu Madame Wernick. Lucie schrieb mir, dass die Mutter mich um sechs Uhr erwartet; sei mein Fürsprecher bei ihr.“

„Dessen bedarfst Du nicht. Gehe nur allein Deinen Weg; Du wirst das Vollkommenste erreichen, weil Du daran glaubst — denn der Glaube versetzt ja Berge, heißt es in der Bibel, und im gewöhnlichen Leben, dass man ein Sonntagskind sein muss, um einen Schatz heben zu können. Ich weiß nicht, ob Du es bist, aber gewiss reinen Herzens, und so möge Dir auch das reinste Glück zu Teil werden,“ sagte Oehlrich gerührt, indem er den Freund umarmte.

———————

III.

Einige Zeit, nachdem das Leben des Doktors Lork durch sein Einverständnismit Lucie einer so schönen Vollendung entgegenstrebte, saß er sinnend an seinem Schreibepulte. Er suchte, wenn auch nur annähernd, eine Umsicht seiner Einkünfte zu gewinnen, welche seitdem Oehlrich's Privatpraxis fast ganz auf ihn überging, sich bedeutend zu vermehren schienen. Er fand, dass er einen einfachen Hausstand sorglos gründen könne, denn Lucie brachte zu demselben den sparsamen und verschönernden Sinn mit. Diese Überzeugung erhöhte sein Vertrauen und erfüllte ihn mit freudiger Regung. Er wollte zu Lucie hin, und Madame Wernick bitten, ihm bald durch ein legitimes Band das schöne Recht zu geben, sie Mutter nennen zu dürfen; während er

nach seinem Hut griff, klopfte es an der Tür und auf sein „Herein!“ trat ein Herr mit blassem, intelligentem Gesicht von ungefähr vierzig Jahren in das Zimmer.

„Ah, Herr Rat!“ rief der Doktor ihm entgegen, „was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches; doch Sie verlangen wohl den meinen. Ist Jemand bei Ihnen erkrankt?“

„Nein. Alle sind wohl.“

„So leiden Sie?“ fragte der Doktor, indem er ihn bat Platz zu nehmen?

„Ja, ich leide; ich leide sehr!“ antwortete der Rat mit einem Seufzer.

„Hat Ihr Übel, das ich so glücklich schon gehoben wähnte, sich wieder gezeigt?“

„Nein, es ist nicht mein Ihnen bekanntes Übel, es ist ein tieferes, in jede Lebensfaser eingreifendes, und ich fürchte auch zerstörendes.“

„Sie scheinen heute hypochondrisch gestimmt. Sprechen Sie es nur aus dieses Übel, wir werden schon ein Mittel dagegen finden.“

„Dann werde ich Ihnen mehr als mein Leben danken!“

„Mehr als Ihr Leben?“ fragte der Doktor zweifelnd.

„Ja, meine Ehre!“

Die Männer schwiegen. Der Rat vor Erschütterung; der Doktor vor Erstaunen. Endlich sagte der letztere. „So sind Sie nicht zu dem Arzt, sondern zu dem Freunde gekommen? Nun auch als solchen hoffe ich mich zu bewähren, wenigstens wissen Sie, dass Sie mir vertrauen können!“

„Ja, das weiß ich,“ sagte der Rat, „und doch ist der Weg zu Ihnen der schwerste meines Lebens gewesen.“

„Sie sprechen so geheimnisvoll, als sollten Sie einem tragischen Geschick erliegen.“

„Oder, als ob mich eine Schuld drücken möchte.“

„Unmöglich.“

„Warum unmöglich?“

„Ich kenne Sie seit Jahren als einen Ehrenmann, der von seinem Chef ausgezeichnet, von seinen Kollegen geliebt wird, und dessen Leben nach jeder Richtung Vertrauen und Verehrung einflößt.“

„O, Mein Heiland!“ rief der Rat verzweifelnd, „und diese geachtete Stellung soll ich auf immer, um einer unglücklichen Stunde willen, verlieren.“

„Verlieren!“ wiederholte der Doktor erschüttert.

„Nein, nicht um den Leichtsinn eines Augenblickes, um die Schwäche meines ganzen Lebens; um meines unglücklichen Charakters willen, denn — doch hören Sie. — Aber ich habe nicht den Mut Ihnen meine Tat so nackt hinzustellen; ich muss Ihnen erst sagen, wodurch ich dahin gebracht wurde, sie zu begehen. Sie kennen meine Frau.“

„Ich weiß, dass sie ebenso liebenswürdig als schön ist, und dass eine gegenseitige Neigung Sie beide verbunden hat.“

„Ja,“ sagte der Rat seufzend, „ich liebte Helene als sie fast noch ein Kind war, denn aus Interesse für sie benutzte ich meine Ferien stets, um einen Ausflug nach dem Gute meines Onkels zu machen, der auch der ihre und zugleich mein Vormund war und bei dem sie seit dem Tode ihrer Eltern lebte. Helene war ein liebliches Wesen und wie zum Glück und ewiger Jugend bestimmt, übte sie den belebendsten und erheiterndsten Eindruck auf Alle, die sie umgaben; aber nicht ihre Schönheit allein, auch ihre Herzensgüte zeichnete sie aus. Überall wollte sie helfen und vermitteln. Von den Dorfbewohnern wurde sie besonders

geliebt, denn jeder Arme und Kranke kannte sie. Reichten ihre eignen Mittel nicht hin, die Bittenden zu befriedigen, so schmeichelte sie von Andern etwas für sie zusammen. Sie plünderte oft des Onkels Garderobe, die Vorratskammer, ja sie drang sogar in die Speicher ein.“

„Wie der heilige Crispin,“ sagte der Doktor lächelnd.

„Nur mit dem Unterschied, dass man Helene für keine Heilige anerkennen wollte, am wenigstens waren dazu die Haushälterin und der Inspektor geneigt, die oft über sie Klagen führten. Der Onkel ließ zwar sein Herz von ihrer Anmut und Liebenswürdigkeit gefangen nehmen, aber nicht seinen Verstand, er nannte sie leichtsinnig und töricht und tadelte sie oft scharf. O, hätte ich es damals nur besser erfasst, wenn er behauptete: Unordnung — selbst im Geben — ziehe nicht allein den Verlust im Vermögen nach sich, sondern vertrage sich auch nicht mit dem guten Gewissen derer, die sie dulden, denn der Geist der Ordnung sei das eigentliche Wesen der Moral.“

Ich sah in Helenens Richtung nur eine ideale, echt christliche und übernahm immer mit einer solchen Wärme

ihre Verteidigung, dass ich mir manchen Vorwurf zuzog, sie selbst aber mir immer näherbrachte, obgleich sich kein eigentliches Verhältnis zwischen uns bildete, das der Onkel auch, uns aufmerksam überwachend, zu verhindern suchte. Ja, er verweigerte mir die Erlaubnis Helenen schreiben zu dürfen, und als ich ihn nach meinem vollendeten Examen besuchte, hatte er sie, um ein Wiedersehn zwischen uns zu verhindern, auf die entfernte Besitzung einer Großtante geschickt. Ich beklagte mich über diese Härte, welche der Onkel mir als weise Vorsicht ausgeben wollte. Eine Verbindung zwischen mir und Helene meinte er, würde zu keinem Glücke führen, weil um ihre Verschwendungssucht und ihren Leichtsinn zu hemmen, es eines energischeren Charakters als des meinen, bedürfe.

Ich war nicht überzeugt, aber ich musste mich fügen; als ich Helene nach längerer Zeit, vollkommener an Reiz und Schönheit in der Residenz wiedersah, wurde sie der Gegenstand meiner innigsten Sehnsucht, meines heißen Verlangens, und doch wagte ich nicht, um sie zu werben, weil weder meine Stellung noch mein Vermögen mir eine Berechtigung dazu gaben. Mit tiefer Erregung hörte ich bald darauf von meinem

Onkel, dass er sich glücklich über den Antrag eines ehrenwerten jungen und sehr reichen Gutsbesitzers um Helenens Hand fühle, und dass er hoffe, mir bald deren Verbindung anzeigen zu können.

Ich fürchtete für immer auf jedes Glück verzichten zu müssen, aber ein Brief von Helene flößte mir neuen Mut ein. Sie schrieb mir, dass der Onkel sie mit einem Manne verbinden wolle, den sie nicht lieben könne, und beschwor mich, ihr Anwalt und Retter zu sein. Nicht von meiner Liebe, von meiner Großmut erwartete sie, dass ich dem verlassenen von allen Seiten bedrängten Mädchen denselben Schutz, wie einst dem Kinde gewähren werde. Ich reiste sogleich zu ihr, und trotz des Einspruchs des Onkels waren wir zwei Jahre darauf verheiratet.

Helene behauptete, vereint mit mir einfach wie eine Handwerksfrau und dennoch glücklich wie eine Begnadigte leben zu können, und ich vertraute ihr. Sie brachte mir ein ansehnliches Vermögen zu, das, vereint mit meinem kleinen, eine Rente gewährte, welche, zu meinem Gehalt gefügt, uns erlaubte, ein sorgloses Leben zu führen.

Die Einrichtung unseres Hauses, die ich nach un-

sern Verhältnissen getroffen, fand Helene zuerst reizend, dann — beschränkt, und zuletzt — unbrauchbar. Es wurden kleine Veränderungen getroffen, die zu völligen Umwandlungen führten. Die Summe, welche ich zu unserm Haushalt bestimmt hatte, reichte nicht aus. Helene war jung und schön, es war also natürlich, dass sie den Putz liebte. — Durch bessere Verhältnisse verwöhnt, fiel es ihr schwer, zu berechnen und sich zu beschränken. — Unsere Familie vermehrte sich und mit ihr unser Dienstpersonal, aber der vergrößerte Hausstand erforderte eine erhöhte Aufmerksamkeit und Anstrengungen, von denen Helene sich erholen musste. Wir besuchten das Theater, und nahmen auch die Einladungen unserer Bekannten an. — Doch man muss auch die Freunde zu unterhalten suchen. — Künstler wurden bei uns eingeführt; es ist so verdienstlich, sie zu fördern. Aber das alles kostet Geld, viel Geld. Eine kleine Summe nach der anderen wurde von dem Kapital genommen. Ich machte Einwürfe; es gab Szenen. Helene erkrankte, und selbst nach ihrer Genesung blieben ihre Nerven irritiert. Eine Badereise wurde dadurch notwendig, und später alljährlich ein Sommeraufenthalt auf dem Lande. Durfte

ich zögern, alles aufzubieten, um Helene's schwankende Gesundheit zu befestigen? Doch machte ich bei jeder neuen Ausgabe neue Vorstellungen. Nichts half. Wenn sie erst gekräftigt, ihre Mutterpflicht ohne fremde Hilfe erfüllen, allein ihrem Hausstand würde verstehen können, wollte sie wieder berechnen und sparen; aber es kam nicht dazu."

„Doch warum griffen Sie nicht energischer ein?" fragte der Doktor.

„Sie sind nicht verheiratet, Sie wissen nicht, lieber Doktor, was es heißt, einer geliebten Frau etwas versagen, besonders wenn sie leidend ist. Zu meiner Mutlosigkeit gesellte sich noch ein falscher Stolz. Das Vermögen kam von Helene, durfte ich es ihr zu unserm gemeinsamen Vorteil, selbst zum Vorteil unserer Kinder verweigern? Besonders wenn es der Wiederherstellung ihrer Gesundheit galt?"

„Aber fragten Sie sich nie: was beginnen, wenn Ihr Vermögen zerrüttet, wenn es gänzlich dahin sein würde?"

„Dann konnte ich von Helene mit Recht fordern, dass sie mit dem, was ich ihr bieten kann, sich einrichte. Ich fühlte die Kraft in mir, meiner Familie

eine zwar beschränkte, aber anständige Existenz zu sichern.“

„Und wie sie darauf angewiesen wurde?“

„Da kam eine ernste schwere Zeit. Helene schien es unglaublich, dass sie nun wirklich, wie sie bei unserer Verbindung sich vorgenommen hatte, leben sollte. Sie machte teils mir, teils sich Vorwürfe, dass wir es bis dahin hatten kommen lassen. Ihre Selbstanklage wechselte mit guten Entschlüssen, ein schlaffes Sichgehenlassen mit energischer Tätigkeit so lange ab, bis sie endlich sich fügen lernte. Ich hoffte, sie werde nun erkennen, dass es ohne Beschränkung keine Vollendung gibt, denn ich nahm an, dass wenn sich Jemand ernst zur Ordnung gewöhnt, sie ihm ebenso leicht, ja noch leichter als die Unordnung wird. Vor allem aber rechnete ich auf ihre Liebe. Sie sah, wie ich den ganzen Tag auf meinem Büro, die halbe Nacht an meinem Schreibpult arbeitete, das musste auch sie zur Ausführung ihrer guten Entschlüsse ermutigen. Ich avancierte, mein Gehalt vermehrte sich; meine juridischen und staatsökonomischen Schriften fanden gute Verleger. Schon nährte ich die Hoffnung, dass ein stilleres glücklicheres Leben für uns begonnen habe. . .

aber eine unglückliche Stunde zerstörte sie . . . nein, nicht eine solche —“

„Was die Veranlassung dazu war, ist nebensächlich,“ unterbrach der Doktor den Rat, dessen verzweifelte Lage und Selbstanklage auch ohne Worte aus seinen zerstörten Mienen sprach.“ „Hier handelt es sich nur darum, wie Ihnen zu helfen ist, nicht um andere Tatsachen.“

„Und doch muss sie Ihnen andeuten. Ich gab unlängst meiner Frau zur Bezahlung der Miete und verschiedener Rechnungen Geld, das ich teils von meinem Gehalte, teils von dem Honorar meiner Werke zurückgelegt hatte. Vor einigen Tagen bekomme ich aber zu meinem Erstaunen und Schrecken von dem Inspektor unserer Wohnung die dringende Aufforderung, die Zahlung dafür zu leisten. Ich denke, es findet ein Irrtum statt, eile zu meiner Frau, die mir gesteht, dass sie das Geld für andere Dinge verausgabt hat, aber dass sie den Onkel um ein Anlehen gebeten, und jeden Tag von ihm die fehlende Summe erwarte, — doch sie musste gleich geschafft werden. Ich fordere von Helene ihren Schmuck, um ein Darlehn aufzunehmen, aber — er

ist längst verkauft. Was beginnen? rief ich verzweifelnd, es handelt sich um meine Ehre. Ich darf nicht Schulden halber verklagt werden, das bin ich meiner Stellung schuldig, die ich selbst dadurch gefährde. Helene suchte mich zu beruhigen. O, hätte ihre Stimme nie mein Ohr erreicht! Sie sprach von einem geheimen Anlehen — bei mir — als Beamter!... In einigen Tagen erwartete sie bestimmt das Geld . . . Sie zeigte mir den Brief, in dem der Onkel ihr geschrieben, dass er es ihr senden werde . . . Aber der Fluch und die Strafe müssen immer einer elenden Tat folgen . . . Statt des Geldes kommt die Nachricht, dass der Onkel plötzlich gestorben ist! — Wir sind hier fremd, seit zwei Jahren hierher versetzt. Ein Kommissionär, an den ich mich, zu den größten Opfern bereit, wende, verspricht mir die Summe zu schaffen. Eben komme ich von ihm. Er fordert nun noch eine besondere Bürgschaft, ein gleich wertvolles Unterpfand . . . O, ich sehe meinen schmachvollen Untergang vor Augen, wenn ich nicht bis morgen früh 1500 Fl. habe!“

„1500 Fl. sind eine große Summe!“ sagte der Doktor.

„Auch für Sie?“ fragte der Rat ängstlich.

„Eben für mich, aber dennoch müssen sie geschafft werden!“

„Ja, sie müssen es, wenn der Weg von Ihnen noch zurück in mein Hans führen soll!“ sagte der Rat mit zitternder Stimme, „und,“ fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ich habe dafür nur mein Ehrenwort zu bieten. Ich werde die Schuld nach einem halben Jahre tilgen . . . und sollte ich mich zu Tode arbeiten, ich sterbe dann doch nicht ehrlos!... Aber mein Wort kann nur einem Ehrenmanne genügen. Sie sind es, darum kann ich Ihnen vertrauen, und zu Ihnen allein aussprechen, worüber ich ein Schweigen gerne mit meinem Leben erkauft hätte. Aber ich bin Vater, ich muss mich für meine Kinder erhalten!“

„Sie sollen es, teuerster Freund! Beruhigen Sie sich nur. Hier sind tausend Gulden,“ sagte der Doktor, indem er zu seinem Pult ging und aus seinem Taschenbuch die Summe nahm, welche er zu seiner häuslichen Einrichtung bestimmt hatte. „Aber das ist alles, was ich habe.“

„So können Sie mich nicht retten, denn es darf nichts an jener Summe fehlen.“

„Aber sagten Sie nicht, dass Sie derselben erst morgen bedürfen? Nun wohl bis dahin schaffe ich sie Ihnen, und mein Ehrenwort, morgen früh ist sie in Ihren Händen.“

Dem Rat stürzten die Tränen aus den Augen, aber es war ihm zugleich, als könnten sie ihn von der Schuld reinwaschen, so erleichtert fühlte er sich dadurch Er weinte zum ersten Mal. Der Doktor beruhigte ihn. „Bleiben Sie in meinem Zimmer, bis Sie sich erholt haben, ich aber will zu meinem Freunde, um das Geld zu besorgen.“ Bei diesen Worten war er schon aus der Tür, vielleicht auch, um sich den Danksagungen des Rates zu entziehen.

Er eilte zu dem Assessor, den er seit seiner Vereinigung mit Lucie nur gesehen hatte, als er sie ihm anzeigte. Edmund hatte die lebhafteste Teilnahme gezeigt, und ihm gestanden, dass auch sein Leben vor der entscheidendsten Wendung stehe, obgleich er noch nicht erkennen könne, von welcher Art sie sein werde.

Noch ging er täglich wie früher zu Ferrard, und wurde von dem Vater mit demselben sich gleichbleibenden Wohlwollen, von der Mutter mit offener Begünstigung empfangen; Rosa aber zeigte in ihrem

Betragen zu ihm, unter dem Wechsel von Laune und wiedererwachter Teilnahme, einen abweisenden Ernst; denn ihr ganzes Wesen war tiefer und sinniger geworden. Früher war sie zwar auch, bei aller Koketterie, welche die Gesellschaft in ihr hervorrief und nährte, unschuldig, bei all dem falschen Flitter, womit die Erziehung das Mädchen mehr entstellt als schmückt, einfach geblieben, denn sie war ursprünglich eine reine und wahre Natur — aber sie hatte nie den sondernden und forschenden Ernst gekannt. Voll Vertrauen und Hingebung, von sorgender Liebe gepflegt, war das harmonische Gleichmaß, das in ihr waltete, ebenso wenig als das äußere gestört worden. Edmund zuerst hatte den Zweifel und den Zwiespalt in ihr junges Leben gerufen, und nun fühlte er, dass sein Streben hätte sein sollen, es zu beglücken. Indem er Rosa verletzte und ihr Nachdenken über sich wachrief, hatte er den Zauber vernichtet, der ihn umgab. Wie anders war er ihr früher erschienen! Seine Blasiertheit hatte sie für Weisheit, seinen scharfen Verstand für die Tiefe eines wahrheitsforschenden Geistes genommen; selbst in seinem Benehmen gegen Frauen, aus dem mehr Ironie und Vertraulichkeit, als Verehrung sprach,

hatte sie die Überlegenheit eines durchgebildeten männlichen Charakters gesehen. — Und er selbst hatte ihren Glauben an sich erschüttert; ihr Herz, das bei dem Laut seiner Stimme höherschlug, erkalten, ihre Wangen, welche die Glut seiner Blicke sonst dunkler färbten, erbleichen lassen. Früher zitterte sie bei seinem Kommen, und sah ihn nur mit Bedauern scheiden — jetzt begrüßte sie ihn mit Ruhe, und ließ ihn mit Gleichmut gehen, obgleich sie wohl erkennen musste, dass er kein frevelhaftes Spiel mit ihr treiben wollte.

Täglich nahm er sich vor, sie zu meiden, und immer zog es ihn auf's Neue zu ihr hin. Schon war jedes liebende, jedes bezeichnende Wort auf seinen Lippen erstorben, aber er wollte wissen, was Rosa den grausamen Mut gab, es dahin zu bringen. Ist es das Erstorbensein der früheren, oder das Erwachen einer neuen tiefen Neigung? fragte er sich, denn seit einiger Zeit war er bei Ferrards einem jungen Manne begegnet, den Rosa zwar wie einen Verwandten, als welcher er ihm vorgestellt wurde, behandelte, Edmund aber dennoch mit eifersüchtigen und spähenden Blicken betrachtete.

Unter anderen Verhältnissen hätte der Assessor

Franz von Rauscher wenig beachtet, denn seine Erscheinung gehörte nicht zu den auffallenden, auf den ersten Blick imponierenden oder gewinnenden, obgleich seine schlanke und doch kräftige Gestalt das Gepräge der echten Männlichkeit mit leichten und gefälligen Bewegungen verband. Aber Edmund hatte erfahren, dass Rauscher's Besitzungen an denen von Rosa's Tante grenzten, und das war hinreichend, um ihn auf Vermutungen zu führen, denen er durch keine Frage Gewissheit geben wollte.

Wo sich auch der Assessor mit Rauscher begegnet wäre, nie hätten sie irgendeinen Berührungspunkt gefunden. Rauscher's klare bestimmte Richtung, die ungebrochene Einheit seiner Empfindungen, sprachen aus seinen treuen Augen, bestätigten jedes seiner einfachen Worte, welche von einem scharfen Erfassen, und doch von einer reinen Humanität zeigten. Im Ganzen war er aber schweigsam, und in der Unterhaltung der Assessor ihm weit überlegen, der es auch liebte, das Gespräch mit ihm auf Gebiete zu leiten, in denen er seine geistreichen Wendungen, feinen schlagenden Witz und seine vielfachen Kenntnisse entfalten konnte.

Rauscher war ein echter Landmann, kräftig wie

der Boden, den er bearbeitete, gesund wie die Luft, die ihn umwehte, fest und unerschütterlich in seinem Willen und seiner Treue wie die Berge seiner Heimat. Nicht aus Dichtern, aus seinem Innern strömte ihm die Poesie zu; seine klare und energische Auffassung des Lebens war aus keiner Philosophie geschöpft, sondern hing mit seinem tatkräftigen Willen zusammen, und obgleich er kein philanthropisches System kannte, betrachtete er die Leidenden, welche auf seinen Gütern lebten, als berechtigt, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Er war das echte Gegenbild des Assessors, der mit seinem Geist und seinen Kenntnissen, mit seiner Reflexion und Tatlosigkeit, seinem heißen Sinnen und erkaltetem Herzen, die Kultur gegen die Natur repräsentierte.

Rauscher war Edmunds Mitbewerber um Rosa, das war unverkennbar, denn er kam ebenso oft zu Ferrards als er, obgleich die Mutter seine Besuche mehr zu dulden, als zu begünstigen schien, der Vater aber seine Gäste alle gleich behandelte, und die Entscheidung ihres Geschickes Rosa allein überließ.

Aus ihrem Betragen gegen die beiden jungen Männer

ließen sich ihre Neigung und ihre Entscheidung nicht ergründen, denn sie übersah weder den einen, noch zeichnete sie den anderen aus. Anscheinend ruhig und klar, schien ihr Verstand die Schläge des Herzens regeln zu wollen; verstand Rauscher „nicht, es zu seinen Gunsten zu wenden, so war Edmund im Vorteil. Sein Stolz ließ den Gedanken auch nicht aufkommen, dass seine Bewerbung zurückgewiesen werden könne, und dennoch war er in der letzten Zeit gemessen und vorsichtiger geworden. Er wollte den entscheidenden Schritt bei Rosa nach Rauscher's Abreise, von der er täglich sprechen hörte, wagen.

Gestern war er bei Ferrards gewesen. Er hatte die Eltern nicht zu Hause gefunden, war aber in der Hoffnung, Rosa vielleicht allein sprechen zu können, in die Wohnstube gegangen. Er fand sie in einem Gespräch mit Rauscher, der ihre Hand in der seinen hielt; sie entzog sie ihm beim Eintritt des Assessors, doch ohne demselben ihre tiefe Erregung verbergen zu wollen. Edmund, der sie geflissentlich nicht zu beachten schien, sprach von einem Auftrag an den Hofrat, zugleich bedauernd, ihn nicht zu Hause zu finden, und auch nicht erwarten zu können. Nur mühsam

behauptete er seine Fassung, die er erst zu Hause ganz wiedergewann, als er sich sagte: dass jene Szene ebenso gut einen Abschied, als ein Verständnis bezeichnen könne. Dennoch ging er selbst heute noch unruhig in seiner Stube auf und ab, als der Doktor hereintrat.

Durch die Mitteilung des unglücklichen Rates ebenso erregt, wie sein Freund aus persönlichen Ursachen, bemerkte Lork dessen Stimmung nicht. „Du weißt es, Edmund," sagte er nach einer kurzen Begrüßung, „dass ich nie Dein oder Oehlrichs Anerbieten, durch Eure Mittel oder ein Anlehen bei Euch meine frühere prekäre Lage zu erleichtern, angenommen habe. Aber heute bin ich in Verlegenheit, Du musst mir 500 Fl. leihen."

„Sehr gerne," aber Du wirst zu Deiner Einrichtung die sechsfache Summe brauchen; vergiss nicht, dass ich bereit bin, Dir mit jeder zu dienen."

„Herzlichen Dank! Doch ich will meine Häuslichkeit nicht mit fremden Mitteln gründen, und da meine eignen nicht ausreichen, werde ich wohl noch lange warten müssen, ehe ich Lucie heimführe," sagte der Doktor seufzend.

„Glücklicher Freund, der nur solche Hindernisse kennt!“ rief Edmund.

Lork sah ihn erstaunt an, aber da er seine Blicke mied und weiter nichts hinzufügte, schwieg auch der Doktor. „Verzeih’,“ sagte er nach einer kleinen Pause, „dass ich heute zu Dir nur wie zu einem Bankier komme, aber ich möchte das Geld gleich haben.“

Edmund ging bereitwillig zu seinem Pult. Er nahm ein Taschenbuch und zählte die Banknoten darin, es waren nur 350 Fl.

„Wie!“ rief Lork ängstlich, „Du kannst mir nicht die ganze Summe geben?“

„O, doch,“ sagte Edmund, ein anderes Portefeuille herbeiholend, „hier ist ein Wechsel aus 500 Fr., der in zwei Tagen fällig ist.“

„So kann er mir nichts nützen.“

„Das ist fatal, aber ich habe noch eine bedeutende Summe in verschiedenen Papieren liegen, ich werde morgen welche davon verkaufen . . . . doch gehen wir lieber gleich zu einem Wechsler.“

„Die Comptoire sind bereits geschlossen.“

„Was nun beginnen?“

„Oehlrich wird helfen Willst Du mich zu ihm begleiten?“

Edmund war dazu gern bereit, und bald saßen die Freunde dem Professor gegenüber, dem Lork mit schonender Berücksichtigung mehr andeutend als erzählend sein Begegnen mit dem Rat mitteilte, ihn zugleich um die 500 Fl. bittend.

„Und wenn ich sie Dir nicht gebe?“ fragte jener.

„So wärest Du bis zur Erbarmlosigkeit hart.“

„Nun beruhige Dich, es war so ernst nicht gemeint, obgleich ich überzeugt bin, der Mann hat diese Zerrüttung mit verschuldet. Aber die Männer können wenig zur Gestaltung der Häuslichkeit beitragen; die Frauen allein können darin das materielle Wohlsein, die sichere Behaglichkeit gründen, und nicht nur mit reichen Mitteln, sondern auch mit bescheidenen Großes und Schönes erreichen. Aber sie steigen immer mehr und mehr von ihrer sittlichen Höhe herab, und sind gewissenlos und leichtsinnig. Jene eingebildeten Krankheiten, mit denen sie uns Ärzte quälen, wie Verstimmung der Nerven, Missmut und Abspannung, stammen nur von ihrer Trägheit her, denn sie kennen nicht die Arbeit, diese reine Quelle der Zufriedenheit,

der Nächstenliebe und der Heiterkeit. Doch verzeiht, Ausnahmen gibt es immer.“

„Gewiss mehr als Du zugibst!“ sagte Doktor Lork. „Möglich, wer aber wie ich mit so vielen Familien in Berührung kommt, wird auch finden, dass die Frauen, die zu Bewahrerinnen des häuslichen Glückes bestimmt sind, nicht immer den echten Sinn dafür haben, und so manche sich selbst von der moralischen Verpflichtung frei macht, das, was der Mann erwirbt, richtig zu verwalten. Oft sorgen sie mehr für den Glanz, als für das Notwendige, aber wenn alles nur auf äußere Repräsentation berechnet ist, wird dem Manne am eignen Herd nicht wohl. Wie kann Freiheit und Behagen in einem Hause herrschen, in dem Gleichmaß und Übereinstimmung fehlen. Nur wenige Frauen haben den Mut und die Rechtlichkeit, ihren Verhältnissen angemessen zu leben, und das untergräbt nicht allein das Familienglück, sondern die ganze bürgerliche Gesellschaft.

„Alle Frauen, denen es an Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue fehlt, die ihre Männer arbeiten lassen und die Hände in den Schoß legen, sollten wie eine ansteckende Krankheit gemieden werden, denn die Familie

bat dasselbe Recht an die Frau, wie der Staat an den Mann: dass sie ein tätiges und nützliches Mitglied der Gesellschaft sei; die meisten aber wollen nicht arbeiten, sondern genießen. Statt also zu stützen, zerstören sie, und um den Luxus zeigen zu können, den ihre Verhältnisse ihnen versagen, treiben sie ihre Männer zur Spekulation, und in's Verderben . . . Doch genug davon, sonst ermüde ich Euch noch."

„Fürchte das nicht. Es tut Not, dass wir unsere Blicke schärfer auf alle Gebrechen der Gesellschaft richten, aber die Frauen können ihnen, selbst von dem reinsten Willen beseelt, nicht allein abhelfen. Die Übel, an denen unsere sozialen Zustände leiden, haben tiefer liegende Wurzeln, die gänzlich auszurotten wir Männer nicht einmal die Kraft haben. Vieles muss noch erst in Schutt verfallen, ehe der Boden umgearbeitet werden kann, damit eine für alle heilbringende Saat daraus entsprieße. Die Frauen können nur Blumen pflanzen, und mehr von ihnen zu fordern, wäre ungerecht."

„Auch das ist noch zu viel!" rief Edmund lachend. „Wir müssen erst für das Gärtchen sorgen, in dem die junge Frau ihr Geheimnis, das sie ihrem Manne

nicht vertrauen will, der Rose, ihrer Schwester, zuflüstert.“

„Ah, Du zitierst Michelet,“ sagte Lork.

„Ja, Michelet, der von uns fordert, dass wir zu gleicher Zeit, die Ärzte, Geistlichen, Lehrer und Krankenpflegen, aber auch die Liebhaber und Väter unserer Frauen sein sollen!“

„Nun, wenn wir ihnen das alles sein können, so werden sie uns vielleicht auch zu ihrem Gott machen,“ antwortete Lork.

„Ja, aber zu einem Gott, von dem sie abfallen dürfen. Wir aber sollen nicht allein ihr Gemüt, sondern auch ihre Phantasie und ihre Launen ehren, denn beide sind in ihrer Natur bedingt. Langweilt sich die junge Frau in beschränkten Verhältnissen, oder in ernsten düstern Räumen, so soll ihr Mann sie dahin führen, wo ihr Blick auf schneebedeckte Alpen, oder auf ein bewegtes Meer fällt, damit ihr gebeugter Sinn neuen Aufschwung nehmen kann. Verliebt sie sich — nur gewöhnt, brünette Männer zu sehen — in einen Engländer, so muss er mit ihr in dessen Heimat reisen, um ihr zu zeigen, dass die meisten Söhne Albions blond sind. Fühlt sie sich unglücklich, weil

ein junger Neffe ihres Mannes ihren Geist und ihr Herz mehr beschäftigt als er selbst, dann — muss der Mann weder seine Stellung, noch seinen Beruf, noch irgendwelche Verhältnisse berücksichtigen — sie sogleich lösen, und mit seiner Frau auswandern — wo möglich unter die Wilden — damit sie erkenne, was ihr Gatte ihr ist,“ sagte Edmund mit komischem Pathos. „Aber,“ fügte er ernst hinzu, „diese Forderung macht der Verfasser, der sein Werk „Das Buch der wahren Liebe, der moralischen Befreiung“ nennt, nicht an jene Männer, die, durch die Gunst des Reichtums entnervt, sich allein zu Ehemännern à la Michelet, oder, wie ich sie lieber nennen möchte: zu Sklaven ihrer Frauen eignen, sondern an die, welche die Arbeit vor Not schützt, und an die freiwilligen Armen, d. h. an die wohlhabenden Leute, die verständig genug sind, einfach ohne große Bedürfnisse zu leben, und sich eine wirkliche Häuslichkeit zu schaffen.“

„Das nennt Michelet eine wirkliche Häuslichkeit, ein solches Verhältnis erscheint ihm als das Ideal einer Ehe, welche allein zu der wahren Menschen- und Bürgertugend führen kann, indem sie den Schwerpunkt der Erziehung zur Heiligkeit bildet! Geht man auf

den Grundgedanken des Buches ein, so hat man wahrlich kein Recht, die Frau des Mannes, von dem Du eben erzählt hast, noch ihn zu tadeln," bemerkte Oehlrich.

„Die Ansichten und Ratschläge Michelet's erscheinen wohl hin und wieder absurd," sagte Lork, „aber sie lassen Anwendungen, wie Du jetzt eine machst, nicht zu. Zweierlei muss man ihm zugestehen: er kennt das Frauenherz in seinen innersten Fasern, und er will die Frau aus der Entwürdigung, in welcher sie die Roheit und das Missverständnis halten, erheben. Vielleicht hat niemand so viel über die Frauen gedacht und wahrhaft eingehende Beobachtungen in Bezug auf ihre Neigungen und Launen, ihre Anlagen und Bedürfnisse, kurz, ihre Organisation, gemacht, wobei ihn unterstützte, dass die Verehrung, die er genießt, ihn zum Vertrauten einer Menge von Frauen werden ließ. Er sieht die Frauen von ihrer Natur abhängig, wo man sie frei glaubt, und will diese Natur geschont und entwickelt wissen, er will, dass die Blüte der Weiblichkeit, wie sie in ihrer feinen Organisation gegeben ist, sich entfaltet, statt verkümmert, unterdrückt, zur Afterbildung gezwungen zu werden.

Dabei ist zu bedenken, dass Michelet die französischen Verhältnisse im Auge hat, und dass ein Wesen, welches, wie es in Frankreich meist geschieht, aus der Abgeschiedenheit der Klostererziehung unmittelbar in den Hausstand versetzt wird — selbst ohne die Vermittlung einer Brautzeit — noch eine ganz andere Schonung verlangt, wie das praktisch erzogene deutsche Mädchen, dass aber der Franzose zwar galant, aber zum Eingehen auf ein anderes Wesen wenig geneigt ist. Michelet sieht die Frauen leiden, und er will sie zu der Würde erheben, die ihnen zukommt. Hat er damit, trotz aller seiner Übertreibungen, nicht Recht?“

„Das nennst Du, die Frau zu ihrer Würde erheben!“ rief Oehlrich, „wenn er sie zu einem Mittelding zwischen einer Heiligen und einer Kranken, zu einem Kind macht, das hilflos, abhängig, der physischen Notwendigkeit rettungslos verfallen ist!“

„Aber wir Ärzte wissen, dass die Frau in der Tat abhängiger von physischen Zuständen und Veränderungen ist, als der Mann, dass mit ihrer zarten Organisation eine größere Passivität zusammenhängt.“

„Sie soll deshalb nicht von der vernünftigen Selbstbeherrschung emanzipiert sein, die eine Emanzipation der

Erniedrigung wäre. Michelet macht sie zu einer Sensitive, auf die Wärme und Kälte, Licht und Dunkel, das Wetter und der Wechsel des Tages und der Nacht wirken, deren Willen so von äußeren Einflüssen bestimmt ist, wie ein Thermometer. Ich bin überzeugt, die echte Frau wird ihn nicht zu ihrem Anwalt wählen, denn er beginnt, um ihre Sache zu führen, damit, sie für unzurechnungsfähig zu erklären. Nein, ich stelle die Frau höher, ich erkenne die Spontanität ihres Wesens an. Ich möchte sie zu kräftigen suchen, indem ich ihr die Notwendigkeit eines kategorischen Imperativs beweise, das hohe Wort: „Du sollst“ zurufe.“

„Du bist nur Weiberfeind aus Verehrung der Frauen!“ sagte Edmund.

„So wird es uns leicht werden, Dich noch zu bekehren!“ rief Lork.

Oehlrich lächelte und sagte: „Wende Dich lieber an Edmund; doch schließe ich recht, so gehört er schon zu Dir, und ist wie Du bereit, in den Hafen der Ehe einzuziehen.“

„Du irrst. Mein Lebensnachen schaukelt wieder auf freier See, wer weiß, ob er nicht an einem

klippigen Ufer zerschellt, ehe er in einen Hafen einläuft!“

„Wie, und Rosa?“ fragte Lork unwillkürlich.

„Wendet sich von mir ab oder lässt mir zu viel Zeit, über die Ehe nachzudenken, die nach dem jüngeren Dumas eine so schwerwiegende Fessel ist, dass man zu zweien und zuweilen zu dreien daran tragen muss — warum sie also anlegen?“

Lork sah den Freund schmerzlich an. Oehlrich aber sagte lächelnd: „Ich traue Dir nicht, einstweilen aber wollen wir uns alle vereinen, um auf Lucie’s Wohl einen herrlichen Tokayer zu kosten, den ich heute von Ungarn erhalten habe.“ Oehlrich läutete und befahl seinem Diener, den Wein zu bringen. Franz kam bald damit zurück, zugleich dem Doktor einen Brief mit den Worten überreichend: Der Bote sagt, dass es Eile habe, und dass er den Herrn Doktor schon seit einer Stunde überall aufsuche, zuletzt auch bei dem Herrn Assessor dessen Diener ihn hierher gewiesen und dieses Billett mitgeschickt hat.

Edmund hielt noch sein Billett scherzend in der Hand, während Lork seinen Brief schon geöffnet hatte. Er überblickte ihn rasch und rief dann froh: „Mein

neuer Freund ist ohne meine Hilfe gerettet. Der Onkel hat auf seinem Sterbebett noch das Geld besorgt, aber dessen Testamentsexecutor es zurückbehalten, um zugleich eine Abschrift des Testaments beizufügen, in dem der eben noch so Verzweifelte zum Universalerben eingesetzt ist. Schenke rasch, Oehlrich, den Wein ein, ich will noch zu Lucie gehen!“

„Treibt die Nachricht, die Du, Edmund, erhieltst, Dich auch von mir?“ fragte Oehlrich.

„Nein, sie verbindet uns nur noch fester,“ erwiderte Edmund, nochmals auf die Karte sehend, die er eben aus dem Kuvert gezogen hatte. Es stand darauf

Rosa Ferrard,
Franz, Freiherr von Rauscher,
Verlobte.

Anscheinend ruhig steckte Edmund das Billett zu sich, aber Lork bemerkte, dass seine Hand dabei zitterte, und daraus erriet er leicht dessen verhängnisvollen Inhalt. Er war davon tief ergriffen, und obgleich er gern das verscherzte Glück dem Freunde als ein nie begehrtes gezeigt hätte, fühlte er doch, dass er es nicht vermochte.

„Auf Lucie’s Wohl!“ rief Oehlrich, der nichts von

der veränderten Stimmung der Freunde bemerkte, und ihnen den gefüllten Becher reichte.

„Dank, herzlichen Dank!“ rief Lork. „Aber sagt mir, wenn Ihr das Glück nicht in dem Besitz einer geliebten Frau suchen wollt, was erscheint Euch denn als solches?“

„Das Forschen in der Wissenschaft!“ erwiderte Oehlrich.

„Die Freiheit und der Wechsel im Genuss!“ rief Edmund mit Lachen, um bald ähnliche Toaste folgen zu lassen, und dabei ein Glas nach dem anderen leerend.

Nie waren seine witzigen Einfälle glänzender, nie sein Humor hinreißender gewesen als an diesem Abend; aber nicht die Unterhaltung, die er dabei fand, bestimmte Lork, gegen seine frühere Absicht zu bleiben, sondern die Besorgnis um seinen Freund, in dessen forcierter Heiterkeit er nur das Streben erkannte, sich zu betäuben. Er glaubte, es müsse Edmund’s Schmerz erleichtern, wenn er ihn ungestört zu ihm aussprechen könne, und dazu wollte er ihm noch heute Gelegenheit geben, indem er ihn nach Hause begleitete.

Es war Mitternacht, als Beide Oehlrich verließen,

aber Edmund erwähnte mit keiner Silbe sein früheres Verhältnis zu Rosa er tat, als ob nie ein Mädchen existiert habe, nach dessen Besitz er gestrebt hatte. War das Stolz oder Leichtsinn? Lork wusste es nicht, aber an dem Glück, das ihn bei dem Gedanken an Lucie durchdrang, fühlte er, vielleicht tiefer als Edmund selbst, was sein Freund verloren hatte.

IV.

Der Wagen des Professors war bereits vorgefahren, um ihn zu seinem Patienten zu führen, aber er schien noch nicht geneigt, seine Besuche zu machen. Er saß vor seinem Schreibepult, doch die Feder war unberührt, und kein geöffnetes Buch zeigte, dass er studiere. Seine verdüsterten Blicke ruhten auf einem versiegelten Brief, der vor ihm lag und dessen Inhalt er allein nur kannte, denn er selbst hatte ihn geschrieben, aber ohne dass er seinen Zweck erreichte. Auf dem Papier, in dem er lag, stand mit großen ungeübten Buchstaben: „Fräulein Evelinens Aufenthalt ist nicht zu ermitteln.“ Oehlrich hatte den Brief schon seit einigen Tagen von der Gärtnerin, der er zur Beförderung zugeschickt war, zurückerhalten, und so konnte

sich die siegende Macht der Gründe, mit denen er darin Eveline bewegen wollte, ihm Mitteilungen über sich zu machen — nicht einmal bewähren.

Könnte ich nur die Erinnerung an sie, wie diesen Brief vernichten! dachte er, indem er ihn zerriss. Aber diese Erinnerung sollte heute noch neu belebt werden, denn sein Diener brachte ihm gleich darauf ein Billett von der Rätin, in dem sie sich in überströmenden, doch unklaren und mystischen Andeutungen als die letzte Gunst von ihm seinen Besuch erbat. Er sollte jede ihm geeignete Stunde dazu bestimmen, aber sie ihr ganz und so bald als möglich gewähren. Aus allem ging hervor, dass sie nicht allein den Arzt in ihm suchte, und obgleich der Professor beschlossen hatte, ihr nur ein solcher zu sein, drängte ihn doch eine unbestimmte Erwartung, auf ihr Verlangen einzugehen. Die Ungewissheit, in der er über Evelinens Lage blieb, steigerte noch sein Gefühl für sie. Obgleich er nicht mehr hoffte, ihr zu begegnen, glaubte er dennoch, dass ihm von irgendeiner Richtung her eine Mitteilung über sie zukommen müsse, und vielleicht war es nur deshalb, dass er sogleich zu der Rätin fuhr.

Er fand sie in einer demütigen und doch ge-

hobenen Stimmung, in der moralische Zerknirschung mit frommem Hochmut wechselte, welcher zwar von keinem errungenen Frieden, aber von einem gefassten Entschluss zeigte.

Ohne sich eines Fehlers oder Irrtums anzuklagen, sprach sie im Allgemeinen von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, und dass deren Heil und Frieden nur aus der gänzlichen Hingabe an den Glauben, nur aus der Auflösung des eigenen Willens entspringen könne. Diese Erkenntnis, sagte sie, wäre ihr erst in ihrer Krankheit gekommen, und da sie jetzt weder eine Neigung, noch eine Pflicht mehr mit dem äußern Leben verbinde, habe sie beschlossen sich ganz der inneren Beschauung zu weihen. Sie hoffe, durch das hochheilige Sakrament der Buße einen Durchbruch der Gnade, die Wiedergeburt zu einem heiligen Leben zu gewinnen, und deshalb sei sie bereit, den Rest ihrer gewiss gezählten Tage in einem Kloster zuzubringen.

Der Professor unterbrach durch keine Bemerkung, durch keine Frage ihre Rede, denn er hörte nur bestätigen, was er erwartet hatte.

„Nur eins, so hoffe ich, verbindet mich noch mit der Welt,“ fuhr die Rätin nach einer Pause fort —

„es ist meine Tochter. Ich mag nicht annehmen, dass sie tot sei. Eine innere Stimme lässt mich glauben, dass sie früh oder später den Wahn, der sie von mir entfernt hat, überwinden wird. Aber ich fürchte, eine Vereinigung mit ihr nicht mehr zu erleben, und darum bitte ich Sie, Herr Professor, meinen innigsten Wunsch zu erfüllen, und sich als den, von mir für Eveline erwählten Vormund zu betrachten. Zudem ich Sie dazu ernenne, bin ich überzeugt, in dem Sinn meiner Tochter zu handeln, denn Sie waren es ja, dem sie in ihrem Wahn allein vertrauen wollte; zu Ihnen flüchtete sie sich, freilich um Sie auch später, wie mich zu verlassen . . . aber wie gesagt: ich hoffe nicht für immer. Die Stellung, die ich erstrebe, und in welcher ich von nun an leben werde, erlaubt mir nicht, mich mit weltlichen Angelegenheiten zu beschäftigen; ich möchte mit ihnen ganz abschließen, und gewiss, Sie, der Sie für Eveline eine so innige Teilnahme gezeigt haben, werden sie ihr auch weiter bewahren.“

Der Gedanke, wie ganz anders Evelinens Geschick sich gestaltet hätte, wenn er von je ihr Vormund gewesen wäre, erschütterte Oehlrich. „Es ist zu spät,“ sagte er mehr zu sich als zur Rätin.

„O, mein Gott, so wissen Sie, dass Eveline tot ist!“ rief sie entsetzt.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte er schnell gefasst, das ist nicht der Fall, aber ich glaube nicht, wie Sie, an Evelinens Wiederkehr, und ich fürchte, ihr nie mehr nützlich sein zu können.“

„Aber Sie haben den Willen dazu?“

„Gewiss!“ beteuerte er.

„Das habe ich erwartet, und das genügt mir!“

„Aber wie soll ich ihn bewähren? Ich fürchte, neue Nachforschungen werden nur erfolglos bleiben.

„Ich bin dessen fast gewiss, und deshalb ersuche ich Sie nicht mehr darum. Erwarten wir von der Zeit eine Ausgleichung, und da die meine mir gemessen ist —“

„Sie täuschen sich, Frau Rätin!“

Sie schüttelte leise das Haupt, das seit Monaten fast ergraut war. „Gewiss wird Eveline nach meinem Tode zurückkehren!“ sagte sie, aber als ob sie die Deutung dieser Worte fürchtete, fügte sie rasch hinzu: „Ich fühle es, der Herr hat mir zu meinem Heil die schwere Prüfung, mich von dem Liebsten, was ich besitze, für immer zu trennen, auferlegt. Aber ich möchte für Evelinens Zukunft sorgen.“

„Haben Sie es denn noch nicht getan?“ fragte Oehlrich bitter und vorwurfsvoll.

Die Rätin erbleichte, doch gewohnt, sich zu beherrschen, gewann sie bald ihre Fassung wieder. „Ich habe,“ sagte sie, Oehlrichs Worten eine einfache Deutung gebend, „die Hälfte meines Vermögens, oder vielmehr Evelinens, in Staatspapieren angelegt, und wünsche sie Ihnen zu übergeben.“

„Nein, nein!“ rief Oehlrich heftig, „ich will das Geld nicht, denn . . . ich darf es nicht nehmen,“ fügte er sich ermannend hinzu. „Sie haben mich nicht formgerecht zu Evelinens Vormund ernannt.“

„Und wenn ich es noch tue?“

„So wäre mein erster Schritt, das Geld dem Pupillengericht zu übergeben, denn ich befasse mich unter keiner Bedingung damit.“

Die Rätin seufzte. „Ich habe es wohl gefürchtet,“ sagte sie leise.

„Wem werden Sie es nun anvertrauen?“ fragte Oehlrich, der sich besann, dass das Geld Evelinens Selbstständigkeit sichern könne.

„Ich werde es, wie Sie selbst andeuteten, bei den Gerichten deponieren.“

„Wer ist Ihr Notar, Frau Rätin?“

Sie nannte einen bekannten Namen, der Oehlrich beruhigen konnte, denn es war der eines Ehrenmannes.

„Dem Doktor Petersen können Sie gleich mir vertrauen, aber wollen Sie es nicht durch ihn einleiten lassen, dass Ihre Tochter mündig gesprochen werde.“

„Ich habe schon daran gedacht, doch schwanke ich, ob ich es tun soll. Ist sie noch immer in ihrem törichten Wahn befangen, so könnte sie leicht zurückweisen, was von mir kommt . . . und genesen ist sie noch nicht, sonst . . . wäre sie bei uns. Erwarten wir also, dass der Herr sich ihrer erbarme, und ihren exaltierten Sinn mäßige.“

„Vielleicht ist es bereits durch die Not geschehen,“ sagte Oehlrich seufzend.

Die Rätin faltete ergeben die Hände. „Der Herr weiß, was uns frommt! Oft gelangen wir erst durch Irrtum und Schmerzen zum wahren Heil. Vielleicht wird Eveline auch noch erleuchtet, und findet es durch die wiedererwachte Liebe und Hingebung zur wahren Kirche, die alles sühnt!“

Oehlrich unterdrückte eine heftige Antwort.

„O, wenn ich das noch erlebte!“ rief die Rätin

begeistert . . . „Aber ich bin dessen nicht würdig," fügte sie demütig hinzu.

Oehlrich griff nach seinem Hut.

„Sie wollen schon weggehen?" fragte die Rätin ängstlich.

„Ich weiß wirklich nicht, womit ich Ihnen, gnädige Frau, noch dienen kann."

„Nur in meiner Tochter."

„Seien Sie gewiss, dass, wo ich auch Eveline begegne, sie immer an mir einen Bruder finden soll. Doch Sie erlauben wohl, dass ich noch einen Versuch mache, um sie zurückzurufen?"

„Gewiss, aber welchen können Sie noch anwenden?" fragte die Rätin gespannt.

„Ich will in allen in- und ausländischen Zeitungen eine Annonce veröffentlichen, die nur Ihrer Tochter verständlich sein soll, und mit der ihr bei ihrer Rückkehr Freiheit und eine sorglose Selbstständigkeit zugesichert wird."

„Tun Sie es, und deuten Sie darin gleich an, dass ich mich bereits für immer zurückgezogen habe."

„Dass Sie sich zurückgezogen haben?" fragte er.

„Ja, denn ich gehe schon in dieser Woche nach St. Pöplin."

„Mögen Sie dort das Heil finden, das Sie suchen!“

Die Rätin blickte erstaunt zu ihm auf. Ihre von Rührung verschleierten Augen ruhten forschend auf ihm, als wollte sie ergründen, ob sein Wunsch aus aufrichtigem Herzen komme. Sie mochte es wohl annehmen, denn sie sagte: „O, ich nehme Ihren Wunsch als Verheißung, dass auch —“ Aber sie hielt plötzlich in ihrer begeisterten Erregung inne, denn Oehlrich hatte, als ob er erraten, was sie, wie unwillkürlich, hinzufügen wollte, leicht das Haupt geschüttelt. Gewaltsam suchte sie nach Fassung, und nach einer kleinen Pause fuhr sie anscheinend ruhig fort: „dass Sie stets geneigt bleiben werden, wenn auch nicht mit der Autorität eines Vormunds, doch mit der Fürsorge eines Freundes, für Eveline zu sorgen, und auf diese Weise mir den Frieden mit bereiten zu helfen; nach dem ich strebe . . . Und nun will ich Sie nicht länger zurückhalten . . . Leben Sie wohl!“

Oehlrich verneigte sich; er schien es nicht zu bemerken, dass die Rätin ihm die Hand entgegenstreckte, oder wollte er sie nicht ergreifen? Er sprach noch einige gewöhnliche Abschiedsworte und ging dann so

eilig davon, als könne ihm die Rätin wider seinen Willen und seine Grundsätze ein Zeichen der Teilnahme abgewinnen.

Statt seinen Wagen, der ihn vor der Tür erwartete, zu besteigen, befahl er dem Kutscher, nach Hause zu fahren. Er wollte lieber gehen, und durch die Bewegung seine Aufregung zu beschwichtigen suchen. Die Unterredung mit der Rätin hatte in ihm die schmerzlichsten und bittersten Empfindungen wach gerufen, die sich noch steigerten, wenn er daran dachte, dass Eveline die Sühnung, welche das Geschick und die Verhältnisse herbeigeführt hatten, vielleicht von sich weisen würde.

Wird die beabsichtigte Anzeige je zu ihr dringen? fragte er sich, und in welche Form soll ich sie fassen? Welche Worte sind zart genug, um ihr, ohne sie schmerzlich zu berühren, mitzuteilen, dass sie nicht allein durch ein Vermögen, sondern auch durch den Tod des Fürsten und die Entfernung der Mutter frei und selbstständig ist.

Ihre Vergangenheit scheint auf immer in das Dunkel des Grabes und das Schweigen des Klosters versenkt, aber wie hatte sich für sie die Gegenwart,

wie wird sich die Zukunft gestalten? — Wenn ich doch vor zehn Jahren, dachte er, zu Evelinens Vormund ernannt worden wäre, wie hätte ich die Entwicklung dieses schönen energischen Kindes geleitet, wie sein Herz gebildet und geschützt!

Er malte sich immer inniger und schöner seine eigne Beziehung zu der lieblichen Kindesknospe aus, die er, unter dem warmen Strahl seiner Liebe, in reiner und doch selbstbewusster Harmonie sich entfalten ließ. Da war alles in schönem Gleichmaß, Kopf und Herz, Wissen und Erkennen — da gestaltete sich ein Wesen, wie es ihm als Ideal vorgeschwebt, und dieses Wesen, hätte es sich zu ihm geneigt?

Er wagte es zu hoffen, denn als Eveline seine Patientin war, hatte er schon oft gewähnt, dass, trotz ihres Schweigens, ein inniges Einverständnis in Empfindung und Betrachtung sie vereine.

Welche Bilder zauberte ihm seine Phantasie vor, die seit seiner Jugend verlernt hatte, sich in vagen Träumen zu verlieren. Fordert in dem menschlichen Leben alles, wie in der Natur, früh oder später seine Rechte? Oder hatte sein Geist durch die überspannenden Aufregungen der letzten Zeit seine Klarheit und

Selbstbeherrschung verloren? Diese Fragen warf sich plötzlich Oehlrich auf, und nahm, wie um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, die letzte Antwort an.

Er näherte sich jetzt mit raschen Schritten der Stadt, und um sich von seinem Gedanken abzuziehen, wendete er seine Aufmerksamkeit mehr äußeren Dingen zu. Sein Blick blieb hin und wieder auf einem neuen Gebäude haften, oder ruhte prüfend aus interessanten Kunstgegenständen, welche die Auslagen der Boutiquen in reichem Maße boten. Bald tauschte er mit einem Bekannten einen Gruß, bald suchte er den leichten graziösen Gang eines lieblichen Kindes zu verfolgen. Hier verweilte er, von der geschmackvollen Fassung eines kostbaren Schmuckes angezogen, dort las er vor den Schaufenstern eines Buchladens die Titel der neuesten Werke; kurz er tat, was er nie getan, er flanierte.

So kam er nach und nach zu dem Neuen Markt, und in die Nähe jenes Kaffeehauses, dessen Besuch einst für seinen alten Herrn oder Kauz, wie er ihn nannte, so nachteilig geworden war. Er erinnerte sich mit Teilnahme des Alten, und da Doktor Lork ihm mitgeteilt hatte, dass dessen Zustand sehr verändert sei, und seine Kräfte schwinden, beschloss er, sich

heute noch selbst von seinem Befinden zu überzeugen. Plötzlich blieben seine Blicke an dem Portal des nahen Hauses haften. Ein alter Mann lehnte daran, der täuschend seinem sarkastischen Freunde glich . . . nein, nicht glich. . . eine solche Ähnlichkeit war unmöglich. Er musste es selber sein.

Welche Absicht, welcher Wahnsinn hat ihn hierhergeführt? dachte Oehlrich, indem er rasch auf ihn zuschreiten wollte; aber in demselben Augenblick trat eine junge elegante Dame aus dem Innern des Hauses, um in einen Wagen zu steigen, dessen Tür ein reich galonierter Diener geöffnet hielt.

„Marie, mein geliebtes Kind, ich muss Dich noch einmal sehen, ehe ich sterbe!“ rief der alte Mann mit zitternder und exaltierter Stimme, seine Arme der jungen Frau entgegenstreckend.

Oehlrich, der dicht neben ihr stand, bemerkte, wie ihre Farbe wechselte, wie sie zitterte und sich unwillkürlich zu dem alten Manne neigte, aber diese Bewegung währte nur eine Sekunde, dann richtete sie sich auf und schien eben den Wagen besteigen zu wollen, als der alte Mann mit einem lauten Seufzer zusammenbrach.

Die Dame wandte sich rasch um. „Um des Himmelswillen, helft dem alten Mann!“ rief sie ihrem Diener zu, indem auch sie sich ihm näherte.

Oehlrich hatte ihn schon mit kräftigem Arm ergriffen, und trug ihn in das Zimmer des Portiers. Die Dame folgte ihm dahin.

„Einen Arzt, rasch einen Arzt!“ rief sie mit unverkennbarer Angst.

„Der bin ich,“ sagte der Professor, welcher mit Hilfe des Portiers den Rock von dem starrwerdenden Körper des Alten streifte, ihn auf ein Bett legte und zu untersuchen begann.

Er bemerkte nur noch schwache Zeichen des Lebens, und erkannte leicht, dass jeder Versuch, es zurückrufen zu wollen, vergebens sein würde.

Die Dame zitterte heftig. Sie hatte nicht den Mut, Oehlrich um eine Entscheidung zu fragen, aber ihre Blicke streiften entsetzt von den bleichen Zügen des Alten auf das ernste strenge Antlitz des Arztes hinüber.

‚Na, der hat ausgelitten,“ sagte der Portier. „Der Tod hat nicht viel an ihm zu holen bekommen, denn die Not und der Gram haben ihm schon gut vorgearbeitet.“

Die Dame seufzte laut, und hielt sich krampfhaft an der Lehne des Stuhls, vor dem sie stand. Oehlrich prüfte noch immer schweigend den Puls des Sterbenden, der ohne Bewusstsein lag.

„Wollen gnädige Frau Baronin nicht lieber hinausgehen?“ fragte der Diener, der seiner Dame gefolgt war, und deren tiefe Erregung bemerkte.

„Es wird der gnädigen Frau nicht schaden, wenn sie bleibt,“ antwortete statt ihrer der Portier, der die Dame nicht mit günstigen Augen zu betrachten schien. „Lassen die reichen Leute auch einmal sehen, wie die verschämte Armut aus Mangel an Sorgfalt auf offener Straße stirbt.“

„O, mein Gott, dahin wird es nicht kommen!“ rief die Baronin mit Tränen in den Augen“ „Nicht wahr, Herr Doktor, der alte Mann ist nur ohnmächtig? Ich bitte, lassen Sie ihn in meine Wohnung tragen . . . Ein Bad . . . Umschläge von Wein . . . Sie werden schon verordnen, was ihm helfen kann.“

Die Dame mochte wohl das Schweigen des Professors für eine Billigung ihres Vorschlages annehmen, denn sie sagte zu ihrem Diener: „Lass, Johann,

den Wagen zurückfahren und rasch herkommen, um Ihnen zu helfen.“

„Zu spät,“ seufzte Oehlrich.

Verstand die Baronin nicht, was er damit meinte, oder wollte sie sich die traurige Wahrheit ableugnen. „Sie lassen also den Kranken in meine Wohnung bringen?“ fragte sie mit schwankender Stimme.

„Mit welchem Rechte verlangen Sie es?“ fragte Oehlrich scharf.

Die Dame zuckte wie schmerzlich getroffen zusammen. „Sie sehen, mein Herr,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „dass der alte Mann verlassen ist.“

„Vielleicht ist er es schon lange, und der Schmerz darüber mag sein Herz gebrochen haben!“ sagte Oehlrich mehr wehmütig als streng.

„O, mein Herr!“ rief die Dame entsetzt. „Sie sprechen wie von einem Toten!“

„Er ist es!“ antwortete er leise.

Die Dame zitterte heftig; sie wollte sich dem Toten nähern, aber sie hatte nicht die Kraft dazu; sie fiel wie gebrochen in den Stuhl, den ihr Diener, die Entscheidung des Arztes noch erwartend, ihr reichte. „Ich werde,“ sagte er zum Portier gewendet, „zu

unserm Professor laufen, gehen Sie während dessen hinauf und rufen Sie das Gesellschaftsfräulein zur Hilfe der Frau Baronin.“

„Gut, gut,“ brummte der Portier, „machen Sie nur, dass Sie fortkommen.“

Die Dame ließ alles willenlos geschehen. Sie schien die Sprache und jede Bewegung, doch nicht das Bewusstsein verloren zu haben, das zeigten ihre weitgeöffneten Augen, die bald von der Leiche auf den Professor, bald wieder auf sie zurückstreiften.

Der Professor erinnerte sich seiner Pflicht als Arzt, und während sich der Portier zögernd entfernte, sagte er: „Sie leiden, gnädige Frau. Erlauben Sie mir Ihren Puls.“ Er wollte ihre Hand ergreifen, aber seine Berührung gab ihr die Bewegung wieder.

„Es ist nichts — die Erschütterung. — Ich habe noch niemand sterben sehen!“ flüsterte sie zusammenschaudernd.

„Einmal müssen wir es doch, denn es ist Naturgesetz, dass die Kinder ihren Eltern die Augen zudrücken!“

Die Dame deckte die ihren mit beiden Händen, und presste die Zähne krampfhaft zusammen.

„Der Anblick der Leiche greift Sie zu sehr an, wollen Sie sich nicht lieber nach Ihrer Wohnung begeben. Ihre Leute zögern Sie zu holen, sie sind vielleicht noch nicht einmal gerufen, denn höre ich recht, so erzählt der Portier noch draußen die traurige Begebenheit. Erlauben Sie, dass ich Sie nach oben führe.“

Die Dame schien mit einem Entschluss zu kämpfen den auszuführen ihre Schwäche sie verhinderte — endlich gelang es ihr sie zu überwinden, und mit scheinbarer Ruhe sagte sie: „Ich danke Ihnen mein Herr! Ich will hier meine Leute erwarten — aber Sie müssen sich vielleicht anderweitig beschäftigen, Sie haben alles, was Sie vermochten — sie seufzte dabei tief — getan. Erlauben Sie, dass ich jetzt das weitere übernehme.“

„Das kann ich nicht zugeben,“ sagte Oehlrich entschieden.

„Aber mein Herr, es geniert mich nicht.“

„Das glaube ich. Er ist ja „tot!“ rief er bitter.
Die Dame zuckte, wie von einer Natter gestochen, zusammen. „Der alte Mann hat vielleicht keine Verwandte, die für sein Begräbnis sorgen können,“ sagte sie kaum hörbar.

„Sie irren, gnädige Frau. Er hat eine Tochter, aber sie muss wohl weit von hier entfernt sein, denn nie habe ich sie an seinem Krankenbette gesehen.“

„Sie haben ihn gekannt?“

„Gewiss, denn seit einigen Jahren war ich sein Arzt!“

„O mein Herr, ich beschwöre Sie!“ rief die Dame außer sich.

„Was wünschen Sie?“ fragte er kalt.

„Nichts, nichts, jetzt ist ja alles zu spät!“ seufzte sie.

„Ja, es ist zu spät,“ wiederholte er düster.

„Hat der alte Mann viel gelitten?“ fragte sie nach einer Pause.

„Aus zwiefache Weise.“

„Aber wie war es denn möglich, dass er ausgehen konnte?“

„Das ist auch mir unbegreiflich. Ich kann nur annehmen, dass das Fieber ihm die Kraft verliehen hat, ein Verlangen, das zu befriedigen er selbst sein Leben wagte, auszuführen.“

„O, Erbarmen, Erbarmen!“ rief sie, jede Selbstbeherrschung verlierend, und sich vor die Leiche hinstürzend.

„Sollen es die Toten üben!“ fragte Oehlrich strenge, doch sich rasch besinnend, sagte er milde: „Stehen Sie auf, ich höre Ihre Leute kommen.“

Sie erhob sich mechanisch. „Aber die Leiche, mein Herr,“ sagte sie nach einer Pause.

„Gehört mir, wenn Sie nicht beweisen können, dass Sie nähere Rechte haben.“

„Ich kann, ich darf es nicht,“ sagte sie leise.

„Niemand fordert es,“ antwortete er bitter. „Enden Sie, wie Sie begonnen haben.“

Die Dame sah ihn entsetzt mit wirren Blicken an. In demselben Augenblick öffnete der Portier die Tür. „Das Fräulein ist nicht zu Hause, aber die Kammerfrau wird gleich kommen. Was soll nun mit der Leiche geschehen; soll sie in’s Hospital geschafft werden, soll ich es der Polizei melden?“ fragte er.

„Nichts von allem. Ich werde für sie sorgen,“ antwortete Oehlrich.

„Ah, ich verstehe! Sie sind Doktor, und ein Kadaver ist auch was wert!“

Die Dame sank wieder auf den Stuhl zurück, vor dem sie stand.

„Helfen Sie, Herr Doktor, die gnädige Frau wird

ohnmächtig!“ rief der Portier, doch ehe sich beide noch um sie bemühen konnten, kam die Kammerfrau mit dem Diener, und auf Oehlrich’s Anordnung trugen sie, vereint mit dem Portier, die Dame mit dem Sessel, auf den sie hingesunken war, nach ihrer Wohnung, um ihr die Hilfe zukommen zu lassen, derer sie bedurfte.

Der Professor erwartete die Rückkehr des Portiers, mit dem er die Anordnung wegen der Leiche noch treffen wollte, aber als er noch immer nicht kam, wurde er ungeduldig, und trat an das Fenster der Portierloge, um nach ihm zu spähen. Er bemerkte im Hause eine Frau, welche, als das Fenster sich öffnete, rasch hinzutrat, und ohne ihm eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, ihn fragte: „Haben Sie nicht einen alten Herrn gesehen. Er muss hier in der Nähe sein, aber in der Nachbarschaft will man ihn nicht bemerkt haben. Er ist groß, bleich und“ —

„Beruhigen Sie sich, Madame Wagner, ich werde sogleich zu Ihnen kommen!“ antwortete der Professor.

Die Frau sah erschreckt zu ihm auf. „Wie Herr Professor. Sie hier!“ rief sie erstaunt; doch ehe sie noch ein Wort hinzufügen konnte, war er an ihrer Seite.

„Sie suchen Ihren Herrn!“ sagte er, und um sie auf dessen Tod vorzubereiten, fügte er, ohne ihre Antwort abzuwarten, rasch hinzu: „Aber wie ist es möglich, dass er, dessen Tod Doktor Lork bald entgegensah, das Zimmer noch hat verlassen können?“

„O glauben Sie, Herr Professor, es ist nicht durch meine Schuld geschehen. Wie konnte ich ahnen, dass mein alter Herr, dessen Kräfte ganz erschöpft schienen, und den ich nur mit der größten Mühe und weil er gar nicht davon abzubringen war, heute Morgen anzukleiden vermochte, einen solchen verzweifelten Entschluss fassen werde.“

„Aber Sie haben ihn allein gelassen!“

„Ich musste wohl. Die Frau, die sonst alle Gänge besorgt, war nicht gekommen, und der Herr Doktor hatte mir dringend empfohlen, noch einmal die Medizin machen zu lassen. Ich ging nur bis zur nahen Apotheke, aber als ich zurückkam, fand ich das Zimmer leer. Ich suchte überall nach meinem Herrn — ich schrie und weinte — niemand hatte ihn gesehen. Aber dem Himmel sei Dank, alle Fenster fand ich verschlossen, nur die Börse auf seinem Tischchen fehlte. Gewiss hat er sich einen Wagen genommen, um bis

hier in der Nähe zu fahren. Doch wo finde ich ihn nun. Können Sie mir vielleicht Auskunft geben.“

„Er ist hier im Hause.“

„Wie!“ rief die Frau erfreut, „so ist ein Wunder geschehen. Haben sie sich versöhnt? Ist er bei ihr, und erkennt sie ihn als ihren Vater an? O, nun werden seine letzten Tage wenigstens noch glücklich sein, und er wird ruhig sterben! Aber wie wird ihn das Treppensteigen angegriffen haben!“

„Nein, er leidet nicht mehr,“ sagte der Professor düster.

„Aber heute Nacht hat er noch so stark gefiebert.“

„Wer, der alte Mann, der drinnen liegt?“ fragte der Portier, sich der Frau nähernd.

„Wie, der Herr liegt bei Ihnen. Er ist also nicht oben bei“ —

„Er ist ohnmächtig geworden!“ fiel ihr der Professor rasch in’s Wort.

„Ich muss ihn sehen!“ rief die Frau angstvoll, indem sie sich der Tür der Portierloge näherte.

„Er schläft!“ sagte der Professor, sie zurückhaltend.

„Ja, den ewigen Schlaf!“ rief der Portier rücksichtslos.

Frau Wagner stürzte mit einem Schrei in die Stube. Kaum hatte sie die Leiche ihres Herrn erblickt, als sie, im lauten Jammer ausbrach und sich, die Baronin, ja selbst den alten Mann anklagte, dabei entschlüpften ihr Äußerungen, welche dem Portier den Zusammenhang dieser traurigen Begebenheit erraten ließen.

„Das ist unmöglich, das ist schlecht, das ist grausam!“ rief er immerfort, „seinen Vater verleugnen; ihn krank, ja vielleicht sterbend zu wissen, ohne ihn aufzusuchen, ohne sich mit ihm zu versöhnen! Das ganze Haus, die ganze Nachbarschaft muss es erfahren, welches schändliche Weib die Baronin ist — und gleich will ich es sagen. Kommen Sie nur her, junger Herr Baron!“ rief er einem Knaben zu, der an der Hand eines jungen Mannes eben in das Hans trat: „Hier gibt es etwas Seltenes zu sehen.“

„Was? ich bitte Sie, was ist es?“ fragte der Knabe, sich von der Hand des Hofmeisters losmachend.

„Hier, junger Herr, liegt Ihr toter Großvater!“ antwortete er, die Tür der Portierloge öffnend. Der Hofmeister trat rasch dazwischen. „Welchen unzeitigen und grausamen Scherz erlauben sie sich! Baron

Edmund hat keinen Großvater mehr!“ sagte der junge Mann strenge.

„Doch! doch!“ rief der Portier, „aber es war ein armer alter Mann, und die Frau Baronin hat ihn verleugnet. Nun hat sie ihn hier, so gut wie auf offener Straße sterben sehen, und ist ohnmächtig und krank darüber geworden.“

„Wie, meine Mutter krank!“ rief der Knabe, indem er alles andere vergessend, die Treppe hinaufeilte.

„Sie sprechen, was Sie nicht beweisen können, und werden sich noch um ihre Stelle bringen!“ sagte der Professor warnend zum Portier.

„Sie können ganz ruhig sein, Herr Doktor, der Herr Baron bewohnt nur den ersten Stock, er ist nicht der Eigentümer des Hauses, und die Ohnmacht der hochmütigen Frau Baronin hat ja alles von selbst bewiesen!“

„Ich rate Ihnen nochmals, sich nicht in fremde Angelegenheiten zu mischen, und bitte Sie lieber für die Wegschaffung der Leiche zu sorgen,“ sagte der Professor, dem Portier eine zehn Gulden-Note hinreichend.

„Sie sind sehr gütig, Herr Doktor, aber ich hätte auch ohne das Geld für die Leiche gesorgt. Wohin gehört sie denn?“

„In die Wohnung, von der aus das Begräbnis stattfinden soll. Frau Wagner wird Ihnen das Nähere sagen,“ antwortete er, und sich zu derselben wendend, versprach er in dieser Angelegenheit seinen Rat und seine Hilfe, auf welche Weise es auch sei, zu bewähren. Sie hatte sich schon etwas beruhigt und nahm dankend sein Anerbieten an.

Erst in der Nähe seiner Wohnung erinnerte sich der Professor, dass er sich nicht einmal nach dem Namen der Baronin erkundigt hatte, aber wozu ihn auch beachten? Dieses häusliche Drama, dachte er, hat seinen ersten Abschnitt gefunden, und seine weitere Entwicklung wird nicht ausbleiben. Die raue Rechtlichkeit, oder berechnete Bosheit des Portiers hat sicher in die Seele des Kindes ein Saatkorn geworfen, das, fiel es auf einen reinen Boden, früher oder später die Achtung und die Liebe zur Mutter überwuchern muss, oder war der Grund schon ungesund, eine Pflanze hervortreibt, welche in Fäulnisübergehen muss.

Früher hätte Oehlrich an allen morschen Säulen

der Gesellschaft rütteln mögen, jetzt wollte er lieber; selbst im Schweiße seines Angesichts, Bausteine zu einem neuen Fundament herbeischaffen, aber was soll sich darauf erheben, wenn erst die erstrebte und erflehte Freiheit im Staatenleben Raum dazu gibt?

Alles umschließt schon das Haus der echten Familie, dachte Oehlrich, als er den Abend, um sich von den Aufregungen des Tages zu erholen, bei Madame Wernick zubrachte. Seit langer Zeit hatte er nicht so angenehme Stunden verlebt Madame Wernick erschien ihm wieder, wie er sie früher erfasst hatte, denn es war ihm, als ob in ihrer wohltuenden Nähe eine mildere Atmosphäre sei.

Er sah mit einem Behagen, wie er es selten empfunden hatte, Lucie, die kleinen häuslichen Beschäftigungen verrichten. Lork hat doch Recht, dachte er, wenn er behauptet, dass die Melodie und Harmonie des Lebens von der Frau ausgeht. Die Wissenschaft und die Kunst trennen oft den Geist und die Natur, statt sie zu vereinen, aber die Frau ist die schönste Inkarnation beider, weil alles in ihr zur Lebensunmittelbarkeit wird.

Wenn Lucie ihre zarte schlanke Gestalt zu ihm

wandte, betrachtete er mit immer neuem Vergnügen ihre feinen sympathischen Züge, aus denen die schönste Befriedigung leuchtete. Ihre innere Harmonie schien sie auf alles zu übertragen, und die gewöhnlichsten Dinge erhielten von ihr berührt oder mitgeteilt, einen geläuterten Anstrich. Dabei war sie von der wohltuendsten Einfachheit, die ihrem Wesen wie ihren Worten eine klare Durchsichtigkeit verlieh. Sie sprach zum ersten Male mit Oehlrich von ihrem Verhältnis zu seinem Freunde, und wie es sich gebildet hatte, doch ohne den leisesten Anstrich von Sentimentalität, aber mit dem Ausdruck der tiefsten Empfindung, die vieler und pathetischer Worte nicht bedarf.

Doktor Lork hatte Vormittag Lucie durch ein Billett mitgeteilt, dass ein unerwartetes Ereignis ihn abhalte, sie des Abends so früh, wie es sonst geschah, aufzusuchen.

Es war schon neun Uhr, als er hereintrat. Lucie eilte ihm entgegen, und kaum hatte sie ihn erblickt, als sie erstaunt ausrief: „Was ist Dir denn begegnet, Dein Auge leuchtet vor Freude. Siehst Du, böser Mann, auch andere Leute haben Mittel Dich so glücklich zu machen als Deine Lucie.“

„Nur, indem sie mich früher, als es sonst wohl möglich wäre, mit ihr vereinen.“

„Wodurch, was ist geschehen?“ fragte Madame Wernick, schwankend zwischen freudiger Erwartung und einem verzeihlichen Bangen.

„Soll ich wieder fragen, ob Du ein großes Los gewonnen hast?“ fragte Oehlrich, indem er dem Doktor zur Begrüßung die Hand reichte. Lork ergriff sie so unbefangen, als ob es sich von selbst verstände, dass sein Freund eben heute hier sein müsse.

„Nein, aber eine Erbschaft habe ich gemacht, die für meine Verhältnisse bedeutend ist.“

„O, wie herrlich!“ jubelte Lucie.

„Wie ist das möglich!“ fragte Madame Wernick.

„Auch mir erscheint es noch unbegreiflich,“ antwortete Lork, „denn ich ahnte nicht, dass ich einen reichen Verwandten hatte.“

„Wo hat er denn gelebt?“ fragte Oehlrich.

„Hier in der Residenz. Es war derselbe alte Herr, zu dem ich Dich, Lucie, vor einigen Wochen führte, und, aus dessen einfacher Häuslichkeit man schließen musste, dass er nur das Notwendigste besaß. Als ich hierher kam, machte ich ihm, weil meine Mutter

es mir dringend empfohlen hatte, einen pflichtschuldigen Besuch. Der Großonkel war so erfreut, endlich einen Verwandten begrüßen zu können, er zeigte mir ein so wahres Wohlwollen, dass ich gerne sein Anerbieten, Sonntags mit ihm sein frugales Mahl zu teilen, annahm, und auch, so oft ich konnte, zu ihm ging.“

Ich musste ihm immer von meinem Studium erzählen, und als er merkte, dass es mir schwer fiel, die Kosten des Staatsexamens zu erschwingen, lieh er mir eine Summe, deren Rückzahlung er in kleinen Raten bestimmte, welche er mit ängstlicher Genauigkeit zu erwarten schien, denn er hatte viele seltsame Eigenschaften, von denen ich mich aber ebenso oft angezogen als abgestoßen fühlte.

Ein scharfer Verstand und vielseitige Erfahrungen gaben ihm ein gesundes und treffendes Urteil, das er aber immer gegen das, was er meine ideale Ansicht nannte, richtete. Oft erzählte er mir Tatsachen aus seinem Leben, deren Endresultat er mir vorenthielt, um mich, wenn die Entscheidung von mir abgehangen hatte, zu fragen, wie ich sie gefällt hätte. Sagte ich ihm meine Meinung, so bekämpfte er sie, weil er sie nicht praktisch genug fand, denn er wollte weder huma-

nistische noch soziale Bestrebungen gelten lassen; er behauptete: wenn jeder sein eignes Wohl berücksichtige, fördere er auch das allgemeine. Aber oft widersprach ein mildes Lächeln seinem scharfen Ausspruch, und mitten in seiner Abhandlung über die Berechtigung des Egoismus, entschlüpfte ihm ein Widerspruch, bei dem ich ihn fassen und zugleich beweisen konnte, dass seine Worte mehr aus seinem Kopfe als aus seinem Herzen entsprangen.

Er ermutigte mich meine Mutter und Schwester hierher kommen zu lassen, und machte ihnen oft so schöne Geschenke, dass wir an ihm irre wurden, doch ohne seinen Reichtum zu ahnen. Die Mutter fühlte sich besonders von seinen Gaben gedrückt, sie fürchtete, er entziehe sich so manches, um sie ihr wie einen Tribut für die Liebe und Aufmerksamkeit zu gewähren, die sie ihm in ihrer reinen Güte aus vollem Herzen weihte, und die seine letzten Jahren, wie er sagte, genussreicher machten, als es seine Jugend gewesen war.

Aber so innig ihr Zusammenleben auch wurde, haben wir doch nie angenommen, dass es zu einem solchen Ziel führen könne. Wir glaubten, dass sein Vermögen auf seinen Bruder übergehen würde, und

sicher wäre es auch der Fall gewesen, wenn Jener nicht unlängst ohne Erben gestorben wäre. Nun hat der alte Herr, wie er mir heute vor seinem Tode noch sagte: meiner Mutter eine Rente, meiner Schwester ein ansehnliches Kapital, und mir ein Haus und ein Vermögen vermacht, das, so hoffe ich, durch Lucie und mich weder vergeudet werden, noch nutzlos brach liegen soll.“

Lucie sah ihn mit leuchtenden Augen an. „Aber,“ sagte sie lächelnd, „nun werde ich ja alle die guten Eigenschaften, die Du mir so großmütig zuschreibst, und die mich würdig zu einer echten Hausfrau in einem kleinen beschränkten Raum machen sollten, nicht bewähren können.“

„Gewiss, wenn auch nach einer anderen Richtung, und recht bald, nicht wahr meine teure Mutter?“

„Ich werde Euere Vereinigung nicht verzögern, obgleich ich sie mit einer Trennung erkaufen muss!“ seufzte sie.

„Davon darf jetzt nicht mehr die Rede sein. Sie wählen sich eine Wohnung in unserm Hause.“

„O, teure Mutter, wie schön wird unser Zusammenleben sein!“ rief Lucie begeistert.

„Nein, mein Kind, ich bleibe hier, das Glück der Ehe muss auch gepflegt und ausgebildet werden, und dazu ist jeder Dritte, selbst eine Mutter überflüssig. Habe ich nicht Recht?“ fragte sie, sich zu Oehlrich wendend.

„Sie wissen, ich wage selten Ihnen zu widersprechen,“ antwortete er lächelnd, „aber,“ fügte er leise und schmerzlich hinzu, „könnte ich doch zum Ersatz Ihnen eine Pflegetochter zuführen!“

„Aber teure Mutter!“ rief Lucie mit sanftem Vorwurf. —

„Sie können nur unser Glück erhöhen!“ versicherte Lork.

„Lassen wir jede Erörterung und bestimmen wir lieber den Hochzeitstag,“ sagte Madame Wernick wohl wissend, dass sie, indem sie dieses Thema berührte, auf keinen Widerspruch treffen werde. Sie hatte sich nicht geirrt.

V.

Seit Rosa sich für immer von dem Assessor losgesagt hatte, konnte er nichts finden, was ihn belebte und ausfüllte, ja nicht einmal, was er mit Interesse erfasste. Er fühlte, dass ein reicher Lebensweg, dem es an glänzenden Strecken, aber auch an tiefen Schatten nicht fehlte, abgeschlossen hinter ihm lag. Alle Beziehungen schienen ihm gelöst, und selbst die zu seinen Freunden genügten ihm nicht mehr, denn statt Doktor Lork, dessen Umgang ihm sonst so wohltat, zu suchen, mied er ihn. Vielleicht entsprang das Gefühl, das ihn fern von ihm hielt, aus einem unbewussten Neid über ein Glück, das er durch eigne Schuld sich hatte entschlüpfen lassen, vielleicht aber auch aus Scheu vor des Freundes tief eindringenden Blicken, die, obgleich

sein Mund schwieg, Mitleid und Vorwurf zugleich aussprachen.

Edmund begriff wohl, dass man ein reines Glück erkennen und von ganzem Herzen ersehnen muss, um es zu erreichen, aber er gehörte zu den Menschen, die ebenso wenig in der drückenden Luft der Gemeinheit, wie in dem klaren Äther eines hohen Strebens, sich wohl fühlen können, sondern nur in verschiedenen Strömungen des Dunstkreises sich frei und behaglich bewegen. Die einen machen es sich darin zur Aufgabe, das Vergnügen allseitig kennen zu lernen, indem sie wie der Gourmand an reich besetzter Tafel, von allem kosten; sie machen keine höheren Ansprüche, und sind meist bequem und liebenswürdig, weil ihr Egoismus keine scharfe Formen annimmt. Die anderen nehmen das Vergnügen nur mit, wie man von Bäumen am Wege Früchte pflückt; sie verfolgen die Ziele des Ehrgeizes und finden im Schein ihr höchstes Genüge; aber den einen, wie den anderen erscheint das stete und einfache Glück, woraus die Natur sie hinweist, einförmig und langweilig. Edmund, dem ursprünglich eine tiefere aber unterdrückte Empfindung eigen, hatte vor einem Scheideweg gestanden. Zufall

oder Schuld hatten die Aussicht auf ein befriedigtes häusliches Leben abgeschnitten, und er beschloss nun, sich den Wogen wechselnden Genusses und mannigfacher Beziehungen wieder anzuvertrauen. Er wollte das Vorrecht des Mannes: das Leben in allen seinen Gestalten auszudeuten, benutzen, und die hierzu am geeignetsten Umgebungen suchen.

Er hatte auf einige Monate Urlaub genommen, um nach Paris, vielleicht auch nach London zu reisen, um, wie er sagte, sich vom Philistertum frei zu machen, das ihn ganz zu umstricken drohte.

Hat es dahin kommen müssen! seufzte Lork unwillkürlich, an Jahn's Ausspruch denkend: Wem im Hause nicht mehr wohl ist, dem wird selbst das Vaterland zu eng; er verläuft in der Welt als Irrwisch. Aber vergebens bot er die Macht seiner Freundschaft und Beredsamkeit auf, um Edmund zurückzuhalten, an dessen festem Willen sich die Spitze jedes Einwandes abbrach. Nicht einmal bis zur Vermählung seines Freundes blieb er.

An dem Tage, an dem Doktor Lork Lucie zum Altar führte, war es, als ob die Natur noch durch ihre Milde die Weihe erhöhen wollte, die zwei edle

Menschen, wie in Liebe und Harmonie, so auch durch göttliche und gesellschaftliche Gesetze vereint. Aber schöner wie jeder Sonnenschein leuchtete das reine Glück aus den lieblich feinen Zügen der jungen Braut, und aus Lork's sonst so ernstem Antlitz sprach jenes heitere Selbstbewusstsein, das bei einem Charakter, wie der seine, nur die höchste Befriedigung hervorzurufen vermag. Um seinen schön geformten Mund spielte ein seliges Lächeln, und seine ganze Erscheinung zeigte auch im Mannesalter die Frische einer nach innen und außen unverschwendeten Jugend. Selten war wohl ein passenderes und geistig schöneres Paar verbunden worden, und der kleine Kreis, der es umstand, fühlte, dass hier keine bloße Formehe, sondern eine, ihrem ursprünglich reinen Inhalt nach, geschlossen wurde. Oehlrich war ein tief bewegter Zeuge der heiligen Zeremonie, aber nach dem heiteren Familiendejeuner, das ihr folgte, begab er sich nach Hause. Er wollte ruhig in sich die Feier der schönen Stunden nachklingen lassen, und da er schon vor derselben seine Kranken im Hospital besucht hatte, glaubte er jetzt vor jeder Störung gesichert zu sein.

Er zog sich in sein Zimmer zurück, und ging dann

in gehobener Stimmung auf und ab. Einen Augenblick trat er an das Fenster, und blickte in den kleinen Garten hinab; noch prangten dort in den mannigfaltigsten Farben die schönen Herbstblumen, aber der Wind webte auf sie die welken Blätter von den Bäumen. Dieser Anblick erweckte nach einer natürlichen Gedankenverbindung in Oehlrich die Erinnerung an vergangene Zeiten. Zehn Jahre waren bereits seit dem Beginn seiner Praxis dahingeflossen, viel Gewesenes und Erlebtes hatten sie mit ihrem Wellenschlage fortgeführt, oder allmählich aufgelöst, anderes aber nur verdeckt, und bei einer ruhigen klaren Stimmung trat es dem Schauenden aus der Tiefe der Erinnerung in unveränderter Gestalt entgegen.

So jetzt manche Beziehungen, manche Erscheinungen seiner Jugend. Vor allem musste er seiner Mutter gedenken! Er sehnte sich, wieder einmal ihre schönen Züge zu betrachten, und zog deshalb aus einem geheimen Fache seines Schreibepultes ihr Bild als Braut gemalt, das er besonders liebte, hervor; heute erschien es ihm matt und verblichen; er legte es wieder in sein Etui zurück, und griff nach einer Brieftasche, in der er wohl geordnet ihre Briefe und Tagebuch-

blätter liegen hatte. Der klare und milde Geist, der daraus zu ihm sprach, übte eine erlösende, beschwichtigende Macht, und tat ihm unendlich wohl, aber die Stellen, aus denen ihre tiefe Liebe zu ihm hervorleuchteten, ließen ihn noch schmerzlicher empfinden, was das Schicksal ihm an ihr genommen hatte.

Fast nie hatte er ein Resümee gezogen über das, was er verloren, was er errungen, oder vergebens erstrebt hatte, denn sein großer Wirkungskreis ließ ihn selten zur Einkehr in sich kommen. Er musste in ununterbrochenem Verkehr mit den Menschen bleiben, und entzog sich ihnen nur, um sich den Studien der Wissenschaften hinzugeben. Dieser Wechsel war gleichsam ein regelmäßiges Atmen seines geistigen Lebens.

Oehlrich war einer jener kräftigen Menschen, deren Ermüdung minder durch Ruhe, als durch die Abwechselung der Tätigkeit gehoben wird, aber wenn ein seltener Zufall, oder was noch seltener, der eigne Wille sie davon erlöst, fühlen sie sich weniger frei als in der Gebundenheit. Rechte, die sie sonst nicht anerkennen, haben Zeit sich geltend zu machen, und da nicht die unabweisbaren Forderungen des Augenblicks

sich drängen, tauchen die auf, die sie für erstorben hielten, und die nur zurückgedrängt sind.

Obgleich gewohnt, statt des lebendigen Austausches der Ideen, sie oft in sich selbst zu nähren, und auf die eigne Kraft gestützt, die Mitwirkung Anderer zu entbehren, ja statt das Herz vom Individuum erfüllt zu haben, die ganze Menschheit liebend zu umfassen, kommen selbst bei so kräftigen doch isoliert stehenden Personen, Stunden, in denen auch sie schmerzlich empfinden, dass sie alleinstehen, und dass ein Sturm sie tief beugen kann, weil sie nicht fest in einem naturgemäßen Boden wurzeln.

Diese Stunden allein sind hinreichend die Heiligkeit des Familienlebens und seine Notwendigkeit zu beweisen.

Edmund wollte diese Überzeugung in dem äußern Strudel des Lebens vergessen. Oehlrich, bei dem sie sich jetzt zum ersten Male geltend machte, wies sie wenigstens nicht von sich; er erkannte sie an, ohne dass er sie für maßgebend für sich hielt. Aber als Frau Babette ihn zum Essen bitten kam, lehnte er es, vielleicht nicht aus dem Grunde allein ab, dass er kein Bedürfnis danach fühle, sondern auch weil es

ihm heute unbehaglich war, sich allein zu Tische zu setzen.

Er benutzte die Stunde, welche die Entsagung seines Mahles ihm gewährte, um seine Papiere zu ordnen, und nachdem er die wertvollsten, welche er besaß, die von seiner Mutter, wieder in seine Brieftasche gelegt hatte, überflog er noch manche vergilbten Blätter, manche längst vergessenen Briefe, welche ihm auf gelöste Verhältnisse und längst überwundene Standpunkte zurückführten. Ihn dünkte es schon ein halbes Jahrhundert, dass er sie verlassen, soviel des Erlebten und Erfahrenen hatte sich in der Zeit zusammengedrängt, und dennoch war er erst einige dreißig Jahre! Wenn man mehr mit dem Kopfe, als mit dem Herzen lebt, sieht man auf seinen Lebensweg wie auf eine Wüste zurück, die mutig durchschritten zu haben, man stolz ist. Doch nur wenig grüne Oasen darin locken die Erinnerung auf freundliche Bilder zuweilen. Das Leben ist dann oft nur eine Arbeit ohne Begeisterung gewesen, und wer weiß, ob das seine Oehlrich heute nicht auch so erschien.

Aber ihm blieb nicht Zeit, es lange prüfend zu überblicken, denn ehe er noch die letzten Blätter zu-

sammengelegt hatte, kam Franz, um ihm zu melden, dass ein Diener des Bankiers von Solding im Namen seiner Herrschaft dringend seinen Besuch fordere. Nichts konnte ihm ungelegener kommen. Er hätte es heute so gerne vermieden, die empfundene, wenn auch nicht anerkannte Weihe des Tages zu stören, aber er musste seiner Pflicht sich unterwerfen.

In der Wohnung des Bankiers wollte der Professor, wie gewöhnlich, den Korridor durchschreiten, der zu den Zimmern des Herrn vom Hause führte, aber ein Diener hielt bereits die Tür des Salons geöffnet, und bat ihn, sich zu der gnädigen Frau zu bemühen, welche plötzlich erkrankt, der Hilfe des Herrn Professors bedürfe.

In dem zweiten Zimmer kam ihm schon die Kammerfrau entgegen. „Dem Himmel sei Dank, dass Sie, Herr Professor, da sind!“ rief sie ihm zu, „denn unsere gnädige Frau liegt seit einer Stunde schon in tiefer Ohnmacht, aus der wir sie nicht zu erwecken vermögen!“

Er folgte ihr schweigend und mit der Überzeugung, dass sie wohl das Unwohlsein ihrer Dame übertreibe, aber er fand sie in einem Starrkrampfe, der selbst seinen vielseitigen Bemühungen nicht so leicht weichen wollte.

In einem leichten Gewande, das die edlen Formen ihres schönen Körpers mehr zeigte als verhüllte, lag Caroline auf einem Divan. Ihr bleiches Gesicht mit den geschlossenen Augen, glich in seiner Reinheit und Ruhe der Schönheit der Antike; das dunkle Haar, aus seinen künstlichen Formen befreit, fiel in natürlichen Flechten auf die schönen Wellenlinien des Nackens und der Schulter, welche dem Marmor an Farbe und Glätte, aber auch an Kälte glichen. Nie hatte sich ihre Schönheit reiner und mächtiger Oehlrich gezeigt, aber sie erregte weder seine Sinne noch sein Herz, sondern nur seine Bewunderung, und diese Bewunderung war kühl, wie man sie empfindet, wenn man vor einem Kunstwerk steht, dem die Seele fehlt.

Er legte den schönen Körper in die verschiedensten Lagen, um die Biegsamkeit der Glieder zu untersuchen, und sein Haupt an ihr Herz, um dessen Schlägen zu lauschen. Was hatte vermocht sie in ihrem Gleichmaß zu hemmen? War ihre Starrsucht aus einer fieberlosen Nervenkrankheit entstanden, an der sie schon länger litt? Während ihn diese Fragen beschäftigten, und er eine Antwort darauf suchte, setzte er seine tätigen Anordnungen fort, und endlich gelang es ihm,

der Kranken eine selbstständige Bewegung abzugewinnen; sie zuckte ein wenig mit den Lippen und öffnete die Augen, aber nur um sie gleich darauf zu schließen.

Doch diese unwillkürlichen Lebenszeichen genügten dem Arzte, und da er Herrn von Solding's wiederholte Anfrage nach dem Befinden seiner Frau nur durch beruhigende Worte zu beschwichtigen gesucht hatte, wollte er jetzt selbst nachsehen, wie deren plötzliches Erkranken auf ihn gewirkt habe.

Er fand ihn fieberhaft aufgeregt und wider seine Gewohnheit immerfort sprechend. Erst nach vergeblichen Versuchen, sich in seiner Chaiselongue zu erheben, stand er davon ab, sich selbst von dem Befinden seiner Frau zu überzeugen. Der Professor versicherte, dass sie nur der Ruhe noch bedürfe, und empfahl sie ihm auch, ja er konnte sein Missfallen darüber nicht verbergen, dass man ihm den Unfall mitgeteilt habe, hörte aber zu seinem Erstaunen, dass er hier stattgefunden hatte.

„Meine Frau ist so liebenswürdig," sagte Herr von Solding, „jetzt wo es mir immer besser geht, mich Vormittags zu besuchen, um mich für die Langeweile des Tages zu entschädigen. Wir plaudern dann, rufen

uns angenehme Erinnerungen aus Paris zurück, machen Reisepläne — denn habe ich erst Ihre Bewilligung dazu, gehen wir nach Italien — oder fühle ich mich zum Sprechen zu matt, so liest sie mir aus den Zeitungen vor.“

Der Professor forschte, ob er nicht irgendein Leiden oder eine Reizbarkeit bei seiner Gemahlin bemerkt habe, aber Herr von Solding wollte das nicht zugeben. Er sagte: „sie sei ihm immer gleich als das Bild der Schönheit und der Gesundheit erschienen.“ Später erst besann er sich, dass sie in der letzten Zeit ernster als sonst gewesen war, aber er habe in dieser Stimmung nur eine natürliche Folge ihrer abgeschlossenen Lebensweise gesehen. Gewohnt an die Zerstreuungen eines Badelebens, an Reisen oder einen schönen Landaufenthalt, sei sie durch sein Übel in einer Zeit in der Residenz gefesselt, in der jede gesellige Vereinigung aufgehoben ist. „Meine Frau hat mir so viele Opfer gebracht,“ fügte er hinzu, „dass ich untröstlich wäre, wenn sie einen so traurigen Lohn dafür fände. Glauben Sie, dass solche Anfälle sich wiederholen können?“

„Ich will es nicht fürchten, aber um dagegen wirken zu können, möchte ich die Veranlassung dazu wissen.“

„Sein Sie überzeugt, es hat keine gegeben!“

„War die Luft hier im Zimmer drückend?“

„Nein, Ihre Anordnungen werden mit der höchsten Genauigkeit befolgt. Meine Frau überwacht sie selbst, und ist jetzt so strenge, dass sie nicht den kleinsten Diätfehler durchlässt, während ich eine Bouillon nahm, trank sie Kaffee.“

„So spät?“ fragte der Professor erstaunt.

„Ja, jetzt erinnere ich mich, meine Frau klagt doch hin und wieder über Appetit und Schlaflosigkeit, und manches Mal überfiel sie schon vormittags eine außerordentliche Mattigkeit.“

„Also ist doch ein Unwohlsein diesem Unfall vorhergegangen?“

„Heute aber nicht. Nachdem wir, wie gesagt, ein wenig gefrühstückt und geplaudert hatten, lasen wir in den Zeitungen. Eine Annonce gab mir Veranlassung, sie mit einem ihrer Kavaliere zu necken. Sie kennen den jungen Baron von Cherny, der bei der Gesandtschaft attachiert ist?

„Ich habe ihn bei einem leichten Unwohlsein behandelt.“

„Er ist ein Freund unseres Hauses, und kam mit uns zugleich von Paris hierher.“

„Ich erinnere mich dessen. Ist er nicht mehr hier?“

„Nein, vor drei Monaten ist er der Gesandtschaft nach London attachiert worden, vielleicht auf seinen Wunsch, doch das bleibt sich gleich, gewiss ist nur, dass diese Reise sein Glück begründet hat. Heute fand ich unter den verschiedenen Mitteilungen auch die, dass er sich mit der jungen schönen Tochter eines der reichsten Bankiers verlobt habe. Ich fand es von ihm rücksichtslos, dass er uns nicht die Anzeige direkt hat zukommen lassen; meine Frau verteidigte ihn, ja sie machte die witzigsten und geistreichsten Bemerkungen über ihn, die nicht ohne Bosheit waren, und mich zu einer Heiterkeit anregten, welche sie teilte. Plötzlich aber wurde sie auffallend bleich, sie griff mit der Hand nach dem Herzen, lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen. Ich schickte sogleich nach Ihnen, und Sie können ermessen, mit welcher Angst ich Ihrem Ausspruche entgegensah.“

„Nun hoffe ich, dass Sie beruhigt sind, und Ihre Aufregung beschwichtigen werden. Morgen können Sie Ihre Frau wiedersehn, aber Sie müssen auch kein Hindernis dazu veranlassen, darum fügen Sie sich meiner Anordnung, und gehen zu Bette.“

Herr von Solding verstand sich nur mit Widerstreben dazu, denn er fühlte mehr als je das Bedürfnis nach Unterhaltung. Der Professor aber bestand auf die Erfüllung seines Gebotes, und schärfte bei seinem Weggehen noch besonders dem Diener ein, auf die Anfrage seines Herrn nach dem Befinden der gnädigen Frau immer zu sagen, dass es gut gehe.

Er aber fand keine wesentliche Veränderung, als er Carolinens Zustand nochmals prüfte, obgleich er keineswegs bedenklich war. Sie lag im Bette und erhielt nach und nach ihr Bewusstsein und ihre Sprache wieder, doch gab sie nur einsilbige Antworten, und schien mehr aus Neigung, wie aus physischer Notwendigkeit die Augen zu schließen. Konnte sie dadurch auch die Bilder verscheuchen, die jetzt vor ihre Seele traten, und den Schmerz ihres Herzens erhöhten, das in der Jugend nur berechnete Empfindungen kannte, den ursprünglichen Gefühlen keinen Raum geben wollte, und jetzt vielleicht sich tödlich getroffen fühlte?

Der Professor ahnte eine rächende Nemesis. Als Arzt konnte er der Leidenden nur wenig helfen, darum verließ er sie, nachdem er noch die höchste Ruhe um sie empfohlen hatte.

Sein Wagen erwartete ihn vor der Tür, und da es erst vier Uhr und das herrlichste Wetter war, beschloss er es zu benutzen und noch einen Besuch in der nächsten Umgebung der Stadt zu machen, denn noch immer hatte er von der Privatpraxis sich nicht ganz frei machen können.

Ein Beamter, in dessen Familie er als junger Arzt eine bedenkliche Krankheit gehoben hatte, wollte nur seinem Rat sich fügen. Alt, hinfällig und peinlich wie er war, hatte er im Allgemeinen wenig Vertrauen zu der Kunst der Ärzte, und wies entschieden alle anderen außer Oehlrich von sich. Die Familie forderte deshalb, wie einen Liebesdienst von ihm, dass er hin und wieder den alten Herrn besuche, welcher sich in seine Sommerwohnung für immer zurückgezogen hatte. Wie ein bewährter Freund des Hauses wurde der Professor empfangen. Der alte Herr fühlte sich schon durch seine Gegenwart, wie durch seinen Rat beruhigt und er selbst sich wie immer auf das angenehmste von der Familie angesprochen. Er nahm unter heitern Gesprächen den Kaffee bei ihr, doch die freundliche Einladung den Abend dort zuzubringen, lehnte er ab. Er vermochte heute nicht sich länger

einer harmlosen Unterhaltung hinzugeben, und wollte auch noch Frau von Solding einen Besuch machen, obgleich er dessen Nutzlosigkeit einsah.

Indem er nach der Stadt fuhr, schien es ihm selbst unbegreiflich, warum er es nicht vorgezogen hatte, den schönen Abend im Freien zuzubringen. Die Luft war so klar und durchsichtig, die Beleuchtung so herrlich, dass sie alle Gegenstände im schönsten Lichte tauchte; während die Stadt wie in einem dichten Dunstkreis gehüllt war, die Vorstadt aber hier noch ein ländliches Ansehen hatte, denn die meisten Häuser lagen isoliert und hinter hohen Bäumen versteckt. Oehlrich ließ den Wagen halten, und zog es vor nach der Stadt zu gehen. Wie er so gedankenvoll dahin schlenderte, richtete er die Blicke mehr nach innen wie nach außen, aber dennoch merkte er, dass er sich der Wohnung des alten Dieners seiner Mutter näherte. Er beschloss ihn aufzusuchen, und seines Beobachtungspostens, der doch zu keinem Resultat geführt hatte, zu entheben, aber schon in der Nähe des kleinen Hauses hörte er die Worte: „Ist es möglich Herr Professor, Sie kommen hierher, während ich mir eben vornehme, Sie morgen aufzusuchen?“

Der Anruf kam von dem alten Diener, der hinter einer Hecke hervorkam, und ihn ehrerbietig begrüßte.

„Du sehnst Dich wohl schon nach Deiner alten Wohnung zurück?“ sagte der Professor zu ihm. „Nun, beziehe sie nur immerhin, es ist nicht Deine Schuld, dass Du in dieser nicht was ich wünschte, ermitteln konntest, wenigstens hoffe ich, dass ihre freie Lage Dir wohlgetan hat.“

„Nun, ganz vergebens habe ich sie doch nicht bezogen.“

„Wie!“ rief Oehlrich erregt, „Du hast endlich eine junge Dame gesehen? Bist Du ihr gefolgt; weißt Du wo sie wohnt?“

„Nein, Herr Professor, ich war nicht so glücklich die gewünschte Dame zu entdecken.“

„Nicht,“ sagte Oehlrich enttäuscht, „Du hast sie nicht gesehen, nicht bemerkt, dass die Gärtnerfrau mit ihr in Verbindung steht.“

„Nein, nichts von allein,“ sagte der Diener betrübt.

„Weshalb hast Du mich denn aufsuchen wollen?“

„Ich weiß selbst nicht mehr, warum ich dem, was ich Ihnen mitteilen wollte, eine Wichtigkeit beilege.“

„Nun, was ist es," fragte Oehlrich ungeduldig.

„Ich habe heute von einer alten Nachbarin gehört, dass die Gärtnerfamilie in einigen Tagen auszieht."

„Immerhin, das ist mir gleichgültig."

„Aber nicht um ihre Wohnung zu wechseln, denn sie verkauft alles daraus, sondern um auszuwandern."

„Wie, sie will auswandern!" rief Oehlrich erstaunt, aber sich rasch besinnend, sagte er ruhig: „Nun, vielleicht hat der Mann eine Stelle in einer entfernten Gegend bekommen?"

„Nein, die Familie geht nach Amerika."

„Hast Du recht gehört, nach Amerika?" fragte er erregt.

„Ja, der Mann mit Frau und Kind."

„Sonst niemand?"

„Nein, nur eine Magd nehmen sie mit."

„Eine Magd, wie sieht sie aus?"

„Ich habe sie nicht gesehen, aber die alte Frau sagt: es sei eine junge Waise, die" —

„Gut, ich begreife," unterbrach ihn Oehlrich rasch, „und wann will die Familie reisen?"

„In einigen Tagen."

Ohne den alten Mann weiter zu beachten, schritt

Oehlrich rasch auf das Häuschen zu. Die Gartenpforte war angelehnt, auch die Haustür stand offen. Die Gärtnerin, mit dem Zusammenlegen der Wäsche beschäftigt, bemerkte ihn nicht, er benutzte diesen Zufall um das Häuschen zu umgehen, und durch dessen Fenster in die Stube und Kammer zu schauen; beide waren leer, selbst durch das Küchenfenster konnte er weder eine Magd noch ein Kind erspähen, und vergebens suchte sie sein scharfes Auge in dem kleinen Garten. Niemand ließ sich erblicken.

Oehlrich fühlte, dass er jetzt oder nie das Geheimnis von Evelinens Aufenthalt der Gärtnerin, sei es auf welche Art es wolle, entreißen müsse. Er trat rasch auf sie zu. Sie blickte unbefangen auf, aber sie blieb es nicht, als sie den Professor erkannte.

„O!“ rief sie, nachdem sie sich gesammelt hatte, „wie gut ist es, dass ich Sie noch einmal sehe, Ihnen noch einmal danken kann.“

„Das haben Sie ja schon längst getan,“ sagte er scheinbar ruhig und den Doppelsinn ihrer Rede nicht beachtend. „Ich war hier in Ihrer Nachbarschaft, und wollte mich selbst überzeugen, wie es Ihrem Kinde geht.“

„Ich werde es gleich holen," sagte sie, indem sie davoneilen wollte.

„Wo haben Sie es?"

„Es ist im Garten."

„Allein?" fragte er erstaunt.

„Nein, mit der Magd, aber setzen Sie sich gütigst, Herr Professor, ich werde es sogleich holen," sagte sie, schon auf der Türschwelle.

„Lassen Sie es nur immerhin wo es ist; ich folge Ihnen."

„Das geht nicht," sagte sie sich umwendend.

„Warum nicht?" fragte er, schon an ihrer Seite, und auf's geradewohl den Garten durchschreitend.

Sie folgte ihm zögernd, und bei einer Gartenlaube stehen bleibend, sagte sie: „Ich bitte Sie, Herr Professor, nehmen Sie hier einstweilen Platz; die Magd ist mit dem Kinde jenseits des Gartens auf eine Wiese, worauf ich Wäsche liegen habe; ich werde den Kleinen sogleich holen."

„Das ist unverantwortlich!" rief der Professor, Jetzt lassen Sie das Kind noch auf einer feuchten Wiese, wie leicht kann sein Halsübel zurückkehren."

„Die Magd ist verständig, wenn sie merkt, dass es

feucht ist, gibt sie gewiss das Kind zu einer Nachbarin, deren Häuschen neben der Wiese steht. Aber ich will lieber, wenn Sie es erlauben, mit dem Kleinen morgen zu Ihnen kommen.“

Oehlrich hatte ihre letzten Worte nicht beachtet; er verfolgte aufmerksam das Treiben eines kleinen Hündchen, das mit der Gärtnerin zugleich das Haus verlassen hatte, und nun in dem Garten in der Richtung herumlief, in der das Gebüsch den Zaun verdeckte; plötzlich verschwand es und Oehlrich scharf auf die Stelle hinsehend, entdeckte eine kleine Pforte.

„Recht, ganz recht,“ sagte er zerstreut; „ich bin heute so müde, aber auch durstig, können Sie, liebe Frau, mir etwas zu trinken geben.“

„Ich kann Ihnen, Herr Professor, nur Milch oder Wasser anbieten,“ sagte sie.

„Gibt es keinen Wein, kein Bier in der Nähe.“

„Ja, aber beides ist schlecht — man kann es nicht trinken.“

„Denn bitte ich um ein Glas Milch.“

„Gleich, Herr Professor!“ sagte sie noch immer zögernd.

„Ich habe keine Eile, ich werde während der Zeit

meinen Brief lesen,“ antwortete er, sein Portefeuille hervorziehend.

Die Frau seufzte, sah sich noch ängstlich um, und ging dann langsam in das Hans; kaum war sie darin verschwunden, als Oehlrich rasch auf die Pforte zuschritt. Er öffnete sie leise, und sah sich in einem kleinen Gemüsegarten, in dem unter einem Apfelbaum auf einer hölzernen Bank ein Mädchen mit einem Kinde auf dem Schoß saß. Es hatte ihm den Rücken zugewandt, aber obgleich es den gewöhnlichen, halb ländlichen Anzug einer Magd trug, zeigte es doch die feinsten Formen.

Als er sie einige Augenblicke mit der qualvollen Ungewissheit eines Spielers betrachtete, der die Augen auf seinen letzten Einsatz heftet, lehrte sie ihn die Süßigkeit der Hoffnung und die Bangigkeit der Furcht zugleich kennen. Sein Herz klopfte hörbar, und sein sonst so scharfer Blick wurde von innerer Erregung verschleiert.

Blendete ihn der Glanz der untergehenden Sonne, wer die Gruppe wie mit einer Glorie umgab oder ist jenes Mädchen wirklich, wie sein ahnend Herz ihm sagt, Eveline? Aber wo sind ihre blonden Locken?

Jetzt merkte er erst, dass ein Mützchen das Haar deckte, aber eben zog das Kind lachend eine lange blonde Flechte daraus hervor, und spielte damit. Das Mädchen ließ es geduldig geschehen, denn seine ganze Stellung zeigte, dass es in tiefem Nachdenken versenkt war.

Leise näherte sich Oehlrich dem jungen Mädchen, dessen Antlitz er noch nicht gesehen hatte, aber jeder Zweifel war in ihm geschwunden und sanft legte er seine Hand auf Evelinens Schulter, indem er mit überströmender Empfindung rief: „Dem Himmel sei Dank, dass ich Sie endlich gefunden habe!“

Bei dieser unerwarteten Anrede erzitterte das Mädchen heftig; der Kleine entglitt ihrem Schoß, und fiel sanft in das Gras, das die Bank umgab, er wälzte sich laut jauchzend darin herum, und streckte seine Ärmchen der Gärtnerin entgegen, die mit von Angst beflügelten Schritten den Professor überall gesucht, bis die geöffnete Pforte ihr seine Spur gezeigt hatte. Nun nahm sie, war es aus Scheu oder Instinkt, schweigend das Kind auf, und entfernte sich unbemerkt.

Eveline hatte noch nicht den Kopf gewandt, aber sie ließ es willig geschehen, dass Oehlrich ihn sanft an

sich zog; sie schloss nur die Augen, als wolle sie einen schönen Traum nicht verscheuchen.

„So wie jetzt, so möchte ich Sie für das ganze Leben stützen," sagte er leise.

„Nein, nimmermehr!" rief Eveline heftig, indem sie aufsprang und davoneilen wollte.

Er hielt sie zurück. „Wie!" sagte er schmerzlich, „zum zweiten Male wollen Sie Ihren treusten Freund von sich weisen?"

„O, dass ich es tun muss, ist ja mein trauriges Verhängnis!" rief sie unter Tränen.

„Das ist auf immer gesühnt!" sagte „er, ihre Hand fest umschließend.

„Nein, nein, kein Gott kann mich davon erlösen! Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich los; ich muss allein meinen Lebensweg gehen."

„Aber sind Sie denn so sicher, dass ihre Kräfte dafür ausreichen."

„Wohler wäre mir, wenn sie mich verließen, wenn ich in den Wellen des Ozeans, noch ehe ich ihn durchschifft, ein kühles Grab finden möchte!" rief sie in einem so schmerzlichen Ton, dass dem starken Mann die Tränen in die Augen kamen.

„Eveline, ich beschwöre Sie, hören Sie mich ruhig an.“

„Nein, Sie können mir nichts mitteilen, was meinen Entschluss für immer von hier zu fliehen, schwankend machen könnte.“

„Aber warum wollen Sie denn Europa verlassen!“

„Sie fragen noch? O, mein Gott, so werde ich nicht einmal von Ihnen verstanden! Ich glaubte, dass Sie meinen Entschluss billigen werden, dass er Sie mit meinem Geschick versöhnen müsse!“

„Sie haben keine Sühne und Versöhnung zu geben, die müssen das Geschick und Ihre Freunde Ihnen bieten!“

Das junge Mädchen erhob zum ersten Mal ihre tränenfeuchten Blicke zu ihm empor; Erstaunen und Zweifel zeigten sich darin, aber als aus den seinen ihr eine feste Überzeugung entgegenleuchtete, verklärte sich ihr Antlitz, es war als ob der Schimmer kindlicher Harmlosigkeit darauf zurückkehre.

„O, mein Gott, warum hast Du in meinem schweren Leid und Kampf mir nie diesen Gedanken gesendet, wie sehr hätte er mich getröstet und aufgerichtet, aber vielleicht konnte ich ihn nicht fassen, weil er

unbegründet ist. O, gewiss ist es so!“ sagte sie schmerzlich.

„Nein, mein armes Kind. Verbannen Sie diesen Zweifel, der Ihren Geist verdüstert; er sieht alles nun aus einem getrübten Geschichtspunkte, aber wenn er erst seine Klarheit wieder errungen haben wird, muss er die Wahrheit erkennen!“

Und diese Erkenntnis wird fähig sein, mich zu erheben?“ fragte sie mit zitternder Spannung.

„Ich schwöre es Ihnen!“

„Sie wollen mich aus Güte täuschen?“

„Nein, ich spreche nur meine Überzeugung aus.“

„O, könnte ich sie zu der meinen machen! aber ich darf es nicht. Ich muss den rauen Weg, den ich als den allein richtigen erkenne, verfolgen und allein gehen!“ sagte sie schmerzlich, indem ein Zittern ihren Körper durchflog.

Er zog sie sanft auf die Bank zurück, vor der sie stand und sich neben sie setzend, sagte er mit scheinbarer Ruhe: „Lassen Sie uns das gemeinsam untersuchen, und sagen Sie mir vor allem, ob Sie meiner Unparteilichkeit und meinem Urteil vertrauen.“

„Ich habe es in meinen traurigsten Stunden zu

meinem Leiter genommen, und die Lösung aller schweren Fragen, zu denen das Schicksal mich drängte, in Ihrem Sinne gesucht.“

„Dank, tausend Dank!“ rief er innig und ihre Hand ergreifend, aber bald sich ermannend, ließ er sie los und sagte ruhig: „Welch seltsamer Zufall, während Ihre Frau Mutter mich zu Ihrem Vormund ernennen will, wählen auch Sie mich in Ihrem Herzen dazu.“

„Wie!“ rief Eveline, indem ein Schatten ihre klare Stirn verdüsterte, „meine Mutter hat Sie zu meinem Vormund ernannt?“

„Ich hoffe, Sie sehen darin keine Ursache mir zu misstrauen. Ihre Mutter übergab Sie meinem Schutze, weil sie sich für immer nach St. Pöplin zurückgezogen hat.“

„Meine Mutter in einem Kloster! O warum ist sie nicht mit mir nach dem Tode meines Vaters dahin gegangen?“ sagte Eveline schmerzlich bewegt.

„Blicken Sie nicht immer in die Vergangenheit, erfassen Sie lieber mutig die Gegenwart.“

„Das habe ich versucht, seit ich meine Mutter verlassen habe“

„Aber Sie sind nicht allein hier, Sie sind auch

Ihrem treusten Freunde entflohen. Gestehen Sie, dass es hart, dass es übereilt von Ihnen war.“

„Eine innere Notwendigkeit zwang mich dazu, und sie ist noch so gebietend, dass sie uns auch ferner für immer“ —

„Sprechen Sie das Wort nicht aus, ich kann es in dem Augenblick nicht hören, indem ich Sie, nach so langem vergeblichem Suchen endlich gefunden habe,“ sagte Oehlrich mit so tiefer Empfindung, dass Eveline errötete. Ein süßes Gefühl drang zum ersten Mal in ihr gedrücktes, so schwer geprüftes Herz; es erhellte es wie jener glänzende Stern, zu dem sie blickte, und der eben an dem Horizont auftauchte, welcher sich mit durchsichtigen Schatten bedeckte. Auch die Erde hüllte sich schon in jene mystische Dämmerung, die oft selbst die verschlossensten Naturen erschließt, weil sie den geheimnisvollen Ton trifft, welchen Gott in den Grund aller Herzen gelegt hat.

Eveline, welche fürchtete keine Antwort zu finden, die ihr Verstand billigen könne, und die, durch jede ihre Erregung zu verraten glaubte, lehnte nachdenkend und schweigend ihr Haupt an den Stamm des Baumes, unter dem sie saß, und durch dessen, schon dünnes

Laubwerk, einzelne Strahlen des aufgehenden Mondes ihre schwankenden Lichter warfen. Ihre weichen blonden Flechten, mit denen das Kind unlängst sein Spiel getrieben, fielen zu beiden Seiten bis auf ihre Knie herab, denn das kleine Mützchen, das sie verborgen hatte, war in den Nacken geglitten, und ließ die edlen Formen des schönen Kopfes frei. Ihre blauen, seelenvollen Augen, in die man wie in einen See blickte, der nur den Himmel widerstrahlt, und dessen Tiefe wunderbare Schätze verheißt, hatten die vergossenen Tränen nicht getrübt, sondern ihnen nur einen feuchten Glanz verliehen; sie wagte nicht sie auf Oehlrich zu richten, denn sie fühlte instinktmäßig, dass er in ihren Anblick versunken war. Er glaubte sie nie schöner gesehen zu haben. Die grobe Tuchjacke, die ihre Glieder eng umschloss, zeigte das vollkommene Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt, und das kurze Kleid vermochte nicht die zartgeformten Füße zu verhüllen.

Oehlrich fühlte, dass er in seiner stummen Bewunderung sich verraten, und Evelinens Vertrauen dadurch nicht erhöhen werde.

„Indem ich Sie prüfend betrachte,“ sagte er scheinbar ruhig, „finde ich, dass Ihre Gesundheit sich un-

gemein gestärkt haben muss. Ihre Formen sind voller, ihre Farbe frischer geworden, ja sie scheinen gewachsen.“

Um Evelinens Mund zuckte es wie eine schmerzliche Enttäuschung; sie presste erst die feingeschnittenen Lippen übereinander, ehe sie zur Antwort sie öffnete.

„Der Aufenthalt im Freien, die Bewegung, welche eine mannigfache häusliche Beschäftigung, ja selbst die Anstrengung, welche die Gartenarbeiten mir verursachen, haben vereint mit einer frugalen gesunden Nahrung, trotz meines Seelenleidens, meinen Körper gekräftigt,“ antwortete sie mit rührender Einfachheit.

„Ist es möglich!“ rief er erstaunt. „Sie haben alle diese niedrigen Arbeiten verrichtet?“

„Jede Arbeit ist heilig, denn sie trägt ihren Segen in sich; es gibt keine, die erniedrigen könnte, das habe ich als den höchsten Trost in meiner Verlassenheit empfunden. Der Arbeit allein verdanke ich es, dass ich wieder Selbstvertrauen, ja Selbstachtung gewonnen habe. Die Obliegenheiten einer Magd verrichtend, fühlte ich mich zum ersten Mal von einem freudigen Selbstbewusstsein durchdrungen. Nie habe ich mit einer so stolzen Empfindung meinen Körper in kostbare

Stoffe, wie in meine eigen geplättete Wäsche und selbst gemachten Kleider gehüllt. Das einfache Essen, das ich bereitete, schien mir schmackhafter als ich es je genossen. Das Gemüse, die Erdbeeren, die ich gepflanzt, verbreiteten ein Aroma, das nicht meinen Geruchnerven allein, sondern auch meiner Seele wohltat. Diese unmittelbare Beziehung zu der Natur, erschloss mir ein tieferes Verständnis. Ich fühlte die göttliche Kraft, die sie regelt, und ließ mich von ihrem reinen Hauch durchdringen; demütig neigte ich mich unter eine Macht, deren Größe und Güte ich auch in meinem Unglück wohltuend erkannte, und nur, indem ich das große unbegrenzte Bild von Himmel und Erde betrachtete, konnte ich mein elendes Schicksal vergessen; denn die Natur allein gewährt uns Frieden und Ruhe, und lässt unsere Schmerzen in ihre erhabene Harmonie verklingen!“

Mit wachsender Befriedigung hörte Oehlrich Evelinen zu. „Es ahnte mir! ich wusste es!“ sagte er oft leise, und als sie schwieg, fügte er laut hinzu. „Aber auf diesem Wege musste sich Ihnen auch die Erkenntnis der Wahrheit, deren Keim schon im Schoße Ihres Instinktes ruhte, bis zur höchsten Klarheit des

Verständnisses entwickeln, und Ihr Gewissen, empfindlicher und strenger als man es gewöhnlich findet, musste nur die innere Absicht, den bewussten Willen, nicht mehr die zufälligen Tatsachen erwägen. Die Moral kann Ihnen dann nur wie ein von der Vernunft und der Geschichte bestimmtes Gesetz erscheinen, das, wenn Sie es absichtlich nie verletzt haben, Sie auch über jedes Bedenken und Urteil erheben muss.“

Eveline folgte mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten, und sann darüber nach. „Mein Geist, den ich stets nur nach einer Richtung hinwendete, ist nicht kräftig genug, Um einen so hohen Flug zu nehmen, der, ich gebe es zu, vielleicht in Regionen führt, wo in klarer Anschauung die Tatsachen anders erscheinen, als man sie gewöhnlich betrachtet. Aber mein Nachdenken hat bis jetzt nur meine Leiden vermehrt, und meinen Verstand mit sophistischer Schärfe, alles was ich Schreckliches erlebte, fester in mein Gedächtnis geprägt, selbst die Notwendigkeit, meine Gedanken immer in mir zu verschließen, hat sie zu einer mir feindlichen Macht ausgebildet, der ich mich in der letzten Zeit um jeden Preis zu entziehen suchte, und das vermochte ich nur durch die Arbeit, denn die

physische Anstrengung allein ermattete die zerwühlende Kraft meines Geistes. Ich wollte mir auch das Brot, das ich aß, erwerben, und mich nützlich machen. Nur meine treue Pepi erschwerte mir meine Lebenswahl, und es gab manchen Kampf zwischen uns, ehe sie sich daran gewöhnte, mich als ihresgleichen zu betrachten.“

„Aber wie vermochten Sie, sich allen Nachforschungen zu entziehen?“

„Wir hielten das Haus, das ich nie verlassen habe, fest verschlossen. Aus diesem Gemüsegarten, der meiner Aussicht überwiesen war, und in dem ich oft, mit meiner Arbeit oder dem Kinde beschäftigt, mich aufhielt, führt ein Weg in’s Freie, den ich nur abends mit meiner Pepi, oder ihrem Manne einschlug.“

„Und Beide rechtfertigten Ihr Vertrauen?“

„Gewiss, es sind die treuesten Seelen, und mir zu lieb haben sie weder meine Mutter, noch das Gesetz gescheut. Nur Ihre Nachforschungen fürchteten wir.“

„Wo waren Sie, als ich Sie zum ersten Mal hier suchte.“

„In meiner Kammer, neben der Stube.“

„Sie hörten mein Gespräch mit der Gärtnerin?“

„Keines Ihrer Worte entging mir.“

„Und doch verfehlten sie ihre Wirkung, und vermochten nicht Sie in Ihrem Entschluss wankend zu machen,“ sagte er schmerzlich.

„Ich habe ihn mit schwerem Herzen durchgeführt.“

„Und als das Kind erkrankte, wo waren Sie.“

„In meiner Kammer.“

„Mein Brief kam also in Ihre Hände?“ fragte Oehlrich mit vorwurfsvoller Stimme.

„Ja,“ antwortete Eveline leise, „aber ich wagte nicht ihn zu öffnen. Ich hatte meinen Willen wie eine Eisdecke verhärtet, die mich von Ihnen trennen sollte; ließ ich nun zu der inneren Wärme, die sie oft zu sprengen suchte, noch die milden Strahlen Ihrer überzeugungsstarken Worte dringen, so musste sie schmelzen.“

Erregt ergriff er die Hand des jungen Mädchens, und während er sie sanft drückte, fühlte er zugleich die gehärtete Haut derselben. Das Zeichen der Arbeit hatte für ihn eine heilige Weihe; es bildete ein Adelsdiplom, das Eveline sich selbst ausgestellt hatte, und vor dem er sich in seinem Innern neigte. Seine

überströmende Empfindung wurde dadurch niedergehalten, denn konnte er hoffen, ein Wesen, das so viele Seelenstärke vereint, ohne Widerstand in die Strömung mit fortzuziehen, der er sich preisgegeben fühlte. Aber die inhaltsschwere Pause musste unterbrochen werden.

„Was brachte Sie denn auf die unglückselige Idee auswandern zu wollen?“ fragte er.

„Das Verlangen nach Freiheit.“

„War das so mächtig in Ihnen, dass Sie nicht einmal an den Schmerz dachten, den Ihre Entfernung mir verursachen musste?“ fragte er bewegt.

„Nur in meiner Verehrung und Dankbarkeit für Sie, fand ich eine Beziehung zu Ihnen,“ antwortete sie mit unsicherer Stimme.

Er ließ ihre Hand los, als hätten diese Worte ihm das Recht geraubt, sie zu halten.

„Und Sie wollten in die neue Welt mit Leuten gehen, mit denen Sie kein geistiges Band vereinen kann.“

„Es sind treue, edel denkende Menschen, und ich musste von hier fort. Nur auf freiem Boden werde ich frei!“

„Sie sind es schon hier. Ihre Mutter hat jedem Recht auf Sie entsagt, und — eine andere Person, die so unheilsvoll in Ihr Leben eingegriffen hat, ist tot.“

„Unmöglich!“ rief Eveline. „Er ist so jung.“

„Er ist mit dem Pferd gestürzt.“

„O, himmlische Gerechtigkeit!“ rief sie erschüttert, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend. Nach langem Schweigen fragte sie kaum hörbar. „Aber woher kennen Sie den — mein Geschick?“

„Ich habe es mit dem Instinkt, den — wahre Freundschaft immer gibt, erraten.

„O mein Gott, und ich wähnte niemand kenne es.“

„Niemand als ich, denn das Schweigen des Todes und des Klosters deckt es auf immer.“

„Nun wohl!“ sagte sie mit Entschlossenheit, „und Sie sehe ich heute zum letzten Mal.“

„Nein, nein, ich lasse Sie nicht!“ rief er, jede Fassung verlierend, und sie mit seinen Armen umschließend.

War es aus Überraschung oder Schwäche, dass Eveline ohne Widerstand an seiner Brust ruhte? Fühlte sie es nicht, dass seine Lippen ihre Haare streiften, dass

der sonst so kalte Mann vor Erregung erbebte? Nein, das war nicht Großmut, Mitleid oder Sympathie, das war die Leidenschaft eines Liebenden, und obgleich sie davon erschüttert war, sagte sie dennoch, indem sie sich ihm sanft zu entziehen suchte: „Wenn ich Ihnen nur ein wenig teuer bin, so lassen Sie mich ruhig gehen!“

„Sie fordern das Unmögliche Wer wird freiwillig der Hoffnung auf sein Glück entsagen.“

„Wie!“ rief sie erschüttert, „Sie haben, wenn auch nur einen Augenblick, den törichten Wahn genährt wir könnten zu einander eine innige Beziehung finden?“

„O Eveline, sie hat uns schon unbewusst vereint, als ich nur ihr Arzt war — und vielleicht vermochte ich es nicht länger zu bleiben, weil ich erkannte, dass Sie mir stets fremd bleiben wollten. Aber,“ fragte er plötzlich dringend, „warum sind Sie nicht sogleich zur Gärtnerin, warum sind Sie zu mir geflohen?“

„Weil ich von Ihnen allein Schutz gegen meine Mutter erwartete,“ antwortete sie nach einigem Zögern. „Sie sind mir immer als ein edler Mann erschienen, o sein Sie es auch jetzt! Erschweren Sie mir das Scheiden nicht! Gedenken Sie meiner wie einer Ver-

storbenen und wenn der Himmel mein Flehen erhört, so endet er bald durch meinen Tod mein Leid.“

„Schwaches Kindl“ rief Oehlrich mit Schmerz. „Du bist bei aller deiner Stärke dennoch feige. Du hattest den Mut, das Unglück, die unverschuldete Schmach und die Entbehrung zu ertragen, und zitterst vor dem Glück?“

„Weil ich dessen unwürdig bin!“

„Ich frage dich in dieser feierlichen Stunde bei Gott und deiner Seeligkeit: durch deine eigene Schuld?“

„Nein, o nein!“ rief sie zu seinen Füßen stürzend. „Ich schwöre es, nie habe ich mich selbst, weder durch einen Gedanken, noch durch ein Wort, oder einen Blick entweiht!“

Und Du zögerst in meine Arme zu kommen?“

„Weil mein Platz zu deinen Füßen ist,“ antwortete sie unter Tränen.

„Erniedrige Dich nicht, Du gehörst Dir nicht mehr allein. An meinem Herzen ist dein Platz. O, ich fühle es, die Liebe ist der Quell aller moralischen Größe, die man nur erreicht, indem man sich darin versenkt. Doch Du besitzest schon jede Seelengröße, nur keine Gerechtigkeit, denn Du marterst Dich und mich!“

„O, wie gerne ließ ich für Dich mein Leben!“ rief sie mit Leidenschaft.

„Das scheint Dir leichter, als es mir zu weihen!“

„Ich kann es nicht, denn — ich verehre Dich zu sehr.“

„Wie einen Götzen — aber nicht mit einer alles ausgleichenden, alles versöhnenden Liebe!“

„Hat die Liebe auch eine reinigende Kraft?“

„Die Wahrheit hat sie schon, um wie viel mehr die Liebe!“ antwortete er sanft, sie an sein Herz ziehend; sie ruhte daran, wie ein demütiges Kind.

„Ich fühle mich,“ sagte er nach einer Pause wie triumphierend, „so reich, dass ich Dir Ersatz für alles, was Du gelitten und entbehrt hast, bieten kann, aber diesen Reichtum verdanke ich Dir. Ich selbst bin erst zur Erkenntnis durch das Wunder der Liebe gekommen, und mir ist es jetzt, als könne es nichts Mächtigeres im Himmel und auf Erden geben als sie.“

„Ja,“ sagte Eveline leise, „sie bewährt das Wort des Evangelisten: Das Reich Gottes ist in uns!“

„Jetzt erkenne ich erst, dass der Geist eine Fackel ist, deren Licht nur dann eine ungetrübte Klarheit verbreitet, wenn es von dem Hauch des Gefühls genährt

wird. Pascal hat Recht wenn er sagt: dass das Herz Gründe hat, welche die Vernunft nicht kennt. Ich selbst leugnete sie, so lange nur, als ich Dich nicht kannte, aber durch Dich ist mir diese Wahrheit erschlossen worden.“

„Sprich nicht so von mir, Du beschämst mich; lehre mich erst an mich selber glauben!“

„Das wirst Du bald, wenn Du erkennen wirst, wie sehr Du mich zu beglücken vermagst.“

„Noch kann ich es nicht, alles erscheint mir wie ein Traum. Morgen wollte ich an Dich schreiben, von Dir auf immer Abschied nehmen, Dir sagen. . .“

„Dass deine Gedanken zu mir zurückkehren werden.“

„Ja, aber in einer Form, die Dir meine Liebe nicht verraten hätte.“

„Du siehst, mir ist die Macht gegeben, alle Geheimnisse der Seele zu durchdringen.“

„Weißt Du denn, was jetzt die meine erfüllt?“ sagte sie ernst.

„Nun, unser Glück!“

Sie sah zu ihm auf mit einer Unruhe, die nicht Furcht mit einem Zögern, das nicht Misstrauen war, und dennoch ihn im innersten Herzen verwundete, aber

sie fester an sich ziehend, und ihre Stirn küssend, sagte er anscheinend ruhig: „Ich fürchte, dass Du, mein armes Kind, Zeit brauchst, Dich daran zu gewöhnen. Darum sollte ich Dich eigentlich jetzt verlassen!“

„Nein!“ rief sie leidenschaftlich, „bleibe noch, denn mit Dir fürchte ich das Glück scheiden zu sehen, das ich nicht einmal mit meiner Phantasie mir anzueignen wagte, obgleich ich bei unserm ersten Begegnen schon fühlte, dass ich mich deiner Macht werde beugen müssen, denn sie gewann wider meinen Willen über mich Gewalt. Ich hatte beschlossen zu sterben. Meine Jugend, in der mein Herz von der reinsten Empfindung gehoben war, und die schönsten Hoffnungen nährte, die alle — so wähnte ich, der Erfüllung entgegen reiften, lag längst abgeschlossen hinter mir; ich konnte ohne den tiefsten Schmerz nicht einmal daran denken. Sie erschien mir wie ein klarer Bach, in dessen reinem Wasser der Himmel sich spiegelte, an dessen Ufer die schönsten Blumen blühen, aber sein Lauf führt an den Abhang eines Felsens; er stürzt hinab, und fällt getrübt auf steinigen Boden, in dem er versiegen muss.

Mein Leben sollte auch versiegen. „Ich wollte meinen zerwühlenden Empfindungen keine Worte leihen,

und da nie die Liebe mein Herz zum Überströmen brachte, sondern der Hass es erstarrte, war es wohl natürlich, dass ich schwieg. Kaum die notwendige Nahrung nahm ich zu mir, und da die Freiheit mir genommen war, entsagte ich auch der Bewegung. Aber das Denken konnte ich nicht unterdrücken, und wie entsetzlich man uns auch die Qualen der Hölle schildert, keine womit man die Verdammten martert, kann der gleichen, die unsern Geist zwingt, immer auf den Punkt zurückzukehren, den wir um den Preis unsers Lebens so gerne vergessen möchten.“

„Armes Kindl“ sagte Oehlrich erschüttert, „hast Du denn nicht versucht, Dich vor Dir selbst zu schützen?“

„Was hätte mir einen Ausweg aus dem Labyrinth, in das ich gestoßen, gewähren sollen? Die Beichte? Wenn ich an ihre erlösende Macht auch geglaubt hätte, durfte ich sie doch nicht erproben, denn konnte ich selbst einem Priester sagen, was mich drückte? Ich wurde auch von jedem ferngehalten, in meinem Herzen konnte selbst die Blüte der Religiosität nicht einmal zur Frucht reifen, die mich erquickte. Von Natur war ich auch mehr zur Selbstprüfung, als zur Hingabe an

einen fremden Willen geneigt, und kein Keim lag in mir zu jener asketischen Frömmigkeit, die oft zu mystischem Entzücken führt. Nirgend sah ich eine Erlösung und doch strebte ich mit allen Kräften meiner Seele danach.

Einmal kam ich auf die unglückselige Idee, durch fremde Gedanken meine eignen zu verdrängen; aber die Bücher, welche ich las, malten in rührenden Erzählungen die Mutterliebe, die Unschuld der Jugend, das Erwachen einer reinen Leidenschaft, das Streben nach dem Edlen, nach allem, was mir für immer versagt war. Sie führten mich nach einem Reich, wohin ich meinen Fuß nicht setzen durfte; sie zeigten mir einen Himmel, der mir verschlossen bleiben musste; ein Ziel, das ich nie erstreben konnte. O, früher war ich erstarrt, mein Geschick lag wie eine schwere Last auf mir, unter der ich erliegen musste, aber nun erschien es mir wie ein namenloses Unglück, das mir die Erde und den Himmel geraubt hatte.

Damals gelang es mir die Aufmerksamkeit meiner Mutter zu täuschen; ich entschlüpfte ihr, und war schon unbemerkt auf die Straße gelangt, um einen Weg einzuschlagen, von dem kein Steg mehr zurückführt. Aber

in der Nähe der Brücke holte meine Mutter mich ein. — Ich hatte keine Kraft ihr zu widerstehen. Die Aufregung, die Erschütterung, die Verwirrung meiner Gedanken — das Blut, das mir zum Kopfe stieg — alles vereint, machte mich ohnmächtig.

Als ich wieder zur Besinnung kam, fühlte ich, dass es mir nie gelingen werde, auf eine rasche Art meine Leiden zu enden — und darum versuchte ich es wieder auf die schon begonnene. Aber meine Jugendkraft war stärker als mein Wille, und der Instinkt zum Leben machte sich oft geltend, wenn ich glaubte, ihn schon ganz überwunden zu haben. Ich vermochte weder zu leben noch zu sterben — und damals war es, als meine Mutter Sie zu meiner Hilfe herbeirief. Gerne hätte ich Sie von mir gewiesen, aber ich musste Ihre Besuche dulden, doch gestand ich es mir selbst nicht, dass ich bald — mit banger Sehnsucht ihnen entgegensah.

Ich darf es wohl nicht wiederholen, wodurch es Ihnen gelang, meine Aufmerksamkeit zu fesseln, meine grübelnde Geistesrichtung zu zerstreuen, meinen Körper zu beleben, und meine Seele, wenn auch nicht mit Hoffnung, doch mit Resignation zu er-

füllen. Und dennoch beschloss ich, Sie nicht mehr zu sehen.“

„Aber warum, nachdem Sie durch ihr unheilvolles Geschick wie eine Martyrin gelitten hatten, entzogen sie sich den Trost, den ich Ihnen zu gewähren vermochte.“

Eveline schwieg verwirrt, und dieses momentane Schweigen durchdrang Oehlrich mit einer seligen Empfindung.

„Sie flößten mir gleich so viel Hochachtung ein, dass ich Sie selbst über den Grund meiner physischen Schwäche nicht länger täuschen wollte. Ich zeigte Ihnen lieber eine Undankbarkeit und eine Kälte, welche ich weit entfernt war, zu empfinden,“ sagte sie. „O, warum wusste ich nicht gleich den Ton zu treffen, der zu Deinem Herzen dringt. Vielleicht hätte ich Dir manches Schwere dadurch ersparen können!“ rief er.

„Ich bedaure nicht, dass es gekommen ist, wie es kam. Auf mich selbst angewiesen, durfte ich mich nicht verlassen; jeder anderen Hilfe hätte ich misstraut.

„Auch der meinen? Womit habe ich es verdient, von Dir verkannt zu werden? fragte er schmerzlich.

„O mein Gott, ich habe Dir wehe getan! Ich

ahnte es wohl, dass ich Dich nie werde beglücken können. Du musst Dich mit einem Wesen vereinen, das nur erhabene Empfindungen kennt, und nicht das Misstrauen, und nicht —“

„Schweige, ich beschwöre Dich, schweige! Stelle auch durch keinen Gedanken ein anderes Wesen zwischen uns, denn nur Du kannst das meine ergänzen. Nie hat eine Frau mir eine tiefere Empfindung, nie eine höhere Achtung eingeflößt. Wüsstest Du was ich gelitten, seit ich Dich vergebens gesucht, dann würdest Du nicht mehr zweifeln, dass Du nur allein fähig bist, mich zu beglücken,“ sagte Oehlrich, mit einer solchen überzeugenden Innigkeit, dass Eveline davon überwunden, den Kuss, den er wie zur Bestätigung auf ihre Lippen drückte, erwiderte.

Nach einem seligen Moment, in dem sie demütig und doch von einem stolzen Gefühl gehoben, in seinen Armen ruhte, sagte er wie um. die Glut zu dämpfen, die gleich schäumendem Wein überzuströmen drohte, scherzend zu ihr: „Weißt Du, mein Kind, dass ich vor allem erst Dein Vormund werden muss, damit Du gezwungen werdest, Dich meinem Willen zu unterwerfen, ehe es heißt: „Er soll dein Herr sein!“

Edeline zuckte in freudigem Schauer zusammen. Was sie nicht zu träumen gewagt, sollte zur seligen Gewissheit werden. Einen Augenblick stieg die Hoffnung aus ihrem gedrückten Herzen, wie das Wasser aus dem Felsen hervor, den ein Mosesstab berührt hatte. Sie erhob ihren reizenden Kopf, und warf einen Blick der Bewunderung und Liebe auf Oehlrich. Die zunehmende Klarheit des Mondes ließ ihn die ganze Bedeutung dieses Blickes erkennen, aber die Hochherzigkeit seines Charakters zwang ihn, nur in seinem Innern ihn nachwirken zu lassen.

Eveline war so bewegt, dass sie nicht antworten konnte. Sie fühlte, dass die Erinnerung dieser Stunde, selbst wenn keine ähnliche ihr folgte, gleich einer himmlischen Harmonie, ein Echo von Glückseligkeit stets in ihrem Leben nachklingen lassen werde. Vielleicht hatte sie es diesem Augenblick des Entzückens zu danken, dass sie selbst sich für würdig hielt, das, wozu sie Oehlrich erheben wollte, zu werden. Die seligen Tränen, die ihren Augen entquollen, schienen für sie zum Tau zu werden, der alle Keime des Edlen, die in ihr lagen, befruchten müssten. Sie fand es nun erst für möglich, dass demütige Erkenntnis, Leid und

Arbeit, ihr den Weg zur Unschuld und Liebe wieder geebnet hatten.

Oehlrich musste sich zusammennehmen, um nicht Eveline, deren Gedanken er erriet, an sich zu ziehen, und mit seinen Lippen ihre Tränen einzufangen, die er aber im Grunde seines Herzens sammelte. Bewegt bis zur Leidenschaft suchte er doch nur, ihr mehr den Freund, als den Liebenden zu zeigen.

„Du schweigst, Eveline, fürchtet sich Dein Unabhängigkeitssinn vor der Ehe?“

Sie zog, statt aller Antwort, ehe er es hindern konnte, seine Hand an ihre Lippen.

„Kind, vergiss nicht, dass meine Frau sich nichts vergeben darf,“ sagte er strenge.

„Kann sie es tun, indem sie Dir ihre unbegrenzte Liebe zeigt.“

„Aber diese Liebe muss sie neben mich stellen, nirgends sonst ist ihr Platz. Und glaube mir Eveline, es ist am besten, dass Du diesen Platz gleich einnimmst. Wozu soll ich Dich noch, wie es erst meine Absicht war, zu Madame Wernick führen. Lieber stelle ich Dich, ihr gleich als meine Frau vor.“

„Das ist unmöglich!“ rief Eveline, geteilt zwischen Entzücken und Zweifel.

Warum unmöglich? Ich habe einen alten Bekannten, der Priester ist, und der meinen Charakter gewiss für eine ausreichende Bürgschaft hält, um uns gleich zu trauen. Die nötigen Papiere schaffe ich später herbei, und unser Schicksal ist unwiderruflich festgestellt, ehe Jemand darin einzugreifen vermag.“

„O Oehlrich!“ rief sie, die Hände wie zum Gebet faltend, und mit unsäglicher Liebe zu ihm aufsehend.

„Also morgen empfängt der geheimnisvolle Bund, der uns längst vereinte, seine Weihe. Ich trenne mich bis dahin nur ungern von Dir, aber der Arzt macht sich in mir geltend, ich fühle, dass die Abendlast Dir schädlich sein kann. O, wenn Du Dich entschließen könntest, mir gleich zu folgen! Das Glück wird mich schon zu einem Asyl für Dich leiten.“

„Lass mich in meine Kammer zurückkehren, und mein Lager, aus dem oft die Empfindung meiner Verlassenheit mich schlaflos ließ, mit Tränen des Glücks benässen.“

„Also morgen komme ich Dich holen.“

„Überstürzen wir nichts, mein geliebter Freund.

Es gibt noch so manches, was berücksichtigt und gehoben werden muss. Morgen kommt auch der Mann meiner Pepi, der alles zu unserer Reise geordnet hat.“

„Sprich nicht davon. Mir ist es, als hättest Du dadurch eine Untreue an mir begehen wollen, die Dir zu verzeihen, mir bei aller Liebe zu Dir, schwerfällt.“

„O, welche Verdammte wagt es, paradisische Träume zu nähren!“ sagte Eveline mehr zu sich, als zu Oehlrich, der endlich sich zum Nachhause gehen entschloss. Sie hing sich an seinen Arm, und berührte, als sie ihn bis zur Gartenpforte begleitete, kaum den Boden, denn ihr Leben schien sich, wie eine leuchtende Ebene vor ihr auszudehnen.

Noch einen Augenblick ruhte sie an Oehlrichs Brust, dann schritt er rasch der Pforte zu, aber als sie hinter ihm sich schloss, schien sie ihm nicht fest genug seinen höchsten Schatz zu bewahren. Einen Augenblick dachte er daran, ihn durch seinen alten Diener behüten zu lassen, aber er wies diese Idee als eine unwürdige zurück. Er fühlte, dass unauflösbare Gefühle, die fester als jedes äußere Band waren, ihn mit Eveline vereinen.

Während Oehlrich durch die menschenleeren Straßen

der Vorstadt ging, ließ die Stille, die darin herrschte, ihn ungestört seinen Empfindungen und Gedanken nachhängen. Weder überrascht noch beunruhigt, nein, nur tief beglückt, fühlte er sich durch die Veränderung, welche sein inneres und äußeres Leben durch das Wiedersehn mit Eveline gewinnen musste. Alles strebte jetzt einem schönen Abschluss zu. Die Liebe durchdrang ihn wie ein göttliches Feuer, das selbst seinen Verstand erleuchtete, der jetzt, wo er sonst nur tiefen Schatten bemerkte, ein mildes Licht durchglänzen sah. Und das alles dankte er Eveline, diesem jungen Mädchen, das mit einem hellen Geist, ein glühendes Herz, mit kindlicher Reinheit die bittersten Erfahrungen, mit warmer Empfindung eine kalte Selbstbeherrschung verband. Sie erschien ihm wie eine Martyrin und Heldin zugleich, und ebenso liebens- als bewunderungswert.

Die halbe Nacht brachte er damit zu, die nötigen Anordnungen zu seiner Verbindung mit ihr zu überlegen und festzustellen, aber dadurch erkannte er erst, dass sie für den nächsten Tag unmöglich sei. Diese Überzeugung schmälerte seine selige Befriedigung, denn die Tage, in denen das Glück reift, sind zwar

durch ihre göttliche Verheißung mit Wonne erfüllt, aber nur für die Jugend, die noch keinen Wechsel des Geschickes kennt, die Zuversicht darauf, ist der Erfahrung getrübt, und Oehlrich brachte sie um die Ruhe der Nacht.

VI.

Durch die Spalten der halbgeschlossenen Läden drangen schon die Sonnenstrahlen in Evelinens Kämmerchen, als sie noch auf ihrem Lager schlummernd lag. Ein süßer Traum, der das Glück des Abends mit duftigen Fäden bis in die Unendlichkeit weiterspann, und sie dennoch auf seine willkürliche Weise, in ihre Kindheit zurückführte, hielt sie noch in seinen wohltuenden Banden befangen. Ihre Seele schien sich von den paradiesischen Bildern, die sie umgaukelten; nicht loslösen zu können, denn die Gärtnerin, von ihrem langen Schlaf beunruhigt, war eben bis dicht an ihr Bett getreten, ohne dass sie erwachte. Frau Pepi fand nicht den Mut, ihr Fräulein, das sie oft noch wider dessen Willen so nannte, zu stören,

denn sie bemerkte wohl das selige Lächeln, das Evelinens Mund umspielte. Mit echt weiblichem Instinkt verriet sie was vorgefallen, obgleich das Fräulein sie gestern nur schweigend umarmt hatte, aber dieses Überströmen einer glücklichen Empfindung hatte ihr mehr gesagt, als alle Worte vermögen, und da der Professor ihr sein Interesse für Eveline gezeigt, zog sie aus Beider Wiedersehn die richtigsten Folgerungen.

Nichts hätte ihr erwünschter als diese Vereinigung kommen können, denn nur mit schwerem Herzen hatte sie aus Liebe zu Eveline sich entschlossen, ihr Vaterland zu verlassen. Ihr Mann war immer dazu geneigt gewesen; von ihm lebte ein Bruder in Amerika, der sich bereits ein kleines Besitztum erworben hatte, und auch er hoffte auf einen gleichen Erfolg seiner Arbeit. Wie ihn nun also wieder überzeugen, dass auch hier das Glück ihn finden könne? Einstweilen beschloss sie ihr Fräulein ungestört zu lassen, aber als sie die Tür leise hinter sich anzog, erwachte Eveline, doch nicht wie sonst sprang sie rasch von ihrem Lager, sie schien willkürlich ihren Traum fortsetzen zu wollen, als ob sie fürchtete, dass der Tag seine Verheißung nicht erfüllen könne.

Mit der Überzeugung der Wirklichkeit kam ihr auch endlich die, dass Oehlrich sie bald aufsuchen werde, darum kleidete sie sich rasch an, und mit einem Wohlgefallen, wie sie es nie gekannt, ordnete sie ihre reichen Haare, und ließ sie unverhüllt in ihrer ganzen Fülle glänzen. Ihre zierlichen Füße stellte sie mit einem siegenden Lächeln in ihre plumpen Schuhe, als wären es Kothurnen, auf denen sie stolz einherschreiten könne und nicht ohne leise Koketterie betrachtete sie ihre feinen Formen, die selbst aus der groben Hülle edel und geschmeidig hervortraten.

Aber diese so natürliche Empfindung, die sie heute zum ersten Mal zu einem Gegenstand der Beachtung und des Vergnügens für sich selbst machte, wurde bald von dem Gedanken unterbrochen, dass sie über ihr neues Glück, ihre alten Pflichten vergessen hatte. Die alte Schwarzwälder Uhr, die in der großen Stube stand, gab eben die siebente Stunde an, und sie hatte nicht wie sonst das Frühstück bereitet, das Kind angekleidet, und jene Beschäftigungen vollbracht, die ihr oblagen.

Hatte sie wirklich mit der Vergangenheit ganz abgebrochen, und konnte sie wie ein zu drückendes Ge-

wand, sie von sich streifen? Bei dieser Frage, die sie sich machte, kehrte sie von der Tür, welche sie eben öffnen wollte, wieder um, und sich auf einen Schemmel sehend, senkte sie den Kopf, wie von Sorgen gedrückt, während sie mit der Hand die Augen deckte, als ob die Sonnenstrahlen, die durch das Fenster, welches sie geöffnet hatte, drangen, ihr Schmerzen machten, oder als ob sie mit ihrem Glanze einen scharfen Kontrast mit den trüben Schatten bildeten, die in ihrem Innern aufstiegen.

„Aber was ist Ihnen denn, Fräulein Eveline?“ fragte Pepi, die mit dem Kinde auf dem Arm vom Garten aus, sie schon eine Weile erstaunt betrachtet hatte.

„Mein Kopf schmerzt mich,“ antwortete sie, ihn erschreckt erhebend.

„Das macht, Sie haben zu lange geschlafen. Sie sind daran nicht mehr gewöhnt. Kommen Sie nur in den Garten; ich, habe, weil der Morgen gar so schön ist, ihr Frühstück in die Laube gestellt.“

„Warum bedienst Du mich denn heute?“ fragte Eveline beschämt, schon an ihrer Seite durch den Garten gehend.

„Weil wir von nun an in unser altes Verhältnis zurückkehren, und der Himmel endlich meinen Wunsch erfüllt und sie glücklich gemacht hat?“

„Meinst Du?“ fragte Eveline mit einem wehmütigen Lächeln.

„Wie, bedarf es noch einer Frage? Der liebe Gott hat wider Ihren Willen zu Ihren Gunsten entschieden, und wo Er so augenscheinlich spricht, wäre ein Zweifel eine doppelte Sünde. Der Herr Professor weiß gewiss, dass Sie von Ihrer bösen Mutter davon gegangen sind, um sich nicht mit einem Mann, den sie nicht achten und mögen, zu verbinden, und er wird wohl verstehen, Sie zu schätzen! Die Frau Rätin muss ihre Einwilligung geben, und was kann sie auch gegen einen Herrn haben, der in der ganzen Stadt so geachtet ist.“

„Woher weißt Du das?“ fragte Eveline, über deren ernste Züge es bei Oehlrich’s Lob, wie Sonnenlicht leuchtete.

„Das weiß jedermann, der den Herrn Professor kennt. Er gibt den armen Leuten nicht allein umsonst die Rezepte, sondern auch das Geld, sie machen zu lassen.“

„O gewiss, er verdient das beste Los!“ sagte Eveline mehr zu sich, als zu Pepi.

„Nun, wenn er Sie zur Frau bekommt, so hat er ja auch alles, was man sich nur wünschen kann!“

„Glaubst Du?“ fragte Eveline seufzend.

„Ich weiß nicht Fräulein, wie Sie mir heute vorkommen. Ich dachte, Sie werden vor Glückseligkeit gar nicht ruhig sitzen können, und nun sind Sie so nachdenkend und ernst. Hat der Herr Professor Ihnen denn gestern nicht gesagt, dass er Sie heiraten will?“

„Ja, er wünscht es.“

„Und Sie lieben ihn?“

„O gewiss Pepi, von ganzer Seele.“

„Aber warum haben Sie sich bis jetzt vor ihm verborgen, warum musste ich schwören, ihn nicht zu Ihnen zu führen?“

„Ich kannte nicht seine Empfindung für mich.“

„Aber nun ist alles gut, nun kann auch von unserer Reise nicht mehr die Rede sein. Wir haben zwar unser Häuschen vermietet, unsere Sachen verkauft, aber es wird sich schon wieder machen, denn nun heißt es: bleib im Lande und nähre Dich redlich.“

Eveline antwortete nicht. „Ich glaube wirklich, Sie sind unwohl,“ sagte nach einer kleinen Pause Pepi, indem sie Eveline betrachtete. „Sie haben heute kein Gesicht, wie es sich für eine Braut ziemt. Wenn ich meinem Martin an unserm Verlobungstage so wäre entgegengekommen, so hätte er mich sicher sitzen lassen. Nein, das geht nicht Fräulein, nehmen Sie mir das Kind ab, und gehen Sie ein wenig durch den Garten, das wird Ihnen wohltun, und ich will währenddessen das Mittagsessen bereiten.“

Eveline nahm den Kleinen, aber statt den Rat der treuen Pepi zu befolgen, blieb sie auf ihrem Platz und ließ sich wieder von dem Kinde ruhig ihre Flechten zerzausen; nur wenn es in den Blättern rauschte, schreckte sie zusammen, oder blickte ängstlich um sich.

Endlich aber ermannte sie sich; sie richtete sich aus ihrer gebückten Stellung auf, nahm das Kind, und ging mit ihm nach dem Gemüsegarten. Als sie die Stelle betrat, auf der sie gestern so glücklich war, verklärte sich ihr ganzes Wesen. Ihr Herz füllte sich mit Liebe und Dankbarkeit. Mit freudigem Stolze erinnerte sie sich der erhebenden Worte, die Oehlrich ihr gesagt hatte, und ihr inneres Auge öffnete sich

wieder der Wahrheit, die er sie lehrte: Sie erkannte, dass es in der Tat kein anderes Hindernis ihrer Verbindung gab, als welches ihr törichter Wahn heraufbeschworen, und sie beschloss seine Herrschaft zu brechen.

O, wäre doch Oehlrich nahe gewesen, um sie in dieser Ansicht zu bestärken! Unangenehme Zufälle aber, die sich oft dann häufen, wenn man statt sie mit Geduld und Umsicht zu umgehen, mit Energie von sich weisen will, verhinderten den Professor, so früh er sich vorgenommen hatte, Eveline aufzusuchen.

Seine Obliegenheiten am Lazarett hatte er so viel als möglich beschleunigt, aber als er sich frei glaubte, kam, eben noch zur rechten Zeit, ein Diener des Bankiers ihn daran erinnern, dass Frau von Solding seinen Besuch erwarte. Ihr Übel, das hatte er schon gestern erkannt, war kein bedenkliches, aber doch von der Art, dass es dem Arzt die Pflicht auferlegte, es zu überwachen, und deshalb konnte er sich ihr nicht länger entziehen.

Er fand Caroline, wahrscheinlich von dem physischen und moralischen Zwang, den sie sich schon längere Zeit auferlegt hatte, in der höchsten Anspannung, und

in jenem, dem Arzt nicht unerklärbaren doch so unzugänglichen Zustand, in dem das körperliche Leid nur ein schwaches Echo von dem der Seele bildet.

Er erschrak über die Veränderung, welche Carolinens Äußere zeigte. Aller Zauber, alle verführerische Schönheit war aus ihren Zügen verschwunden, die einend starren und scharfen Charakter angenommen hatten. In ihren Augen glühte ein unheimliches Feuer, und um ihren Mund, den sonst ein stolzes siegesbewusstes Lächeln umspielte, zog sich jetzt ein schmerzlicher Zug. Ihr Geist schien wie ihr Körper gebrochen, denn sie versuchte nichts, um ihren Seelenschmerz zu beherrschen. Auf die Fragen des Arztes hatte sie immer die eine Antwort: „Ich leide!“

Oehlrich griff nach ihrem Puls, er ging matt aber regelmäßig, doch vergebens suchte er sie aus ihrer Apathie zu reißen. Er verließ sie bald, um nach ihrem Manne zu sehen, den er schlimmer fand, als er erwartet hatte. Die große Erschütterung, welche ihm gestern das plötzliche Leiden seiner Frau verursacht hatte, und die sich in jener Aufregung zeigte, welche ihn drängte, ununterbrochen zu sprechen, war in eine bedenkliche Schwäche übergegangen, die in ihm selbst

das Besorgnis über das Befinden seiner Frau nicht mehr aufkommen ließ.

Die ärztliche Kunst konnte hier nur so lange als möglich erhalten, aber nicht mehr retten, diese Überzeugung hatte der Professor, und einen Augenblick war er geneigt, sie Caroline gegenüber auszusprechen. Aber er unterließ es, weil er sich gestehen musste, dass er diese Mitteilung weniger benutzen wollte, um ihre Apathie zu heben, als um sie ahnen zu lassen, dass er wisse, wie ihr erster Schritt wider die Natur, sie fortgesetzt zu neuen Irrtümern geführt hatte. Und was hatte sie erreicht? Die Macht der Liebe, die sie verleugnete, hatte sie jetzt nicht auf eine beglückende läuternde Weise, sondern auf eine vernichtende kennen lernen, und wie sie sich einst um des Glanzes willen von einem treuen Herzen gewendet, wurde jetzt das ihre verraten!

Oehlrich versenkte sich heute nicht lange in solche Betrachtungen; es drängte ihn Eveline wieder zu sehen, aber er wollte erst mit einem erwünschten Resultat vor sie hintreten, und um es zu erreichen zu können, musste er zu dem Notar, den die Rätin zum Vormund ernannt hatte. Vor allen aber wollte er Eve-

line über sein Ausbleiben beruhigen, er fuhr deshalb nach Hause und teilte ihr schriftlich mit, was ihn verhinderte sie aufzusuchen. Doch mit wem sollte er das Billett befördern. Er wagte es nicht durch seinen Diener zu senden, denn er wünschte, dass man Eveline erst als seine Frau erblicke, und vergebens auf einen fremden treuen Boten sinnend, steckte er das Billett in der Hoffnung zu sich, sie bald selbst sprechen zu können.

Der Notar, dem er offen mitteilte, dass er sich in diesen Tagen mit Eveline verbinden wolle, fand sich nicht berechtigt, ihm die Mittel zu erleichtern. Er wies ihn an die Rätin und erinnerte ihn an so viele notwendige Formalitäten, dass Oehlrich der Kopf schwirrte, wenn er an alle diese Umständlichkeit dachte. Er wurde ungeduldig, obgleich er einsah, dass der Notar Recht hatte, und verstimmter noch als er zu ihm gekommen, verließ er ihn, um sich wenigstens den ganzen Nachmittag zu einem ungestörten Zusammensein mit Eveline zu sichern.

Er speiste flüchtig zu Hause, machte noch seinen Rundgang im Hospital, gab dem Sekundärarzt Anweisungen, um ihn zu vertreten, und wollte eben einen

Fiaker vorfahren lassen, ohne die Aufforderung des Barons von Trettau, der ihn zu sich beschieden, zu berücksichtigen, als dessen Diener ihn nochmals dringend um seinen Besuch bitten kam, aber vergebens alle Mittel aufbot, um ihn dazu zu bewegen; er musste sich endlich erfolglos zurückziehen. Oehlrich atmete erleichtert auf, und eilte die Treppe hinab. Während er die Haustür öffnete, läutete ein ältlicher Herr, dessen glänzende Equipage vor der Tür stand.

„Habe ich die Ehre mit dem Herrn Professor Oehlrich zu sprechen?“ rief er ihm entgegen.

Der Professor verneigte sich bejaend.

„Gottlob, dass ich Sie noch treffe!“ rief der Herr, dessen ganzes Wesen den feinen sicheren Anstand einer vornehmen Abkunft zeigte. „Ich hoffe Sie werden, was Sie auch vorhaben, sich durch meine Bitte bewegen lassen, mir zu folgen!“

„Es ist unmöglich“ sagte Oehlrich.

„Nein, o nein! denn nichts kann wichtiger sein, als der Wunsch einer Kranken, die mit fieberhafter Sehnsucht nach Ihnen verlangt!“

„Aber mein Herr, ich kann über eine Kranke nicht die anderen versäumen, und ich will eben zu

Jemand, der mich gewiss ebenso sehnsüchtig erwartet!“

„Aber ist es denn ein so bedenklicher Fall, dass, wenn Sie Ihren Besuch eine halbe Stunde verzögern, Gefahr entstehen kann!“

Der Professor antwortete nicht.

„Dann beschwöre ich Sie, sich meines Wagens zu bedienen, und mich zu meiner Frau zu begleiten.“

„Ich werde Sie später aufsuchen.“

„Nun,“ sagte der Herr resigniert, „denn muss ich mich bescheiden. Also ich darf Sie in einer Stunde erwarten?“

„In einer Stunde?“ fragte Oehlrich erstaunt.

„Ich fürchte, der Besuch, den Sie noch machen müssen, wird Sie so lange aufhalten.“

„O, gewiss länger.“

„Denn beschwöre ich Sie nochmals mir zu folgen!“ sagte der Herr, indem er dem Professor zu dem Wagen führte, dessen Tür ein Diener noch immer geöffnet hielt. Oehlrich folgte ihm mechanisch. „Aber,“ sagte er plötzlich mit einer Bewegung, die verriet, dass er den Wagen verlassen wollte, „Sie haben gewiss Ihren eignen Arzt?“

„Ja, den Hofrat Berger.“

„Sie können unbedingt seiner Erfahrung und seinem Wissen vertrauen.“

„Ich gebe das gerne zu,“ sagte der Herr, dessen Kutscher auf seinen Wink rasch fortfuhr, „aber meine Frau, die an einem Fieber leidet, hat heute Vormittag wiederholt gesagt, dass sie ohne Ihre Hilfe, Herr Professor, sterben müsse.“

„Kennt sie mich denn?“

„Sie hat Sie nur einmal bei einem unglücklichen Zufall gesehen, der sie so erschüttert hat, dass ich wohl annehmen kann, sie sei in Folge desselben erkrankt.“

„Ich erinnere mich dessen nicht.“

„Ein alter Mann fiel, vom Schlage getroffen, vor unserer Wohnung in demselben Augenblick nieder, in dem meine Frau in den Wagen steigen wollte. Ergriffen von dem Anblick des Leidenden, den sie nur ohmnächtig wähnte, ist sie Ihnen, der als zufällig Vorübergehender so rasch zu Hilfe bereit war, in das Zimmer des Portiers, wohin man den Sterbenden brachte, gefolgt. Sie sah dort Ihre Menschenfreundlichkeit, Ihre Umsicht.“

„Aber sie sah zugleich, dass ich den Sterbenden nicht retten konnte,“ sagte der Professor bitter.

„Den Sterbenden nicht, aber Gottlob, die Krankheit meiner Frau ist nach dem Ausspruch des Hofrats nicht von der Art, dass wir einen ähnlichen Ausgang fürchten dürfen, ja, er hat sie nicht einmal für gefährlich erklärt.“

„Wenn Sie das wissen, bedürfen Sie ja meiner nicht?“ sagte Oehlrich scharf.

„Aber Herr Professor,“ antwortete der Herr erstaunt, „Sie hören ja, dass die Kranke nach Ihnen verlangt, dass sie den Glauben hat, nur durch Ihre Hilfe genesen zu können.“

„Ein Fieberwahn!“

Der Herr schien geneigt, etwas Empfindliches antworten zu wollen, aber er besann sich und sagte: „So haben Sie damit Nachsicht, und gewähren Sie meiner Frau Ihren Besuch und mir die Beruhigung, ihren Wunsch erfüllt zu sehen.“

„Ich muss es wohl, denn Sie haben mich ja entführt,“ antwortete Oehlrich scherzend.

„Sie wollten ja auf die Aufforderung meines

Dieners, dem ich, durch den Wunsch meiner Frau bestimmt, unmittelbar folgte, nicht kommen.“

„Ah, Sie sind der Baron Trettau? Jetzt erinnere ich mich auch lebhaft Ihrer Frau Gemahlin. Seit wann ist sie denn erkrankt?“

„Ich bemerkte schon, seit jenem Unfall in unserm Hause. Der Schrecken, den er ihr verursachte, hat ihr ganzes Nervensystem erschüttert; sie wies alle Zerstreuungen von sich, und zeigte seltsamer Weise kein Vertrauen mehr zu unserm alten Arzt. Sie hat sich nach Ihrem Namen erkundigt, gehört, dass Sie zu den ersten medizinischen Kapazitäten zählen und ebenso bekannt als Menschenfreund sind,“ sagte der Baron, nicht ohne einen Anflug von Ironie.

„Sie scheinen das letztere zu bezweifeln,“ sagte Oehlrich lächelnd, aber vielleicht nur, weil der Wagen in demselben Augenblick schon vor der Wohnung des Barons hielt.

Der Portier zog den Hut mit einer maliziösen Vertraulichkeit, die für Oehlrich eine Erläuterung zu den Mitteilungen des Barons bildete, der stolz und schweigend die Treppe hinaufging. Er folgte ihm bis in das Zimmer der Baronin, die er im Bett mehr

sitzend als liegend fand. Eine fieberhafte Röte brannte auf ihren Wangen, und die schmale feine Hand, nach welcher der Professor griff, zitterte heftig in der seinen.

„Nicht wahr!“ fragte sie ihn, indem sie ihre Augen, die von einem unheimlichen Feuer leuchteten, auf ihn richtete, „Sie werden mich nicht zum Sterben verdammen!“

„Beruhigen Sie sich. Ihr Unwohlsein lässt keinen traurigen Ausgang fürchten; ich hoffe, es wird bald gehoben sein.“

„Nein, es schmerzt hier und hier zu sehr!“ sagte sie, auf Kopf und Herz zeigend.

„Ein wohltuender Schlaf wird diese Leiden mildern.“

„O, das ist es eben, ich kann nicht mehr schlafen, seit ich den alten Mann habe sterben sehen. Überall erblicke ich den Tod; aus jeder Ecke grinst er mich an, hinter jedem menschlichen Antlitz sehe ich ihn versteckt, ja, als ich seinem Anblick in der Gesellschaft zu entfliehen hoffte, sah ich, wie er im raschen Tanz die Jugend umstrickte, wie er hinter dem Stuhl lauerte, worauf das Alter ruhen wollte; wie er mit seinen dürren Fingern nach den Kindern griff. — Selbst in

leblosen Wesen erkannte ich ihn, in dem kleinen welkenden Blatt, das die schöne prangende Blume nicht deckt; in den Wolken, die dahinziehen, in dem Sausen des Sturmes — in“ —

„Du hast Deine Phantasie zu sehr erhitzt,“ sagte der Baron, „sonst so ruhig und klar, hast Du, seit Du leidend bist, jedes Gleichmaß verloren! Ich glaube, es kommt daher, dass meine Frau die ersten unruhigen Nächte sich mit Lesen zerstreuen wollte,“ wandte er sich wie entschuldigend und erklärend zu dem Professor.

„Ich begreife!“ erwiderte er doppelsinnig, „aber ich wage nicht ohne Ihren alten Arzt etwas zu verordnen.“

„Er wohnt ganz in unserer Nähe, ich werde nach ihm schicken.“

„Er hat jetzt seine Ordinationsstunde. Ich werde lieber wiederkommen!“

„Nein, nein!“ rief die Baronin, „Sie dürfen nicht gehen, ohne mir erst zu sagen, ob ich weiterleben kann und darf — ob eine Sühne, eine Versöhnung möglich ist.“

„Sie sehen, mein Anblick vermehrt das Fieber

Ihrer Frau Gemahlin!“ sagte der Professor, sich an den Baron wendend.

„Das können Sie als Arzt nicht annehmen,“ antwortete er scharf, „eher kann ich glauben, dass Sie immer noch die Absicht haben, sich uns zu entziehen.“

Diese Worte führten den Professor auf seinen alten Standpunkt zurück. „Nein, nein, sagte er, „schicken Sie nur immerhin zu dem Hofrat, ich will ihn hier erwarten — oder besser wäre es, wenn Sie, Herr Baron, sich selbst verstehen könnten, ihn zu holen, denn,“ sagte er leise zu ihm, „ich fürchte, Ihre Frau hat den Typhus, der ähnliche Erscheinungen, wie ich sie bemerke, hervorruft.“

„Ich gehe sogleich!“ sagte der Baron, schon der Türe zueilend.

Mit dem Scharfsinn, den das Fieber oft erhöht, bemerkte die Baronin, dass sie mit dem Professor allein war. Sie winkte ihn zu sich, und ihn durch ein Zeichen bittend, sich über sie zu beugen, flüsterte sie ihm leise zu. „Nicht wahr, Sie sehen ihn noch alle Tage, was hat er beschlossen, will er sich mit mir versöhnen, oder flucht er mir?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Er will sich mit Ihnen versöhnen!“

„O mein Gott und Heiland, so bin ich erlöst!“ jauchzte sie, „aber,“ sagte sie nach einer kleinen Pause ungläubig, „so geben Sie mir denn das Zeichen!“

„Welches Zeichen?“

„Nun, was er mir senden will, wenn er mir nicht mehr zürnt!“

„Ich habe es vergessen!“

„O, ich weiß wohl warum. Er hat es Ihnen noch nicht gegeben, und nimmer werde ich es erhalten!“ jammerte sie.

„Er hat mir so viel für Sie gegeben, dass ich wirklich nicht weiß, was Sie meinen. Doch ich bringe es Ihnen morgen, sprechen Sie heute nicht mehr davon, suchen Sie nur sich zu beruhigen,“ sagte der Professor, der leicht erkannte, dass jede Erörterung unmöglich sei, denn er hielt eben den Puls der Baronin, der sehr beschleunigt ging. Mit Ungeduld sah er der Ankunft des Hofrats entgegen.

„Es ist nicht das goldene Kreuz meiner Mutter,“ fuhr die Baronin zu sich selbst sprechend fort, „nicht die Locke von seinen weißen Haaren, nicht das erste Gedicht, das ich ihm brachte. Nein — auch nicht mein Ehekontrakt — nicht ein Theaterzettel — nicht

die Verschreibung der Rente — Es ist. — Ja mein Gott, was ist es denn? Das milde Lächeln, wenn er mich umarmte? Die segnende Hand, die er auf mein Haupt legte — oder der Brief — in dem er mir. — O mein Gott und Erlöser, was ist es denn!“ jammerte sie, ihren Kopf zwischen ihre Hände pressend.

O hätte sie mit dem lebenden Vater, so sich beschäftigt, wie mit dem toten, wie anders wäre alles gekommen, dachte Oehlrich, während er tief erschüttert vor ihr stand.

Die Baronin war erschöpft in die Polster zurückgesunken. Sie fuhr mit der Hand nach der Stirn, die sie mit ihren Nägeln zu zerfleischen suchte, als ob sie ihr Gedächtnis öffnen wolle, damit es ihr zeige, was sie erlöse. Sie sah eher einem Bilde der Verzweiflung, als einer Kranken ähnlich.

Endlich kam der Baron mit dem Hofrat. Die Ärzte zogen sich zur Beratung in ein Nebenzimmer zurück. Nach einer langen Pause erschienen sie wieder und während der Hofrat etwas verschrieb, trat der Professor noch einmal an das Bett der Baronin. Sie schien ihn nicht mehr zu kennen, aber beim Scheiden musste er dem Baron versprechen, wieder zu kommen,

der Hofrat selbst forderte ihn auf; denn wenn auch beide keine augenblickliche Gefahr erkannten, konnte sie bei der jetzt bestimmt ausgesprochenen Richtung der Krankheit jeden Augenblick eintreten.

Der Professor atmete erleichtert auf, als er die Treppe hinunterging; er dachte nicht mehr an die Baronin, sondern nur an Eveline, zu der er nun endlich eilen konnte. Er winkte einem Fiaker; während derselbe vorfuhr, näherte sich ihm der Portier. „Ist sie sehr krank?“ fragte er ihn, mehr neugierig als teilnehmend.

„Wer denn?“ fragte der Professor zerstreut.

Nun, die Baronin. O, es gibt noch eine himmlische Gerechtigkeit. Denken Sie, Herr Doktor, alle haben sie oben geleugnet, dass der alte Mann ihr Vater war. Ja, sie haben die Haushälterin bestochen, damit sie widerrufen, was sie gesagt. Aber ich weiß doch, was ich weiß, und werde es Jedem sagen.“

„Tun Sie, was Sie wollen,“ erwiderte Oehlrich heftig, „aber halten Sie mich nicht länger auf!“ und dem Fiaker einen doppelten Lohn versprechend, wenn er ihn so rasch als möglich an den bezeichneten Ort bringe, warf er sich in den Wagen.

Er zog seine Uhr, sie wies auf die fünfte Stunde. Was wird Eveline denken? fragte er sich mit klopfendem Herzen, als er an der Gartenpforte ausstieg.

Von einem sicheren Instinkt geleitet, ging er nicht auf das Haus zu, noch sah er sich im Garten um; er durchschritt ihn rasch und öffnete die kleine Pforte.

Er fand Eveline, wie er erwartet hatte, auf der Bank sitzen, aber obgleich sie seine Schritte gehört haben musste, wandte sie sich nicht um. Zürnte sie ihm? Nein, sie wollte ihm nur ihre tränenfeuchten Augen verbergen.

Er legte seinen Arm auf ihre Schulter, und sich neben sie setzend, zog er sie sanft an sich. „Hat meine Eveline keinen freundlichen Blick, kein liebes Wort für mich zum Trost, dass ich sie so lange habe entbehren müssen?“

„Ich kann nicht spenden, was ich selbst empfangen möchte,“ sagte sie leise.

„So hast Du mich auch so schmerzlich, wie ich Dich entbehrt.“

„Darf man sich beklagen, dass man entbehrt, was man noch nicht besessen hat?“ fragte sie traurig.

„Eveline!“ rief er mit sanftem Vorwurf.

„O schilt mich!“ sagte sie, sich zitternd und zärtlich an ihn schmiegend, „nur schütze mich vor mir selber, und befreie mich von all den trüben Gedanken, die entfernt von Dir, in mir aufsteigen, und mit ihrem finstern Schatten mein junges leuchtendes Glück decken.“

„Ich fühle es, mein armes Kind, diesen Schutz kann ich Dir erst als Dein Gatte geben. Könnte ich es noch heute werden! Aber Schwierigkeiten, die ich früher nicht gekannt habe, Formalitäten, die nicht zu umgehen sind, verzögern noch einige Zeit unsere Verbindung.“

„Ich dachte es wohl,“ „sagte Eveline mit Resignation, „und gewiss ist es auch so besser.“

„Nein!“ rief Oehlrich, den ihre sanfte Duldung beunruhigte, heftig — „es ist schlimm, dass es so ist. Wir beide leiden zu viel dabei!“ Er erhob sich und ging, wie um sich zu beschwichtigen, den Garten auf und ab. Plötzlich blieb er vor ihr stehen. „Ich beschwöre Dich!“ sagte er leidenschaftlich, ihre Hand ergreifend, „beachte nichts als unsere Liebe und folge mir sogleich.“

„Aber wohin willst Du mich führen?“ fragte sie ängstlich.

„In mein Haus, kannst Du es noch nicht als meine Frau betreten, so ziehe darin als meine geliebte, geehrte Braut ein!“

„Nein, nein! Habe ich auch kein Recht, meine Stellung in der Welt zu beachten, so muss ich doch die Deine ehren. Deine Leute kennen mich, sie haben mich gewiss schon einmal für eine Abenteuerin gehalten, komme ich jetzt so unvorbereitet, ohne weiblichen Schutz in Dein Haus, so würde sich gewiss ihre Meinung über mich nicht ändern!“

„Ich beachte sie nicht, und sind Dir meine Leute unangenehm, so wechsele ich sie.“

„Du willst treue Leute fortschicken, weil sie — Siehst Du, zu welcher Inkonsequenz Dich eine Vereinigung mit mir verleiten kann?“

„O Eveline, Du versündigst Dich an uns beiden!“

„Nein, ich denke nur für uns beide, während Du nichts als die Stimme des Erbarmens oder der Leidenschaft hörst.“

„Und Du unterdrückst die Natur um nichtiger Rücksichten willen. O, Eveline, wir beide wissen es nur zu gut, dass unter der heiligsten Form sich oft die Lüge und die Sünde verbergen. Lass uns unbeirrt von

der Menge, die mein Urteil nie bestimmt hat, unsern Weg gehen, der uns zur Wahrheit und Natur zurückführen wird.“

„Nur fern von der Gesellschaft können wir ihn einschlagen, aber Du nimmst eine Stellung in ihr ein. Man kennt und ehrt Dich!“

„Doch nicht höher wie einen unwissenden Reichen, oder einen inneren Lumpen, den Titel oder Orden schmücken. Nein, ich habe nie auf das Urteil der Menge Wert gelegt, und wir wollen ihr weder unser Glück opfern, noch es nur ihretwillen verzögern. Nicht wahr, Du folgst mir? fragte er dringend.

„Ich darf es nicht!“

„Du willst nicht, weil Du — vielleicht mir misstrauest!“ rief er schmerzlich.

„O mein Gott! welcher Verdacht! Hältst Du mich denn nicht für fähig, deinen hohen Sinn zu begreifen! Glaubst Du meine Seele so getrübt, dass sie nicht mehr dein Bild rein auffassen kann? O wie elend müsste ich sein, wenn ich Dir nicht mehr vertraute!“

„Beruhige Dich mein armes Kind und vergib mir! Ich wünsche so heiß unsere baldige Vereinigung, dass

ich, was ich als freie Gunst von Dir erlangen möchte, allenfalls auch erzwingen könnte. Siehe, heute den ganzen Tag wollte ich zu Dir kommen, aber immer neue Hindernisse machten es mir unmöglich. Ermesse was ich dabei litt, der ich zudem wusste, dass Du mich erwartetest. Von der Sehnsucht nach Dir durchdrungen, schrieb ich Dir — vielleicht aber mehr zu meiner als zu deiner Beruhigung.“

„Aber ich habe keinen Brief erhalten!“

„Ich hatte niemand, dem ich ihn vertrauen konnte, denn von meinen Leuten wollte ich keinen schicken!“ sagte der Professor unbedacht.

„Siehst Du, dass ich Recht habe,“ antwortete Eveline traurig, doch den schmerzlichen Eindruck bemerkend, den ihre Worte aus Oehlrich machten, erhob sie sich rasch und ihren Arm in den seinen legend, sagte sie mit liebenswürdiger Anmut: „Trüben wir uns nicht durch Untersuchungen und Reflexionen die Gegenwart, lass sie uns lieber genießen. Ist es dir recht mein teurer Freund, so benutzen wir den schönen Abend und machen einen Spaziergang. Ich führe Dich über einen Feldweg nach einem kleinen Hügel, an dessen anderem Abhang ein Wäldchen liegt. Es ist

ein wenig bekannter Spaziergang, der fast nie von den Städtern besucht wird.“

„Gerne folge ich Dir, obgleich ich lieber Dich führen möchte,“ sagte Oehlrich im scherzenden Ton, denn er war froh, dass Eveline in eine harmlose Richtung einlenkte. Aber während sie ein Tuch und ihren Gartenhut holte, schritt er in tiefer Erregung auf und ab. Er fühlte, dass er Evelinens Weigerung nicht verdammen könne, und dennoch hatte sie ihm wehe getan; indessen wurde dieser Eindruck durch ihr hingebendes Wesen bald vermischt.

Auf dem Spaziergang rief sie ihr erstes Begegnen und manche Szene ihres flüchtigen Zusammenseins in sein Gedächtnis zurück. Er war erstaunt, wie scharf sie seine oft nur leicht hingeworfenen Bemerkungen ergänzte, wie fein sie die Beziehungen, die er nur angedeutet, erfasst hatte. Sie wiederholte bald einen Ausspruch, der ihrem Geiste eine neue Anschauung eröffnet hatte, bald ein Urteil, das ihr zum Leitfaden geworden, oder einen allgemeinen Tadel, der sie von einem Fehler befreit hatte. Ihm allein, sagte sie, habe sie ihre moralische und geistige Wiedergeburt zu danken, er sei ihr eigentlicher Schöpfer geworden und sie habe

ihn wie einen solchen verehrt, ehe sie noch wusste, wie sehr sie ihn liebe!

Ihre liebliche, zum Herzen dringende Stimme, ihre einfachen, und doch von der Poesie, die eine wahre und hohe Empfindung immer verleiht, durchdrungenen Worte, ließen Oehlrich so manche Sorge vergessen, die sein äußerlich noch so schwankendes Verhältnis zu Eveline in ihm erweckt hatte. Aber sein scharfer, forschender Geist, der gewohnt war, alles unter die Lupe seiner Beobachtung zu stellen, und selbst die Empfindung geliebter Personen zu prüfen, machte sich unwillkürlich geltend, und ließ ihm hinter Evelinens Worten noch den Zweifel und das zagende Bangen erkennen.

Von einer unbegreiflichen Besorgnis mitten in seinem Glück ergriffen, klangen ihm mit einmal Evelinens Liebesversicherungen nicht wie eine süße Verheißung, sondern wie ein Vermächtnis. Er schalt sich selbst über diesen unmotivierten Gedanken, der wie ein plötzlicher Blitz einen ungeahnten Abgrund beleuchtete, aber er hütete sich, seinen Empfindungen Worte zu geben. Schweigend begleitete er Eveline. Er bemühte sich dem Wohllaut ihrer Stimme zu lauschen, wie einer schönen Melodie, von der man sich die Seele er-

füllen lässt, ohne den Sinn der Worte, die sie begleiten, enträtseln zu wollen. Leicht und anmutig neben ihm her schreitend, führte sie ihn über abgemähte Kornfelder, neben frischblühenden Wiesen nach einer kleinen Kastanienallee, in der die Dämmerung schon ihre breiten Schatten warf. Als sie den Hügel bestiegen, wurde es wieder lichter, und die Höhe gewährte eine schöne Aussicht. Eveline wandte sich der Richtung zu, in welcher die Abendröte alles mit glühenden Tinten übergoss, und wo am Fuße der Gebirgsausläufer sich ein breiter Strom hinzieht. Der Professor drehte sie sanft um, und nach der Stadt zeigend, die sich auf der anderen Seite ausdehnte, sagte er nochmals bittend: „Folge mir dahin!“

„Mich graut vor der Stadt,“ erwiderte Eveline leise zusammenzuckend, „sie sieht, in der Dämmerung gehüllt, wie der langausgestreckte Leib eines Ungeheuers aus, das alles was sich ihm nähert zu verschlingen droht!“

„Folge mir, und Du wirst sehen, wie leicht und schön sich dort alles in und um uns bilden wird.“

„Ich bedarf noch eines Überganges zu den neuen Verhältnissen; bedenke, dass ich gestern es mir ganz

anders gestalten wollte. O, mein teurer Freund, lass erst den Glauben an mein Glück in mir reifen, damit er jeden aufkommenden Zweifel bekämpfen kann.“

„An meiner Seite wird es Dir am leichtesten gelingen und darum habe ich auch meine Absicht, Dich zu Madame Wernick meiner teuren Freundin, die, ich bin überzeugt, auch die Deine werden wird, zu führen, aufgegeben. Und doch kann noch mancher Tag bis zu unserer Verbindung vergehen.“

„Immerhin, so dürfen wir uns nicht einst sagen, dass wir sie überstürzt haben.“

„Eveline!“ rief Oehlrich halb bittend, halb vorwurfsvoll.

„Weißt Du, mein geliebter Freund,“ sagte sie, seinen Ausruf scheinbar überhörend, „dass ich Durst empfinde, und dort in jener Mühle etwas trinken möchte. Freilich passt es nicht, dass mein hoher Herr sie betritt, aber da er heute der Begleiter einer armen Magd ist, wird er sich vielleicht dazu verstehen,“ fügte sie scherzend hinzu.

„Gerne folge ich Dir dahin. Was aber die arme Magd betrifft, so fällt mir eben ein, dass sie eigentlich ein reiches Mädchen ist. Dein Vermögen sichert Dir

eine unabhängige Stellung, und Du bedarfst dazu keiner Ehe.“

„Oehlrich!“ rief Eveline mit dem Ausdruck des Vorwurfs. „Du hast gesehen, dass ich entbehren und arbeiten kann, und dass ich bereit war, mir durch eigne Kraft eine neue Existenz zu gründen.“

„Immer dieser unglückselige Zweifel! O Eveline, warum achtest Du auf meine Worte, und nicht auf meine Gesinnung!“

„Vergib!“ flehte sie — „aber ich begreife nicht, wie ich zu Vermögen komme, meine Mutter hat mir oft wiederholt, dass der Vater keines hinterlassen hat, und sie nur von einer Pension lebt, die nicht auf mich übergehen kann. Alles was ich besitze, ist ein Ring von meinem Vater, der mir den Weg zur neuen Welt bahnen sollte; morgen wollte ich ihn mit schwerem Herzen für Geld hingeben, aber nun —“

„Nun werde ich ihn in einer heiligen Stunde empfangen,“ sagte Oehlrich, sich zu Eveline neigend, und sie auf die Stirn küssend. „Aber Du meine Geliebte, nimm hier den meinen, er ist von meiner Mutter, und nie habe ich ihn seit ihrem Tode von mir gegeben.“

„Sie empfing ihn tief bewegt. Der kostbare Stein

des Ringes zeigte einen geheimnisvollen Glanz in der zunehmenden Dämmerung, welche das schwache Licht des aufgehenden Mondes noch nicht zu erhellen vermochte. Eveline hatte wieder Oehlrichs Arm ergriffen, und ging, sich an ihn schmiegend, schweigend an seiner Seite. Nach einer kleinen Pause sagte sie: Du nennst mich reich!“

„Nun, das bist Du wohl eigentlich nicht, aber Du hast ein Vermögen, das Dich jeder materiellen Sorge überheben kann., Deine Mutter hat Dir 60,000 Fl. gesichert.“

„Wie ist sie dazu gekommen?“

„Ich weiß es nicht, vielleicht — gewiss durch eine Erbschaft.“

Evelinens Arm erbebte in dem seinen; sie rang nach Fassung, und als sie ihre Stimme zu beherrschen vermochte, sagte sie, „ich werde das Geld nicht nehmen.“

„Aber unter welchem Vorwand willst Du es zurückweisen?“

„Finde ich keinen, so wende ich es einer wohltätigen Anstalt zu.“

Oehlrich wollte eben seine Freude über ihren Ent-

schluss aussprechen, aber er besann sich noch zur rechten Zeit, dass er dadurch eine Empfindung verraten hätte, die Eveline verletzen musste. Der Zwang, den er sich deshalb auflegte, ließ ihn in diesem Augenblick weniger mit Liebe an Eveline, wie in Hass an ihre Mutter denken.

Auch Evelinens Inneres war von einem schmerzlichen Misston erfüllt und Oehlrich sah wohl, wie eine Träne über ihre Wange glitt. Aber mit der Selbstbeherrschung, die sie oft schon hatte üben müssen, sagte sie scherzend: „Siehst Du, böser Mann, am Ende werde ich mich dennoch gezwungen sehen, Dich zu nehmen“

„Ja,“ sagte er gleichfalls scherzend, „und da Du geneigt scheinst, dem Zwange zu weichen, so habe ich Lust, Dich gleich zu entführen.“

„Gemach mein Held, dort sehe ich schon einen Knappen, der mich schützen wird,“ sagte sie, auf einen Müllerburschen zeigend, der eben aus der Mühle trat, mit der zugleich eine kleine Schenkwirtschaft vereint war. Sie bestellte für sich Milch und fragte den Professor, ob er auch etwas wolle. Er verlangte Brot und Wein und während das Geforderte gebracht

wurde, setzten sich beide in eine offene Laube. Eveline legte ihren Hut ab und lehnte, als Oehlrich sie mit seinem Arm umschlang, ihren Kopf wie müde und schutzsuchend an seine Schulter. Er berührte mit einem flüchtigen Kuss ihre Stirn, und ihre Hand in der seinen haltend saß er schweigend neben ihr.

Gewiss waren diese Augenblicke, in denen Eveline wie ein Kind in Oehlrichs Armen ruhte, und er mit der freien Hand über ihr seidenweiches, in goldigem Schmelz leuchtendes Haar streifte, oder die ihre mit einem sanften Druck fasste, für sie die einzig wahrhaft glücklichen des Tages. Beide fühlten sich von einer so süßen unaussprechlichen Rührung, von einer so reinen Seligkeit durchdrungen, dass sie durch kein Wort ihr vielberedtes Schweigen brechen wollten.

Endlich machte Eveline sich aus den süßen Banden los, die sie umschlungen hielten. „Ich vergesse, mich in den Pflichten einer Hausfrau zu üben," sagte sie, indem sie mit anmutiger Bewegung Oehlrich Wein einschenkte und ihm das Glas und das Brot darreichte.

„Von heute an musst Du das Brot aus meiner Hand empfangen," antwortete er, es auseinander-brechend und mit ihr teilend. Sie lohnte ihn reich

dafür, denn sie ließ es still gewähren, dass er den Honig dazu von ihren Lippen nahm. Fernab von allem Störenden, beachteten beide in ihrem glücklichen Zusammensein nicht, dass es bereits spät geworden war, aber endlich erinnerte sich doch der Professor dass sie gehen mussten.

„Es ist recht kalt geworden," sagte er sich erhebend und den Oberrock zuknöpfend, „ich fürchte auch Du empfindest es. Trinke ein Glas Wein, es wird Dir wohltun."

„Nein, ich danke —"

‚Ich bitte Dich darum, denn Dir muss kalt wie mir sein."

„Fühle wie ich glühe," sagte sie seine Hand auf ihre Wange legend.

„Aber Deine Hand ist kalt und ein Glas Wein kann Dir nicht schaden."

„Aber ich trinke nur Milch und Wasser."

„Mache eine Ausnahme und leere dieses Glas zu unserer Verlobungsfeier," sagte er dringend, ihr ein gefülltes Glas hinreichend.

„Nein, ich kann, ich mag nicht!" rief sie mit bewegter Stimme.

„Was hast Du denn, Du sagst, Du kannst nicht, aber warum?“ fragte er erstaunt. Doch plötzlich sich besinnend, stellte er erbleichend das Glas hin. „Nun wenn Du nicht willst,“ sagte er nach einer kleinen aber inhaltsschweren Pause, „so komm, wir wollen rasch zugehen, das wird Dich erwärmen!“ Und um nicht wieder ihrem schwermütigen Blick, der ihm die Seele bewegte, zu begegnen, wollte er ihren Arm ergreifen, sie aber stürzte sich leidenschaftlich an seine Brust und unter hervorströmenden Tränen sagte sie kaum hörbar: „Siehst Du, es geht nicht, ich kann Dein Weib nicht werden. Ich sah wohl Dein Erbleichen, als die Erinnerung an meine traurige Vergangenheit wie ein Gespenst inmitten unseres Glückes vor Dir auftauchte — und so wird es immer sein.“

„Nein,“ sagte er mit Überzeugung, „wenn Du mir erst ganz gehören wirst, hat die Vergangenheit keine Macht mehr über Dich — doch nun komme. Lass Dich, wie jetzt nur immer von mir führen, und alles wird gut sein!“

Er legte ihren Arm in den seinen, und trat mit ihr den Rückweg an. Der Abend war kalt, aber von einer seltenen Schönheit. Das helle Licht des Mondes,

das die Kontouren der Berge scharf hervortreten ließ, spiegelte sich silbern in dem Flusse und fiel zitternd durch das Laub der Bäume, welche von einem leichten Wind bewegt, ihre Blätter wie klagend rauschen ließen.

Der Professor und Eveline gingen schweigend neben einander. Er hielt ihre Hand in der seinen und nur dann und wann drückte er sie wie tröstend und beteuernd an sein Herz. Sie vermochte nicht zu sprechen, nicht sich der Gegenwart ihres treuen Freundes ganz hinzugeben, und da sie nicht in sich schauen wollte, blickte sie um sich, aber wohin sie sah, trat ihr in dieser Stimmung nur das Bild des Scheidens entgegen. Ihr junges Glück schien vor einem eisigen Hauch, der aus einem Grabe herauswehte, zu welken, wie das Laub von dem Froste des Herbstes, wie die Blumen jetzt auf den Wiesen, so waren auch ihre Jugendblüten gestorben, und die Sommerfäden, die vor ihr hinflogen, schienen ihr ein Leichentuch zu weben, das sich auf alle ihre Freuden senkte. Ihr Herz, das trennungsschauerlich erzitterte, träumte mehr dem Tode als dem Glück entgegen.

Erriet Oehlrich ihren Gedankenflug oder fürchtete er sie sich selbst zu überlassen? „Siehe, Eveline,“ sagte

er fest, „wie die Nebel vor uns bald dem lichten Tage weichen müssen, so wird auch in Dir und um Dich alles bald licht und hell werden! Vertrau nur mir, und willst Du nicht an unser Glück, so musst Du an Deine Pflicht denken. Du gehörst Dir nicht mehr allein, Du hast Dich mir zugesagt. Du darfst meinen Geist nicht trüben, meine Seele nicht mit Angst erfüllen wollen. Liebst Du mich wahrhaft, so beweise es mir, indem Du an nichts wie an mich denkst, sonst muss ich zweifeln, ob ich Dir wirklich teuer bin.“

„Ich liebe und verehre Dich so seht, dass ich eher den Mut hätte, Deine Magd, als Deine Frau zu werden!“

„Welche Torheit!“ rief er traurig. „Nein, nicht als meine Untergebene, nur als meine geliebte, gleich mir berechtigte Frau, kannst Du mich beglücken!

„Als seine geachtete Frau!“ flüsterte Eveline dumpf in sich hinein!“

„Sei sicher, dass ich jedes Hindernis besiegen werde, nur von Dir selbst darf keines ausgehen!“

Sie waren bei diesen Worten an die Türe der Gartenwohnung gekommen. Eveline reichte dem Professor die Hand; er wusste nicht ob zur Bestätigung

seines Wunsches oder zum Abschied, aber er wollte heute nicht weiter in sie dringen.

„Erwarte mich morgen erst Nachmittag," sagte er, „bis dahin hoffe ich noch manches, was unserer Verbindung entgegensteht, wegzuräumen," aber indem er sie zum Abschied umarmte, sah er nicht, dass bei seinen Worten ein schmerzliches Lächeln über ihr bleiches Antlitz flog.

Beide trennten sich mit schwerem Herzen.

———————

VII.

Der bleiche Schein des beginnenden Tages hatte kaum das freie Plätzchen vor Evelinens Kammer erhellt, als sie schon die schützenden Laden aufstieß, das Fenster öffnete und sich weit hinüberbog Mit vollen Atemzügen sog sie die kalte feuchte Morgenluft ein, doch ohne sich dadurch von der drückenden Last, die ihr Herz und ihre Brust beengte, frei machen zu können. Nur den vom Weinen geröteten Augen tat es wohl, als sie mit dem Tau sie nässte, welchen sie von dem Gebüsch, das sich vor ihrem Fenster erhob, streifte; aber vergebens strebte sie in ihren Gedanken einen Hoffnungsstrahl zu finden, der ihr verdüstertes Innere, ihre zerstörten Züge zu erhellen vermochte.

Das arme Mädchen wähnte in den wenigen Stunden,

seit Oehlrich sie verlassen hatte, Jahre des Schmerzes durchlebt zu haben, denn die Zeit erhält ihre Dauer von unseren Empfindungen, und die widersprechendsten bestürmten Eveline. In ihrem Charakter waren die entgegengesetzten Elemente, eine bis zur Härte gehende Festigkeit und die weichsten Empfindungen noch unvermittelt vereint, und deshalb der Übergang zu einem gleichmäßigen Gemütszustande bei ihr unmöglich. Das Glück, durch das sie überrascht worden war, machte dem Kampfe in ihrem Innern kein Ende, sondern rief ihn vielmehr — da sie vorher mit ihrem Leben, durch den Entschluss der Entsagung und Entfernung, abgeschlossen hatte — verstärkt hervor. Nur Oehlrich's Gegenwart vermochte ihn zu beschwichtigen, und sie mit dem Glauben an die Möglichkeit einer liebebeglückten Zukunft zu durchdringen, ohne doch plötzlich auftauchende Zweifel fern zu halten. Diese gewannen Raum, sobald der geliebte Mann von ihr geschieden war, und die Annahme des Glückes, das sein edelmütiges Herz bot, erschien ihr als eine Schwäche. Sie hätte den Mut und die Kraft gehabt, alle äußeren Hindernisse der Vereinigung zu überwinden, aber das Hindernis, das in ihr selbst lag, die Erinnerung

an die Vergangenheit, stellte sich ihr immer wieder als eine unausfüllbare Kluft dar, weil sie vor dem Gedanken zurückbebte, den geliebten Freund ihre unverschuldeten Leiden teilhaftig zu machen.

Dieser Gedanke stieg schon in ihr auf, als Oehlrich sich entfernte, und sie noch sinnend an der Gartenpforte lehnte, auf deren Klinke ihre Hand ruhte, ohne dass sie den Mut finden konnte, sie zu schließen. Ihr war's, als trenne sie sich damit auf immer von Oehlrich. Heftig riss sie die Tür wieder auf, sie wollte noch einmal die Gestalt des teuren Freundes sehen, aber wie scharf sie auch die spähenden Blicke bis in die Feine richtete, sie konnte nichts als eine schattenartige Erscheinung sehen, die eben in das Dunkel verschwand.

So schattenartig gleitet auch das Glück durch mein Leben! seufzte sie laut, doch ihr beginnendes Selbstgespräch wurde durch die Gärtnerin unterbrochen, die, wie sie sagte, schon mit Angst auf das Knarren der Tür gehorcht hatte. Sie bemerkte wohl Evelinens Schwermut, aber sie schrieb sie der kurzen Trennung von dem Professor zu, und beredete sie zu Bette zu gehen. Zu ihrem Befremden aber bat Eveline, sie

noch im Garten zu lassen, denn sie wollte durch die kühle Nachtluft ihren exaltierten und überreizten Zustand zu beschwichtigen suchen, und gab als Grund dafür einen heftigen Kopfschmerz an. Nur widerstrebend fügte sich Pepi in ihren Wunsch, und erst nachdem sie die Gartenpforte verriegelt und ihrem Fräulein ein warmes Tuch gebracht hatte, ging sie zu Bett.

Das ersehnte Alleinsein brachte Eveline keine Beruhigung, die Nacht erhöhte noch das Gefühl der Verlassenheit, und das zunehmende Rauschen in den Bäumen schien ihr in Klagelauten von dem tiefen Weh und Jammer ihres früheren Lebens zu erzählen, und dem Fluche, dem ihr künftiges auch verfallen war. Wie der dunkle Weg, der vor ihr lag, war gewiss auch ihr Lebenspfad, und das Gefühl eines verlorenen Daseins machte sich jetzt mehr als ein herber Schmerz, wie in Wehmut geltend. Die einstige Erbitterung ihres Gemütes schien wieder in Kraft zu treten und sie empfand es als eine Tücke des Geschickes, dass ihr ein Glück nahegebracht worden war, dem sie doch wieder entsagen musste.

Ihr erschütterter Geist sah überall nur Kämpfe entstehen, denen sie sich nicht gewachsen fühlte; sie

glaubte unvertilgbare Eindrücke wie ein Siechtum durch ihr Leben schleppen zu müssen, dessen Demütigungen und Erschütterungen so stark in ihrer Erinnerung erwachten, dass sie sich davon mit lähmender Geisteskonvulsion bedroht fühlte.

Nachdem sie lange und starr in sich gekehrt gestanden, ging sie mit hastigen Schritten in dem dunklen Garten auf und ab, als ob sie durch die körperliche Ermüdung ihren Schmerz zu betäuben suche; doch trotz der inneren Hitze durchdrang sie bald die feuchte Kälte, die in der Luft herrschte, und machte sie zittern. Empfindungen der Angst und Niedergeschlagenheit, wie sie nur nach einem so raschen Wechsel der Gefühle stattfinden können, erreichten in ihr einen Höhepunkt, der sich bis zur völligen Erschöpfung jeder moralischen Kraft steigerte. Es befiel sie eine kindische Furcht vor ihrem Alleinsein, sie schlich sich, um ihre Pepi nicht zu wecken, leise durch die Stube in ihr Kämmerchen, aber sie hatte nicht die Kraft ihr Gewand von sich zu streifen, und ihr Lager zu suchen. Ermattet sank sie auf einen Stuhl und verfiel in dumpfes Hinbrüten, in dem sie keiner ruhigen Prüfung ihrer Lage, aber wohl des Märtyrertums fähig war; es erschien ihr

wie die einzige Sühnung und Versöhnung, nach der sie streben konnte.

Sie wollte in ihr Verhängnis den Freund nicht hineinziehen, und obgleich sie mit unsäglicher Liebe an ihn dachte, war sie doch eben darum entschlossen, ihn von sich frei zu machen. Aber würde er sie ziehen lassen, und wohin sollte sie sich mit ihrer gebrochenen Kraft wenden?

O hätte sie dem Geliebten entsagend den Freund sich erhalten können! Aber selbst in ihrem betäubenden Schmerz fühlte sie es wie eine Genugtuung, dass er ihr bloß ein solcher nicht mehr sein könne. Sie wusste sich geliebt von einem seltenen Herzen, und wenn dieses Bewusstsein ihr die Entsagung zu einem Weh machte, das ihr Inneres zu zerreißen drohte, so gewährte es ihr doch zu gleicher Zeit einen unverlierbaren Trost, eine leuchtende Erinnerung für die dunkle Vereinsamung, für welche sie sich bestimmt glaubte.

Sie war entschlossen zu entsagen, aber als ob sie fürchte, dass die Zögerung sie wieder wankend machen könne, erwartete sie ungeduldig die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne, die in ihr Kämmerchen fielen, um ihren Entschluss dem Freund mitzuteilen. Sie schrieb:

„Im heißen Flehen nach der Erkenntnis des Rechten, im schweren Kampfe mit meiner Liebe und meiner Pflicht zu Dir, mein innig geliebter Freund, habe ich die Nacht durchwacht, und alles, was ein Menschenherz Schmerzliches und Erhebendes empfinden kann, hat das meine erfüllt! Vergebens aber suchte ich zu jener Klarheit durchzudringen, die keine Zweifel mehr trüben können. Entfernt von Dir wachsen die Hindernisse, die sich zwischen uns stellen zur schwindelnden Höhe, die mir so unerreichbar erscheint, dass über sie hinweg selbst unsere Liebe keinen Pfad finden kann, und wenn wir auch kühn genug wären ihn zu suchen; wird er nicht bei einem Abgrund vorbeiführen, in dem vielleicht Deine Ruhe und Deine heilbringende Existenz zusammenstürzen muss?

Ich darf, mein teurer Freund, Deinen hohen Standpunkt nicht gefährden, zu dem ich zwar mit meinem Herzen und meinem Kopf hinrage, den aber meine müden vom Erdenstaube bedeckten Füße nicht mehr erreichen können. Atme ruhig weiter in der reinen Atmosphäre der Wissenschaft, lasse sie nicht durch den Wirbelwind einer Leidenschaft trüben, welche, was Du auch sagen magst, Deinem Mitleid ihr erstes

Entstehen verdankt, und von ungewöhnlichen Verhältnissen genährt, von Deiner Großmut allein Dauer erhalten kann. Du irrst, wenn Du glaubst, dass sie das Element bilden wird, aus dem Du den reichsten Inhalt des Lebens zu schöpfen vermagst, er hat sich Dir schon erschlossen, und das Genügen daran, wird Dich einst wieder ganz erfüllen!

Ich fühle es mit Schmerz, von mir kann Dir kein Glück, nur Verwirrung kann Dir kommen, und darum ringe ich nach der Kraft Dich von mir frei zu machen! Mit blutendem Herzen beginne ich einen Kampf, in dem ich, o verhängnisvolles Geschick, den Sieg fürchten muss, denn er wird mein Haupt mit einer Dornenkrone schmücken, und auf meine Schultern das Kreuz der Entsagung legen, unter dem ich erliegen muss. Aber immerhin! Du mein Geliebter sollst erlöst werden. — O, dass ich nicht beten darf: Herr nimm dieses Kreuz von mir!

Nur die Notwendigkeit einer Trennung, nicht den zerwühlenden Schmerz, den ich darüber empfinde, wollt ich Dir zeigen, aber ich bin ein schwaches Geschöpf! Ich glaubte in den Himmel gesehen zu haben, erfüllt schon mit nie endender Seligkeit, und nun er-

kenne ich, dass sein Anblick nur die Sehnsucht steigert, immer darin Verweilen zu können!

Doch ich will nicht von mir sprechen, sondern nur darauf sinnen, wie die Klarheit Deines Wesens ungetrübt bleibt, das in seiner sicheren Ruhe und Kraft von keiner Erinnerung, keinem Konflikt bis jetzt gestört, die höchste Befriedigung schon in sich selber trägt. An meiner Seite aber bist Du nicht sicher, dass peinliche Gedanken Dich überfallen, und ich, ich würde immer wähnen, dass Du in Deiner Großmut zu verbergen zwingst, was in Dir vorginge. Ein Wort, das Dir entschlüpfte, eine Wolke, die über Deine klare Stirn hinzöge, ein trüber Zug um Deinen Mund, ein düsterer Blick, ein leises Zucken Deiner Hand, wenn sie in der meinen ruhte, würde mir Deine Reue zu verraten scheinen, und mir zum Zeichen werden, dass ich gesündigt, indem ich zu schwach war, zu entsagen. Ich würde unglücklich sein, und durch meinen reizbaren Argwohn Dich unglücklich machen.

Darum muss ich jetzt meinen ganzen Mut, meine ganze Kraft zusammennehmen, um mit der Hoffnung, die mich wie Dich täuschte, zu brechen. — Aber ich muss den Mut dazu finden. — Meine Bestimmung

ist es meinen Lebensweg allein zu gehen, ich darf keine stützende Hand ergreifen, nicht an einer liebenden Brust ruhen! O, warum? möchte ich zum Himmel schreien! Aber die Sünden der Eltern werden bis in's dritte Glied heimgesucht. — O, mein Gott, wohin verirre ich mich! Meine Sinne sind verwirrt! Aus dem Zusammenhang eines einfachen Familienlebens gerissen, misshandelt wider die Gesetze der Natur, kann ich jetzt ihre reine Spur nicht mehr finden, ja, ich weiß nicht einmal auf welchem Wege ich sie suchen soll! Meine Augen sind von Tränen verdunkelt — ich sehe nichts als eine weite öde Strecke vor mir liegen — und zurück darf ich nicht schauen — dann erblicke ich Deine teure Gestalt, Du winkst mir, öffnest die Arme — o könnte ich mich von ihnen umschließen lassen, könnte ich wie ein krankes Kind an Deinem Herzen ruhen!

Aber ich darf nicht schwach sein, das Unglück hat meine Kraft gestählt, ich muss sie üben! — Ich darf kein Erbarmen mit mir haben. Aus meinem Gedächtnis muss ich die Worte tilgen, die mich überzeugen wollten, dass das Gefühl, das mich zu Dir zieht, allein berechtigt sei. — Ich darf nicht mehr auf die Stimme

der Liebe lauschen, die meine Seele berauschte, mein ganzes Sein durchglühte, und jetzt — es zu vernichten droht.

Und doch werde ich ewig die Stunde segnen, in der Du mir Deine Liebe gestanden hast, und mich für fähig hieltest, mich bis zu Dir zu erheben. Die Erinnerung an sie ist der einzige Sonnenblick des Glückes und der Freude, der das Dunkel erhellen wird, in das ich von nun an treten muss. Noch weiß ich nicht, wohin ich meine schwankenden Schritte setzen werde; ich weiß nur, dass sie mich nicht in Dein Haus führen dürfen — das ich Dir zum Tempel gemacht hätte, wären wir uns früher begegnet. — O! Dein würdiges Weib zu sein, muss das höchste Glück auf Erden umschließen! Wert zu sein, von Dir geliebt zu werden, mit überströmendem Herzen an dem Deinen zu ruhen — sich an Deinem hohen Geist, an Deinem edlen Charakter aufzurichten, die Falte von Deiner Stirn zu glätten, den strengen Zug, den die Erfahrung und Erkenntnis um Deinen Mund zieht, in ein Lächeln zu verwandeln; als Deine Gattin zugleich Dein Kind, Deine Schwester, und in fürsorgender Liebe Deine Mutter zu sein! Kann der Himmel eine größere Selig-

keit erschließen! Und Du hast sie über mich ergießen wollen — noch im Todeskampf werde ich Dich dafür segnen!

„Wirst Du auch, indem ich über mich das Schwerste verhänge, erkennen, dass meine alles bewältigende Liebe zu Dir mich dazu zwingt? Nur aus ihr schöpfe ich die Kraft Dir zu entsagen, und den Mut Dir die Gegenwart zu trüben um Deine Zukunft von Zwiespalt und Irrtum zu bewahren. Was es mich kostet weiß nur Gott und ich! Könnte ich mich vor mir selber in seinen Schoß flüchten!

Ein Weltmeer muss zwischen uns liegen oder ein heiliges Gelübde für immer uns trennen — sonst komme ich doch wieder früher oder später wie ein krankes Kind zu Dir, und lege mein müdes Haupt an Deine Brust und lasse von Deinen bezwingenden Herz und Geist umstrickenden Worten meine nagenden Zweifel besiegen, meinen festen Entschluss brechen!

Aber ein trauriges Verhängnis gebietet unsere Trennung, erschwere sie mir nicht, indem Du sie zu hindern suchst. Der Schmerz, den sie Dir mein teurer Freund bereitet, wird bald milder werden, Du wirst Dich meiner wie einer Toten erinnern, deren Andenken

uns heilig ist, die aber keine Beziehung zu unserem Leben haben kann. Das meine ist für immer abgeschlossen, wäre es doch durch den Tod! Aber ich kann nur in den heiligen Hallen eines Klosters mich begraben, ohne die Hoffnung dort den Frieden zu finden, der darin herrschen soll. Wenn ich im heißen Flehen darum, hingestreckt vor dem Bilde des Erlösers liegen werde, wird nicht eine innere Stimme mir zuflüstern; „Er, der deine ganze Seele erfüllt, hat Dir auch zu einem Erlöser werden wollen, er hat Dir eine neue Offenbarung gezeigt, die den Himmel schon auf Erden herabzuziehen vermag, und Du hast Dein Ohr ihr verschlossen — aber wenn sie dennoch in meinem Herzen nachtönte? — Nein, ich darf mich nicht mit dem Schleier bedecken, wenn noch so stürmisch mein Herz darunter pocht; nicht zu einem Alleinsein mit meinen Gedanken mich verdammen, wenn alle zu Dir führen. Damit sie mich nicht zurücklocken, muss ein Gelübde uns trennen — doch ich will nicht eines ablegen, das mich zu einem bloß beschaulichen Leben verdammt.

Ich habe die Kraft das Leben zu ertragen nur in der Tätigkeit gefunden, so will ich sie auch jetzt darin suchen, indem ich eine barmherzige Schwester

werde. Der Beruf einer solchen erscheint mir edel und segensreich, und — er ist mit dem Deinen verwandt! — Ich werde ihn mit aller Aufopferung und Hingebung erfassen, deren ich fähig bin. — Im Dienst der leidenden Menschheit allein kann ich vergessen, dass ich die Pforten des Himmels offen sah, und dass, als ich mit vor Glück pochendem Herzen, mich ihm nähern wollte, — mich ein Cherub mit flammendem Schwert zurückscheuchte! O, ich sehe, wie er es noch auf mich gezückt hält! ich werde es in meinem Herzen immer fühlen!

Aber dennoch, hoffe nicht, mich schwankend zu machen. Nimmermehr werde ich von dem Pfad weichen, den ich betreten will. —

Hilf mir ihn ebenen, Du mein hochherziger edler Freund, von dem mich das Geschick — Du musst es ja wie ich erkennen — für immer scheidet. O, möge es Dir allen Segen, alles Glück gewähren, das ich auf Dich herabflehe!“

Eveline.

Ihre Tränen verlöschten die Unterschrift des Briefes, aber sie ließ sie ungehindert fließen. Hätte sie ihre Lebenskraft auch so ausströmen können! und

sie schien sie erschöpft zu haben, indem sie ihr Todesurteil unterschrieb, denn sie fühlte sich zum Sterben matt; ihre Füße vermochten kaum, sie bis zu ihrem Lager zu tragen, und ihre Hände flogen, als sie ihr Kleid abstreifte, und einer Ohnmacht nahe, daraus hinfiel. —

Waren es Stunden oder Augenblicke, die sie geruht hatte? Sie wusste es nicht als sie erwachte und Pepis treue Blicke mit Besorgnis auf sich gerichtet fühlte, sie wollte sich erheben, sie fragen, aber sie sank erschöpft wieder zurück.

„Ich werde es mir nie verzeihen," sagte Pepi, „dass ich Ihnen gestern nachgegeben und Sie im Garten gelassen habe. — Nun haben Sie sich richtig erkältet, und" —

„Fürchte nichts, ich werde gleich aufstehen!" antwortete Eveline.

„Aber das sollen Sie nicht, der Herr Professor haben es auf strengste verboten."

„Wie, Oehlrich!" rief Eveline erbleichend.

„Ja, der Herr Professor war vor einer Stunde hier. Er hatte sich den Vormittag schon frei gemacht, um Ihnen etwas Angenehmes mitzuteilen — und ich

dankte auch dem Himmel, dass er kam, denn ich war schon dreimal vor ihrem Bett gewesen, und noch immer wollten Sie nicht erwachen. Ich fürchtete, Sie wären krank und sagte es dem Herrn Professor.“

„Du hast ihn doch nicht hierher geführt?“

„Warum nicht, ist er nicht ein Doktor und noch dazu ihr Verlobter? Gewiss sind auch in der Schachtel die er mitgebracht, Geschenke für Sie. — Er sah so froh aus, als er kam — aber als er hörte, dass Sie noch schliefen, war er ganz erschreckt. Und er hat lange vor Ihrem Bette gestanden, auf Ihren Atem gehorcht, aber die Untersuchung muss ihn wohl wieder beruhigt haben, denn er lächelte so selig, als er sie betrachtete, und sagte nur ganz leise zu mir, ich solle die Läden schließen und sie ruhig schlafen lassen, aber in demselben Augenblick erwachte Fritz in der anderen Stube und fing an zu schreien, ich lief zu dem Kind und als ich es beruhigt hatte und wiederkam, stand der Herr Professor am Fenster und las einen Brief. Mein Gott, wie verändert sah der Herr aus — so bleich, ich glaube er zitterte, und irre ich nicht, so fiel sogar eine Träne darauf. Aber Sie dürfen sich darüber nicht beunruhigen, denn er hat den Brief schon

mitgebracht. Vielleicht enthält er die Nachricht von dem Tode eines alten Verwandten, den er sehr geliebt hat, dachte ich, und wollte wieder zurückgehen, aber er hatte mich schon gehört. Er wandte sich rasch um und wie sich zusammennehmend, sagte er: „Liebe Frau, ich habe nochmals den Puls des Fräuleins gefühlt, es fiebert doch ein wenig. Versprechen Sie mir deshalb auf ihr Ehrenwort, es bis um drei Uhr, dann komme ich bestimmt wieder, nicht aus dem Bett zu lassen.“ Ich tat es gerne, aber beim Herausgehen musste ich es ihm sogar zuschwören. „Sie wissen einen Eid zu halten,“ sagte er so feierlich, als ob er ein Priester sei, oder als ob Ihr Leben in Gefahr wäre, wenn ich ihn breche. — Aber der Herr Professor hat Recht, Sie sind doch krank, bald werden Sie rot, bald blass — wie Sie zittern und nun haben Sie sogar Tränen im Auge! O mein Gott, jetzt wo alles sich so schön gemacht hat, muss das Unglück kommen! —“

„Nein, ich bin nicht krank, und um es Dir zu beweisen, werde ich aufstehen!“

„Nimmermehr! heute werde ich nicht so unverantwortlich wie gestern handeln.“

„Ich ersticke im Bett, ich kann nicht länger darin bleiben.“

„Und doch müssen Sie es.“

„Ich beschwöre Dich, meine teure Pepi.“

„Nein, ich kann es nimmer zugeben —“

„Du rufst hervor, was Du verhüten willst. Ich werde krank, muss ich länger bleiben.“

„Gedulden Sie sich nur. Um drei Uhr — der Herr Professor hat sein Ehrenwort gegeben, kommt er.“

„Ich kann ihn doch nicht im Bett erwarten,“ sagte Eveline mit wahrer Angst, indem sie sich erhob —

„O, Fräulein, denken Sie an meinen Schwur.“

„Aber wie konntest Du ihn leisten!“

„Haben Sie mir nicht auch einen abgenommen,“ sagte Pepi mit leisem Vorwurf.

„O, verzeihe! ich werde bleiben!“ rief sie bewegt, „aber mein Kopf will mir zerspringen, und fühle wie mein Herz pocht.“

„Das eben ist ein Beweis, dass Sie leidend sind.“

„Ja, ich leide sehr!“ seufzte Eveline.

„Haben Sie nur ein wenig Geduld, es wird bald besser werden, denken Sie nicht an Ihr Übel, und suchen Sie sich lieber zu zerstreuen. Erlauben Sie,

so öffne ich die Schachteln, die für Sie bestimmt sind.“

Eveline ließ sie still gewähren und Pepi nahm Unter Ausrufungen des Erstaunens und der Bewunderung eine Robe von dunkler Seide, einen einfachen, doch eleganten Hut, und alles, dessen man zu einem vollständigen Anzug bedarf, heraus.

Eveline warf nur einen flüchtigen Blick auf alle diese Gegenstände, aber als Frau Pepi hinzufügte: „Gewiss brachte der Herr Professor diesen Anzug, um Sie heute in eine passende Wohnung zu führen,“ seufzte sie und senkte ihre tränenfeuchten Blicke.

„Aber bin ich nicht töricht!“ rief Pepi, „Ihnen diese schönen Sachen zu zeigen, während Sie so matt sind, dass Sie sich nicht einmal daran freuen können. Gescheiter ist es, ich hole Ihnen, was ich für Sie zur Stärkung bereitet habe.“

„Tue es,“ sagte Eveline, die nur einen Augenblick gewinnen wollte, um sich zu sammeln, denn sie fühlte ihr Geschick müsse sich noch heute entscheiden. Aber wer in eine trübe Vergangenheit zurückblickt, der sieht die Zukunft auch nur an seinen düsteren Horizont wie ein drohendes Gewitter nahen; wäre es glücklich vor-

beigezogen, wenn es Eveline nicht willkürlich heraufbeschworen hätte? Diese Frage presste den Angstschweiß auf ihre Stirn, und hob ihr Herz in so ungestümen Schlagen, dass sie glaubte, es müsse ihr zerspringen. Hätte sie nur auf des Freundes Stimme gelauscht, nur seinen Worten allein vertraut, dann schlüge es jetzt in seligen Empfindungen. Und musste sie denn das Kreuz der Entsagung auf sich nehmen; erlöste sie dadurch wirklich ihren Freund? — Er litt, seine Kraft schien durch ihren Brief gebrochen. Wenn sie, statt ihn von Neuem zu schützen, ihn durch ihre Trennung unglücklich machte?

Die Gärtnerin unterbrach Evelinens schmerzliche Gedankenrichtung; sie beredete sie etwas Suppe und Brot zu nehmen, was sie auch mechanisch tat. Aber gleich darauf schloss sie die Augen, um scheinbar zu schlummern. Sie wollte versuchen, den Plan für ihre Zukunft festzustellen; doch wenn ein großer Schmerz die Seele befangen nimmt, müht sich der Gedanke vergebens, mit der Zukunft sich zu beschäftigen.

Evelinens Erregung wuchs, als die Stunde sich näherte, in der sie den Professor erwarten durfte, aber ihrem Versprechen treu, wollte Pepi ihr nicht erlauben,

aufzustehen; erst als es vier Uhr war und Oehlrich noch immer sich nicht sehen ließ, glaubte sie sich ihres Schwurs entbunden und berechtigt, der Bitte ihres Fräuleins nachzugehen, aber als Lohn dafür, forderte sie, dass Eveline, um den Professor zu ehren, das Kleid anziehe, das er ihr gebracht hatte. Indem sie ihr dabei half, gestand sie wie glücklich es sie mache, ihr Fräulein wie es sich gebühre, schmücken zu können. Nur hätte es eigentlich in hellen Farben sein sollen, fügte sie hinzu, denn an einer Braut muss alles leuchten und lachen, wie das Licht und das Glück! Aber, sagte sie rasch, als sie merkte, dass Eveline schmerzlich zusammenzuckte, das darf erst am Hochzeitstage sein, dann will ich mein Meisterstück an dem Kranz machen, den ich Ihnen winden werde! Aber mein Gott, Sie weinen! So sind Sie doch krank, und es wäre besser, Sie gingen wieder in’s Bett. Doch der Professor soll entscheiden, höre ich recht, so läutet es an der Gartenpforte.

Eveline sank matt auf den Stuhl, vor dem sie stand, zurück. Keines Gedankens mächtig, faltete sie die Hände, ein wortloses Gebet rang sich aus ihrer Seele empor, sie flehte nicht für sich, ja nicht einmal

um Ergebung oder den Tod, sondern nur, dass dem Freunde wieder der Friede werde, den sie gestört hatte. O wenn er das Glück erreichte, das ihr versagt war, so wollte sie schon klaglos untergehen! —

Aber wie sollte sie ihm begegnen, woraus den Mut schöpfen, ihm zu wiederholen, was sie beschlossen? Schon hörte sie Schritte nahen. Alles in ihr erzitterte. Die Tür öffnete sich, aber ihr Blick fiel nicht auf die dennoch ersehnte Gestalt des Freundes, sondern auf Pepi, die ruhig sagte: „Es fragt eine fremde Dame nach Ihnen, aber da ich nicht wusste, ob Sie sie sprechen wollen, führte ich sie nach der Laube.“

Eine fremde Dame! welche Beziehung führt sie hierher? Eveline scheute jede, darum rief sie heftig: „Nein, nein, ich will sie nicht empfangen.“

„Aber sie nannte den Namen des Herrn Professors.“

Eveline erbleichte und fuhr mit der Hand nach dem Herzen; sie fühlte einen tiefen Schmerz darin, denn der Gedanke: er will Dich nicht mehr sprechen, durchzuckte sie mit namenlosem Weh“ und zeigte ihr, dass sie noch nicht ganz resigniert hatte. Eine stumme

Verzweiflung bemächtigte sich ihrer, aber sie verlieh ihr die Kraft, jede Entscheidung hinzunehmen.

„Bitte die Dame nur einen Augenblick zu verweilen, ich folge Dir sogleich!“ sagte sie mit einer Stimme, durch die ihre Erschütterung noch durchklang, aber sie suchte sich aufzuraffen und ihren schwankenden Schritten Festigkeit zu geben; es gelang ihr auch und mit sicherer, würdevoller Haltung ging sie durch den Garten. Bei ihrem Eintritt in die Laube erhob sich die Dame, deren mildes Wesen, wäre Eveline unbefangen gewesen, gewiss bei ihr sympathische Gefühle erweckt hätte; aber sie beachtete sie kaum, verneigte sich nur rücksichtsvoll und fragte: „Sie wünschen mich zu sprechen?“

„Schon seit Monaten habe ich das lebhafte Verlangen, mich Ihnen, mein Fräulein, nähern zu dürfen, aber erst heute gab mir unser gemeinsamer Freund das Recht dazu,“ erwiderte die Dame mit Herzlichkeit.

Eveline, die leicht erriet, dass sie mit Madame Wernick sprach, fragte dennoch — vielleicht verletzt, dass Oehlrich eine Vermittlerin, und war es selbst eine teure Freundin, zwischen sie stellte: „So habe ich dem Professor die Teilnahme zu danken, die Sie,

gnädige Frau, mir so unverdient wie unbekannt zuwenden?“

„Er war es, der mir zuerst ein tiefes Interesse für sie einflößte, aber ihr bloßer Anblick schon hat es erhöht,“ antwortete sie, von dem Hohen und Ungewöhnlichen, das in Evelinens Wesen lag, sich mächtig angezogen fühlend; „und da sie allein stehen, wage ich es, Sie zu bitten, mich um unseres Freundes willen, wie eine Verwandte zu betrachten, denn ich bringe Ihnen die Liebe einer solchen entgegen.“

„Sie ehren mich, gnädige Frau!“ sagte Eveline, nur an Oehlrich’s Ausbleiben denkend, zerstreut.

„O, lassen Sie diese kalte Bezeichnung, nehmen Sie lieber einen Augenblick an, dass ich wirklich durch die Bande des Blutes Ihnen nahestehe, und gewähren Sie mir die Freude, meine einfache Häuslichkeit einstweilen mit Ihnen teilen zu können,“ erwiderte Madame Wernick herzlich.

„Wir sind uns fremd!“

„Doch wohl nicht so ganz, denn wir haben einen gemeinsamen Freund, und wir können fast sagen, ein gemeinsames Los. Meine Tochter hat mich, um sich mit einem geliebten Mann zu vereinen, unlängst ver-

lassen, und Ihre Frau Mutter, wie ich höre, sich in ein Stift zurückgezogen. Wir stehen beide allein, versuchen wir also, was wir uns einander sein können," sagte sie dringend.

„Ihre Güte rührt mich, aber Ihr Anerbieten — "

„O, ich beschwöre Sie," fiel ihr Madame Wernick in's Wort, „lehnen Sie es nicht ab, suchen Sie lieber gleich kennen zu lernen, was es Ihnen gewährt. „Sie verpflichten sich zu nichts dadurch; sagt Ihnen mein Umgang oder meine Häuslichkeit nicht zu, so steht von ihr aus Ihnen noch immer jeder Weg offen, den Sie einschlagen wollen. O, wäre nur der Professor hier, um meine Bitte zu unterstützen," aber es ist ihm unmöglich, Sie heute aufzusuchen."

Evelinens mühsam errungene Fassung verließ sie, als sie bestätigen hörte, was sie fürchtete. Ein Tränenstrom stürzte aus ihren Augen, die sie, auf einen Sitz sinkend, mit den Händen deckte. „O, ich weiß es, dass ich ihn nie wiedersehen werde!" rief sie voller Verzweiflung.

„Beruhigen Sie sich, mein teures Kind!" sagte Madame Wernick bestürzt, „es ist nicht so traurig, als Sie fürchten!"

O, meine Ahnung hat mir gleich gesagt, dass kein glücklicher Ausgang zu hoffen sei.“

„Warum das Schrecklichste annehmen? Ich beschwöre Sie, verzagen Sie nicht. Alles kann, alles wird noch gut werden, Oehlrich hofft auf den besten Erfolg.“

„Nur im Tode ist Erlösung!“ sagte Eveline leise und dumpf.

Madame Wernick die nur das Wort Tod verstanden, rief erschreckt: „Ich beschwöre Sie, geben Sie einem solchen Gedanken keinen Raum. Fassen Sie Vertrauen, Sie haben keine Ursache zu verzweifeln. Die Ärzte hoffen nicht allein sein Leben, sondern auch seinen Arm zu retten.“

„Wessen Leben?“ fragte Eveline vor Entsetzen aufspringend.

„Oehlrichs Leben ist so segensreich, dass der Allmächtige es gewiss erhalten wird!“ sagte Madame Wernick mit Tränen in den Augen, „auch ist jede denkbare Vorsicht angewendet worden,“ fügte sie ruhiger hinzu. „Mein Schwiegersohn ist voller Vertrauen, und hat Oehlrich in seinem Widerspruch gegen die anderen Ärzte unterstützt, die zuerst glaubten, eine Am-

putation des Armes könne sich als Notwendigkeit herausstellen.“

„O, mein Gott, Oehlrich in Gefahr!“ rief Eveline verzweifelnd.

„Sie sollte Ihnen verborgen bleiben, und ich begreife nicht, durch welchen Zufall Sie diese traurige Nachricht erhalten haben. Oehlrich wünscht __“

„Wo ist er?“ fragte Eveline, sie rasch unterbrechend.

„In seinem Hause.“

„So lassen Sie uns zu ihm gehen!“ sagte sie entschlossen, alles um sich her vergessend, schon durch den Garten eilend.

Madame Wernick folgte ihr und begegnete Pepi, welche, durch Evelinens Ausruf erschreckt, sich genähert und ihren Entschluss, mit der Dame zu dem Professor zu gehen, vernommen hatte. Rasch brachte sie, als Eveline eben mit Madame Wernick den vor der Pforte haltenden Wagen besteigen wollte, das Fehlende zu ihrem Anzuge. Mechanisch griff Eveline nach Mantille und Hut, und ihr mit tränenfeuchten Antlitz zuwinkend, verschwand sie den besorgten Blicken ihrer treuen Pepi.

VIII.

Der Professor hatte, nachdem er Evelinens Brief gelesen, sie tief erschüttert verlassen. Die Überzeugung, dass das Heil und die Wiedergeburt des Wesens, das er so innig liebte, durch ihn erstehen werde, war in ihm gebrochen. Er glaubte, selbst in Evelinens Schlummer auf ihrem Gesichte die Wundmale der Seele ausgedrückt zu sehen, welche die Kämpfe ihres Lebens ihr geschlagen, und die kein glückliches Geschick ihm vergönnen werde, je zu verwischen.

Das Gefühl einer bitteren und düsteren Resignation ergriff ihn zum ersten Male, denn bei jedem anderen Widerstand hatte sich immer seine Kraft erstarkt, sein Wille energischer entfaltet, und ihm den Mut und die Ausdauer verliehen, ihn zu besiegen. Aber konnte

er mit aller Tatkraft, mit aller Schärfe seines Geistes und seiner moralischen Zuversicht Schatten überwinden und Erinnerungen auslöschen? Er durfte sich nicht der Schwäche zeihen, weil er das Unmögliche nicht vermochte, und dennoch war sein Selbstvertrauen erschüttert. Er glaubte, dass, wenn seine Liebe und sein Wille nicht mächtig genug wären, Evelinens Besitz zu gewinnen, sie zu beglücken und mit der Welt zu versöhnen — er nichts mehr erstreben könne. Nicht einmal sein Beruf vermochte in diesem Augenblicke ihm Interesse einzuflößen, oder ihn seiner tiefen Gebeugtheit zu entreißen, nur wie aus mechanischer Gewohnheit ging er in den Saal der Anatomie, um dort, wie immer an diesem Tage, einen Vortrag zu halten.

Die Studenten machten dem geliebten Professor ehrerbietig Platz, als er durch ihre gedrängten Reihen ging, doch ohne, wie sonst, hier sein mildes und doch so scharfes Auge auf einen hoffnungsvollen Jünger Äskulaps verweilen zu lassen, oder dort einen anderen durch einen freundlichen Gruß zu ehren. Bleich und ernst schritt er, alles unbeachtet lassend, nach der Mitte des Saales zu, wo auf einem marmornen Tische eine Leiche bereit lag, mit deren Sektion er seinen

erläuternden Vortrag vereinen wollte. Er zog das verhüllende Tuch weg, und seine düsteren Blicke verdunkelten sich noch mehr, als er unter demselben eine junge Frau erblickte, die noch im Tode eine rührende Schönheit zeigte. Er seufzte zum Erstaunen seines neben ihm stehenden Famulus laut auf. Wollte er dadurch seine gepresste Brust erleichtern, die sich bei dem Gedanken schmerzlich zusammenzog, dass er, statt das warm pulsierende Leben zu umfassen und zu halten, nur auf Kranke und Leichen angewiesen war?

Gewaltsam musste er sich zusammennehmen, und wer ihn heute zum ersten Male hörte, konnte keine Überzeugung gewinnen von der Gründlichkeit, dem großen Umfang seiner Kenntnisse, noch der scharfsinnigen genialen Anwendung, die er davon machte. Es fiel ihm selbst schwer den logischen Zusammenhang zu finden, und einen Augenblick schwankte er sogar, welche der drei Haupthöhlen von der Leiche er öffnen sollte; bei der Sektion selbst war er so zerstreut, dass er sich in die Hand schnitt, ohne es zu beachten.

Erst als er sich entfernen wollte, bemerkte er die Wunde und forderte Wasser, um sie zu reinigen, aber sein junger Hilfsarzt, der sein Erschrecken über den

Unfall nicht verbergen konnte, beschwor ihn, die Wunde gleich zu ätzen oder zu brennen. Oehlrich, heute wenig geneigt sich mit sich zu beschäftigen, fand es unnötig, aber der junge Mann rief ängstlich: „Vergessen Sie nicht, Herr Professor, dass die Frau im Kindbettfieber gestorben ist, und dass das Leichengift sich Ihrer Wunde mitteilen kann.“

„Fürchten Sie nichts, ich werde daran nicht sterben,“ antwortete er mit einem schmerzlichen Lächeln.

Der junge Mann, durch diese Versicherung wenig beruhigt, hörte nicht auf, ihn mit dringenden Worten von der Notwendigkeit zu überzeugen, sogleich durch energische Mittel allen nachteiligen Folgen vorzubeugen. Sein lautes Sprechen und seine ängstlichen Gebärden erregten die Aufmerksamkeit der anwesenden Studenten, die sich näherten, einen Kreis um die beiden Herren bildeten, und bald von der Ursache ihres Disputs unterrichtet waren.

„Mein junger Freund ist zu besorgt,“ sagte der Professor, „er sieht schon üble Folgen, wo sie sich äußerst selten zeigen. Wie viele von uns Ärzten haben sich nicht schon bei Sektionen verwundet, ohne irgend

eine Vorsichtsmaßregel anzuwenden, und dadurch bewiesen, dass sie überflüssig gewesen wäre. Aber dennoch, meine Herren, muss ich Sie daran erinnern, dass Doktor Hunter und Doktor Kolblsschka an Sektionswunden gestorben sind, und dass in Folge einer solchen vor einigen Jahren einer unserer ersten Professoren am Rande des Grabes war.“

„Und Sie zögern Ihre Wunde auszubrennen!“ rief der junge Arzt mit vorwurfsvollem Ton.

„O tuen Sie es doch, Herr Professor!“ stimmten die Studenten bittend ein. Und vielleicht nur um sich ihnen zu entziehen, sagte Oehlrich zu dem jungen Arzt: „Nun wohl, es sei, aber damit wir es mit mehr Bequemlichkeit können, begleiten Sie mich nach Hause. Wir sind in einigen Minuten dort.“

Die Kunde von der Verwundung des Professors durchlief mit Blitzesschnelle die medizinischen Kreise, und drang auch vielfach entstellt und vergrößert zu Doktor Lork, noch ehe die Aufforderung Oehlrich’s, zu ihm zu kommen, ihn zu erreichen vermochte. Aber als er bald darauf bei ihm erschien, brachte er schon die berühmtesten Ärzte mit, um mit ihnen gemeinsam über die geeignetsten Mittel zu beraten, durch die der

teure Freund zu retten sei, denn man glaubte an eine Gefahr, ohne sich davon überzeugt zu haben.

Oehlrich war nicht wenig erstaunt, als mit Doktor Lork zugleich seine ausgezeichnetsten Kollegen hereintraten. Er empfing die Herren mit einem Scherz, aber sie ließen ihn in dieser Situation nicht gelten, sondern drangen darauf seine Wunde zu untersuchen. Einer von ihnen wollte, nachdem es geschehen, die Entzündung der Lymphgefäße annehmen, und sie schon in der Form von schwachen roten Strängen am Vorderarm erkennen. Ja, er glaubte ein leichtes Anschwellen der Lymphdrüsen am Elbogenbuge zu bemerken, während die anderen sie bestritten. Alle aber kamen darin überein, dass man die energischsten Mittel anwenden müsse, und der Professor, welcher die Entzündung der Lymphgefäße annahm, glaubte deren Übergriff auf die Venen nur durch die Amputation des Arms vorbeugen zu können. Oehlrich, welcher mit frischer Ruhe darauf bestanden hatte, dass die Konsultation in seiner Gegenwart stattfinden solle und nun wohl einsah, dass seine Wunde keineswegs so unbedeutend sei, als sie ihm zuerst erschienen, glaubte doch an keine tödlichen Folgen derselben, und widersetzte sich entschieden einer Ampu-

tation, von deren rascher Ausführung der erwähnte Professor Oehlrich's Leben abhängig machte.

„Warum zögern Sie mich zu unterstützen!" rief er den anderen Herren heftig zu, „da Sie doch von der Notwendigkeit überzeugt sein müssen, denn es zeigen sich Symptome, die sonst immer viel später erst eintrafen. Überreden Sie doch unsern Freund zu einem raschen Entschluss, denn ein gleicher hat in derselben Lage, in der er heute ist, einen Anatomieinspektor am Leben erhalten. Unser Professor nützt der Wissenschaft und der Menschheit genug mit seinem Kopf, es sind ihm dazu nicht beide Arme notwendig, und ein hübsches Weibchen lässt sich auch mit einem umschlingen. Darum Mut gefasst, denken Sie, teurer Freund, Sie hätten den letzten Feldzug als Arzt mitgemacht, und eine Kugel hätte Ihnen bei Solferino den Arm weggenommen. Sie haben ihn in Ihrem Beruf verloren, das muss Sie trösten. Meine Herren bereiten wir also alles zur Amputation vor."

„Ich werde mich derselben nicht unterwerfen," sagte Oehlrich entschieden.

„Sind Sie von deren Notwendigkeit nicht überzeugt?" fragte der Professor gereizt.

„Ist die Entzündung in den Lymphgefäßen schon vorhanden, so verbreitet sich das Gift zu schnell, als dass eine Amputation mich retten konnte, und wäre das auch der Fall, ich weise sie zurück.“ Denn, dachte er, welchen Wert kann das Leben für mich noch haben, wenn es in demselben Augenblick, wo es mir das höchste Glück entziehen will, mich auch für die Ausübung meiner Kunst untauglich macht.

Der alte Herr widersprach ihm noch heftig; er wollte nicht zugeben, dass man ein Recht habe zu sagen: sein berühmter Kollege sei nicht seinem Verhängnis, sondern der nachsichtigen Schwäche der Ärzte, welche ihn umgaben, erlegen. Er forderte mit allem Nachdruck die Amputation, weil er behauptete, das Übel greife hier in Stunden so rasch um sich, wie sonst kaum in Tagen, und wenn man nicht das geeignetste Mittel dagegen ergreife, so müsse er sich entfernen, damit er seine Hände in Unschuld waschen könne.

Einer von den anderen Ärzten suchte ihn zu beruhigen, indem er noch einmal mit ihm alle Behandlungen bei ähnlichen Verwundungen erörterte, verwickelte er ihn in einen gelehrten Disput, den beide Herrn mit solchem Eifer führten, dass sie darüber

wenigstens auf Augenblicke Oehlrich vergaßen, der währenddessen von Doktor Lork unterstützt, nach seiner Anordnung die geeignetsten Mittel gegen seine Wunde anwendete.

Erst als Oehlrich sich nach Stunden mit seinem Freunde allein befand, fühlte er seine Kräfte erschöpft. Er lehnte sich, bis zum Tode ermattet, zurück, und die Kälte, welche seinen Körper erbeben machte, erinnerte ihn daran, dass das traurige Ende des Übels, dessen Keim man in ihm vermutete, in der Regel von Schüttelanfällen begleitet sei, und zu erregt, um sein ärztliches Bewusstsein sich klar bewahren zu können, wähnte er einen Augenblick, er nähere sich dem großen Moment seiner irdischen Auflösung. Aber dieser Glaube trübte weder seinen Geist, noch gab er ihm einen erhabenen Schwung, er flößte nur seinem Herzen eine heißere Wärme ein. Nicht an sich, an Eveline dachte er, und ohne dass er jenen unglückseligen Brief, in dem sie sich von ihm lossagte, wieder las, wiederholte ihm sein Gedächtnis nur zu treu jedes Wort.

O warum konnte er sie nicht von dem Wahn befreien, in dem sie befangen war, warum erkannte sie nicht, dass sie ihm viel mehr zu geben vermochte, als

sie von ihm empfing. Warum sollte ihr beiderseitiges Glück an einem Vorurteil scheitern, das sich wie eine Binde um ihre klaren Augen senkte, und sie zu dem Irrtum verleitete, in Ehrfurcht die Liebe ersticken zu wollen? O, warum sah sie nicht ihr Bild, wie es ihm erschien, rein und hehr! warum verdunkelte sie es selbst, indem sie eine Sünde wider die Natur begehen wollte, und zu trennen suchte, was nach der innigsten Vereinigung strebte? War das der Fluch, der sich durch ihr Leben zog? Wie war er zu bannen, wie Eveline und sein Glück zu retten?

Aber vielleicht war der Himmel selbst ihrer Vereinigung entgegen, und nicht das Leben, sondern der Tod sollte sie scheiden. Oehlrich wollte diese traurigen und finsteren Gedanken von sich weisen, aber sie tauchten immer aufs Neue in ihm auf, wie die Wellen einer stürmischen See, auf die einmal geschleudert, man vergebens nach dem sichern Hafen sucht.

Zu schwach um sich aufzuraffen, schloss Oehlrich die Augen, aber er schlummerte nicht, wie Doktor Lork es annahm, der in einer Ecke des Zimmers leise mit Madame Wernick flüsterte, welche bei ihrer Tochter war, als Lucie durch einige flüchtige Worte ihres

Mannes von der Ursache seines Ausbleibens benachrichtigt wurde. Beunruhigt von dem Unfall des Freundes war sie selbst gekommen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, aber kaum hatte Oehlrich ihre Stimme erkannt, als er sie an sein Lager rief, und mit flüchtigen aber tief ergreifenden Worten ihr mitteilte, dass er Eveline wiedergefunden, und wie sein Geschick sich auch wende, unter ihrem Schutze geborgen wünschte.

Um den feierlichen Ernst dieses Auftrages zu mildern, den Oehlrich ihr in dem Ton eines Vermächtnisses erteilte, deutete Madame Wernick scherzend darauf hin, dass sie einmal im Besitz des Schatzes, ihn dem Freunde streitig machen, und weniger bereitwillig ihre Pflegetochter, wie die eigene herzugeben, sie so bald nicht zum Traualtar führen werde.

Oehlrich suchte durch ein Lächeln ihren Scherz zu mildern, aber es ging in einen so ernsten und traurigen Ausdruck über, dass Madame Wernick ihm nur leise die Hand zur Bestätigung drückte, und mit schwerem Herzen zu Eveline fuhr.

Während dessen versuchte Oehlrich vergebens sich freundliche Bilder vorzuführen. Hatte das Fieber, das sich in Folge der Wunde zeigte, die Willensfreiheit

seines Denkens gebrochen. Er zählte seine Pulsschläge; sie waren beschleunigt, aber nicht in einem so hohen Grad, um die Klarheit seines Bewusstseins trüben zu können, darum beschloss er mit Aufmerksamkeit den Verlauf seiner Krankheit, und die Wirkung der dagegen angewendeten Mittel zu beobachten.

Aber sein Interesse für die Wissenschaft wurde von der Spannung verdrängt, mit welcher er Evelinens Entscheidung entgegensah. Wird sie seine Freundin zu der ihren machen, ihr Einfluss auf sich gewähren? Die Beantwortung dieser Frage schien ihm wichtiger wie die Sorge um sein eignes Leben. Er überließ es dem Freunde, seine Wunde zu überwachen, aber eine neue Untersuchung derselben ermattete ihn. Er lehnte sich zurück, schloss die Augen, und dieses Mal entschlummerte er wirklich.“

Die rasch hereinbrechende Dämmerung des Herbstabends verbreitete sich schon in dem Hintergrund des Zimmers, während noch die glänzenden Reflexe einer glühend untergehenden Sonne in den oberen Teil desselben leuchteten, und das blasse Haupt des Kranken umspielten. Doktor Lork stand sinnend vor dem Freunde; nie hatte er schärfer den inneren Adel in seinen Zügen

ausgeprägt gefunden, aber auf der, sonst so klaren Stirn, die den Mann der Unabhängigkeit bekundete, lagerten sich breite Schatten, welche sich auch um den scharfgezeichneten Mund hinzogen, und ihm einen Ausdruck von Wehmut verliehen.

Über der ganzen Gestalt lag es wie ein schicksalsschwerer Ernst. Einen Augenblick erzitterte Doktor Lork davor, dann aber wandte er sich um, und blickte ermutigt in die alles verklärende Abendröte. Sein gläubiges Herz vertraute und hoffte!

Die Stille des Krankenzimmers, in der das Pochen der Uhr schon hörbar erklang, wurde eine Stunde später durch das leise Öffnen der Tür unterbrochen, auf deren Schwelle eine weibliche Gestalt einige Augenblicke, wie um sich zu sammeln, verweilte. Doktor Lork, der ihr entgegen ging, blieb plötzlich wie gebannt stehen. Nie hatte er die Schönheit erhabener, nie schmerzdurchwühlter gesehen, so — nur milder — bildeten die Griechen den Todesengel. Aber warum an den Tod denken; es war ja Eveline, die neues Leben und Glück bringen sollte.

Er hinderte es nicht, dass sie leise bis zu Oehlrich’s Lager vorschritt, denn das Bedenken des Arztes

wich der Überzeugung, dass ihre Gegenwart die Erregung des Freundes beschwichtigen werde, und wie zur Bestätigung dass er sich nicht geirrt, öffnete der Kranke die Augen und lächelte selig Eveline zu, die er, noch vom Schlummer befangen, vielleicht für ein Traumbild hielt.

Ihr Schwanken, als sie ihn so bleich daliegen sah, überzeugte ihn von der Wirklichkeit, und von ihrem Anblick hingerissen, vergaß er sein Übel und öffnete die Arme um sie zu umfangen, aber mit einem leisen Schmerzenslaut fiel er in die Polster zurück. Als er nach einigen Sekunden wieder die Augen aufschlug, fürchte Lork eine neue Erschütterung und sprach sein Bedenken aus. Aber die Beiden beachteten es nicht. Weit über Sinn und Schall hinweg in die Welt ihrer eignen Herzen versunken, blieben sie lange sprachlos, bis endlich Eveline vor sein Lager hinkniete und seine Hand mit Küssen bedeckend, sagte:

„O könnte ich das Gift aus Deiner Wunde saugen, und für Dich sterben!“

„Sage lieber, dass Du für mich leben willst,“ flüsterte Oehlrich.

„O alles, alles was Du willst, mein teurer Freund, genese nur.“

„Ich werde es, wenn Du bei mir bleibst.“

„Nie werde ich Dich mehr verlassen!“ beteuerte sie.

Wie hätte sie es auch vermocht, nur eine Stunde entfernt von dem Freunde zu bleiben, dessen Krankheit bald alle Symptome zeigte, welche einen traurigen Ausgang fürchten ließen.

In der Sorge um sein Leben schien Eveline das ihre zu erschöpfen. War sein Puls beschleunigt, schlug ihr Herz auch in rascheren Schlägen, umschleierte sich sein Auge, waren auch ihre Blicke verdunkelt; erpresste der Schmerz ihm einen Schrei oder Seufzer, so fanden sie ihren Widerhall in ihrem Innern. Der lichteste Tag hatte seine Helle für sie verloren. Nur wenn ein leichter Schlummer sich auf Oehlrich senkte, erwachte sie zum klaren Bewusstsein, und sie vermochte dann zu hoffen.

Aber die Schmerzen, die Eveline am Krankenbette ihres Freundes empfand, waren so rein und heilig, dass sie sich nicht von Verzweiflung, sondern von religiöser Hingebung erfüllt, und von dem Glauben durchdrungen fühlte, dass Gott dieses Leid zur Glorie ver-

klären werde. Welche Einsicht hatte es ihr nicht schon in Oehlrichs Wesen, in die Tiefe seiner und ihrer Empfindungen erschlossen! Wie reich und erhaben erschien ihr das Leben in der Nähe des Todes! Jetzt erst erfasste sie seinen hohen Inhalt, seine tiefe Aufgabe, und immer neue und tiefere Anschauungen leiteten sie auf den Standpunkt, wohin Oehlrich sie hatte führen wollen. Jetzt erst durchdrang sie die Überzeugung ihrer innigsten Verständigung, ihres unzerstörbar begründeten wechselseitigen Angehörens, und diese trübe Zeit gewährte ihnen Beiden Stunden des seligsten Entzückens.

Evelinens Opferbereitwilligkeit machte sich nur noch in der Sorge um den teuren Freund, und in dem Streben, durch ihre Pflege und Hingebung sein Schmerzenslager zu erleichtern, geltend. Ihr selbst erschien ihre Entsagung wie die Morgendämmerung zwischen der Nacht des Schmerzens und einem neuen schönen Lebenstage, der mit seinem Glanze jeden Schatten zu überstrahlen vermochte. Sie sah nicht mehr zurück, sie sah nichts als Oehlrich. Alles was sie für ihn tat, war von dem verklärenden Hauch der Liebe durchweht, welche über sein Krankenlager die

schönsten Hoffnungsblüten streute, aus denen der Keim des reinsten Glückes entspringen sollte. Nun konnte sie auch nicht mehr zweifeln, dass sie Oehlrichs Seele erfülle, denn in schweren Stunden, die er vielleicht für seine letzten hielt, bezeugte es ihr noch ein leises Wort, ein schwacher Händedruck und sein verschleierter Blick, der mit Liebe auf ihr ruhte.

Diese Erkenntnisdurchdrang sie mit seliger Gewissheit und steigerte ihr Selbstbewusstsein. Sie fühlte in sich die Schwingen wachsen, mit denen sie sich bis zu ihrem Freunde erheben konnte, und als erst die heftige Kraft seiner Krankheit gebrochen war, und man fast mit Zuversicht auf seine Genesung hoffen konnte, erschien sie sich selbst wie wiedergeboren, wie sie es in der Tat auch war.

Das schmerzerfüllte, aber auch glückliche und an innerer Entwicklung so reiche Zusammenleben mit einem Charakter wie Oehlrichs, machte sie vollends frei. Eine stolze Freude wechselte bei ihr mit einer demütigen Hingebung, welche zu der Hoheit ihres Wesens einen bezwingenden Reiz fügte, der alle Herzen gewann. Madame Wernick, die mit ihr während der Krankheit des Professors in dessen Haus verweilte, gewährte ihr

mit Freuden jeden mütterlichen Schutz. Angezogen von ihrer seltenen Schönheit, die eine höhere Weihe durch den Ernst erhielt, der — das erkannte sie wohl — bei solcher Jugend nur aus herben Schmerzen hervorgehen kann, empfand sie eine natürliche Scheu sie zu ergründen, die aber der innigen Zuneigung keine Eintracht tat. Sie versäumte nichts um die Vereinigung der beiden von ihr gleich hochgehaltenen und geliebten Menschen zu beschleunigen. Ohne Erörterung räumte sie manches Bedenkliche und Hindernde hinweg, und mit ihrem richtigen Verständnis suchte sie überall zu vermitteln und zu ergänzen. Sie setzte sich, von dem Professor dazu ermächtigt, in schriftliche Verbindung mit der Rätin, welche sie bat, Evelinen eine Mutter sein zu dürfen, aber sie war ihr schon zu einer solchen geworden, und mit Stolz und Rührung führte sie ihre zweite Tochter, wie sie Eveline nannte, dem teuren Freunde zu.

Der Professor, dessen Wunde ohne irgendwelche nachteiligen Folgen, geheilt wurde, ward seinem Wirkungskreis, in dem er noch vielfach nützt, und der Wissenschaft, die ihm manche Erweiterung verdankt, in voller Kraft erhalten. Seiner Privatpraxis entsagte

er gänzlich. Caroline war ohne seine Hilfe genesen; sie hat ihre Energie durch den Tod ihres Mannes wiedergefunden, sicher aber nicht den stillen Frieden und das wahre Glück.

Die Baronin, von dem Typhus geheilt, ist in einen stillen Wahnsinn verfallen, von dem bis jetzt keine ärztliche Hilfe sie zu befreien vermochte.

Zu einer geliebten Schwester ist Lucie Evelinen geworden, wie Doktor Lork zu einem wahren Freunde. Mit verzeihlicher Genugtuung behauptet er, dass erst jetzt Oehlrich mit seinem Scharfsinn die Milde, mit seiner Tatkraft die Herzenswärme vereine, und bei seiner Verdauungslust auch die Entschuldigungsgründe gelten lasse, aber nur weil er nun durch die Ehe im Mittelpunkte des Lebens stehe, wo alle Weltenden zusammen laufen, und alle Lebensfäden zum Herzen zurückführen. In der Tat hat sich Oehlrichs Charakter durch das Glück der Ehe zur vollkommenen Harmonie abgerundet, und Eveline, deren kräftige und reine Natur sich frei entfaltet, verbreitet um sich die reine Befriedigung, welche sie selbst empfindet.

Immer fester vereinigt sich dieser kleine Kreis wahrer Menschen, die mitten in dem Prunk und Schein

leben einer glänzenden Residenz, in stiller Einfachheit ein Leben führen, das gehoben von echter Bildung und Humanität, durchdrungen von Liebe und gegenseitiger Achtung, gekräftigt durch Tätigkeit und dem Streben für das Wohl Anderer, erfüllt ist.

Der Assessor ist aber darin nicht zurückgekehrt; er hat sich der Gesandtschaft in Paris attachieren lassen. Sein Geist findet in der diplomatischen Karriere die vielseitigste Anregung und Beschäftigung, wie seine Eitelkeit und Genusssucht im Salonleben. Er lässt sich von dem Geist und Witz, von dem Glanz und Schimmer, die dort herrschen, ganz gefangen nehmen, und sieht nicht, dass der Duft, der es umhüllt, ja selbst die Poesie, die es noch hin und wieder ausströmt, einen frivolen Kern bergen, und die Hohlheit nur den Schein erzeugen, nur das Laster nähren kann.

Die Tugend und die Wahrheit gedeihen am besten im echten Familienleben, und Eveline und Lucie zeigen, dass es noch überall gepflegt werden kann. Sie machen ihre Häuslichkeit zu einem Tempel, in dem nur dem Edlen, Schönen und Guten Altare erbaut sind, denn alles ist daraus verbannt, was wider die Natur ist.

Ende.

In Banden frei.

R o m a n

von

R a h e l

Erster Band.

Berlin
Verlag von Otto Janke
1865

Erstes Kapitel.

Man untersucht keine Pflanzen mehr, ohne den Boden zu prüfen, in dem sie sich entfaltet, aber man beachtet noch immer zu wenig, wodurch ein Charakter sich entwickelt und zeichnet oft ein Lebensbild ohne die Umgebung näher anzugeben, von der es seine Lichtreflexe und seine Schatten erhält. Viele Eigentümlichkeiten werden uns aber erst in den Räumen klar, in denen sie entsprungen und den erhobenen und düstern Ernst, oder die Schwächen und Irrtümer eines Geistes können wir uns am leichtesten oft durch die Eindrücke erklären, welche er in seiner Jugend empfing.

Nicht allein um die Richtigkeit dieser Ansicht zu erproben, sondern weil Danzig der ursprüngliche Boden unserer Erzählung ist, führen wir unsere Leser nach dieser alten Hansestadt, die einst so mächtig war, dass sie Königen Schutz gewähren oder den Krieg erklären konnte. Sie selbst nannte ihre Gesetze: „Willkür.“ In dieser Willkür schloss sie die Juden aus ihren Mauern aus; nur in den Vorstädten, die sich um sie hinzogen, durften sie wohnen und die kleinen Gemeinden, die sich dort gebildet hatten, lebten einfach und bedürfnislos in friedlicher Beziehung zu ihren Nachbarn, die mehrenteils zu den Menoniten gehörten, jener arbeitsamen, streng sittlichen Sekte, die, früher selbst nur geduldet, gerne Duldsamkeit übte.

Keine allzu strenge Gesetzgebung, noch der enge Raum eines Ghettos wies die Glaubensgenossen aufeinander hin. Sie selbst teilten sich in verschiedene Kreise, die durch den Gottesdienst und den Friedhof zusammengekettet waren, oft aber auch durch Eigennutz und Dünkel sich schroff gegenüberstanden; mit der Außenwelt kamen sie nur durch den Kleinhandel und Jahrmärkte in Beziehung.

Man kannte hier nur den Broterwerb und alle Geistesfähigkeiten wurden geübt, um entweder feindliche Angriffe durch demütiges Erdulden zu entkräften, oder sie durch Besonnenheit und Klugheit zu umgehen. Gezwungen durch so missliche Verhältnisse in stumpfer Gewohnheit fortzuleben, machte sich kein Wunsch nach dem Höherm und kein Streben sich der Zeit und ihrer Entwicklung anzuschließen, bemerkbar. In den gewohnten, oft rein patriarchalischen, oft auch rohen Zuständen lebte man so fort; erzog seine Kinder zu demselben Wandel, zu dem es damals nur der Kenntnis der Waren, die am besten sich zum Absatz eigneten, ein wenig Rechnen und vor allem der Geschmeidigkeit und praktischen Klugheit bedurfte.

Zurückgezogen von der Welt kannte man weder ihre Bedürfnisse, noch sehnte man sich nach ihren Genüssen. In der Sorge um die Familie und in der religiösen Gesetzesausübung fand man seine Bestimmung. Nur Einige, die durch Neigung und Kenntnisse dazu befähigt waren, suchten einen Genuss in den Studien der Bibel und ihrer Kommentare, oder des Talmuds, worin man auch gerne die Söhne unterrichten ließ. Indem man sie lehrte in seine Tiefen einzudringen, glaubte man die Denkkraft zu üben und jene geistige Regsamkeit zu schärfen die man besitzen musste um mit Gewandtheit die religiösen Fragen, welche das Leben so oft aufwarf, zu lösen und in das Gleichmaß mit der Gegenwart zu bringen. Überflüssig schien alles andere Wissen und war in diesen Verhältnissen auch unzugänglich.

Die Söhne, welche nicht von Wunderlust oder dem Drange

nach Ausbildung getrieben in die Ferne zogen, blieben den Vätern zur Seite, deren Beschäftigung sie fast immer teilten, während die Töchter die Sorge und die Arbeit für das Hans übernahmen. Ihre Jugend genossen sie in ungetrübter Freiheit und fast immer in harmloser Zufriedenheit. Es blieb ihnen keine Zeit für unerfüllbare Träume und Wünsche. Mit angestrengter Arbeit waren die Wochentage ausgefüllt und jede Stunde machte sich mit bestimmten Forderungen geltend. Der Sabbat aber erschloss, außer seiner heiligen Weihe, noch manche heitere Vereinigungspunkte, wo man in munterem Geplauder sich unterhielt; an besonderen Festen tanzte man oft bei dem schwachen Klang einer Flöte oder einer verstimmten Violine im engsten dürftig erhellten Raume bis Mitternacht.

Man lebte in den Vorstädten wie auf dem Lande. Hinter den kleinen Häuschen, welche sie bildeten, zogen sich Gärten hin, welche bis zu dem Abhange der Hügel nach einem freundlichen Tale führten, oder nach einer andern Richtung über einen Höhenzug hinweggingen, überall aber die herrlichsten Spaziergänge und die entzückendsten Aussichten boten. Die Umgebung der Stadt ist von einer seltenen Schönheit. Kann man sie von einem hohen Standpunkt überblicken, so wird man kaum einen Ausdruck der freudigen Bewunderung unterdrücken können, wenn man dieses Gemisch von waldumwachsenen Hügelreihen, von fruchtbaren Ebenen, welche Flüsse umgrenzen und durchströmen, Dörfer und Höfe beleben, überschaut. Vor allem aber, wenn der Blick auf den Spiegel des Meeres füllt.

Die Bewohner jener Vorstädte hatten aber den Sinn für alle diese Schönheiten wenig geschärft. Wer im Kampfe mit dem Leben befangen ist oder sich in Büchergelehrsamkeit versenkt, dem ist der Geist nicht für die Natur erschlossen. Er muss frei sein, soll der Blick sich hinaufschwingen können bis zu der Erhabenheit des Alls. Aber selbst die Schritte jener Juden

waren noch gehemmt, nicht überall durften sie sich hinwenden. Durch einen Leibzoll mussten sie sich erst hier frei machen und dort am Tore jener Stadt eine Geleitperson für Geld sich beigesellen, ehe sie ihre Straßen betreten durften. Führte ein Wunsch oder eine Spekulation sie dahin, so mussten sie eilen, damit die Abenddämmerung sie nicht zu ihrer Strafe dort noch finde.

Das Hemmende wie das Schmachvolle, das in dieser Ausschließung lag, empfindend begrüßten sie mit Freuden den Tag, an dem die Stadt sich Preußens Zepter unterwerfen musste. Danzig war ihnen nun erschlossen, aber in der Ausübung ihrer Gewerbe blieben sie gehemmt, denn sie durften keine Gewölbe eröffnen und selbst von Weitem sich nicht der Börse nahen. Nur diejenigen zogen nach der Stadt, die mit Polen in Handelsverbindung standen, oder sich als Getreide- und Holzmäkler dort niederlassen wollten. Die fesselnde Beengung des Verkehrs war aber für alle gehoben und das genügte einstweilen. Überall eröffnete auch ein wiederaufblühender Handel neue Hilfsquellen und da unter einer humanen Regierung selbst in den Herzen der Danziger das Schmerzgefühl über den Verlust der republikanischen Selbstständigkeit erlosch, war es wohl natürlich, dass die Juden sich glücklicher als je bei einem wachsenden Wohlstand fühlten.

Die segensreichen Folgen eines fast vierzehnjährigen Friedens wurden nicht allen gleichmäßig zu Teil. Viele konnten, trotz aller Anstrengung, keine sorgenfreie Existenz erringen und unter denen, die gesegneter mit Kindern als mit Reichtum waren, zählte man auch den Vorsteher einer dieser kleinen Gemeinden.

Und dennoch war Herr Magnus geachtet. Er war es wegen seiner strengen Rechtlichkeit und seines scharfen Verstandes, der in schwankenden Fällen immer eine genügende Entscheidung zu finden wusste. Diese ehrenvollen Eigenschaften, mit denen er noch den Ruf der Gelehrsamkeit verband, sicherten sein Ansehn, aber sie waren nicht ausreichend ihm auch erwünschte Familienverbin-

dungen zu eröffnen und doch hätte er deren bedurft um seine zahlreichen Kinder zu versorgen. Er stellte ihr Schicksal Gott anheim und mehr zum Denken wie zur Spekulation geneigt, beschäftigte er sich lieber mit dem Studium der heiligen Schrift, als mit dem Handel, obgleich er nicht die Anstrengung scheute, mit denen der seine verbunden war. Dieser führte ihn Tage ja Wochen lang an den Strand des Meeres, wo er seine Einkäufe machen musste.

Mit größerer Rücksicht als alle anderen Handelsjuden behandelten ihn die Bauern und Schiffer, mit denen er in Verbindung stand, denn sie wussten, dass er ihnen gleich den höchsten Preis bot, den er für ihre Ware geben konnte. Er hatte auch das Recht sie zuerst zu besichtigen und nur wenn er sie für sich nicht preiswürdig fand, verkauften sie sie anderweitig. Das ruhige Wesen, die große stattliche Gestalt des alten Magnus imponierte ihnen. Den Ehrenplatz ließen sie ihn an ihren Tischen einnehmen und ihre Frauen sorgten dafür, dass er immer die Speisen fand, die er genießen durfte, oder alles, dessen er bedurfte, um sie sich selbst bereiten zu können. abends versammelten sich die Nachbarn dort, wo er verweilte und er musste ihnen dann immer die neuesten Weltereignisse mitteilen; denn es war eine bewegte ereignisreiche Zeit, die selbst die Bauern auf ihrer einsamen Scholle zur Teilnahme anregte.

Oft musste ihnen der alte Magnus von jenem Frankreich erzählen, das sich durch einen Königmord befleckt hatte und in seinen eignen Eingeweiden wütete, selbst als der auswärtige Feind es bedrohte. Besser als durch die Zeitungen, welche in den Schenken vorgelesen wurden, kannten sie durch ihn den General Bonaparte, der siegreich aus Ägypten und Syrien zurückkehrte, als erster Konsul mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung ergriff, um bald darauf sich zum mächtigen, alles beherrschenden Kaiser der Franzosen zu machen. Von Bewunderung für seinen Ruhm erfüllt, der selbst bis in diesen entfernten stillen Punkt der Erde erschallte,

waren dessen friedliche Bewohner weit entfernt zu ahnen, dass seine gigantische Macht sich auch bis hierher erdrückend wälzen könne.

Die Erzählungen von den Siegeszügen Napoleons waren schon für sie eine Begebenheit, für welche ihr Interesse noch wuchs, je mehr sein Heer sich Deutschland näherte. Mit Ungeduld erwarteten die Bauern nach jedem Sabbat aufs Neue den Magnus und oft erleichterten sie ihm selbst das Geschäft um ihn nur ungestört ausfragen zu können. Die kleinen Vorteile, welche ihm dadurch zuflossen, änderten wenig in seinen Verhältnissen, denn noch immer vermochte er nicht, wie seine Frau es so sehr wünschte, eine Mitgift für seine älteste Tochter zu ersparen.

Die seltene Schönheit des fünfzehnjährigen Mädchens zogen die Blicke und Wünsche manches jungen Mannes auf sich, doch wurde keiner derselben zu einem Bewerber, denn man wusste, dass sie kein Vermögen hatte. In ihrer harmlosen Kindlichkeit erkannte sie diesen Mangel nicht, denn wahrhaft anspruchslos, schien sie auch nichts zu entbehren. Weder ihre Gedanken noch ihre Wünsche schweiften über die Gegenwart hinaus. Ihre häuslichen Pflichten zu erfüllen, der Mutter in der Wartung der jüngeren Geschwister beizustehen oder eine neue Handarbeit zu lernen, war ihr Streben und ihr Vergnügen mit einer Freundin zu plaudern. Glücklich aber fühlte sie sich, konnte sie ihrem ernsten, von ihr so innig geliebten Vater, zu dem sie mit schwärmerischer Verehrung aufsah, ein freundliches Lächeln abgewinnen.

Für alle seine Kinder hatte Herr Magnus zwar die volle Vaterliebe, aber weder Neigung noch Zeit auf ihre Individualität einzugehen. Söhne standen, weil sie fast immer den gleichen Weg mit den Vätern gingen, ihnen näher; Töchter aber betrachtete man noch wie eine Sorge, deren man sich, so bald und vorteilhaft wie möglich zu entledigen suchte.

Die patriarchalische Sitte, welche dem Oberhaupt der Familie das Recht verleiht über das Geschick seiner Kinder frei zu bestim-

men, hatte sich hier noch unangetastet erhalten. Herr Magnus benutzte es, als ganz unerwartet aus einem Geschäftsfreunde und entfernten Verwandten ein Bewerber um seine Tochter wurde, welche keinen Widerspruch wagte, obgleich der strenge Wille des Vaters sie mit einem kränklichen, im Vergleich zu ihr fast alten Manne verlobte. Kaum wusste sie, warum sich ihr Herz beim Anblick ihres Bräutigams so krampfhaft zusammenzog, aber ihm selbst gab das Glück des erfüllten Wunsches nicht so vielen Mut, um eine innigere Beziehung zu dem jungen Mädchen zu suchen, das mit allem Reiz der fünfzehn Jahre und einer seltenen Schönheit zitternd an seiner Seite stand.

Zur Ausgleichung dafür hatte er nichts zu bieten, als ein mäßiges Vermögen, das er einem Glückszufall verdankte, aber da zu demselben noch eine anerkannte Redlichkeit und eine unermüdliche Tätigkeit sich gesellten, hielt Herr Magnus ihn für fähig das Glück seiner Tochter zu gründen. Er machte ihn zu seinem Kompagnon und Schwiegersohn und führte, durch dessen Mittel erleichtert, seinen längst gehegten Wunsch, nach der Stadt zu ziehen, aus.

Schon Gattin, wo sonst in diesem Alter ein Mädchen erst zur Jungfrau reift, fühlte die junge Frau doch bald, dass sie es zu ihrem Unglück geworden sei; aber eine natürliche Frömmigkeit und deren Frucht, die Ergebung, schützten sie vor einer anhaltenden Traurigkeit. Mit fünfzehn Jahren kann man. glücklich organisiert, den Schmerz nicht dauernd erfassen. Die Träne, die dem Auge entquillt, verliert sich noch in dem Lächeln des rosigen Mundes und so ging es auch der jungen Frau. Ihre neue Stellung imponierte ihr oft selbst, nur vermochte sie nicht ihrem Manne ihr Herz zuzuwenden, aber unbewusst opferte sie es ihm und durch die Geburt eines Kindes schien es ganz erfüllt.

Die heiterste Zeit ihres freudenlosen Lebens hatte sie in dem Besitz dieses Kindes erreicht, durch das sie die heiligsten der Freuden kennen lernte, ohne dass die Pflicht, die es ihr auferlegte, sie

drückte. Von der Natur mit einem leichten Sinne begabt, musste das ernste Leben ihn erst verdrängen und die Erfahrung füllte ihr Herz erst mit Trauer, als sie die Sorge kennen lernte.

In dieser Zeit fing der Mann zu kränkeln an und konnte nicht seinen Geschäften obliegen. An ein tätiges Leben gewöhnt, rief dieser erzwungene Müßiggang seine üble Laune hervor. Er forderte Aufmerksamkeiten, wo er sie sonst gewährt hatte und entwickelte immer mehr einen reizbaren misstrauischen Charakter, durch den er sich und andere quälte.

Das Geschäft, das er mit dem Vater gemeinsam betrieb, bestand im An- und Verkauf von rohen Bernsteinstücken, die teils von der See ausgeworfen, teils aus der Erde gegraben werden. Die Einkäufe am Strande hatte der Vater übernommen, während der Schwiegersohn auf dem Lande herumstreifte, um sich entweder bei Bernsteingräbereien, die er gepachtet hatte, zu beschäftigen, oder den Gutsbesitzern und Bauern, welche sie auf eigne Kosten betrieben, den gesammelten Bernstein abzukaufen. Oft kam er dann wochenlang nicht nach Hause; aber bei seiner Kränklichkeit konnte er jetzt nur selten etwas Anstrengendes unternehmen. Das Geschäft litt ebenso sehr dadurch wie die häusliche Ruhe seiner Frau, die in der vollen Blüte und der Berechtigung der Jugend unter der Zwangsherrschaft einer unglücklichen Ehe stand. Von neuer Trauer wurde sie dadurch erfüllt, doch nicht entmutigt Sie sammelte sich, so jung sie war, immer mehr und mehr in sich selbst; denn sie erkannte bald, dass sie ihre Kraft zum Kampf mit dem Missgeschick und dem Leid stählen müsse. Zur Milderung derselben hatte sie nur das Bewusstsein ihrer Pflichterfüllung, ihre häusliche Beschäftigung und vor allem ihre Kinder.

Der Aufenthalt in der Stadt gewährte der Familie nicht den Vorteil, den sie davon erwartet hatte, denn Danzig war kein langer Friede beschieden. In Preußens Schicksal verflochten, musste es bei seinem Sturze auch unterliegen.

Zweites Kapitel.

Die unglücklichen Schlachten von Auerstädt und Jena hatten Preußens Schicksal entschieden und dem siegreich anrückenden Feinde die Monarchie eröffnet Die Besorgnis, die dadurch in Danzig erregt wurde, steigerte sich noch durch die eiligen Durchzüge versprengter Flüchtige und bald bemerkte man in der Stadt die ganze Tätigkeit eines kriegerischen Gewühles; dennoch hoffte man noch auf die Abwendung des drohenden Geschickes. Aber der Jubel über den Sieg bei Pultusk und den bei Preußisch-Eylau verhallte nur zu bald, denn die Franzosen näherten sich in immer größeren Massen dem Gebiet der Stadt. Sie erkannten die Wichtigkeit eines Platzes, der unter der Benennung der Kornkammer des Nordens bekannt, ihnen bedeutender noch durch seine Lage, seine Festungswerke und seinen Reichtum war und durch dessen Besitz allein der linke Flügel der großen Armee zur freien Bewegung gelangen konnte.

Der Marschall Lefèbre, der später zu seinem Herzogstitel den Namen der Stadt fügte, umringte sie mit seinem Corps und ließ bald durch hineingeworfene Pechkränze die schönen ehrwürdigen Türme der Kirchen, die hochragenden Giebel der Häuser blutig beleuchten. Vergebens suchten die Russen zu Land und die Engländer zur See, den Belagerten zu Hilfe zu kommen. Ihr heldenmütiger Gouverneur General Kalkreuth musste die unglückliche Stadt nach einer elfwöchentlichen tapfern Verteidigung übergeben.

Während der Belagerung war die Familie Magnus nicht Einmal vereint gewesen. Der Alte war auf dem Lande und sein Schwiegersohn, Herr Leves, hatte vor der Schließung der Tore noch einen Ausflug in der Überzeugung gemacht, immer noch in die Stadt zurückkehren zu können. Er hatte sich getäuscht. Er musste seine Frau in einer Zeit ohne Schutz lassen, wo sie in zwiefacher Hinsicht seiner bedurfte.

Alles, was in solcher Unglücksepoche als Angst und Not die Herzen bestürmt und die gewohnte Lebensweise vernichtet, musste die arme Frau durchmachen. Nicht wie die meisten Bewohner konnte sie nach dem entfernten, vor dem Bombardement gesicherten Stadtteil flüchten, denn sie hatte niemand, der ihr beistand. Ihre Mutter teilte ihr Geschick, ohne es erleichtern zu können; sie suchten während der Schreckenstage, in denen unzählige Kugeln und Granaten in die Stadt geschleudert wurden, in ihren feuchten Kellern Schutz und bald machte sich auch der Mangel fühlbar. Man musste die einfachsten Lebensmittel zehnfach bezahlen und dann sie noch durch Umsicht und Begünstigung zu erringen suchen. Wer nicht mit barem Gelde reichlich versehen war, litt Not und so ging es auch der jungen Frau, die manches verkaufen musste, um nur das Unentbehrlichste schaffen zu können. In allen diesen Drangsalen fühlte sie sich ihrer Entbindung nahe; und wirklich gebar sie auch unter dem Läuten der Sturmglocken ein Töchterchen, das die Sorgen und die Verwirrungen für sie noch erhöhte. Nur Seufzer und Klagen empfingen es bei seinem Eintritt in die Welt und mit der Muttermilch zugleich sog es den Ernst des Lebens ein.

Die Belagerung und deren Folgen verursachten eine gänzliche Zerrüttung in den Verhältnisen der Familie. Mehr oder minder hatten alle Einwohner sie zu dulden, denn seitdem der Marschall Lefèbre mit militärischer Pracht und gefolgt von 20,000 Franzosen, Deutschen und Polen in Danzig eingezogen war, herrschten alle

Gräuel der Despotie und des frevelhaften Übermutes darin. Zu diesen Truppen kamen noch die Durchmärsche so vieler anderer; die reichlich bedient werden mussten. Und seit den neu beginnenden Kämpfen mit Preußen und Russland, welche eben durch das mit seinen reichen Vorräten gefallene Danzig erleichtert wurden, verlegten auch die meisten bedeutenden Generäle jener Zeit, auf kürzere oder längere Dauer hierher ihren Aufenthalt. Die größten Häuser der Stadt mussten ihnen ganz oder teilweise eingeräumt werden. Bis in das Innere des Familienkreises wurde die Ruhe gestört und selbst die heimatliche Stätte bot kein Behagen mehr.

Aber die Klagen über die allgemeinen Erpressungen verloren ihre Wichtigkeit, als der Chef-Ordonateur Favier den Befehl des Kaisers überbrachte, eine Kontribution von zwanzig Millionen France zu zahlen. Unerschwinglich schien diese Summe und man hoffte von dem Kaiser selbst eine Verminderung derselben zu erlangen.

Im Juni kam Napoleon in seiner gewöhnlichen schlichten grünen Kleidung, den historischen Hut aus dem Kopfe, nach Danzig, dessen Besitz er mit dem Blute von dreißigtausend Mann erkauft hatte. Er ritt im schnellen Trotte die Parade vorbei, welche ihn mitten in der Stadt auf dem langen Markt erwartete.

Unter dem Hufschlag seines Pferdes verdorrte der Wohlstand der Stadt.

Und dennoch hatte sich eine schaulustige Menge in dichtgedrängten Reihen in den Straßen aufgestellt, denn es gab viele, die Napoleon nicht für die Geißel des Jahrhunderts, sondern für dessen glänzendsten Stern hielten. Sie glaubten, dieser Heros sei der Erlöser von allen verjährten Vorurteilen, welche die Völker knechteten und dass er mit der Macht seines Willens, der zugleich die Tat war, sie auf immer davon befreien werde.

Gleichgültig schweifte sein Blick über die Masse dahin, als

er am Nachmittag auf Langgarten, wo er logierte, die Spezialrevue über die dort aufgestellte Nordlegion hielt, aber seine glänzende Suite sah mit Vergnügen, dass aus den ernsten düstern Häusern die schönsten Frauenköpfe schauten. Allzu sehr mochte sich wohl in ihren Anblick ein Stabsoffizier in glänzender Uniform versenkt haben, denn er bemerkte nicht, dass die Hufen seines Pferdes die Umstehenden fast streiften, als ein leiser Schrei seine Aufmerksamkeit fesselte. Eine junge Frau von idealer Schönheit hob eben ein vor ihr stehendes, etwa dreijähriges Kind in die Höhe, das seine Ärmchen um ihren Hals schlang. Sie hatte nicht Raum zurückzutreten, sondern blickte nur angstvoll zu dem Reiter auf, der seinen bewundernden feurigen Blick tief in den ihren senkte und als eine glühende Röte das Antlitz der jungen Frau färbte, die Hand leicht an seinen Federhut legte und davon sprengte, doch nicht, ohne sich noch einmal umzusehen.

Verwirrt von Schrecken, Scham und dem imposanten Anblick, den das glänzende Schauspiel des Offizierskorps bot, wandte Frau Leves, denn sie war es, sich um und sagte zu ihrem Vater: „Lass uns jetzt nach Hause gehen.“

„Was fällt Dir ein,“ erwiderte er, „ich bin froh, dass wir diesen guten Platz zwischen den Militärreihen erobert haben und dass ich endlich Napoleon, den merkwürdigsten Mann des Jahrhunderts, von Angesicht zu Angesicht sehen kann. Er ist es wert, dass man um ihn sich dränge und darum habe ich Dich hergeführt und gewollt, dass Du den Jungen mitnimmst, damit er einst sagen kann: auch er habe den Mächtigen gesehen. Nein, mich bringt jetzt keine Gewalt nach Hause, denn er muss noch einmal vorbei.“

„So kommt an meine Stelle, Vater, das Kind steht hinter Euch geschützter und mir schwindelt vor dem raschen Vorbeireiten der Offiziere.

„Gerne“, sagte der Alte, dessen Aufmerksamkeit sich ganz dem militärischen Schauspiel zuwandte und der erst sein volles Genüge

fand, als der Kaiser noch einmal vorbeikam. In seiner Nähe ritt jener Offizier, den der Anblick der jungen Frau so überrascht hatte und dessen scharfes Auge sie nun vergebens in der Menge suchte, welche sich auch bald daraus zerstreute, weil Napeleon sich nach Weichselmünde begeben hatte.

Den andern Tag erhielten die Deputationen des Magistrats und der Kaufmannschaft die erbetene Audienz. Der Allgebietende richtete nur gleichgültige und flüchtige Fragen an sie; aber er ergoss sich in bittere Spöttereien über die preußische Regierung, deren Soldaten beschenkt und erquickt zu haben, er den Herren zum Vorwurf machte. Mit männlicher Entschlossenheit erwiderte einer aus ihrer Mitte, dass sie nur die Pflicht der Menschlichkeit geübt hätten, die sie gegen keine Nation vergessen würden.

Auf dem bleichen Gesichte des Kaisers zeigte sich kein begnügendes Lächeln und aus seinem Munde kam kein Wort des Trostes und der Gnade. Noch an demselben Nachmittag reiste er ab und übertrug das Geschäft der Kontributionserhebung dem hartherzigen Generalintendanten Daru, dessen Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft keine Humanität in ihm erweckt hatte.

Mit unerbittlicher Strenge und lakonischer Kürze forderte Daru von derselben Deputation, welche der Kaiser empfangen hatte, dass sie die Hälfte der Kontribution in zehn Wechseln unterschreibe, während die andere Hälfte in Gütern genommen wurde, deren Wert man noch unterschätzte. Den Bürgern wurde eine außerordentliche Steuer auf ihr Vermögen auferlegt und zur Deckung des fortwährenden Geldaufwandes nicht nur die sämtlichen preußischen Kassen, sondern auch die Armen- und Pupillengelder mit Beschlag belegt. Überall herrschte Angst und Verwirrung und so blieb es fast unbemerkt, dass der größte Kunstschatz Danzigs, das kostbare Gemälde des jüngsten Gerichtes, aus der Marienkirche genommen und in das Pariser Museum geschickt wurde.

Preußens Unglück bei Friedland führte den Tilsiter Friede

herbei, in dem auch festgesetzt wurde: dass die Stadt Danzig ihre vorige Unabhängigkeit unter dem Schutze der Könige von Preußen und Sachsen zurückerhalten und nach den Gesetzen regiert werden solle, die zur Zeit herrschten, als sie aufhörte, ihr eigener Herr zu sein.

General Graf Rapp, von dem Kaiser zum Gouverneur der Stadt ernannt, verkündigte diesen Beschluss wie eine Gnade seines Monarchen, für die er zugleich einen Kaufpreis von 10 Millionen Francs und für sich ein Ehrengeschenk von einer Million forderte. Keine Bitte, keinen Widerspruch noch Auseinandersetzung der gänzlichen Unmöglichkeit ließ er gelten.

Wozu konnte eine Autorität nützen, der man so empörend Hohn sprach und wie war es möglich das Staatsruder heilbringend zu lenken, wenn eine fremde Übermacht es bald hier und dorthin riss, oder es an Geldklippen zerschellen ließ.

Die alte republikanische Verfassung brachte weder die Freiheit noch die Einfachheit der alten Sitten zurück. Reichtum und Wohltätigkeit waren verschwunden, denn die Selbstsucht und Charakterlosigkeit des Zeitalters wurden noch durch den französischen Einfluss auf das verderblichste erhöht.

Und dennoch gab es Bürger, die diesen Schein der Republik freudig begrüßten, weil sie selbst in den vierzehn Jahren des Wohlstandes und der Ordnung unter Preußens Zepter es nicht verschmerzen konnten, die Teilnahme an der Herrschaft aufzugeben. Sie waren es wohl auch, die Talleyrand, der damals in Danzig sich aufhielt, ihre Wünsche im Namen der Bevölkerung vortragen, obgleich er später behauptete: dass ihm der Gedanke entsprungen, Danzig als Republik wieder herzustellen. Die Rechte der Bürger wurden wenig geachtet und General Rapp, der das Versprechen gab, in drei Wochen mit allen Franzosen die Stadt zu räumen, blieb fast sieben Jahre ihr unumschränkter Herrscher.

Die Repräsentanten der neuen Verfassung vermochten nicht, den sich steigenden Erpressungen Einhalt zu tun. Der Bürger

seufzte unter dem Drucke der Einquartierung und der Handel wurde durch das mit aller Strenge befolgte Kontinentalsystem gänzlich gesperrt. Die stolzen Schiffe, die ihre bewipfelten Maste sonst bis in die entfernten Weltteile trugen, lagen nun unbenutzt im Hafen. In schmerzlicher Bewegungslosigkeit mussten deren Besitzer ihre Kräfte sich verzehren und ihre Hilfsquellen sich erschöpfen lassen.

Mit unumschränkter Gewalt versehen, von welcher keine Appellation stattfand, war der Gouverneur von unmittelbarem Einfluss auf das Wohl und Weh der Stadt und deshalb ebenso umschmeichelt wie gefürchtet.

Mit neunzehn Jahren in den Soldatenstand getreten, war Rapp ein Kind des Glückes, rasch aus dem dunklen Mittelstande bis zur höchsten militärischen Stufe emporgestiegen und ein Liebling des Kaisers als sein Generaladjutant bis jetzt sein beständiger Gefährte gewesen.

Bei guten natürlichen Anlagen und einer mehr weichen als harten Gemütsstimmung besaß er keinen festen Charakter. Seine Handlungen entsprangen selten aus rein moralischen Prinzipien, wie seine Fehler auch nicht aus innerer Bösartigkeit; sie waren wie seine Tugenden die eines warmblütigen Schwächlings, der ein Spiel der Umstände und Verhältnisse, der Launen und der Leidenschaft ist. Seine Bildung war ohne wissenschaftlichen Grund, die Frucht des Lebens und des Umgangs, aber er hatte eine richtige und klare Fassungskraft, die, wenn ihn nicht schon frühere Ränke eingenommen hatten, sein Ohr und Gemüt der Vernunft offen ließ.

Ein schöner Mann von einigen dreißig Jahren, verstand er den Mangel an Erziehung durch jene Artigkeit zu decken, die den Franzosen eigen ist und mit der schmeichelhaftesten Galanterie machte er bei seinen Gastmalen und Bällen den aufmerksamen Wirt, besonders den Damen gegenüber.

Die Elite der Stadt, welche diese Feste mit ihrem Gelde bezahlte, musste sie mit dem Scheine einer geschmeichelten Befriedigung besuchen, obgleich sie zunächst zur Erinnerung an das Napoleonfest und das Jahresfest der Schlachten bei Auerstädt und Jena gefeiert wurden. Während sie den Boden hätten untergraben mögen, auf dem ihre Sieger standen, mussten ihre Frauen und Töchter nach einer glänzenden Tanzmusik in frohen Reigen mit jenen sich herumschwingen.

Drittes Kapitel.

Zum ersten Mal betrachteten die Danziger auch die Juden als ihre Mitbürger, denn die neue Regierung forderte von diesen einen Beitrag von 50,000 Thalern zur Kriegs-Kontribution.

Als Vorsteher einer der vier jüdischen Gemeinden, welche sich in den verschiedenen Vorstädten gebildet hattet und deren Mitglieder jetzt zum Teil in die Stadt gezogen waren, musste der alte Magnus es übernehmen, von den Seinen die Geldbeiträge einzusammeln. Viele Unannehmlichkeiten entsprangen ihm daraus.

„Bei allen Drangsalen," sagte er zu seiner Familie, als sie ihn darüber beklagte, „preise ich doch den Allmächtigen, dass er mich diese Zeit hat erleben lassen. Ihr begreift es nicht, was es heißt, dass wir ungestört hier wohnen, unsere Kinder erziehen und verheiraten dürfen. Danzig, obgleich schon lange preußisch, machte doch noch 1799 in Berlin seine alten Privilegien geltend und wir Vorsteher bekamen von dort aus eine Instruktion, worin es hieß: „Auch die auf Lebenszeit tolerierten Juden — mit Ausnahme der Garköche dürfen nicht heiraten." Sie hätten es denen gewiss auch gerne untersagt, aber ohne Garköche konnten sich die jüdischen Kaufleute, die aus Polen ihr Getreide und Holz brachten, in der Stadt nicht erhalten. Und jetzt steht sie jedem offen! das danken wir Napoleon, der zwar wie Gottes Wetter zerstörend durch die Lande dahinzieht, aber auch die Vorurteile zusammenstürzt und die Unduldsamkeit vernichtet.

Die Tochter begriff nicht, warum der Vater eine Zeit pries, die ihre Sorgen vermehrte und in ihr einfaches Leben so viele Störungen von außen brachte. Glücklicher, glaubte sie, wäre sie gewesen, wenn sie ihren friedlichen Aufenthalt auf dem Lande nie hätten verlassen dürfen. Sie vergaß, dass die Jugend alles verklärt und dass sie den Ernst des Lebens und die schwere Pflicht, die Frau eines ungeliebten Mannes zu sein, überall empfunden hätte. Aber die engste Beschränkung und selbst tiefere Leiden verleiteten sie zu keiner lauten Klage. Nie wurde die Stille und die Heiligkeit des Familienlebens von ihr gestört Jeden lauten Streit, der oft in den Augen der Jugend dem Leben alle Farbe und allen Duft nimmt, vermied sie. Die Sitten und die Ehe waren im allgemeinen bei den Juden so heilig gehalten, dass sie mit mehr Unruhe als Vergnügen die Aufmerksamkeit bemerkte, welche sie erregte.

Mit zwanzig Jahren Mutter von mehreren Kindern, hatte ihre Schönheit an Glanz und Anziehungskraft gewonnen. Aber diese Himmelsgabe, die sonst der Stolz und die Freude der Frauen ist, erschwerte noch ihr Geschick. Aus jedem Blick, der auf sie fiel, hätte ihr Mann ihr einen Vorwurf machen mögen. Er zeigte ihr nur die Forderungen seines Alters, nicht seine Nachsicht und schwer ließ er sie seine Rechte empfinden. Der auffallende Kontrast, den sie äußerlich bildeten, wäre in ihrem früheren ghettoartigen Leben nur stillschweigend bemerkt worden; jetzt aber wurde auch er, wo sie sich zusammen zeigten, mit Spott verfolgt. Sie vermied es, so viel sie konnte, sich öffentlich mit ihm zu zeigen, denn wenn sie sonnabends mit ihrem Manne aus der Synagoge kam, fand sie keinen Schutz in seiner Begleitung. Trotz ihrer ernsten Haltung verfolgte man sie und rief sich lachend Bemerkungen zu, deren Sinn sie mehr ahnte als verstand und der sie dennoch verletzte.

Die Sorge für ihre Kinder und ihre Wirtschaft absorbierten

glücklicherweise alle ihre Gedanken und ihre Zeit. Sie richtete ihren Blick nicht über ihr Haus hinaus, das sie durch Ordnung und Sparsamkeit zusammenzuhalten suchte; und keine Familie, selbst die einfachste, hatte nicht so abgeschlossen während einer Zeit gelebt, die aus der stillen Stadt einen Weltort machte. Man konnte die engen Straßen nicht durchschreiten ohne auf Repräsentanten aller Nationen zu stoßen, aber besonders waren es die Franzosen, die bis in das Familienleben hinein den Leichtsinn und die Schmach verbreiteten. Selbst in dieser Stadt der strengen Sitten entstanden die auffallendsten Verhältnisse; nur einige endeten mit einer glücklichen Ehe. Die meisten Verbindungen wurden durch Wankelmut und Trennung zerrissen, ja einige arteten in Schande aus und lösten die heiligsten Bande.

Man suchte die Gemüter durch Vergnügungen zu betäuben und veranstaltete Schlittenfahrten, Bälle, während des Karnevals sogar öffentliche Massenaufzüge und Redouten. Niemals war der Kontrast zwischen Verschwendung und Elend so auffallend gewesen. Als die Gattin des Gouverneurs Danzig auf kurze Zeit besuchte und wie eine Königin empfangen und gefeiert wurde, veranstaltete man ihr zu Ehren einen Ball paré, aber während die Front des Hotels, in dem er stattfand, blendend erhellt war, konnte man den Weg durch die Straßen kaum finden, weil sie aus Mangel nicht vollständig beleuchtet werden konnten.

Während der kurzen Anwesenheit seiner Gattin verminderten sich nicht die vielfachen Siege, welche der Gouverneur bei den Frauen errang. Doch wir schreiben keine Sittengeschichte der damaligen Zeit und machen diese flüchtige Bemerkung nicht einmal, um es als Verdienst hervorzuheben, dass Frau Leves allen glänzenden und verführerischen Zusicherungen widerstand, mit denen der erste Mann der Stadt sie verfolgte. Es war General Rapp, der bei dem Einzuge in Danzig von ihrer Schönheit betroffen wurde und der — als sie einst arglos mit ihren Kindern

ihrer Familie folgte, welche an einem Sonnabend seinen Garten besuchten, der dem Publikum geöffnet war — sie ansprach und mit Worten begrüßte und erschreckte, die sie zittern machten und seine Gegenwart fliehen ließen.

Vor den spähenden Blicken des Herrschers und ein solcher war damals der Gouverneur, hilft kein Verbergen. Man hatte bald ihre Wohnung gefunden und selbst in dem engsten Kreis der Familie fand die arme Frau vor entehrenden Anträgen keinen Schutz. Zwar verstand sie es, einen vornehm aussehenden Herrn von sich fern zu halten der, eine Kreatur des Gouverneurs, sie für den Verrat und die Schande zu gewinnen suchte; aber sie vermochte nicht einer unbekannten Dame den Eintritt zu verweigern, die von dem General dieselbe Mission übernommen hatte. Man versprach, wenn sie ihren Mann verlassen wollte, ihre Zukunft auf das glänzendste zu gründen, ihren Kindern ein ansehnliches Vermögen zu sichern und wenn sie zur christlichen Religion übergehen wollte, auch ihre äußere Ehre durch eine Scheinehe mit einem Hausbeamten des Gouverneurs zu wahren.

Dieses Anerbieten auszuschlagen, kostete sie keinen Kampf, denn es anzunehmen wäre ihr eine Unmöglichkeit gewesen. Ihr Dasein wurzelte in der Religion und in der Moral und mit allen Fasern war sie mit ihrer Familie verwachsen; sie fühlte, dass nur der Tod sie von den Ihren loslösen könne, dass aber die verführerischen Güter des Lebens es nie vermöchten.

Recht erhebend konnte sie das Bewusstsein durchdringen, das Rechte erwählt zu haben, denn obgleich sie die unselige Annäherung mit Energie zurückwies, musste sie immer fürchten, sie könne ihrem Manne bekannt und ihr zum Vergehen gemacht werden. Dazu kam, dass in diesen bewegten Zeiten, die nur wenigen spekulativen Köpfen Gewinn brachten, sich ihr unscheinbares Geschick immer trauriger gestaltete. Das Geschäft, dessen Vorteil

nur durch eine rastlose Tätigkeit gesichert werden konnte, litt durch die Kränklichkeit des Mannes und die sich immer steigenden Ausgaben machten jede Lücke im Gewinn fühlbarer. Nur zu bald untergraben ungünstige Verhältnisse einen Wohlstand, der auf keiner sichern Basis geruht hatte.

Ein Vorteil entsprang wenigstens Frau Leves aus den Zeitereignissen; sie befreiten sie von jenen schmachvollen Anträgen, die sich von Zeit zu Zeit bis dahin erneuert hatten.

Österreich erhob sich wider Napoleon, hoffend durch die Teilnahme der Unterdrückten dem Übermut des Welteroberers ein Ziel zu setzen. Auch in Preußen wurde der Samen zu der Frucht ausgestreut, die freilich erst später ausfgehen sollte. General Rapp wurde zu dem Kaiser beschieden, um ihn in den Feldzug gegen Österreich zu begleiten. Die Stadt gab „dem geliebten und verehrten scheidenden Vater“, wie ihn der Danziger Anzeiger nannte, ein glänzendes Abschiedsfest; ja man schickte ihm noch einen kostbaren goldenen Degen als Ehrengeschenk nach Schönbrunn nach.

Die Hoffnung auf Erlösung, welche damals so viele deutsche Herzen durchdrang, sollte nicht erfüllt werden. Danzig hatte nur den Vorteil, dass sich seine lästige Garnison verminderte, vergebens aber strebte der Handelsgeist sich in seiner alten Regsamkeit zu zeigen. Fremde Schiffe mieden längst schon den Hafen, weil von Franzosen ausgerüstete Kaper, die nur englische Schiffe wegnehmen sollten, ihre Räubereien auch auf Schiffe anderer Nationen ausgedehnt hatten. Und ebenso ungünstig auf den Handel wirkte die mit dem Kontinentalsystem verbundene Beschränkung.

Der siegreich begonnene Kampf Österreichs endete ebenso unglücklich für die gute Sache als die vorhergegangenen. Man suchte seinen Schmerz darüber durch den trügerischen Glauben an eine baldige Waffenruhe zu beschwichtigen, seitdem Napoleon sich mit einer Tochter aus dem österreichischen Kaiserhause vermählt hatte. General Rapp, der im Frühjahr des Jahres 1810 nach Danzig

zurückkehrte und mit Jubel empfangen wurde, schien erfreut über die Gesinnung, welche die Bewohner dadurch zeigten, aber ihr Joch erleichterte er nicht. Er forderte nach wie vor die Befriedigung seines Gelddurstes und der üppigsten Vergnügungssucht. Nur in schnell vorübergehenden Aufwallungen des Mitleids schenkte er den Armen eine Zeitlang Lebensmittel und Holz, aber dauernd waren nur seine Klagen, dass er mit seinen Einkünften nicht ausreichen könne.

Um allen Forderungen zu genügen, musste der Rat zu den härtesten Mitteln greifen und selbst das erste Bedürfnis des Lebens, das Brot mit einer seinen Preis übersteigenden Taxe belegen; ja sogar die silbernen Kirchengeräte und die Zierden der öffentlichen Gebäude in Anspruch nehmen. Kein Beamter erhielt mehr Besoldung und schon verließen manche Bürger mit ihrer Familie den heimatlichen Herd, um in benachbarten Ländern ihren Unterhalt zu suchen.

Seltsamerweise war es eben um diese Zeit, dass der Erwerb der Familie Leves sich ein wenig hob. Seit einem Jahre schon hatte der Mann aus Mangel an hinreichenden Mitteln das Geschäft mit großen Bernsteinstücken aufgegeben und sich auf den Einkauf von kleinen Stücken beschränken müssen, die er nach Farbe und Größe sortierte und dann verkaufte. Die Frau unterstützte ihn darin und bald zeigte sie mehr Ausdauer und Energie bei der Arbeit, mehr Umsicht und Geschick bei dem Geschäft als ihr Mann. Durch ihre Leitung gestaltete sich nach und nach alles günstiger und bald vermochte sie Wohlbehagen und manche längst entbehrte Bequemlichkeit in ihrer Häuslichkeit zu verbreiten.

Von Außen wurde ihre Ruhe nicht mehr gestört. Zu viele vergebliche Versuche hatten bewiesen, dass ihre Grundsätze unerschütterlich waren. Warum auch nach dem Besitz einer schönen Frau so eigensinnig streben, wenn so viele andere sich bereit zeigen, was sie verschmäht, zu erringen? Man schien sie vergessen zu haben

und sie konnte harmlos ihren Pflichten und ihren Kindern leben, von denen der älteste Knabe immer ihr Liebling blieb. Wenn er sie mit seinen schönen blauen Augen ansah, oder sie schmeichelnd umschlang, fühlte sie ihr Herz von einem seligen Gefühl gehoben. Ihre schönsten Lebensfreuden und Hoffnungen hatten ihre Wurzel in seinem jungen Dasein.

Die Tochter blieb ihrem Herzen fremd und obgleich sie diese wie das andere Kind behandelte, umschloss sie dieselbe doch nicht mit der gleichen Zärtlichkeit. Die Kleine hatte nicht die leuchtende Schönheit der Mutter und des Bruders; ihre Züge waren nicht regelmäßig, aber von anmutvoller Beweglichkeit und sinnigem Ausdruck. Wer sich darin mit Liebe versenkte, fand vielleicht noch einen größeren Reiz, wie ihn die regelmäßige Schönheit gewährt, nur bemerkte man ihn selten, denn ihr fehlte die schmeichlerische Anschmiegung, die der Knabe besaß. Wurde sie gescholten, so widersprach sie weder, noch weinte sie, aber man wusste nicht, schwieg sie aus Eigensinn, oder weil sie beachtete, was sie vermeiden sollte. In allem hatte sie ihr eignes Gebaren, denn wenn man die Anlage zu einem echten Menschen in sich trägt, ist man schon in der zartesten Kindheit individuell. War das bei der kleinere Pauline der Fall, so hatte sie wenigstens den Vorteil, dass kein Erziehungssystem ihre Entwicklung hemmte. Frau Leves hatte weder Zeit noch Lust und Einsicht, durch Lebensregeln die Freiheit ihrer Kinder zu beschränken. Sie war froh, wenn sie für Nahrung und Reinlichkeit gesorgt hatte und ihre Überwachung zeigte sich nur dadurch, dass sie nichts Böses in ihnen aufkommen ließ, sonst machte sie keine Forderung an sie geltend.

Der Knabe besuchte, so jung er war, schon eine hebräische Schule, aber die Kleine konnte sich noch ungebunden herumtummeln und von der stillschweigenden Erlaubnis dazu, machte sie den weitesten Gebrauch. Der große Hausflur, der Beischlag und der enge Hof wurden ihr abwechselnd zum Spielplatz; und da

alle Mitbewohner des Hauses sie kannten und liebten, fand sie überall Verbündete, die ihre Freuden noch erhöhten. Als sie fünf Jahre alt war, bekam sie zwei Schwesterchen; das schien fast zu viel des Segens für eine Ehe, welche die Liebe nicht geschlossen und der Wohlstand nicht begründet hatte.

Die Erfahrungen und Aufgaben der letzten Jahre hatten die sanfte Duldsamkeit der Frau in einen energischen Sinn verwandelt. Nur das Rechte wollte sie wie immer, aber sie hatte die Kraft gewonnen, es auch zu vertreten. Durch unbegründete Forderungen ließ sie sich nicht mehr irre machen und kamen sie selbst von ihrem Manne, dem sie deshalb aber doch die Aufmerksamkeit der pflichtgetreuen Gattin nicht entzog. Das Bewusstsein, ihren Haushalt unterhalten zu helfen, flößte ihr mehr Selbstvertrauen ein und sie hegte die Hoffnung, dass ihr Leben in Arbeit, Muttersorgen und Freuden zu einem ruhigen Abschluss kommen werde. Aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Die nachhaltigen Schwingungen großer Weltbegebenheiten vernichteten ihren eben beginnenden Wohlstand, wie die dahin brausende Welle ein Sandkorn mit fortreißt.

Die Verbindung mit Österreich schien Napoleons unruhigen Geist nicht gesättigt zu haben, denn sie brachte über Europa nicht den verheißenen Frieden. Der politische Horizont verdunkelte sich wieder, die Spannung in den diplomatischen Verhältnissen Frankreichs und Russlands ließen den Ausbruch eines neuen Kampfes befürchten, in welchem Danzig ein Platz von ungemeiner Wichtigkeit werden musste. Mit dem größten Kostenaufwand wurden die Festungswerke verstärkt und gewaltige Zurüstungen getroffen für die Ein- und Durchmärsche eines Heeres wie es seit den Kreuzzügen nicht vereint gewesen.

Die Krieger fast aller europäischen Nationen machten, nachdem sie von den erschöpften Bürgern Bewirtung erhalten hatten, immer neuen Gästen Raum und zogen auf den Ruf des furcht-

baren Despoten in einen Kampf, dessen Ausgang auch der Scharfsichtigste nicht ahnen konnte. Endlich erschien, nachdem einige Tage vorher der König von Neapel eingetroffen, am 7. Juni 1812 der Kaiser selbst. Er hielt seinen Einzug ohne Feierlichkeit und empfing den andern Tag die Deputation des Rats, der Geistlichkeit und der Kaufmannschaft. Aber diese unmittelbare Annäherung an den Gewaltigen war ohne Erfolg. Auf die Versicherung, dass die Stadt, fast ohne Einkünfte, eine Million jährlich nicht bezahlen könne und die Schilderung des wachsenden Elends hatte er nur das unerfüllt gebliebene Versprechen: Cela s'arrangera! Je paye tout.

Am 11. Juni setzte Napoleon seine Reise fort und Rapp als sein Generaladjutant musste ihm folgen; aber nach einigen Tagen schickte er ihn wieder zurück, weil er von einer Annäherung englischer Kriegsschiffe gehört hatte. Den Feldzug nach Russland machte Rapp an der Seite des Kaisers mit und seine Stelle als Gouverneur übernahm der viel mildere General La Grange.

Die erste Nachricht von dem gehemmten Siegesflug des gewaltigen Eroberers wurde nur mit Unglauben aufgenommen und selbst als sie an Wahrscheinlichkeit gewonnen, war die Freude darüber durch die Furcht gedämpft, dass die Stadt bald wieder durch eine neue Belagerung, durch Feuer, Aushungern und Ausplündern bedroht werden könne.

Die heimatliche Stätte übt eine so zwingende Gewalt auf das Gemüt .des Menschen, dass dennoch die meisten Familien in Danzig blieben, obgleich sie durch die letzten Jahre sich in Trauer versetzt, in Zerrüttung gestürzt sahen, ja das Edelste im Menschen, Freiheit, Ehre und Tugend verletzt und vergiftet fühlten. Nur Wenige dachten ernstlich an eine Flucht. Manche waren noch durch einen, wenn auch sehr geschmälerten Besitz gefesselt, aber zu denen konnte man wahrlich nicht die Familie Leves rechnen.

Die immer steigende Teuerung und die traurige Erinnerung

an die Leiden, welche sie in der ersten Belagerung erduldet hatte, erfüllten die Frau mit Furcht und Entsetzen. Sie beschwor ihren Mann, mit ihr und den Kindern zu flüchten, aber kränklich und zaghaft wie er war, sah er nur die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens und sie schienen ihm unüberwindlich. Er fürchtete mit einem Wechsel des Ortes könne ihr Erwerb und mit ihm die Mittel schwinden, sich zu erhalten. Aber auch darin wusste die Frau eine Vermittlung zu finden. Sie zeigte sich bereit ihrem Manne auf eins jener Dörfer zu folgen, in denen er seine Bernsteineinkäufe machte. Ihr Vater war bei den Bauern und Fischern sehr beliebt und gewiss würde es ihm leicht werden ein Unterkommen für die ganze Familie dort zu finden. Diesen Vorschlag, der dem Manne den Vorteil sicherte, in einer so schweren Zeit, mit seiner Familie vereint, vielleicht auch ungestört leben zu können, nahm er gerne an und um seine Ausführung vorzubereiten, ging er sogleich nach der Nehrung.

Vierter Kapitel.

Mit rascher Entschlossenheit traf Frau Leves alle Vorbereitungen zu ihrer Übersiedlung und es waren kaum acht Tage verflossen, seitdem ihr Mann sie verlassen, als sie an einem frühen Morgen die letzten Stücke ihrer dürftigen Möbel auf eine Bodenkammer räumte, die ihre gütige Wirtin ihr zu dem Zwecke frei gegeben hatte. Während dessen war vor dem alten Giebelhaus, in dem sie wohnte, ein Wagen vorgefahren, wie sich deren im allgemeinen früher die Leute aus der niedrigen Volksklasse zum Reisen bedienten. Auf vier starkgebauten breitspurigen Rädern ruhte ein korbähnliches rohes Strohgeflecht, über das auf bogenartig ausgespannten Reifen sich eine starke Leinwand hinzog, die vor Sonnenschein und Regen nur dürftigen Schutz gewährte. Der innere Raum war leer, nur vorn war ein schmales Brett für den Kutscher befestigt, der schwerfällig von seinem Sitz stieg und die Zügel seiner abgemagerten Pferde an einen Baum befestigte, welcher sich aus dem unregelmäßigen Steinpflaster der Straße erhob.

Seine Ankunft war bereits bemerkt worden, denn die Haustür öffnete sich und eine alte Magd mit einem schweren Bettsack belastet erschien darin; mehrere Kinder, die kleine Bündel trugen, folgten ihr. „Nicht wahr, ich sitze bei dir und halte die Peitsche?“ fragte das älteste derselben, ein schöner munterer Knabe, schmeichelnd den Fuhrmann. Der Mann antwortete nicht, sondern sah verdrießlich zu, wie die Magd immer neue Körbe und

Koffer herbeiholte, während die kleine Pauline alles um sich her unbeachtet ließ, um das fallende Laub des Baumes unter ihren Füßen knistern zu lassen, oder Kastanien aufzusuchen.

„Na, nimmt das denn noch kein Ende!“ rief der Mann ärgerlich. „Glaubt Ihr denn mein Wagen sei eine Arche Noah, dass Ihr so viel herbeischleppt?“

„Ich habe eben die letzten Sachen gebracht!“ sagte die Magd beschwichtigend, „fangen wir also an aufzupacken.“ Aber Frau Leves selbst verhinderte sie daran, indem sie den Fuhrmann in’s Haus kommen ließ, um ihm erst ein Frühstück zu geben. Während er es verzehrte, rief die alte Magd den Kindern zu, auf die Sachen zu achten. „Und Du,“ sagte sie zu der kleinen Pauline, „lass das Kastaniensammeln, setze Dich lieber auf die Bündel, damit nichts davon genommen werde.“

„Aber was sprichst du denn, Marie, kann uns denn Jemand etwas von den Sachen nehmen, die uns gehören?“

„Immer hast Du erst eine Frage, ehe Du tust, was Du sollst,“ brummte die alte Magd vor sich hin, indem sie ins Haus ging, um die letzten Sachen zusammen zu holen.

Eine Stunde später war der Wagen bepackt und wurden von den Bettsäcken und Körben, so gut es eben ging, Sitzplätze gemacht. Frau Leves sah noch in der Wohnung umher, an die sie keine glückliche Erinnerung fesselte und als sie nichts mehr zu ordnen fand, verschloss sie die Tür und brachte den Schlüssel zu ihrer Wirtin.

„Ich wünsche, Frau Bernhard,“ sagte sie zu der alten Bürgersfrau, die sie in einem bequemen Schlafsessel noch beim Frühstück fand, „dass Sie es nie bereuen mögen, meinem Beispiel nicht gefolgt zu sein und dass Sie bei unserm Wiedersehn mich eine Thorin nennen möchten!“

„Ich hoffe es, Frau Leves! Wie viele Gerechte sind nicht schon zu uns gedrungen, die sich alle nicht bewährt haben. Ich sage Ihnen, Napoleon ist nicht zu besiegen; der ist eine uns von

Gott gesandte Geißel! Wie haben wir uns nicht im Stillen gefreut, als es hieß, die Österreicher haben ihn geschlagen, oder wie bei uns da in Pommern der brave Major Schill sich wider ihn erhob und gar als der Herzog von Braunschweig so tapfer vordrang. . . . Und was haben sie erreicht?“

„Gott ist mächtig! Er strafte Pharao und setzt dem stolzesten Eroberer sein Ziel. Napoleon soll es in Russland gefunden haben.“

„Leeres Geschwätz! Wie lange ist es her, dass wir hier seinen siegreichen Einzug in Moskau feiern mussten. Haben wir nicht gefangene Russen einbringen sehen und wird nicht noch für 10,000 ein Unterkommen ermittelt? Und die Russen sollen uns befreien?“

„Zunächst aber werden sie uns einschließen und die Angst und das Elend einer Belagerung will ich nicht noch einmal durchmachen. Ich könnte es nicht ertragen, meine Kinder hungern zu sehen und auch Sie, Frau Bernhard, müssen mir versprechen, wenn wirklich geschieht, was soiele fürchten, mit Ihrem Manne die Stadt zu verlassen!“

„Das geht nicht so leicht. Sie wissen, dass wir ein Haus, ein Gewerk und einen Laden haben und was man so langsam und schwer gesammelt hat, gibt man gutwillig nicht auf. Auch Sie hätten ruhig bleiben sollen, denn in dem elenden Dorf erwartet sie doch nur die Arbeit und die Sorge und alles, was Ihnen hier die schwere Wirtschaft einigermaßen erleichtert, werden sie dort entbehren müssen.“

„Man muss ruhig hinnehmen, was der Allmächtige beschieden,“ sagte Frau Leves, demütig ihr schönes Haupt senkend.

„Sie hätten es anders haben können.“

„Frau Bernhard!“

„Nun, nun, seien Sie nur nicht böse. Ich habe zufällig erfahren, was vielleicht nicht einmal Ihrer Familie bekannt ist. Aber ich sagte gleich zu der saubern Dame, die sich bei mir nach

Ihnen erkundigt hat und dabei eine Börse mit Geld, wahrscheinlich um mich damit zu bestechen, in der Hand hielt, während sie mir den kostbaren Brillantschmuck zeigte, der für Sie bestimmt war —— die Frau gewinnen Sie um keinen Preis für ihre Zwecke. Sie wollte sich bei mir weiß brennen und schwur hoch und teuer, dass sie im Auftrag des Intendanten Rickard käme, der sich in Sie verliebt habe und Sie heiraten wolle."

„Aber um des Himmels willen, wie kommen Sie jetzt auf solche Dinge."

„Weil ich es Ihnen wenigstens zum Abschied sagen will, dass ich es weiß, welche rechtschaffene Frau Sie sind."

„Nie habe ich gezweifelt, dass Sie mich für eine solche halten," erwiderte Frau Leves.

„Sie haben Recht, das versteht sich eigentlich von selbst, aber wir haben in dieser jammervollen Zeit ja erlebt, dass hochgestellte Frauen aus den angesehensten Familien"...

„Hoffen wir, dass diese schmachvolle Zeit bald ein Ende nehmen wird," fiel Frau Leves rasch ein, „und dass wir uns froher wiedersehn, als wir uns trennen. Und nun, leben Sie wohl Frau Bernhard. Gott erhalte Sie!"

Die alte Bürgerin ließ es sich nicht nehmen, sie bis zum Wagen zu begleiten und ihre Anerkennung war die einzige, welche sie auf ihrem schweren Lebensweg gefunden hatte; sie durchdrang sie mit einem wohltuenden Gefühl und flößte ihr neues Vertrauen zu sich ein. Mit ruhiger Zuversicht, als ging es einer besseren Zukunft entgegen, fuhr sie mit ihrem ganzen Reichtum: ihren Kindern, nach der Nehrung, deren Name, aus dem Altpreußischen hergeleitet, sie schon als ein zerwühltes, von den Meereswellen aufgeworfenes Land bezeichnet.

Selten ragten aus dem tiefen Sandweg, auf dem der Wagen sich nur mühsam fortbewegte, einzelne Bäume hervor. Erst hinter dem ersten Dorfe erstreckte sich ein kleiner Kieferwald, denn durch

Versandungen waren nach und nach die größten Waldungen ver loren gegangen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts war man zwar ernstlich bedacht, dem Vorrücken der Dünen, durch welches so viele Verheerungen angerichtet wurden, entgegen zu arbeiten, aber erst seit dem Ende desselben geschah es mit Erfolg. Man hatte Versuche gemacht, die Dünen vermittelst Sandrohr zu decken, aber noch hatte die Kultur nicht vermocht, sich dieser Bildungen zu bemeistern und durch Pflanzen und Waldwuchs den Dünencharakter aufzuheben, welcher in der Nehrung allein herrscht. An dem ganzen nördlichen Meeresgestade erhebt sich eine imposante Dünenreihe, weiter südlich aber nimmt sie den Charakter des Weichseldeltas an.

Frau Leves sah zum ersten Mal die Nehrung und die Zerstörung, welche der wandelnde Sand hier hervorgerufen hatte, erfüllte ihre Seele mit Traurigkeit. Kaum hatte sie die Grenzen des Danziger Territoriums verlassen, wo ein schützender Wald die Küste deckt, so glaubte sie schon dort zu sein, wo die Wüste und der Tod ihr Reich beginnen. Sie hatte sich das Land immer von fruchtbaren Feldern und Wiesen bedeckt gedacht, aber die, welche hier einst waren, hatte der Sand verschüttet; er hatte ganze Dörfer überweht und sich wie ein Raubtier über seine Beute gelegt, die er niemals wieder loslässt: Nur die hervorragenden Baumstümpfe bezeichnen allein die einstige Existenz eines Waldes. Hin und wieder nur erhebt sich eine Weide, dieser zähe düstere Baum, der, wo ihm der Boden am Rande der Gräben nur ein wenig Feuchtigkeit gewährt, ans der er seine Nahrung ziehen kann, überall seine grün-grauen Blätter treibt; seine herabhängenden wallenden Zweige scheinen selbst über seine Dürftigkeit zu trauern und sein phantastisch gestalteter Stamm zeigt oft klaffende Wunden, wie von einer Axt geschlagen, oder einen Riss, der bis zur Wurzel reicht, weil das weiche Holz geborsten. Die Weide erhöht die eigentümliche Physiognomie

dieser Gegend, sie verstärkt deren Monotonie und ihre eigne düstere Färbung wird selbst von dem Sonnenlicht nicht aufgehoben. Diese traurige Farbenharmonie wird nicht einmal durch die roten Dächer eines Dorfes unterbrochen, denn die Häuser desselben decken grauer Schiefer oder dunkle Strohdächer.

Welcher Vergleich zwischen diesen ärmlichen so öde gelegenen Dörfern und dem freundlichen lachenden Landaufenthalt meiner Jugend! dachte Frau Leves, die im Stillen vielleicht gehofft hatte, mit ihren Kindern noch einmal zu dem harmlosen Frieden zurückkehren zu können, der damals ihr Leben erfüllt hatte. Aber nicht allein in ihr, überall schien er auf immer entschwunden.

Als sie, zum großen Jubel der Kinder, welchen alles Neue schön erscheint, zu Mittag in einer Dorfschenke rastete, hörte sie, dass in dem nahe gelegenen Werder schon einzelne fliehende Franzosen in dem elendsten Zustande durchgezogen waren. Man erzählte sich das Unglaublichste. Die Russen selbst sollten, um den Feind zu verjagen, ihre Hauptstadt angezündet und ruhig mit angesehen haben, dass die goldenen Kuppeln ihrer alten ehrwürdigen Kirchen, dass die Dächer ihrer stolzen Paläste zusammenstürzten. In der verwüsteten, von ihren Einwohnern verlassenen Stadt konnte Napoleon nicht rasten und so gewaltig und übermütig sein Wille auch war, so musste er doch einem Höheren sich beugen und vermochte nicht mehr schicksalslenkend zu gebieten. Sein für unüberwindlich gehaltenes Heer sollte auf dem Rückzuge gesprengt sein und die Trümmer desselben, die der Hunger, das Elend und die Kälte nicht getötet hatte, sich auf einer jammervollen Flucht befinden.

Diese Nachricht, deren Verbreitung in Danzig auf das strengste unterdrückt worden, gewann an Wahrscheinlichkeit durch viele Einzelheiten, welche die Leute sich mit Behagen erzählten. In der Schenke, wo Frau Leves ihr Mittagsmal mit ihren Kindern einnahm, waren auch einige Bauern aus der Niederung,

deren Bewohnern man sonst mit Recht Mangel an Richtigkeit und in ihrer phlegmatischen Ruhe auch eine träge Beschränktheit vorwarf Aber diese Behäbigkeit, die ihnen die Leichtigkeit des Erwerbes durch den fruchtbaren Boden und die Sicherheit des langen Besitzes gewährt hatte, war längst aufgehoben worden durch das Treiben der Franzosen, welche sich mit großem Geschicke der reichen Schätze dieser Grundbesitzer zu bemächtigen wussten. Konnten sie den verborgenen Reichtum nicht entdecken, so nahmen sie wenigstens die starkvergoldeten Wetterfahnen, welche auf den Höfen zum Stolz ihrer Besitzer prangten. Diese Verluste konnten sie nicht vergessen und ihr Hass gegen die Franzosen machte sich einstweilen durch Schmähungen Luft, ja sie gingen so weit, sich aus ihrem reichen Weichseldelta — durch das die fliehenden Corps wohl bald einen Weg nach den schützenden Festungswerken Danzigs suchen würden — in die dürftige, doch abseitsgelegene Nehrung hinzuwünschen.

So habe ich doch das Rechte gewählt, dachte Frau Leves, die schweigend die Unterhaltung der Bauern angehört hatte, indem sie ihr jüngstes Kind, das sie auf dem Arm hielt, an sich drückte und als könnte ein längeres Zögern unheilvoll werden, drängte sie jetzt zum Weitergehen Die Magd musste die Kinder, die sich im Freien herumtummelten, herbeiholen und sie selbst ermutigte den Fuhrmann durch einen Schoppen Bier, weiter zu fahren.

Das Wetter hatte sich auffallend verändert. An dem früher so rein und durchsichtigen Horizont, der hier im Herbst oft durch seine Klarheit an einen südlichen Himmel erinnert, jagten sich die Wolken vom Sturm gepeitscht, der auch schon die Luft mit einem dichten Sandstaube erfüllte. Um die Kinder besser zu schützen, setzte sie Frau Leves mit der Magd auf den hintern Sitz, während sie selbst mit ihrem ältesten Knaben den vordern einnahm. Das sonst so lebhafte Kind drückte sich abgespannt und ängstlich an die Mutter, denn die spärlichen Halme des Dünenrohrs rasselten und

flüsterten gar sonderbar zusammen, ja selbst die Sandkörner schienen klirrend durcheinander zu fallen und in diese seltsamen Töne mischte sich das Brausen des Sturms, das vernehmbare Rauschen der Wogen.

Der Dünenwald deckte den Anblick der See, deren weißer Gischt und Schaum sich mächtig in der Brandung erhob. Der Sand selbst sah wie eine sturmgepeitschte Woge aus und bildete ein Netz von feinen Wellenlinien. Die Pferde zogen die Ohren ein und schleppten nur mühsam den Wagen durch diese menschenverlassene pfadverwehte Wüste.

Es dunkelte schon, als der Fuhrmann das Dorf erreichte, das hinter Dünen versteckt und durch einen Wald geschützt, nur nach einer Richtung hin das offene Meer zeigte. Vor einem der größern Häuser hielt der Wagen und ehe Frau Leves noch absteigen konnte, hörte sie schon den unheilvollen Husten ihres Mannes, der sie zwar mit der Anrede: „Du hast es so gewollt, sieh nun wie du fertig wirst“ begrüßte, aber dennoch so gut er vermochte, für sie gesorgt hatte.

Die frühere Bewohnerin der Wohnung hatte sich durch eine für sie nicht unbedeutende Summe bewegen lassen, dieselbe auf ein Jahr abzutreten und war mit ihrem Enkel in eine benachbarte Hütte, die von einer armen Witwe bewohnt war, gezogen. Frau Leves fand zwei Kammern und eine große Stube, die in ihrer reizlosen Dürftigkeit ihr dennoch nach der angestrengten Fahrt wie ein Asyl erschienen, von dem sie, zwar vielfach erregt, doch mit zufriedenem Sinne Besitz nahm. Ihre demütige Seele fühlte sich schon sorgenfrei und leise betete sie: „Er schläft nicht und schlummert nicht, der Hüter Israels und wird auch mir und den meinen hier gnädig sein!“

Fünftes Kapitel.

Für die Kinder begann mit dem Aufenthalt auf dem Lande ein neues glücklicheres Leben, das sie in ungebundener Freiheit genießen konnten. Frau Leves beschränkte es nicht, weil sie wusste, dass der nahe Winter es von selbst aufheben werde. Aber noch gab es herrliche Tage, die nur zu kurz für all das Schöne waren, das sich den Kindern bot. Der Knabe wollte oft sein Schwesterchen davon ausschließen, weil er es nicht für berechtigt hielt, an seinen Spielen und Streifereien Teil zu nehmen; nur durch ihre Ausdauer und ihr gewinnendes Wesen gelang es der lebhaften und kühnen Kleinen, sich zur Begleiterin ihres Bruders zu machen, dem sie oft in den nahgelegenen Wald folgte. Gleich ihm konnte sie freilich nicht den Eichhörnchen auf den hohen Bäumen nachklettern, doch schwang sie sich mit der Geschmeidigkeit derselben auf die Haselbüsche, die ihre elastischen Zweige ihr entgegen bogen, oder sie sog mit vollen Atemzügen den Duft der Föhren ein. Oft warf sie sich freudejauchzend in das hohe Farnkraut, oder bewunderte die zarten Blüten der Erika, die auf dem Sandboden herrlich gedeihen und unter deren Lilafarbe die dunkelroten Preisel-beeren, die kleinen goldgelben Pilze so schön hervorleuchteten, oder zu ihrem Erstaunen ein glänzender Käfer hervorkam.

Und wie schön war es erst am Strande, wo das Meer den Kindern so reiche Gaben auswirft! Wie wunderbar sind die Muscheln an Form und Farbe und wie glänzten, dem ge-

schmolznen Golde gleich, die kleinen Bernsteinstückchen! Die großen Stücke gibt das Meer nur ungern her. Der Nord- oder der Nordwestwind muss es erst aufwühlen und durchpeitschen, dann wirft es, grollend sich bäumend, Sand und Seegras aus in denen es seine reichen Schätze verbirgt. Die Fischer wissen wohl, dass sie darin enthalten sind; sie gehen mit ihren hohen Stiefeln, ihren wasserdichten Lederkürassen und mit Käschern bewaffnet, so tief sie können den zurückweichenden Wellen nach, um ihnen zu entreißen, was sie in dem nächsten Augenblicke wieder entführen möchten.

Die kühnen Bernsteinfischer scheuen nicht das sturmbewegte Meer und mit Mühe und Sorgfalt suchen sie sich durch Käscher und Netz in den Besitz des kostbaren Fossils zu setzen. Sie wagen es, in die Lagunen hinabzusteigen, wie die kesselförmigen Vertiefungen genannt werden, die besonders in der kurischen Nehrung von bedeutendem Umfange sind und welche nur durch einen schmalen Kanal mit der See zusammenhängen. Der Nordwestwind treibt die Wellen hoch auf die Ufer, bis über diese Vertiefungen weg, wo der Bernstein sich bei dem Rückfall der Welle in dieselbe senkt. Springt der Wind um, oder stillt er sich auch nur in der entgegengesetzten Richtung, so eilen die wartenden Fischer herbei, die schmalen Ausflusskanäle mit dicht geflochtenen Hürden und Faschinen zu verschließen, was oft mit Lebensgefahr verbunden ist; und wenn das Wasser so viel wie möglich abgelaufen, so steigen sie herab, um aus diesen Teichen den zugeworfenen Schatz zu heben.

Hat der Wind umgesetzt und sich gemildert, so rollt er die Welle ebenso auf, wie er sie vorher vor sich hintrieb und das Meer wird spiegelglatt, kaum dass ein sanftes Kräuseln bemerkt wird. Diesen Zeitpunkt benutzen die Bernsteinfischer zu einer neuen Ausbeute. Sie werfen sich in kleine leichte Boote, von deren Lauf das Wasser kaum berührt wird und gleiten leicht wie

die Wasserinsekten auf dem Meer hin, sorgfältig den Boden beschauend, der so klar und deutlich hervortritt, dass selbst das kleinste, frei liegende Bernsteinstückchen dem Auge sichtbar wird und mit langstangigen Käschern heraufgeholt werden kann.

Diese Fischerei findet selbst im Winter statt und der Grund des Meeres gewährt einen wahrhaft bezaubernden Anblick, wenn ein leichter Eiskristall seine Wogen überzogen hat. Jedes unbedeutende Stückchen Bernstein, das in seinem Schoß ruht, reflektiert das durch das Eis gedrungene Licht und baut der Phantasie goldstrahlende feenartige Paläste der Meeresnajaden auf. Man sieht so wunderbare Gebilde, wenn man, in dem Boot oder auf dem Eise liegend, durch eine kleine Öffnung, deren Rand man durch die Hand deckt, blickt, dass nichts mit dem Glanz, der in die Tiefe lockt, zu vergleichen ist. Aber dieser Glanz ist nicht Gold, nur Geldes wert und die Fischer haschen danach, aber sie täuschen sich in seinem Umfange, denn der mehrfach gebrochene Lichtstrahl ist das Vergrößerungsglas, wodurch die Gewinnlust blickt. Doch die kleinen blanken Stückchen sind ihnen oft die Zeichen, dass größere darunter liegen, wodurch dem glücklichen Finder reicher Gewinn wird, den er aber mit dem Strandpächter teilt, indem er demselben den Fund für einen festgesetzten Preis überlassen muss.

Nicht allein das Meer liefert den Bernstein, er wird auch aus der Erde gegraben. Die erste Kunde davon stammt aus dem sechszehnten Jahrhundert und im achtzehnten machte man Versuche, dieses Fossil durch Gräbereien auf bergmännische Art zu gewinnen. Die Erfahrung leitet die Bernsteingräber viel sicherer als die Theorie. Sie suchen nach den schwarzen fingerdicken Strichen, die man bemerkt, wenn man am Strande steht und das Ufer entlang sieht und die sich bogenartig schlängeln, je nachdem die Welle höher die leichten Holzsplitter und das verwitterte Seegras aufgeschwemmt hat. Diese Adern laufen unter der Erde fort,

und der Gräber erreicht sie entweder durch das Einschlagen kleiner 4 bis 6 Fuß. tiefer Gruben, oder durch einen Sandbohrer. Er verfolgt sie mehrere Fuß rechts und links, unterhalb die Erde durchwühlend, oft findet er nur einzelne Stücke, manches Mal aber auch ganze Haufen, die der Techniker „Nester“ nennt. Immer aber ist dieses Produkt von der Braunkohle begleitet, welche mit Tang und verwitterten Seegräsern vermengt ist und den Beweis liefert, dass durch Anschwemmung diese Haufen gebildet wurden.

Am interessantesten ist die Gewinnung, wenn sich eine reichhaltige Ader in Wiesengrund oder Moor verliert, wo man mit mehr Schwierigkeit zu kämpfen hat. Die Gewinnlust hat aber dennoch eine leichte Vorkehrung erdacht, den Schatz auch aus schlammigem Grunde zu heben. Es werden nämlich wohlgedichtete Kasten, ohne Boden und Deckel, also bloße Rahmen, etwa 4 Fuß im Quadrat über die Ader eingesenkt, deren innere Räume stets mit eisernen, gabelförmigen Haken von dem mit Vegetabilien verwachsenen Erdreich gereinigt und so viel wie es sich tun lässt vom Wasser befreit wird, bis man sich überzeugt hat, dass der untere Rahmen über der Ader auf festem Grunde steht; dann befestigt man ein Kreuz oder auch ein bloßes Brett so tief in diesem Kasten, wie das Wasser nur immer zulässt. Dieses Brett hat in der Mitte ein Loch, durch welches eine Stange von Holz gestochen wird, um den Boden durch kreisförmige Bewegung damit aufzuwühlen. Zwei mit Käschern versehene Leute heben den gelockerten Humus und mit ihm den Bernstein heraus. Oft aber hat es sich schon ergeben, dass während der Arbeit der Kasten sich tiefer senkte und die Arbeiter in Gefahr gerieten, zu ertrinken.

Aber man scheut weder Mühe noch Gefahr, um den kostbaren Bernstein zu erhalten, der im Altertum zum heiligen Gebrauch und Putz diente und der schon Homer nicht allein als Natur-

produkt, sondern als ein verarbeitetes Kunstwerk bekannt war, welches er edler noch als Gold nannte. Selbst unter den kostbaren Steinen, mit welchem die Urim und Tumim, die der jüdische Oberpriester als Zeichen seiner Würde trug und die Zwölf an der Zahl symbolisch die zwölf Stämme bedeuteten, will man einen derselben, den Schoham-Stein, als Bernstein erkennen.

Die kühnen Seefahrer des Altertums, die Phönizier, brachten dieses schimmernde Erzeugnis des Meeres auch zu den Hellenen. Wahrscheinlich erhielten die Griechen zugleich mit dem Steine die Fabel: dass die in Pappeln verwandelten Schwestern des Phaethon am Eridanus (nach vielen Gelehrten die Rodaune bei Danzig) von dem, in der Nacht nördlich herumschiffenden Sonnengott erwärmt, den Bernstein ausschwitzten und ins Meer tröpfelten. Die Phönizier legten als Handelsartikel einen so hohen Wert darauf, dass sie, um ihn zu erhalten, den mühevollen Seeweg nicht scheuten; erst die Römer eröffneten, um dieses merkantilische Geheimnis zu entdecken, einen Landweg.

Die Gelehrten aller Zeiten haben dem Ursprung des Bernsteins nachzuforschen gesucht. Die Fischer und Handelsjuden bekümmern sich wahrlich nicht darum, wie er entstanden. Ihnen ist es gleich, ob die Meinung vieler alter und neuer Autoren, dass der Meeresgrund die eigentliche Vorratskammer des Bernsteins sei, der durch die sturmbewegten Wellen emporgehoben wird, eine richtige oder irrige sei — oder ob die Vegetation der Bäume, aus denen dieses Harz quellen soll, durch ein unterirdisches Feuer gehemmt, oder mit der ganzen Insel, welche sie trug, durch eine antidiluvianische Revolution versunken ist. Genug, dass heute noch die Nehrung und das schöne Samland da sind, worauf sich noch der kostbare Bernstein findet, mit dem sich schon die griechischen Frauen zur Zeit des trojanischen Krieges schmückten. Jetzt ist der

Handel desselben fast ganz in den Händen der preußischen Juden, die ihn in alle Weltteile verbreiten.

In dem Dorfe, in dem Frau Leves wohnte, waren ihr Vater und ihr Mann die Hauptkäufer des Bernsteins, den sie gegen einen kleinen Gewinn dem Pächter des Strandes — welcher sein Privilegium der Stadt mit einer angesehenen Summe bezahlen musste — ablieferten. Dann kauften sie den kleinen Bernstein, den sie erst sortierten und an die Verarbeiter verhandelten. Besonders gewandt war Frau Leves in dem Sortieren des Bernsteins, dessen winzigste Stückchen noch nach Farbe und Gehalt gesondert werden müssen. Ein großer Tisch war immer damit überschüttet und sie saß emsig arbeitend davor; aber die kleinen goldigen und roten Stückchen, die darauf lagen und welche in der Stadt die Besitzlust der Kinder so gereizt hatten, schienen ihnen jetzt ohne Farbe und Glanz; nur die dem Meere unmittelbar abgewonnenen oder die der Erde entrissenen lockten sie.

So oft er nur konnte, lief der Knabe zu dem Großvater nach den Dünen, wo er von einer kleinen Strohbude aus die offenen Gruben hart am Meere überwachte. Sie boten ein seltsames Schauspiel dar. Das Sandufer war senkrecht abgegraben und die steile weiße hohe Wand flimmerte wie eine polierte Marmorfläche, mit ihren gelben, schwarzen und rotbraunen Adern. Unten zeigten die Männer, Weiber und Kinder ein ameisenartiges Gewühl; erst wenn man es schärfer betrachtete, sah man, dass ihre arbeitsame Tätigkeit sich schied. Ein Teil grub in die Tiefe, um auf die schwarze Bernsteinerde zu kommen, Andere karrten den ausgegrabenen Sand in langen Reihen hintereinander auf dem Bretterstiege bis ins Meer, wo die Karren umgestürzt wurden und die aufgeworfene Erde einen hohen Wall bildete, welcher gegen das Anbringen der Sandflut schützen sollte. Weiterhin war der Strandwerkberg bereits vollendet und der Bern-

stein schon aus dem Humus gegraben oder vielmehr gestochen. Nur mit der höchsten Vorsicht muss der Gräber seinen langen Spaten einsetzen, dessen Ende einen Zoll breit und etwa sechs Zoll lang ist; er durchsticht langsam die Erde, um den Stein abzulösen, der aber oft bei aller Aufmerksamkeit doch zerstoßen wird.

Mit Jubel wurde jedes größere Stück begrüßt und dem alten Magnus zugetragen. der prüfend seine Farbe und Form musterte und es dann sorgfältig in einen kleinen Kasten legte. Er liebte es dann nicht, wenn seine Enkel umherstanden und entschieden wies er an solchen Tagen die kleine Pauline zurück; sie folgte dann dem Vater, der währenddessen nach dem Gehöft des Schulzen ging, wohin die Bauern in Körben die Bernsteinmassen aus den Sandgruben brachten, um sie in große Wasserzuber auszuschütten und von der Erde rein zu waschen. Er stand dann immer an der Bütte und bewachte die Wäscher, damit sie nicht die besten Stücke in die Tasche schieben, um sie dem Pächter vorzuenthalten und anderweitig besser zu verkaufen. Die Gesamtsumme des erhaltenen Geldes verteilten die Bauern unter sich nach dem Maße der Arbeit. Aber diese Teilung geht oft nicht ohne Streit ab, denn der Kampf mit den Elementen erzeugt Rohheit und Wetter und Wind und ein anstrengender Erwerb weisen auf den Genuss des Branntweines hin, der Charakter und Sitte nur noch mehr verhärtet.

Vor so rohen Szenen floh die Kleine in irgendein stilles Versteck, aus dem sie erst herauskam, wenn alles um sie her still wurde; aber selbst ihre Scheu davor vermochte sie nicht in der Stube zu fesseln. In der freien Natur allein fühlte sie sich wie in ihr natürliches Element versetzt. Das Dorf, das nur aus Fischerhäusern und wenigen Bauerhöfen bestand, schien ihr alle Herrlichkeiten der Welt zu umschließen, denn es bot ihr immer neue Schönheiten und Freuden. Da gab es einen Teich, der eigent-

lich nur eine Lache war, auf dem die Enten herumschwammen und dort jagte ein kleines Mädchen, kaum älter als sie, die schnatternden Gänse über die Stoppeln. Ihr Bruder Aron tummelte sich mit einem halbnackten Rossjungen auf den Pferden herum und dort half ein anderer Knabe einem Schiffer einen mächtigen Stör herbeischleppen.

Und welch' buntes Leben entfaltete sich erst abends am Strande, wenn die Sonne sich in das Meer tauchend, noch einmal mit ihrem dunklen Glühen den Himmel überstrahlte und auf die bewegten Wellen ihre flimmernden Glanzlichter warf. Dann standen die Fischerweiber mit ihren Kindern am Ufer, die spähenden Blicke auf das Meer gerichtet, um die weißen Segel der Nachen zu entdecken, mit denen die Männer oft gegen die Brandung kämpfen mussten, ehe sie ihre mit vollen Netzen beladenen Kähne ans Ufer brachten. Oft warfen sie erst die dicken Taue aus dem Boot aufs Land, damit man mit vereinter Kraft es aufs Trockne ziehe. Aber welche reiche Ladung brachten sie auch nach Hause! Da gab es unzählige Flundern und Steinbutten und oft auch riesige Störe!

Unter den Fischerkindern, die teils zu ihrem Vergnügen, teils um zu helfen, umher standen, fehlte die kleine Pauline nie, denn sie hatte ein Recht, sich unter sie zu mischen. Die alte Fischerfrau, die ihren Eltern das Häuschen eingeräumt hatte, begünstigte sie und ergötzte sich oft an dem geschäftigen munteren Treiben der Kleinen. Sie ließ sich von ihr willig die Binsen reichen, auf die sie ihre Fische zog und hatte sie dieselben in Bünden nach Größe und Zahl wohlgeordnet, so erhielt sie Pauline, um sie noch einmal ins Wasser zu tauchen und sie dann in Körben zwischen Gräsern wohl zu ordnen. Fand ein Hecht oder lebender Barsche sich unter den Flundern, so warf die alte Frau diese in einen kleinen, halb mit Wasser gefüllten Eimer und Pau-

line machte stolz von dem Rechte Gebrauch, sie der Mutter zuerst zum Kauf anbieten zu können.

Während die Kinder in der heitern Luft der Natur und Freiheit sich sonnten, saß die Mutter wie gewöhnlich in dem dunkeln Schatten des Lebens, als treue Gefährtinnen immer zur Seite die Arbeit und die Sorge. Zu ihrer Erholung hatte sie nur die späten Adendstunden und ging dann hin und wieder auch wohl an den Strand, aber ihr zarter Körper scheute den Einfluss der rauen Luft und bedurfte der Ruhe statt der Bewegung.

Das Häuschen, das die Familie Leves bewohnte, lag fast am Ende des Dorfes, auf einer kleinen, nur von einer einzigen Tanne gekrönten Anhöhe, aber man hatte von dort aus den Anblick auf das Meer, der nur zum Teil von einer neu angelegten Plantage von Weidenbäumen gehemmt wurde. Wo aber in dem aufgewühlten trocknen Sandboden die Bäume nicht mehr gedeihen wollten und selbst die Ginster- und Wachholderbüsche kaum ihre Nahrung fanden, senkte er sich steil ab und auf diesem Platz hatte die Mutter eine Bank errichten lassen. Hier hätte sie gerne von den Anstrengungen des Tages ausgeruht, aber die Abende waren nicht mehr dazu geeignet. Der Mond zog die weißen kalten Nebel auf und umspann die Gegend wie mit einem Leichentuch.

Schon ging der Herbst in den Winter über und der strömende Regen zwang oft die Kinder sich in die Stube zu flüchten; aber noch immer gab es schöne Stunden, die sie benutzten Der Knabe lief zu den Dreschern in die Scheune, tummelte sich mit den Hirten und dem Vieh auf den Stoppelfeldern herum, oder führte die Pferde in die Schwemme, während es Pauline die meiste Freude machte, über die Felder zu schreiten, wenn der Wind die Zipfel ihres Tuches auffasste und sie wie Flügel entfaltete. Sie lief dann noch einmal so rasch und leicht; nur wusste sie nicht, wohin sie eigentlich wollte, aber überall erwartete sie ja die Lust! — Ja, als die Kälte schon den Reif an ihre Haare setzte und des

Morgens eine leichte Schneedecke die Fluren verhüllte, die im Laufe des Tages zwar wieder verschwand, aber das Wasser, welches in den Geleisen der Dorfstraße oder in den Furchen der Felder stand, des Abends doch wieder zu Eis erstarrte, — war sie dennoch nicht zu bewegen, im Hause zu bleiben. Es war, als ob ihr ahnte, dass diese ungebundene Freiheit ihr nur für kurze Zeit beschieden sei.

Sechstes Kapitel

Bis in das friedliche Stillleben dieses abgelegenen Dorfes drang nicht allein das Echo der großen Zeitereignisse, sondern man sah — während das Jahr 1812 für die Stadt unter der furchtbarsten Last des Elends seinem Ende sich näherte — einzelne Glieder jenes für unbesiegbar gehaltenen Kaiserheeres in jammervoller Flucht von der Hauptstraße einige Meilen abirrend auch hier erscheinen. Kaum dass diese kläglichen Gestalten sich hinschleppen oder auf dem Schlitten der sie brachte, halten konnten. Die einst so Übermütigen waren, als Grauen erregende Bilder des Leidens und der Dürftigkeit, in dem ärmlichen Aufzug des Bettlers von dem Kampfplatze zurückgekehrt, auf dem eine höhere Macht gegen sie gestritten hatte.

Die Trümmer des von Marschall Macdonald befehligten Armeekorps sammelten sich nach und nach in den Mauern Danzigs, dessen einziger Befehlshaber, weil der Belagerungszustand erklärt, General Rapp nun war. Aber während das Schwert noch rastete, mordete die Krankheit, deren pestartig umsichgreifenden Stoff die Fliehenden mitgebracht hatten, um so furchtbarer. In Scharen starben die Unglücklichen dahin, deren Leichen auf jedes Gefühl empörende Weise zwischen den Bergen verscharrt oder unter das Eis geschoben wurden. Von den Soldaten ging der Typhus zu den Bürgern über und raffte wöchentlich mehrere Hunderte hinweg. Das Elend und Entsetzen wurde da-

durch noch gesteigert und wer es nur vermochte, suchte, durch Geld oder List unterstützt, zu fliehen.

So war es auch dem alten Magnus gelungen, Frau und Kinder — nur der älteste Sohn blieb zum Schutze ihres Eigentums zurück, — aus der Stadt zu bringen. Verwandte und Freunde folgten ihnen nach und nach und bildeten bald eine kleine Gemeinde in dem Dorfe. Die gemeinsame Not vereinigte sie zu einer Familie, die zusammenarbeitete, duldete, klagte und hoffte. Fast alle mussten den Verlust ihres Vermögens, manche auch den schmerzlichern teurer Personen betrauern. Der alte Magnus suchte sie durch seine Energie aufrecht zu erhalten und durch sein Gottvertrauen zu beleben. Für jeden voller Teilnahme und bereit zum Rat, wurde er von allen wie ein Patriarch verehrt. In seiner Wohnung bei dem Schulzen des Dorfes versammelte man sich Sabbats zur Andacht, bei der er mit so vieler Würde den Vorbeter vertrat, dass dem Gottesdienst selbst ohne allen Schmuck die heilige Weihe nicht fehlte.

An Dulden und an den harten Kampf mit den Verhältnissen gewöhnt, wurde diese kleine Gemeinde bald von einem regeren frischeren Geiste belebt. Die elastische Natur der Juden schnellt oft nach einem schweren Druck umso kräftiger empor. Die meisten Männer verließen das kleine Dorf und dehnten ihre Wanderungen tiefer in die Nehrung bis zum frischen Haff aus. Einzelne gingen auch bis Königsberg und fanden hin und wieder Gelegenheit, ein vorteilhaftes Geschäft zu machen. In kriegerischen Zeiten, wo die Schicksalsgöttin rascher ihr Rad wendet und Tage und Stunden das Geschick ganzer Völker entscheiden, wird oft auch der Einzelne plötzlich von einer sonst sicheren Stätte in den Abgrund geschleudert oder zu einer nie geahnten Höhe erhobene; selbst dem Armen wirft oft ein günstiger Zufall das Gold in den Schoß. In Ostpreußen sammelte sich ein Teil des verbündeten Heeres der Preußen und Russen und mancher Kosak und

Baschkir gab die reiche Beute, die er gemacht, um einen Spottpreis hin. Auch von den Handelsjuden, die ausgezogen waren um für die Ihren Brot zu schaffen, kam mancher reicher als er je gewesen, zurück.

Vergebens beredete Frau Leves ihren Mann, es wie jene zu machen; ihm fehlte die Kraft durch rastlose Tätigkeit für seine Familie zu sorgen. Er fühlte sich mutlos und leidend und suchte nur im Glauben und Gebet seinen Trost. Nur durch das tätige Eingreifen seines Schwiegervaters und die unermüdlich Arbeitsamkeit seiner Frau wurde der kleine Hausstand erhalten, dessen Bedürfnisse so einfach waren, dass man sogar kleine Summen von dem Gewinn des Geschäfts ersparte; aber sie waren so unbedeutend, dass man damit nicht der Not für die Zukunft vorbeugen konnte.

Ob Sorge oder Sorglosigkeit im Hause herrschte, Krieg oder Krankheit im Lande wütete, die Kinder wussten nichts davon; sie führten, so lange sie es vermochten, ihr frisches Vagabundenleben fort. Der Winter beendete es wenigstens teilweise zu ihrem Schmerz. Die Mutter bestand darauf, dass der Knabe die Dorfschule besuche und dass ihre Schwester die kleine Pauline unterrichte. Die Tante war ein junges Mädchen, das beschränkten Geistes aber gutmütigen Herzens, die Sorge und die Arbeit der Ihren teilte. Die Kinder liebten sie nicht, weil sie mit pedantischem Ernst immer erziehen und belehren wollte; besonders hatte die arme Pauline viel von ihr zu leiden. Durch den Wunsch ihrer Schwester und ihrer eignen Neigung fühlte sie sich berufen sie zu belehren, hatte aber weder Talent noch Kenntnisse dazu. Die Wissbegierde der Kleinen wurde durch sie erregt, aber nicht befriedigt. Wenn sie abends mit ihr nach Hause ging und sie fragte: warum derselbe glänzende Stern immer in der Nähe des Mondes blieb und ob er auch einen Namen habe; oder was

den Schiffern auf der weiten See die rechte Bahn finden lässt? so wusste sie ihr keine Antwort zu geben.

Nur mit mechanischen Gegenständen wurde sie gequält; sie sollte Handarbeit und schreiben lernen. Unter dem verschiedensten Verwand, ja oft mit offenem Ungehorsam suchte die Kleine sich einem Zwang zu entziehen, der, wenn sie sich ihm fügte, ihr Tränen auspresste und ihre Ungeduld zur Pein steigerte. Die kleinen Hände zitterten wenn sie nach gedruckten Vorschriften Worte malen sollte, deren Sinn man ihr nicht zu deuten wusste. Oft schlich sie sich von ihren Lektionen weg und lief in die Hütten befreundeter Bauern und Fischer, auf deren Schränken und Kisten manche biblische Geschichten bunt und grell gemalt waren. Da sagte man ihr doch, wer jene Frau sei, die ihrem Manne den Apfel reichte und warum die Schlange zwischen beiden ihr Haupt emporstreckte. Man bedauerte mit ihr den toten Abel und fand es natürlich, dass sie mit Grauen auf den fliehenden Kain hinsah und sich immer aufs Neue die in mannigfaltigen Bildern vorgeführte Geschichte Josephs erzählen ließ, welche ihre Phantasie mit wunderbaren Gestalten erfüllte.

Nicht immer waren die Kisten mit Bildern aus der heiligen Schrift bemalt, man konnte auch die Schwänke Eulenspiegels darauf sehen; ja die Bauern gefielen sich darin auf neue zu sinnen. In einem Hause, dessen Besitzer Bier ausschenkte, betrachtete sie immer mit Ergötzen die dicke Frau die an die Tür gemalt war und mit der Hand nach dem andern Ende der Stube hinwies. Verfolgte man die bezeichnete Richtung, dann sah man dort in behaglicher Stellung einen lachenden Bauern sitzen, aus dessen Hand sich ein langer Papierstreifen entrollte, auf dem die Worte geschrieben waren: „Mein Weib dort vor der Stubentür schickt alle Narren her zu mir.“

Oft verzögerte die Kleine ihren Biereinkauf, um erst zu lauschen ob denn niemand von den Hereintretenden sich werde ver-

leiten lassen von dem gemalten Bauer und den Anwesenden ausgelacht zu werden. Sie liebte den Scherz; und von allen Juden, denen es gelungen war, sich durch die Vorposten zu schleichen, war es der alte Samuel, dem sie sich am meisten anschloss, da er auf ihre kecken Fragen immer die schlagendsten Antworten hatte. Auch ihm machte es Vergnügen sich mit ihr zu beschäftigen und wenn Freitag abends die nächsten Freunde des Hauses sich in der gastlichen Stube des alten Magnus vereinten, um in Gesprächen über die wichtigsten Zeitereignisse ihre Ansichten zu erweitern und auszutauschen, oder durch Erläuterungen und Auslegungen religiöser Schriften sich zu unterhalten, dann blickte der alte Samuel gern zu der Kleinen hin, die auf einem niedrigen Bänkchen am Ofen ruhig saß und aufmerksam und sinnend den Worten des Alten lauschte. Oft erzählte er nur um ihre Aufmerksamkeit zu prüfen eine Anekdote, oder gab irgend einer Stelle des Talmuds, über die man disputierte, eine witzige Deutung; dann erhob sie wohl ihr gesenktes Köpfchen, ihr Auge leuchtete und er erkannte, dass sie verstanden, was er gesprochen.

Die ganze Woche freute sich Pauline auf den Sabbat, dessen heilige Weihe sie gar wohl empfand. Schon dass die Mutter sich dazu schmückte, dass sie selbst ein sauberes Kleidchen, oder ein schönes Tuch anlegte, stimmte sie feierlich und wenn sie Freitag abends das Zimmer der Großeltern betrat, erschien es ihr ganz anders, als sie es sonst kannte. Alles was an das geschäftige Treiben der Woche erinnerte, war ausgeräumt und eine behagliche Wärme harmonierte mit der hellen Beleuchtung. Der sauber gedeckte Tisch, die schöne Strietzel, die noch geheimnisvoll unter der aus bunten Katunresten in Sternen zusammengesetzten Decke verborgen war, alles schien vom Hauch der Heiligkeit durchweht.

Wie ein Hohenpriester erschien ihr der Großvater in seinem schönen Sabbatrock und der schwarzen Sammmetmütze auf den weißen Haaren, wenn er ihren Eltern den Segen erteilte und

auch über sie und die Geschwister die Hand betend ausstreckte. Zum Mutwillen geneigt, rügte sie es doch immer an dem Bruder, wenn er bei dem Gebet, das der Mahlzeit voranging, sich nicht ruhig verhielt, oder Arme (die sonst immer an dem Tisch frommer und wohltätiger Familien ihren Platz am Sabbath fanden) zu zerstreuen oder zu necken suchte. War die Mahlzeit und das Schlussgebet beendet, so stürmte der Bruder hinaus, während sie es vorzog sich still in eine Ecke der Stube zurückzuziehen und mit freudeverheißender Erwartung blickte sie jeden Besuchenden an. Kam aber der alte Samuel, so war es ihr gleichgültig, ob ihm noch jemand folgte und oft wenn die Großmutter mit ihren Töchtern sich an den Ofen zurückgezogen hatte, um dort ungestörter ihre kleinen Angelegenheiten zu besprechen, wagte sie es, ihr Bänkchen zu den Füßen ihres alten Freundes zu tragen, um besser seinem Gespräche mit dem Großvater folgen zu können. Es war wenig für die Aufmerksamkeit eines wissbegierigen Kindes berechnet, dem das meiste unverständlich bleiben musste, aber es gewährte ihr dennoch einen eigentümlichen Genuss darauf zu achten, denn oft erschienen die hohen Gestalten der Propheten darin, die immer einen mystischen und anziehenden Reiz für sie hatten. Erst wenn der Vater, kränklich und empfindlich wie er war, ihr eine Annäherung verbot, entfernte sie sich, um wieder eine ganze Woche auf den Sabbath zu hoffen.

In ihrer kleinen Wohnung suchte sie niemand auf, nur die Tante kam regelmäßig und mit der Pedanterie und Zähigkeit eines beschränkten Geistes ließ sie in ihrem Unterricht nicht nach, bis nach Monaten die Kleine endlich lesen lernte. Der alte Kalender. der ihr Lesebuch war, interessierte sie wenig und da kein anderes Buch ihr in die Hände fiel, konnte ihre Wissbegier daraus keine Nahrung ziehen und doch hätte sie deren bedurft, denn sie war jetzt ganz auf sich angewiesen.

Strenger als je begann bald der Winter und die Vergnü-

gungen, welche er bot, waren mehr für Knaben als für sie geeignet. Alles Wasser fror nach und nach; ja selbst die Wellen, die sonst so schön an das Ufer rauschten, nahm der Winter gefangen und erstarrte sie zu Eis. Die lustigen Schneeflocken wurden, wenn sie still aufeinander auf der Erde lagen, festgehalten und so hart, dass man nicht einmal einen Schneemann daraus machen konnte.

Der Himmel war zwar klar und die Sonne funkelte auf dem weißen Schnee; wollte aber Pauline mit dem Bruder zu den Großeltern gehen, so lief dieser so rasch voran, dass sie ihm nur weinend folgen konnte. Selbst die Bauern hüllten sich in große Schafspelze, zogen tiefe Mützen über den Kopf und fuhren auf kleinen Schlitten in die benachbarten Dörfer, um was ihnen mangelte einzukaufen. Von ihrem dürftigen Landstrich hatten sie nichts auf den Markt zu bringen, doch spendete das Meer den Segen reichlicher, den ihnen die Erde vorenthielt.

Mit selbstgezimmerten Handschlitten fuhren die Knaben, gab es einen minder strengen Tag, jubelnd durch das Dorf und ließen sich wohl auch erbitten Pauline bis zu dem großen Teich mitzunehmen, auf dem sie Schlittschuh liefen. Nach und nach erlernte sie es selbst und nichts kannte sie, was sie lieber mochte, als so leicht und frei über die glatte Fläche dahin zu gleiten.

Während nicht allein die Kinder, sondern alle Flüchtlinge sich immer mehr und mehr in dem friedlichen Dorfe einbürgerten, hatte im Februar um Danzigs Besitz der Kampf mit den Waffen begonnen, der sich in der ersten Zeit nur Vorpostengefechte beschränkte. Der Mangel in der Stadt wurde immer größer und die Lebensmittel stiegen bis zu fast unerschwinglichen Preisen. Alle Mühlen standen still, weil die Russen das Wasser abgeleitet hatten; aber während man es auf der einen Seite vermisste, strömte es auf der andern mit furchtbarer Gewalt über seine Ufer. Bei dem schnellen Aufgehen des Eises hatten die Schollen desselben sich zu einer festen Mauer empor gedämmt und ein

Steigen der Mottlau bewirkt; ihre hereinströmende Flut trieb die Einwohner der niedergelegenen Stadtteile aus ihren Häusern, mit denen ihre letzte Habe verloren ging. Auch das Feuer hatte man zu fürchten, denn nach Gelegenheit zum Plündern begierig, schlichen sich teils Soldaten, teils Vagabunden umher und die häufig auflodernden Flammen, die nur durch schnelles Löschen erstickt werden konnten, zeugten von ihrem frevelhaften Beginnen.

In diesem so allgemeinen und drückenden Elend scheuten es die Franzosen nicht, auf die leichtfertigste Weise ihrem Vergnügen zu fröhnen. Sie hielten am Faschingstage einen burlesken Karnevalszug, jubelten und tanzten, als ob es ein goldenes Zeitalter zu feiern gebe und trieben mit dem Leid der Bürger einen frevelhaften Spott.

Bis zum Frühjahr herrschte gänzliche Waffenruhe. Den ersten Angriff der Russen schlug Rapp, durch die heldenmütige Tapferkeit der Polen unterstützt, zurück. Aber die Not stieg immer höher und selbst dem Militär konnte nur noch das Fleisch der geschlachteten Pferde gereicht werden, während die Schar der Dürftigen die gefallenen Tiere aufsuchte, um den furchtbar quälenden Hunger damit zu stillen. „Eine außerordentliche Kommission für die Verpflegung während der Belagerung“ ließ mit Gewalt die Häuser durchsuchen und maßte sich eine Macht an, welche kein Eigentumsrecht, keine Menschlichkeit mehr achtete. Die angesehensten Kaufleute wurden zu Gefangenen gemacht, weil sie ein Anlehn von drei Millionen Taler für den Bedarf der kaiserlichen Truppen nicht herbeischaffen konnten und jeder von ihnen musste sich seine Freiheit erst erkaufen.

Nachdem die Belagerer einen heldenmütigen Angriff gemacht, der ebenso tapfer zurückgeschlagen wurde, folgte ein achtwöchentlicher Waffenstillstand, während dessen Danzig in dem grauenvollen Zustand der Blockade blieb. Dem Militär wurden Lebensmittel geliefert, aber den Bürgern wurde nicht die mindeste Zu-

fuhr gestattet. Das Brot musste aus Kleien gebacken werden; die Stelle des Fettes vertrat Talg und Leinsamen wurde nach Art der Linse gekocht. Die Armen suchten auf die widernatürlichste Weise ihr Leben zu fristen und mussten dennoch oft auf offener Straße den Hungertod sterben.

Scharenweise zogen nun die Eingeschlossenen hinaus an die Vorposten, um dort ihre schon in Freiheit gekommenen Verwandten und Freunde zu sprechen. Mancher, den ein mitleidiger Kosak entschlüpfen ließ, floh gerettet zu ihnen hinüber, aber Tausende, denen es nicht gelang, suchten umsonst aus ihrem Kerker Erlösung. Dürftige wurden mit Gewalt hinausgetrieben, aber ihre Not dadurch nicht gehoben, denn der Herzog von Württemberg, der das Oberkommando über die Belagerer hatte, verweigerte ihnen den Durchzug. Unter freiem Himmel, ohne Bedeckung und Nahrung lagen die Unglücklichen da, harrend auf das, was mitleidige Baschkiren ihnen zuwarfen oder zehrend von dem Grase, das auf dem Felde wuchs. Die meisten von ihnen wurden ein Opfer des Elends.

Unter den Wenigen, denen es, teils durch List, teils durch Bestechung gelang durch die Vorposten sich zu schleichen, war der Sohn des alten Magnus. Das Eigentum, das er bewachen sollte, war längst verloren, sich selbst suchte er nun zu retten. Das Unglück hatte seinen Charakter gereift und ihm die Energie eines Mannes gegeben, obgleich er noch ein Jüngling war. Die Beobachtungen und Erfahrungen, welche er in dieser traurigen Zeit gemacht, hatten seinen natürlichen Widerwillen gegen die Peiniger seiner Vaterstadt zu einem glühenden Hass gesteigert und in ihm den heißen Wunsch erregt, gegen die Franzosen kämpfen zu dürfen.

Der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk war in einzelnen Exemplaren selbst durch die festen Mauern Danzigs gedrungen und hatte in ihm jene Begeisterung geweckt, die damals ganz Deutschland erfüllte. Die junge Frei-

heit, die schon leuchtend ihre Fittiche entfaltete, wünschte er mit erringen zu helfen; doch nicht ohne den Segen des Vaters wollte er in die heißen Schlachten ziehen und darum ging er erst zu ihm. Von allen im Dorfe wurde er mit der innigsten Freude und wie ein schon verloren Geglaubter begrüßt; aber sein Entschluss erregte mehr Befremden als Teilnahme Bis jetzt waren die Juden in Preußen durch das Gesetz von der Ehre für das Vaterland zu kämpfen ausgeschlossen gewesen, das ihnen auch noch andere Rechte des Bürgers vorenthalte. Darum fasste es der einfache Sinn dieser kleinen Gemeinde nicht, dass einer der ihren die Freiheit eines Landes mit erobern helfen wollte, das ihnen keine gewährte.

Der alte Magnus, der die Franzosen so hochgestellt hatte, weil sie die Glaubensfreiheit und die staatliche Gleichberechtigung der verschiedenen Religionsbekenntnisse überall verbreitet hatten, meinte, dass Rechte, die einmal errungen, in diesem alles umwälzenden und erleuchteten Zeitalter nicht mehr verloren gehen können. Napoleon aber hatte durch seine Gewalttätigkeit seine Sympathien verloren; und ohne dass er dadurch ein preußischer Patriot geworden wäre, ehrte er doch die Gesinnung seines Sohnes. Das deutsche Element hatte in ihm schon Wurzel gefasst und er fühlte wohl, dass nur durch die begeisterte Hingabe jedes Einzelnen das Joch der Tyrannei und Unterdrückung abgestreift werden könne. Seit dem Beginn der Rüstungen zum Freiheitskrieg hatte er durch sein nachdrucksvolles Vorlesen und Erläutern der Zeitungen und der an das Volk ergangenen Aufforderungen, von den Bauern manchen Burschen dahin gebracht, seinen grauen Kittel mit der Uniform zu vertauschen. Konnte er also jetzt versuchen bei dem eignen Sohn zu hemmen, was er bei anderen gefördert hatte? Jeden Widerspruch unterdrückte er, wenn auch mit schwerem Herzen, ja er suchte noch die lauten Klagen seiner Frau und seiner anderen Kinder zu beschwichtigen,

als sein Sohn den festen Entschluss aussprach, nach Königsberg zu gehen, um sich dem Freikorps beizugesellen, das dort geworben wurde.

Die Ausführung konnte dem Entschluss nicht so gleich folgen, der junge Mann war noch zu angegriffen; er musste sich erst erholen und deshalb noch eine kurze Zeit im Dorfe verweilen, wo er bald der Mittelpunkt wurde, um den sich alle drängten. Seine lebhafte Schilderung der entsetzlichen Einzelheiten, welche immer bei einem allgemeinen Unglück sich bemerkbar machen, erschütterten seine Zuhörer, indem sie zugleich von dem dankbaren Gefühl sich durchdrungen fühlten, davor geschützt zu sein. Bis in das unscheinbarste Familienleben hinein griffen damals die Weltbegebenheiten. Niemand war so unbeteiligt oder so stumpf, dass er nicht mit Interesse ihnen folgte und auch die Handelsjuden und Bauern des Dorfes waren Politiker geworden. In kriegerischen Spielen übten sich die Knaben und Pauline horchte mit Zittern auf alle die traurigen Geschichten, welche der Onkel erzählte. Sie fand es so schön, dass er hinausziehen wollte in die Schlacht wie die Makkabäer. Ihre kindliche Phantasie machte ihn zum Helden, welcher alle Unglücklichen befreien und die Feinde verjagen würde, die sie, um es ihm leichter zu machen, alle vereint in der Gestalt eines Ungeheuers sich dachte, wie etwa den Lindwurm, den das siegende Schwert des heiligen Georgs unschädlich machte, dessen Bild sie in der Schenke gesehen hatte.

Sie folgte dem Onkel überall und schlang die zarten Fäden kindlichen Empfindens fest um ihn. Auch er liebte die muntere und sinnige Kleine, in deren schönem Auge eine Träne zitterte, wenn er von Leidenden erzählte und deren Gesicht vor Freuden glänzte, wenn er begeistert von dem Siege sprach, den bald die gerechte Sache erringen müsse. Oft wenn er in traurige Erinnerungen überstandener Leiden verfiel, entriss ihr anmutiges Geplauder

ihn seiner düsteren Träumerei und gern lauschte er ihren kindlichen Märchen von bösen Wassergeistern und lieblichen Nymphen.

Oft nahm er sie gegen die Vorwürfe ihrer Mutter in Schutz, die sie wild, ungehorsam und träge nannte. Sie forderte, dass Pauline bei einem Strickstrumpf still daheimsitzen, oder die kleinen Kinder überwachen sollte; aber sie tat es nur mit Lust, wenn sie die Schwesterchen hinaustragen konnte unter die hohe Tanne, wo sie wie von einem schützenden Zelt aus die See erblicken konnte. „Verkümmere ihr nicht die kurze Zeit ihrer harmlosen Kindheit; vielleicht ist sie das einzige Glück ihres Lebens, denn auch ihr kann wie Dir beschieden sein, die harte Straße der Mühsale und Freudenlosigkeit zu wandern," sagte der Bruder, der mit Schmerz sah, wie seine schöne sanfte Schwester an der Seite eines kränklichen ungeliebten Mannes, mit aller Kraft darnach ringen musste, nicht der Arbeit und dem Kummer zu erliegen.

„Versprich mir," sagte er beim Abschied zu ihr, „dass Du mein braunes Rehchen, das so zahm und freudig für jeden Liebkosenden und ich gebe es zu, auch so unbändig in eigentümlichen Neigungen ist, frei herumspringen lässt!" Sie reichte ihm die Hand darauf, aber es war ihm doch leid, dass die Kleine seines Schutzes sicher. den weitesten Gebrauch von ihrer Freiheit machte und vielleicht auf irgendeinem verborgenen Plätzchen hingestreckt sich nicht sehen ließ, als alle Verwandte und Freunde den Wagen umstanden, der ihn bis zur nächsten Poststation führen sollte.

Nachdem er sich von der weinenden Mutter und den Geschwistern losgerissen, des Vaters Segen empfangen hatte, wies er den Knaben zurück, der ihn noch eine Strecke begleiten wollte, indem er ihm Grüße für Pauline zurief. Aber zu seiner Überraschung kam am Ende des Dorfes, wo die Fahrstraße steiler emporführt, die Kleine atemlos, mit flatterndem Gewand daher gerannt. Die Eile des Laufens hatte ihr Haar losgeringelt und sie mit einer dunklen Röte überhaucht; sie streckte die Hand, die

einen grünen Kranz hielt, hoch empor und erschien dem Jüngling wie der Genius des Sieges, den man im raschen Lauf erfassen muss. Ohne dem Kutscher ein „Halt.“ Zuzurufen, sprang er vom Wagen, fing die Kleine mit seinen Armen auf und hob sie zu sich empor. Sie ließ den Kranz auf sein Haupt fallen und schlang ihren Arm um seinen Hals; er fühlte ihr kleines pochendes Herz an das seine schlagen und mit Rührung küsste er sie, indem er sie sanft auf die Erde gleiten ließ. Erst nachdem er ihren Trennungsschmerz durch Liebkosungen und Worte beschwichtigt hatte, fuhr er weiter und als er schon die Spitze des Hügels erreicht hatte, über den die Landstraße hinführt, sah er sie noch auf derselben Stelle, auf der er sie verlassen hatte.

Der plötzlich sich verdunkelnde Himmel weckte die Kleine aus ihren Träumen und sie suchte vor dem beginnenden Regen unter einem, seine Blätterkrone noch nicht ganz entfaltenden Lindenbaum Schutz. Sie legte sich auf das schwellende Moos, das seinen Stamm umgab und suchte die Stelle zu erspähen, wo durch die Zweige das Himmelslicht hindurchschimmerte; aber plötzlich wurde ihr Blick geblendet, ein Blitz schlängelte sich durch das Dunkel und im raschen Leuchten sah sie den nahen Wald. Ein Schauer durchrieselte sie; sie fürchtete sich, sprang rasch auf und umklammerte in ihrer Angst den Baum, aber sie ließ ihn beschämt bei dem Gedanken los, dass der Onkel das Brausen der Kanonen ihr wie das Geräusch eines rollenden Gewitters beschrieben hatte, vor dem man sich nicht feige verkriechen und nicht zagen müsse. Ihr natürlicher Mut erwachte; sie sah wie die Vögel auf den Zweigen sich ruhig verhielten und wie die kleinen Blumen, die in dem Moos auf ihren feinen Stengeln sich wiegten, weder von dem herabströmenden Regen verdorben, noch von dem Gewitter vernichtet wurden und darum gewann sie wieder Zuversicht.

Ruhig blieb sie, bis der Regen aufgehört und der Horizont

sich gelichtet hatte; aber den Weg durch den Wald machte sie nicht zurück. Über die Fahrstraße ging sie, damit der Wind ihre Kleider trockne und indem sie rasch weiter schritt, sah sie wie er am Himmel vor ihr auch in beschwingter Eile die Wolken zusammentrieb, gleich einer Herde, die er weiterführen wollte und wie es da unten der Junge mit den Schafen machte. Gern hätte sie ihm geholfen, aber sie schlich doch lieber auf einem Seitenpfad nach Hause, wo sie zu ihrer Beruhigung nicht die Eltern fand. Sie waren, um die Großeltern von dem Schmerz des Scheidens abzuziehen, bei ihnen geblieben. Scheltend aber empfing sie die alte Marie; doch reichte sie ihr, da sie ohne um etwas zu bitten (als hätte sie das Recht dazu verwirkt) in die Kammer gehen wollte, ein Stück Brot.

„Ich glaubte," brummte sie vor sich hin, „wenn ich nicht für das Essen der närrischen Kleinen sorgen möchte, sie wäre im Stande daran zu vergessen." Darin irrte sich wohl die alte Magd, aber Pauline bedurfte ebenso sehr der geistigen wie der leiblichen Nahrung.

Wenn sie aus ihrem Feldgarten die schwarzen Kirschen, die am schönsten auf dem höchsten Gipfel der Bäume. im brennenden Sonnenlicht reiften, sich herabholte, hielt sie die süße Frucht erst in unbewusster Bewunderung in die Höhe, ehe sie dieselbe in den Mund gleiten ließ. Fand sie auf waldeinsamen Pfaden die süßduftende Erdbeere unter betautem Grase, so griff sie nicht gierig danach, sondern sie freute sich erst daran, wie schön sie im Verborgenen gereift war und wie glänzend das dunkle Rot auf dem matten Grün hervortrat.

Sie selbst sonderte sich jetzt von dem wilden Bruder ab, denn überall fand sie ja auch ohne ihn Genuss. Hatte sie Vormittags ihre Lehrstunden überstanden, so lief sie in den nahen Wald, warf sich in's hohe Gras und saugte den Duft desselben wie eine köstliche Nahrung ein, oder bog sich über die zarten

Feldblumen und betrachtete ihren Kelch mit einer Aufmerksamkeit, als könne sie dadurch das Geheimnis ihres Wachstums ergründen.

War es gar zu heiß, so lief sie nach dem Strande, schwang sich auch bei stürmischem Wetter allein in den leichtbefestigten Kahn und versuchte aufrecht zu stehen, wenn die Wellen ihn hoben und senkten. Aber wenn die Meeresfläche einem Spiegelbilde glich, lag sie träumerisch im Nachen, die Blicke so unverwandt auf die Tiefe gerichtet, als wolle sie erforschen, was sie verbarg. O man glaubt nicht, was ein volles Kinderherz alles träumt; es senkt sich in die Tiefe um wunderbare Schätze hervorzuheben und schwingt sich auf Sonnenstäubchen bis zu dem Sitz der Allmacht auf.

Und dieses große wunderbare Meer, das sie oft gleich dem Himmel zürnen und. donnern hörte, erschreckte sie selbst dann nicht mehr, wenn es seine Wellen verderbenbringend emporwälzte. Sie war bald damit vertraut worden; sie wusste, dass es auch sanft und mild sein konnte und selbst den Kindern erlaubte in seinen Schoß zu tauchen, dass es neckend sie umschloss und sie schaukelnd auf und nieder wiegte, indem es wunderbare Märchen von Nixen und Feen in ihr Ohr flüsterte. Aber so gern sie es sah, oft hörte sie es noch lieber und abends, wenn die Mutter mit den Verwandten auf der Bank saß, die sie auf der Anhöhe vor ihrem Häuschen hatte errichten lassen und von der ans man das Meer erblicken konnte, schmiegte sich Pauline zu ihren Füßen und schloss die Augen, um auf das leise Gemurmel der Wellen zu lauschen, die ihr wie ein melodischer Gesang ertönten. Schwellte aber der Sturm das Meer zu höheren Akkorden an, dann kam es ihr großartig und erhaben wie ein Psalm Davids vor, den der alte Samuel ihr einst vorgelesen hatte. Gern hätte sie ihn nochmals von ihm gehört, aber ihren alten Freund, der ihr so manche biblische Geschichte erzählt, so manchen schönen Vers gesagt hatte, suchte sie vergebens. Er war nach Ostpreußen gegangen.

Nun hatte sie niemanden mehr, der ihre Fragen beantwortete, denn der Vater wies sie als vorlaut zurück und an den Großvater wagte sie nicht, sie zu richten. Einmal fasste sie sich Mut und fragte ihn: „Warum ruhen und beten wir nicht an demselben Tage wie die Bauern?“ „Weil wir Juden,“ antwortete der Großvater, indem er sein weißes Haupt hoch emporrichtete, „das auserwählte Volk Gottes sind, das er. durch seine Gebote geheiligt und dem er allein den Sabbat gegeben hat.“

„Hätte er uns doch lieber den Sonntag gegeben, wo alle so schön geputzt umher gehen und die Glocken läuten!“ rief Pauline. „Schweig, törichtes Kind und lass. mich nie wieder einen so sündhaften Wunsch hören,“ sagte der Großvater so böse, wie er nie gegen sie gewesen. Aber warum zürnte er ihr, was hatte sie denn getan?

Durch seine Antwort war in ihr die Neugier rege geworden, einmal zu sehen, wie die Juden am Sabbat und die Bauern am Sonntag beteten. Unbemerkt schlich sie am nächsten Feiertag dem Vater bis zu den Großeltern nach und versteckte sich so lange in dessen Haus, bis alle Bekannte in der großen Stube vereint waren. Die Andacht hatte schon begonnen, als sie leise die Tür öffnete und hinter den großen grünen Kachelofen schlüpfte, von wo aus sie die ganze Versammlung übersehen konnte. Die Frauen saßen abgesondert in einer kleinen offenstehenden Kammer und lasen still aus ihren Gebetbüchern, während die Männer mit langen weißwollenen Talaren über ihren Röcken in tiefer Andacht standen. Sie murmelten halblaut hebräische Gebete, die der Kleinen unheimlich und anziehend zugleich erklangen, aber da sie bald darauf in eine rhythmische Betonung übergingen und dazu eine wiegende Bewegung machten, schloss sie unwillkürlich die Augen. Als sie nach einigen Augenblicken sie wieder öffnete, schien die Sonne in voller Pracht in das Zimmer und ihre Strahlen woben wie einen Heiligenschein um das weißgelockte

Haupt des Großvaters. Er stand über sein Gebetbuch gebeugt; plötzlich erhob er sich und schritt auf die Ecke des Zimmers, auf jenes geheimnisvolle Wandschränkchen zu, vor dem Pauline schon oft mit pochendem Herzen gestanden. „Darin wird sie aufbewahrt," hatte ihr Bruder einst gesagt. „O wer, was ist es denn?" hatte sie die Großmutter gefragt. „Das Allerheiligste, unser größter Schatz, den ein kühner Mann aus den Flammen rettete, als während der ersten Belagerung unsere Synagoge niederbrannte." — „Ist es denn ein lebendes Wesen?" fragte die Kleine ängstlich weiter. „Das Wort Gottes wird immer lebendig bleiben," antwortete der Großvater, der eben durch die Stube ging. „O zeige es mir, Großmutter!" bat Pauline als sie mit ihr wieder allein war. „Meine Hände dürfen es nicht berühren," versicherte sie. „Du scherzest, doch glaubst Du, dass sie nicht zart genug dazu sind, so will ich die Mutter holen." „Nein, nein Kind keine Frau darf es anfassen." Pauline wusste nicht einmal, war es von heilkräftiger oder unheilvoller Gewalt.

Schon hatte der Großvater den Schlüssel ergriffen. Ihr Herz pochte hörbar — noch deckte seine große Gestalt den Inhalt des Schränkchens — da wendete er sich langsam um und hielt noch höher als sein Haupt — mit einem goldgestickten Mäntelchen umhangen. . . — Nein, es war kein lebendes Wesen …— Pauline erinnerte sich nun deutlich — der alte Samuel hatte es ihr ja gesagt — es waren die Gesetzesrollen, die Moses auf dem Berge Sinai von Gott erhalten hatte, welche jetzt der Großvater hoch empor hielt. Oben waren sie mit einem silbernen Aufsatz gekrönt, an dem Glöckchen hingen, die wunderbar harmonisch wie Engelstimmen ertönten.

Mit gemessenen Schritten ging der Großvater auf seinen Platz zurück, legte die Gesetzrollen auf einen mit einer seidenen Decke behangenen Tisch und entkleidete sie ihres Schmuckes, dann nahm er von demselben einen kleinen silbernen Arm und zeigte

mit dessen Hand auf eine Stelle der Gesetzrolle hin, die er mit kräftiger ausdrucksvoller Stimme in der Ursprache verlas. Der Kleinen erschienen diese himmelbeschwörenden uralten Worte so erhaben, dass sie wähnte, so sei die mächtige Stimme des Propheten ertönt und erschüttert beugte sie unwillkürlich ihr Haupt und ihr Knie. Sie suchte das Gebet oder jenen Abschnitt der heiligen Schrift in seinen ihr unverständlichen fremdartigen Tönen nachzusagen, aber da die Worte nicht ihren Geist erfüllten und die heiße Andacht der andern wie elektrische Strahlen in ihr Innerstes strömten, schwang es sich zu unbewussten Vorahnungen von der Herrlichkeit der Welt und der Allmacht empor!

Die anderen hatten längst ihre Andacht beendet, als Pauline noch immer in ihrer dunklen Ecke kniete, aber ihr Köpfchen war an die Wand gelehnt; sie schlummerte und als sie erwachte, wähnte sie geträumt zu haben. Bald kehrte ihr die Erinnerung zurück, aber als sie bei dem Schränkchen vorbei schlich, rief es wieder mystische Empfindungen in ihr wach, denn hatte der Großvater die Gesetzrollen beim Herausnehmen und ehe er sie weggelegt, nicht wie ein lebendes Wesen geküsst!

Das Wort Gottes ist lebendig! tönte es in ihr nach. Was bedeutet das? Nicht ergründen konnte sie es, aber sie wollte wenigstens wissen, wie die Christen Gott verehren. Den anderen Tag bat sie ihre Nachbarin, die Fischerin, sie in die Dorfkirche mitzunehmen. Bedenklich schüttelte die Alte das Haupt und erst als sie Pauline mit ihrer neuen Jacke — die sie Marie abgeschwatzt hatte — geputzt sah, hatte sie nichts mehr dagegen.

Die Kirche lag am Ende des Dorfes, auf der einen Seite von dem Friedhof eingehegt, auf der andern von den Bäumen des sich bis dahin erstreckenden Wald beschattet. Es war ein kahles ärmliches Gebäude, das jetzt noch mehr vernachlässigt wurde, weil die Gemeinde keinen eigentlichen Prediger mehr hatte. Aus dem nächstgelegenen großen Kirchdorf kam hin und wieder ein Geist-

licher, um alle heiligen Funktionen zu verrichten und zugleich zu predigen. Der bunte Schmuck von Bildern und Blumen, welcher den kleinsten katholischen Kirchen und Kapellen nicht fehlt, war hier bei den Protestanten nicht zu finden und nichts war geeignet die Sinne zu bestechen oder wohltuend zu berühren.

Die alte Fischerin, welcher sich an dem Wege zur Kirche Verwandte beigesellten, hatte Pauline ganz vergessen. Beunruhigt von dem unklaren Gefühle, dass sie etwas tue, was die Eltern missbilligen würden, folgte die Kleine ihr schüchtern und als am Eingang der Kirche eine andere Nachbarin sie erstaunt ansah, ja wie es ihr schien, sie auch ausschelten wollte, schlüpfte sie behend bei ihr vorbei und verbarg sich hinter dem Altar. Erst als die Bauern ihre Sitze eingenommen, ihre Lieder gesungen hatten und die Predigt begann, wagte sie sich hervor und stellte sich in eine dunkle Ecke der Kanzel gegenüber. Die schwache näselnde Stimme des alten Predigers drang bis zu ihr nur in einzelnen Worten, in denen sie wenig Zusammenhang finden konnte; sie betrachtete also die Bauern und war erstaunt, dass manche von ihnen nur mühsam mit dem Schlaf kämpften. Getäuscht in ihrer Erwartung und gelangweilt, blickte sie weiter um sich und jetzt zum ersten Mal sah sie hinter dem Altar ein großes Kreuz, an dem die roh aus Holz geschnittene Leidensgestalt Christi hing. Das bleiche, mit einer Dornenkrone geschmückte Haupt, die klaffende blutende Wunde erschreckte sie. Von einer unüberwindlichen Angst getrieben, suchte sie den Ausgang und atmete wieder freier, als sie sich in dem Wald unter den himmelanstrebenden Bäumen, deren Kronen hohe grüne Kuppeln bildeten, wiederfand.

Hier gefiel es ihr besser, wie in der dumpfen kahlen Kirche. Das Sonnenlicht, das der alte Samuel einst das Auge des Allmächtigen nannte, strahlte viel glänzender durch das grüne Laub der Blätter, als durch die kleinen schmutzigen Fensterscheiben. Und

war der liebliche Gesang der Vögel und ihr jubelndes Geschmetter nicht ein würdigerer Lobgesang des Herrn, als der kreischende oder näselnde Gesang der Bauern?

Eigentümlich ist es, dass oft in Kinderköpfen Gedanken aufgehen, deren Ursprung selbst das spätere Bewusstsein nur selten erforschen kann. Man ahnt nur, wenn man plötzlich empfindet, dass man das eben Gedachte schon vorher gewusst hat, dass manches auch rein Geistige in unserm spätern Leben mit unserer Kindheit im Zusammenhange steht, denn die Gedanken sind oft Pflanzen, deren nährende Luft zwar unser Geist ist, die aber ihre Wurzel in der Empfindung haben und die ihre Blüten, deren Keim schon in der Kindheit gelegt wird, oft unerwartet zu unserer eignen Überraschung erschließen.

Das eigentümliche Wesen der Kleinen wurde von ihrer Mutter weder geahnt noch beachtet. Auf eine nahe Übergabe der Stadt hoffend, die auch ihren Aufenthalt auf dem Lande beenden musste, ließ sie Paulinen wie sie ihrem Bruder versprochen, still gewähren. Der Sommer ging vorüber, ohne dass sie in ihrer Ungebundenheit beschränkt wurde, denn die Erlösung war nicht so nahe, wie man wünschte, obgleich in den Herzen der Deutschen die Überzeugung erwacht war, dass man die Freiheit erkämpfen könne, wenn man sie nur wahrhaft erstreben will. Dieses Bewusstsein erstarkte bald in siegreichen Schlachten, an denen der Familienkreis im stillen Dorfe sich jetzt mit Hoffen und Besorgnis persönlich beteiligte. Er hatte ja für ein geliebtes Mitglied zu wünschen und zu fürchten! Gewaltige Zeitereignisse geben oft auch dem Charakter des Einzelnen jenes Gleichmaß, das man gewinnt, wenn man großen Schicksalswechsel persönlich erlebt. Selbst die alte Großmutter hörte auf, um ihren Sohn laut zu jammern und zu klagen, wie sie es nach seiner Abreise getan hatte, wo sie wähnte, er gehe dem sichern Tode entgegen.

Diese Furcht war von einem gläubigen Vertrauen aufgehoben

worden, das durch die Briefe des Sohnes gestärkt wurde, die hin und wieder vorkamen und in denen er auch nie sein „Rehchen“ zu grüßen vergaß. Die größte Freude erregten sie immer und doch blieben sie, las der Vater sie vor, den meisten unverständlich denn sie waren voller Schwung und Begeisterung und durchdrungen von dem Bewusstsein, den heiligen Freiheitskampf mitkämpfen zu können.

Sein letzter Brief war nach der Schlacht an der Katzbach geschrieben. in der er dem tapferen brandenburger Bataillon beigesellt war, das, als der mehrere Tage strömende Regen die Gewehre unbrauchbar gemacht hatte, mit den Kolben ein Viereck französischer Grenadiere zu Boden schlug und des Feindes Schlachtlinie durchbrach. Blüchers altritterlicher Mut und die Heldenkraft seiner begeisterten Scharen entschieden den Sieg. Der Feind ward mit Ross und Mann und unter dem Ruf: Drauf und dran! in die Neiße und in die Katzbach gejagt.

An dem Tage der Schlacht an der Katzbach begann auch, nach dem Ablauf des zweiten Waffenstillstandes, der erneuerte Angriff auf Danzig, wo durch das Hineinwerfen von Brandkörpern zuerst mehr Schrecken als Schaden verursacht wurde. Aber in schnell aufeinander folgenden Gefechten nahm das Belagerungscorps die Vorstädte; minder glücklich war die englische Flottille, die die Feste Weichselmünde mit mehr Kugeln als Erfolg bombardierte, denn von der 8000 Mann starken französischen Besatzung wurden nur einige Mann getötet.

Fürchterlicher als Menschengewalt tobte die Kraft der Natur. Durch Wolkenbrüche an den Quellen der Weichsel schwoll dieser Fluss und mit ihm die Mottlau zu einer nie gesehenen Höhe; er zerriss seine Dämme und überschwemmte das nahe Werder und einen Teil der Stadt. Acht Tage blieb das Wasser in gefährlicher Höhe, aber es führte wie als Trost eine Menge Fische mit sich, welche bei der allgemeinen Not zur wahren Himmelsspende wurden.

Das Bombardement wurde während dessen mit aller Energie fortgesetzt und eine unzählige Masse Bomben und Raketen in die unglückliche Stadt geschleudert. Die Vernichtung der französischen, auf der Speicherinsel gelegenen Magazine, schien dem Herzoge das sicherste Mittel zur Erzwingung der Übergabe und wirklich erfolgte auch am 19. Oktober der erste Speicherbrand, der aber nur leere Räume vernichtete. Auch in der Stadt und besonders um dieselbe entzündete die Kriegsfackel ihre lodernde Flamme, welche aber am zerstörendsten durch den zweiten Speicherbrand wirkte.

Mit nicht zu hemmender Gewalt verbreitete sich überall das Feuer. Das brennende Getreide flog, ein furchtbar schöner Regen von zündenden Funken, über die Stadt und das beständige Einschlagen der nach diesem Feuermeer gerichteten Kugeln machte das Löschen und Reiten unmöglich. Das Brausen der wogenden Flammen, deren Wiederschein man viele Meilen weit an dem geröteten Himmel sehen konnte — das Läuten der Sturmglocken, das Krachen der Bomben und einstürzender Mauern, das Angstgeschrei der Menschen und das dazwischen tönende Wirbeln der Lärmtrommel, die das Militär — das auf den Wällen, statt gegen die feindlichen Batterien zu schießen, starr und mit Grausen nach dem furchtbaren Schauspiele zurücksah — hinausrief zum Kampf gegen die anrückenden Russen — alles vereint wirkte mit vernichtender Gewalt.

Der anbrechende Morgen beleuchtete die noch Monate nachher rauchenden Trümmer der Speicher, deren Wert man auf vier Millionen Taler berechnete. So schmerzlich man diesen großen Verlust auch fühlte, so erhob doch jedes niedergebeugte Herz der Gedanke: die Zeit der Erlösung ist nahe.

Rapp gestand in einem Briefe an Napoleon, dass er werde kapitulieren müssen. Die Deutschen, Holländer und Spanier verließen ihn und gingen zu den immer näher rückenden Belagerern

über. Mit den achttausend Franzosen, die ihm ohne die Kranken und Beamten blieben, konnte er sich nicht mehr behaupten. Am 14. November begann er die Unterhandlungen wegen der Übergabe des Platzes. Er erzwang unter den Drohungen, die öffentlichen Gebäude in Brand stecken und, die Schleusen des Fahrwassers sprengen zu wollen, eine vorteilhafte Kapitulation. Die Franzosen sollten noch bis zum Januar 1814 ungestört in Danzig verweilen dürfen und dann mit dem Versprechen, bis zu ihrer Auswechselung nicht wieder gegen die Verbündeten zu dienen, in ihre Heimat zurückziehen. Der Kaiser von Russland genehmigte diese Kapitulation nicht; er forderte, dass die Garnison als Kriegsgefangene nach Russland geführt werden solle und obgleich der General Rapp dagegen protestierte, musste er sich doch fügen. Gleich nach seinem Abzug rückte der Herzog von Württemberg in die Stadt, die ihn als ihren Erlöser aufs feierlichste empfing.

Am dritten Februar erhielt der Senat die offizielle Anzeige: Danzig habe aufgehört eine Freistadt zu sein und kehre unter Preußens Zepter zurück.

Siebentes Kapitel.

Die Leiden und Bedrückungen, welche in sieben unseligen Jahren ununterbrochen über Danzig verhängt waren, mussten, selbst als sie gehoben waren, in jedem Kreis des öffentlichen und häuslichen Lebens schmerzliche Nachwirkungen zurücklassen. Durch die geöffneten Tore waren zwar die Feinde hinweggezogen, aber mit ihnen nicht das Elend, welches die heimatliche Wohltätigkeit und die Unterstützung des Anstandes nur ein wenig mildern, aber nicht heben konnte. Dennoch kehrten nach und nach die Flüchtlinge, welche während der Belagerung ein anderes Asyl gesucht hatten, zu dem heimatlichen Herd zurück, oft nichts findend als eine zertrümmerte Häuslichkeit und zerrüttete Verhältnisse.

Als selbst nach Jahren unter Preußens mildem Zepter manches Übel sich ausgeglichen hatte und die Stadt, wenn auch für immer ihr Glanz und ihr Reichtum geschwunden schien — doch nicht mehr als jeder andere Ort dem Wechsel des Geschickes unterworfen war, lebte die Familie Leves, die eine der ersten war, welche dahin zurückgekehrt, in immer gleich trüben Verhältnissen.

Ihre alte Wohnung hatte sie wieder bezogen, aber das Wiedersehn mit ihrer Wirtin war schmerzlicher noch als sie es gefürchtet, Frau Bernhard hatte ihren Mann und fast ihr ganzes Vermögen verloren; ihr war nur so viel geblieben, um ohne fremde Unterstützung beschränkt leben zu können. Als Frau Leves zum ersten Male mit gedrücktem Herzen, die hohe Treppe zu ihrer

Wohnung hinaufstieg und die große Hinterstube erreicht hatte, die von Nebengebäuden eng eingeschlossen nur spärlich durch ein einziges Fenster Licht erhielt, sah sie sich seufzend um. Verzagter und hoffnungsloser als je fühlte sie sich. Der geheime Druck ihrer Seele hatte die Schleusen längst verhaltener Schmerzen geöffnet und sie von neuem mit banger Ahnung erfüllt.

Ihre traurigen Besorgnisse fanden nur zu bald eine Bestätigung. Die Kränklichkeit ihres Mannes hatte durch den Aufenthalt an der See einen bestimmten Charakter angenommen. Der Arzt erklärte, dass feine Brust stark affiziert und eine Genesung kaum mehr zu hoffen sei. Die arme Frau musste nun die Umsicht und Gewerbetätigkeit eines Mannes mit den Pflichten einer Hausfrau und Mutter vereint üben.

Der Knabe kam in eine öffentliche Schule, Pauline konnte sie nicht besuchen. Die Mutter bedurfte ihrer zur Wartung der kleinen Schwestern und mehr noch zur Pflege des Vaters. Die arme Kleine hatte niemanden, der Körper und Geist, Herz und Phantasie bei ihr zum Einklang brachte. In der Schule wäre ihr vielleicht geworden, was ihr zu Hause fehlte: das Prüfen, Eingehen und Erwägen ihres Wesens und Tuns und der Unterricht hätte ihren regen Geist auf nützliche Bahn geleitet; aber man überließ sie sich selbst und benutzte ihre schwachen Kräfte so gut es eben ging.

Nur schwer gewöhnte sie sich an die engen Räume des Hauses. Der Aufenthalt auf dem Lande hatte sie in ihrer Freiheit und Absonderungslust bestärkt und nun hatte sie keinen weitern Platz zum freien Aufatmen und zur freien Bewegung als ihren Beischlag, jenen freistehenden Balken, zu dessen Mitte eine Treppe von der Straße aus führte und der sich vor der ganzen Breite des Hauses erstreckte. — Er war von einem Kastanienbaum beschattet, durch dessen schwankende Blätter hindurch sie die ziehenden Wolken betrachten konnte. Die gegenüberliegenden hohen

Häuser mit ihren spitzen Giebeln deckten den Himmel, der sich oft nur wie im Nebel zeigte und ihre Seele bedrückte, die gewöhnt war sich auszudehnen beim Anblick des Meeres, an dessen Ufer sie so gerne verweilte und wohin es sie jetzt oft mit krampfhafter Sehnsucht zog. Dort hatte sie sich, entfernt von Eltern und Geschwistern, nie allein gefühlt. Warum kam sie sich jetzt oft so verlassen vor? War die Wehmut, die sie dann beschlich, ein Bangen nach dem früheren, oder eine Vorahnung ihres künftigen Lebens?

Aber die lebhafte Kleine, die sich gegen alles was Zwang und Pflichterfüllung hieß, sträubte, die nur nach dem Impuls ihrer Gefühle und ihres eignen Willens hätte leben. mögen, vergaß ihre Wünsche und Neigungen, wenn sie den kranken Vater pflegen, die kleinen Schwestern warten sollte. Die Liebe wurde die Leiter, die sie aus dem Himmel ihrer Freiheit und Jugendlust hinabführte bis zur Wiege ihrer kleinen Schwestern und in die enge Stube, wo ihr Vater krank danieder lag und wo sie jahrelang verweilte.

Mehr noch als ihre schöne Mutter liebte sie den alten Vater, doch nicht deshalb weil er sie ihren andern Geschwistern vorzog, sondern weil sie instinktartig fühlte, sie allein vermöchte ihm zu geben, was die andern ihm nicht boten, oder mit Unrecht vorenthielten. Ein Kinderherz ist das mildeste und gerechteste, es möchte alles in Liebe verbunden sehen und jeden Zwiespalt versöhnen, jedes Unrecht vergüten.

Dieses nun bald elfjährige Mädchen, das, wie die Mutter sonst behauptet hatte, weder Ordnung noch Zeiteinteilung kannte, war nach und nach, als des Vaters Übel sich steigerte, die aufmerksamste und hingebendste Krankenwärterin geworden. Es entwickelte eine Liebesfähigkeit, eine Ausdauer und Sanftmut, die bei seiner Willenskraft umso rührender waren. Pauline fühlte sich nicht mehr gefesselt in dem engen Raume; nur den kranken

Vater sah sie, der mit der Selbsttäuschung der Brustleidenden viel mehr auf seine Genesung hoffte, als sein nahes Ende ahnen. Unsäglich litt er oft, doch mit einer Ergebung, die er mehr aus seiner Religiosität als aus seinem Charakter schöpfte. Paulinen aber erschien er groß und erhaben, wie jene Männer des alten Testaments, von denen er ihr in leidensfreien Stunden erzählte. Mit Andacht lauschte sie seinen Worten. die sie auch in das Leben jener Frauen einweihten, die sich bis zu der glühenden Begeisterung einer Prophetin bis zu dem Heldenmut der Männer erhoben und die auf dem Schlachtfelde wie im Rat, als Dichterinnen und Königinnen mit jenen wetteiferten, für das Wohl des Volkes und dessen Heiligtum zu wirken. In ihre glühende Seele, zuerst durch die Schönheit und Erhabenheit der Natur geöffnet und erweitert, ergoss sich jetzt die Begeisterung für alles, was das Leben Hohes hat.

Wenn ihn das Sprechen angriff, musste sie dem Vater aus der Bibel vorlesen. Ihr Auge leuchtete bei der Erzählung von Jonathans und Davids Freundschaft; sie träumte von dem frommen Könige mit Krone und Harfe. Held und Sänger! konnte es eine erhabenere Vereinigung geben? Bei dem Verrat, der an Joseph geübt wurde, weinte sie; aber sie wollte Abraham, den sie in seiner hohen Bedeutung noch nicht zu fassen vermochte, nicht als einen heiligen Mann betrachten, weil er Hagar verstoßen hatte und bereit war, seinen Sohn zu opfern. Der Wahrheits-drang, der sie belebte, ließ sie diese Empfindung nicht vor dem Vater verschweigen, obgleich sie wusste, dass er sie missbilligen würde. Strenge verwies er ihren Einwurf, aber sie sah dennoch eher eine Entweihung als eine Huldigung Gottes in einer wider-natürlichen, nicht aus dem eigenen Willen hervorgegangenen Tat. Wie konnte Abraham auch glauben, Gott, der die Liebe ist, könne gebieten einem Geschöpf wehe zu tun. Auf keiner Allmacht Geheiß hätte sie ihrem Schwesterchen auch nur ein Haar krümmen mögen.

So erwachte das Nachdenken in diesem jungen Geist und vermöge seines natürlichen Dranges nichts zu nehmen wie es ihm gegeben wurde, sondern alles selbst zu prüfen, wendete er sich schon früh der Erforschung zu.

An dem Krankenbette des Vaters lernte Pauline auch jene niedrigen Geschäfte des Haushalts üben, welche die Mutter für die einzigen und natürlichen Beschäftigungen des weiblichen Geschlechts hielt; aber diese selbst wurde oft von der Aufmerksamkeit und Sorgfalt überrascht, mit der Pauline alles tat. Zu den gewöhnlichsten Verrichtungen bedurfte es bei ihr einer innern Anregung; so lernte sie kochen um dem Vater die Speisen zu bereiten und geräuschlos und rasch alles ordnen, um nur wieder an sein Krankenbett eilen zu können.

In einem Alter, dem man in günstigen Verhältnissen alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt noch zuwendet, wurden an Pauline Forderungen gestellt, die, wenn auch nicht mit ihren Kräften doch mit ihrer Jugend in Widerspruch standen. Für den Vater konnte sie alles, selbst den süßen festen Schlaf der Jugend überwinden. Seine Pflege fiel ihr ganz anheim; der Bruder musste die Schule besuchen, der Mutter lag es ob, für die Erhaltung des Hausstandes zu sorgen, denn obgleich Herr Magnus ihr mit Liebe und Rat stets zur Seite blieb und so oft er konnte den kranken Schwiegersohn durch seine Besuche erfreute und unterhielt, konnte er doch durch keine Tat seine Teilnahme bewähren. Seine Mittel reichten nur eben hin seinen eigenen Hausstand zu unterhalten.

Pauline war alt und sinnig genug, um jede halbe Klage, jede kummervolle Miene der Mutter zu verstehen, die es an lautem Jammer auch oft nicht fehlen ließ, denn sie konnte nicht einmal alles zur Pflege des Kranken erschwingen. Nur löffelweise wurde der teure Wein ihm gereicht und diese Berechnung empfand Pauline wie einen Schmerz, der tief und rau in das zarte Gewebe ihrer Empfindung griff. Nicht ihr Horizont allein

hatte sich verengt und verdunkelt, sondern auch ihr Leben. Die Armut warf einen so tiefen Schatten darauf, dass er den freiaufstrebenden Wuchs des jungen Lebensmutes hemmte. Sie ahnte nicht allein, sie fühlte die Schwere des armen Menschenloses und an die weitaushebenden Schläge ihres Herzens hing sich schon das Bleigewicht der Sorge. Des Vaters Hingebung an die Allmacht Gottes, sein felsenfestes Vertrauen aus ihn, womit bewährt es sich denn? Warum zögerte er zu helfen? Warum erlöste er nicht von Krankheit und Armut? fragte ihr zagendes Kinderherz, wenn es erkannte, wie die Mutter fast der Arbeit und dem Kummer erlag und der Vater immer schwächer wurde.

Aber Gottes Wege find unerforschlich und ihr schwaches Kinderauge konnte so wenig wie jedes menschliche ermessen, ob es eine Erlösung war, als Herr Leves nach jahrelangen Leiden sanft entschlief.

Wie auf ein nahes unvermeidliches Ereignis waren alle auf seinen Tod vorbereitet, nur auf Pauline machte es einen unauslöschlichen Eindruck; sie betrauerte ihn am meisten; ihr war der Vater wirklich gestorben und der Tod, dem sie zum ersten Mal ins Antlitz schaute, erfüllte ihre Seele mit Entsetzen und Angst. Der Übergang in ein anderes Leben erschien ihr so rätselhaft und unheimlich. Wenige Beruhigung vermochte sie aus dem Trost zu schöpfen, dass der Vater nun jedes Leides überhoben und bei dem lieben Gott sei. Aber selbst in der Tiefe ihres Schmerzes blieb sie sich klar. Sie vermochte nicht, als sie mit den Geschwistern zu der Leiche des Vaters geführt wurde, sie, wie sie sollte und es bei den Juden Gebrauch ist, um Verzeihung für die Sünden zu bitten, die sie gegen ihn begangen. Verbrochen hatte sie ja nichts, als ihm zu wenig ihre Liebe gezeigt und nur unwillig ließ sie sich in dem Kleidchen, das sie während der Trauerzeit tragen musste, einen Riss zur Erinnerung an den Toten machen. Ging nicht ein tieferer und wie sie wähnte unheilbarer durch ihr Herz! —

Die Zeremonie bei der Leiche erkaltete mehr ihre Phantasie als sie sie entflammte, denn die Leute, welche das Gebet bei derselben lasen, hielten sie davon zurück. Die Worte: „das darf man nicht," wurden ihr zur Schranke, welche nicht ihren Schmerz eindämmte, aber die Empfindung des Ärgers und Widerspruches in ihr schärfte. „Das darf man nicht," hieß es, als sie eine Locke von dem Haupt des geliebten Toten nehmen wollte. „Das darf man nicht!" tönte ihr entgegen, als sie den bei allen Juden gleich einfachen, aus vier Brettern zusammengefügten Sarg mit Blumen schmücken wollte. Aber eins durfte sie, den geliebten Toten zu seiner letzten Ruhestätte begleiten und sie lag so schön! Weit von der Stadt weg, nahe jenen schönen Plätzen, wo ihre Mutter ihre Jugend verlebt hatte, hoch auf einem Berge. Ringsum waltete Ruhe und Friede.

O, hätte sie nur die erste Zeit, so oft sie wollte, dahin wandern können, dann wäre ihr Schmerz bald milder geworden, aber die Trauernden mussten, sobald sie vom Friedhof zurückgekehrt waren, in der großen Hinterstube auf niedern Bänkchen Platz nehmen und diese Sitze durften sie sieben Tage mit keinen andern vertauschen. Das Gesetz gebietet, dass man während der ersten Trauerzeit jede Bequemlichkeit, Beschäftigung und Unterhaltung meide und nur in Gebet und Betrachtungen über den Tod Trost suche.

Jetzt, wo Frau Leves als Witwe dastand, wurde es erst bekannt, mit welchen unzähligen Opfern, mit welcher unsäglichen Anstrengung sie ihren Haushalt zusammenhielt und ihre Kinder erzog. Die Teilnahme, welche sie erregte, sollte sich auch durch die Tat bewähren und eine ihr befreundete Familie erbot sich, ihren Sohn zu sich in das Geschäft zu nehmen, aber die Mutter vermochte nicht, sich von ihm zu trennen. Wahrhaft nützlich wurde ihr nur der Rat eines entfernten Verwandten, der besonderen Anteil an ihrem Geschicke nahm, ihr Geschäft gründlich

kannte und sie beredete, anstatt die Einkäufe des Bernsteins bei Unterhändlern zu machen, sich lieber an den Hauptpächter des Ostseestrandes in Königsberg zu wenden. Der Erfolg, versicherte er, werde ihre Mühe lohnen und sie vielfach für die Anstrengung der Reise und deren Kosten entschädigen.

Der erste Versuch, den sie machte, zeigte, dass der Freund einen richtigen Überblick über das Geschäft hatte; durch den Gewinn, den sie hierdurch erzielte, konnte sie ihre kleinen Schulden bezahlen und manches Notwendige anschaffen. Sie wiederholte nun oft diese Reisen, welche selbst wohltätig auf ihre Gesundheit und Stimmung wirkten und die Ruhe und Erholungspunkte ihres angestrengten Lebens bildeten.

Mit Liebe und Gastlichkeit wurde sie von einer Kusine in Königsberg immer empfangen und durch sie und ihre Familie lernte sie zuerst ein Leben kennen, in dem die Arbeit auch mit dem Genuss wechselt; aber das ihre, durch Gram und Sorge zerrieben, erschien ihr für immer abgeschlossen. Alle Hoffnungen, die sie darin nährte, alle Freuden, welche sie davon noch erwartete, bezogen sich nur auf ihren Liebling, ihren Sohn, der durch glückliche Anlagen und einen ausdauernden Fleiß sie auch dazu berechtigte.

Sie sah, wie die Juden in Königsberg, die schon lange in gesicherten Verhältnissen lebend, einen viel höhern Bildungsgrad als die in Danzig erreicht hatten — ihre Söhne, oft nur mit den beschränktesten Mitteln, studieren ließen. Der Wunsch erwachte in ihr, auch den ihrigen einst als Arzt geehrt zu sehen. Sie sprach sich darüber zu ihren Verwandten ans und fand sie geneigt ihn bei seinen Studien zu unterstützen. Die Freude ihres Sohnes bei dieser Mitteilung zeigte ihr, wie sehr er sich stets eine wissenschaftliche Ausbildung gewünscht und wie glücklich es ihn machte, den Weg dazu einigermaßen angebahnt zu finden. Bei der nächsten Reise begleitete er die Mutter und nach kurzer Vorbe-

reitung trat er dort in eine der oberen Klassen des Gymnasiums ein.

Durch die Trennung von dem Bruder verlor Pauline das einzige Mittel eines erheiternden Zusammenseins und eines geistigen Austausches. Die Krankheit des Vaters hatte die Annäherung der Geschwister gehemmt, nun, wo sie sich näherstanden, hätte Pauline so gern in dem Bruder zugleich den Freund und Lehrer gefunden und vielleicht wäre er bei längerem Zusammensein ihr auch beides geworden. Jetzt aber musste sie, nicht allein von ihm, sondern von mancher schönen Hoffnung noch scheiden.

Das einförmige und doch durch den Wechsel der Empfindung so reiche Leben am Krankenbett des Vaters, hatte in dem heranwachsenden Mädchen eine solche Tiefe des Gemütes und eine so opferfreudige Hingabe erregt, dass es vermochte, so lange es sich durch Liebe und Pflicht gebunden sah, alles, was es, wie eine junge Pflanze naturgemäß zu seinem Gedeihen bedurfte, wie volles Licht und freie Luft, zu entbehren. Pauline hatte sich gewöhnt in dem engen Raume eines kleinen Krankenzimmers zu leben; als aber ein trauriges Geschick sie davon loslöste, erwachte wieder in ihr der glühende Drang nach einer freieren Bewegung.

Zu ihrer schönen und vollen Entfaltung hätte sie des gesunden Bodens der Natur, des Sonnenlichtes eines günstigeren Verhältnisses bedurft. Wird sie in einem so dürftigen Raum, in so schweren drückenden Verhältnissen nicht verkümmern?

So wie ihr Körper sich vergebens nach freier Bewegung und freier Umgebung sehnte, so dürstete auch ihr Geist, von dem Drange nach Wissen gequält. Das heiße Verlangen sich auszubilden hatte sie, aber nicht die Mittel dazu. Keine Poesie, keine Kunst, kein Wissen warf eine auch nur vorübergehende Verklärung in ihre graue Wirklichkeit. Ja, selbst der gewöhnliche Normalunterricht, um den sie die Mutter bat, wurde ihr versagt. Sie hatte von dem Bruder noch ein wenig besser schreiben, von der Tante Handarbeit gelernt; was bedurfte sie mehr?

Nur an äußeren Beschäftigungen gewann sie durch die häufigen Reisen der Mutter, die sie bei der Abwesenheit im Hauswesen und bei den Kindern selbstständig vertreten musste. So willig sie ihr aber auch sonst zur Seite stand, war es doch auf eine eigentümliche von jener ganz abweichende Weise. Mit der sparsamsten Berechnung führte sie die Wirtschaft, aber sie war unbrauchbar Einkäufe zu machen, denn sagte man ihr, das Geforderte sei der letzte Preis, so zahlte sie ihn, ohne zu feilschen. Tüchtig und unpraktisch war sie zugleich, wie man es immer ist, wenn man alles von sich fordert, ohne Vorteil von Anderen erringen zu wollen.

Diese Harmlosigkeit hatte sie aber nur bei äußeren Dingen; handelte es sich um etwas, was ihre Wahrheitsliebe verletzte, oder ihrem Verstand nicht einleuchtete, so hätte sie keiner Autorität die Entscheidung zuerkennen mögen, sie suchte sie nur mit ihrem eignen Geist. Stets wollte sie mit ihren Gedanken und Empfindungen im Einklang bleiben und nur die Selbstbestimmung als den Urquell jeder sittlichen Tat erkennen. Dieses Streben bildete den Kern ihres Seins und vielleicht auch das Unglück ihres Lebens.

Wären ihrem Geiste Wege nach außen durch einen geregelten Unterricht geöffnet worden, dann wäre sicher viel Zerwühlendes und Aufreibendes von ihr genommen worden, aber nun war er gezwungen nach innen sich zu versenken und förderte er auch mit seiner Kraft manchen Edelstein aus der Tiefe, so war derselbe doch noch ungeschliffen und konnte sie mit seinem Glanz nicht erfreuen, sondern nur durch seine scharfen Ecken verletzen.

Paulinens reiche Organisation, welche man in den gegebenen Verhältnissen auch eine unglückliche nennen konnte, ahnte die Mutter nicht, aber sie fühlte sich davon verletzt. Die Tochter hatte für alles was sie tun sollte und was ihr unverständlich schien, ein: Warum? Dieses Wort hatte die Mutter nie gekannt, nie, auch in den schwersten Stunden ihres Lebens, fragend zum Himmel

gerufen, nie an sich selbst gerichtet und das junge Mädchen verfolgte sie damit, denn die Elemente des positiven Glaubens begannen sich in ihm aufzulösen und um sie herumzuwirbeln.

Die Mutter war eine strenge und rechtgläubige Jüdin. Ihr Glaube und dessen Gebräuche erschienen ihr gleich heilig; in der Unterwerfung unter beide fand sie weder eine Knechtschaft noch eine Tugend, sondern ein Genüge, das sie erhob. Die Tochter fügte sich nur schwer in Gebräuche, die ihr weder von der Notwendigkeit noch von dem Verstand geboten schienen. Sorgfältig beobachtete sie zwar die mannigfaltigen Gesetze beider Zubereitung der Speisen, doch nur aus Gehorsam gegen die Mutter, aber als diese die Erfüllung aller äußeren Formen wie eine Glaubenstat von ihr forderte, erweckte sie dadurch in dem jungen Mädchen, das die Wahrheit zu ihrem Kultus geweiht, den Zwiespalt und nährte die grübelnde Richtung ihres Geistes. Damals lenkte ihn noch kein Religionsunterricht auf geebnete Bahn, der ihr eine Lösung oder einen Trost gewährt hätte. Damals war die weibliche Jugend in Provinzialstädten noch von solchem Unterricht ausgeschlossen; ja selbst von dem Besuche der Synagoge, die nur verheiratete Frauen betreten durften. Sie kannte weder die Rührung und die Ehrfurcht, die die Zeremonien des Gottesdienstes hervorrufen, noch den ergreifenden Anblick, den es gewährt, wenn so viele Menschen vereint in ihrer Schwäche Gott anflehen!

Die Sammlung, mit der die Mutter sich zudem Besuch der Synagoge vorbereitete; die Eilregung, mit der sie aus derselben kam, flößten ihr Ehrfurcht, aber keine Andacht ein. Ausgeschlossen zu sein von einer Weihe, die so sanfte Empfindungen nährt, betrübte sie umso mehr, weil sie während dessen Gebräuche zu beobachten hatte, die den Glauben eher zerstreuen als befestigen und doch trotz deren täglicher Wiederholung das Nachdenken darüber in ihr nicht ertöteten. Wie gern hätte sie den geistigen Kern aus der Schale der äußeren Überlieferungen herausgeschält und die

Hülle abgestreift, um den Glauben zu finden; aber Niemand half ihr darin. Wie hätte dieser scharfe Geist und dieses edle, feste Herz das Judentum als die klare Leuchte der Menschheit und alles Menschenlebens erfasst, wenn es rechtzeitig ihm erschlossen und fruchtbare Keime der Erkenntnis in den jugendlichen Geist gestreut worden wären: sie hätte den Pharus erkannt auf der unruhigen See des Lebens und ihn nie aus den Augen verloren!

Wagte sie aber einmal an den Großvater eine Frage über eine Forderung des Zeremonialgesetzes zu richten, so wies er ihr nur deren Ursprung aus den heiligen Büchern Mosis oder dem Talmud nach. Nie hätte er zugeben mögen, dass die Bräuche und Satzungen bei den Juden nur bestimmt waren, das Gefühl der allgemeinen Menschheit einzuhegen und im Heiligtum zu pflegen; denn ihm erschien es, als ob sie vorzugsweise zur inneren Sittlichkeit führten. Pauline aber fühlte, wenn auch nur unklar, dass man die Gesetzlichkeit an die Stelle der Sittlichkeit setze und dass die Furcht vor der Gesetzwidrigkeit die wahre Scheu vor der Sünde verdränge. Man forderte ja von ihr nichts weiter als die Beobachtung der Formen, deren Verständnis man ihr nicht erschloss.

Von der einen Seite ein ungestümer Geist, von der anderen Formen, die nicht zu ihr sprachen — wo sollte da Friede werden! Oft erschienen diese Formen ihr wieder Engel mit dem flammenden Schwert, der den Eingang in das lebendige sonnenhelle Leben verhindern. O, sie wusste nichts von einer Hinneigung zum Christentum, aber sie wähnte, dass es die Pforte zur Freiheit wäre und darum gab es Stunden, die sie mit Groll und Abneigung gegen das Judentum erfüllten. Aber eine äußere Begebenheit befreite sie bald von diesem Irrtum.

Mit Scheu und Besorgnis erzählte man in ihrer Familie, dass in vielen Teilen Deutschlands sich eine Verfolgung der Juden bemerkbar mache, welche zwar nicht, wie im Mittelalter, ihre Vertilgung oder Plünderung beabsichtige, aber sich in öffentlicher

Verhöhnung ausspreche, ja in Hamburg und anderen Städten schon zu persönlichen Angriffen ausgeartet war.

Ungläubig hörte Pauline zu; es schien ihr unmöglich, dass man friedliebende stille Mitbürger beleidigen und kränken wolle. Obgleich auch sie schon manche Demütigung durch das allgemeine Vorurteil hatte ertragen lernen, glaubte sie doch nicht, dass es sich bis zu Schmach und tatsächlicher Ungerechtigkeit steigern werde — vielleicht aber nur weil ihr eigenes Gerechtigkeitsgefühl sich dagegen sträubte. Bald wurde es auf die empörendste Weise verletzt. Der Ausdruck der Rohheit und des Hasses, der fast überall sein Echo fand, ertönte auch in ihrer Vaterstadt, wo man anfing die Juden mit dem Rufe: hep! hep! zu verfolgen.

Dieser Schmähung konnte man nichts entgegensetzen und die herbe Empfindung, die daraus entsprang, machte wohl, dass die Juden es so viel wie möglich vermieden, sich auf der Straße zu zeigen. Pauline, die jeder rohe Austritt erzittern machte, war auch entschlossen, während der Abwesenheit der Mutter, die eben jetzt verreiste, nicht mehr wie sonst abends zu den Großeltern zu gehen. Als sie aber zwei Tage, in denen man sogar hin und wieder bei den Juden die Fenster einschlug, sich nicht gewohnter Weise sehen ließ, erregte es bei den Verwandten Besorgnis und der Großvater beschloss, sie aufzusuchen. Auf dem Wege zu ihr wurde er von mutwilligen Knaben verfolgt, die ihn schmähten und ihn böswillig an seinem Bart zu zupfen versuchten. Seine ruhige Haltung und sein strenger Blick hielt sie einigermaßen noch im Zaum, doch als sich Handwerksgesellen und Sackträger zu ihnen gesellten, wuchs durch ihren Zuruf gestärkt, ihr Mut. Der eine der Buben näherte sich dem alten Magnus und riss ihm ein Büschel Haare aus seinem weißen Bart, aber während er es tat, ergriff ihn der Alte mit kräftiger Hand und schleuderte ihn von sich, so dass der Junge laut schreiend hinfiel; er aber glaubte, dass er, nahe der Wohnung seiner Tochter, sie mit raschen Schritten noch un-

gefährdet erreichen könne. Aber die Umstehenden schienen nicht geneigt, den Frevel, wie sie die Abwehr nannten, ungestraft zu lassen und ein roher Gesell, der ihn verfolgte, ergriff einen Stein und warf ihn dem alten Mann an den Kopf. Er schwankte und musste sich an den Baum vor der Türe seiner Tochter lehnen, denn er vermochte nicht die Treppe hinaufzusteigen; doch sein zürnender Blick, sein mehr strafend als abwehrend emporgehobener Arm und vor allem das Blut, welches über sein ehrwürdiges Antlitz floss, erschreckte die Böswilligen, die ihren Angriff einstellten und sich still verloren.

Der Tumult hatte die Magd der Frau Leves auf den Beischlag gelockt und da sie mit scharfem Auge schon von ferne den alten Herrn erkannte, wie er gefolgt von der Menge daherkam, lief sie in's Haus zurück und rief in die Stube hinein: Kommen Sie rasch, Mamsell, man verfolgt den Großvater und will ihn misshandeln!

Pauline schleuderte die Näharbeit, mit der sie beschäftigt war, weit von sich und ging in beflügelter Eile die Treppe hinab auf den Großvater zu, den sie weinend umschlang. Bei dem Anblick der blutenden Wunde an seiner Stirn rief sie außer sich: „O, mein Gott, warum duldest du es, dass das Blut des Gerechten fließt!“ Aber als der Blick des Großvaters sie traf, senkte sie den ihren beschämt und suchte nur Marie zu unterstützen, die den Großvater in die Stube leitete, in welcher er, als er sie kaum erreicht hatte, erschöpft auf einen Sessel zurücksank.

„O, mein Gott, du leidest!“ rief das junge Mädchen, in dem die Angst um den Großvater jede andere Empfindung verdrängte und gewaltsam das Zittern, das ihren Körper durchflog, beherrschend, ließ sie es sich nicht nehmen, das Blut allein abzuwaschen und die Wunde mit Wasser zu kühlen.

Während die Magd nach dem Arzt lief, erholte sich der Großvater und untersuchte selbst seine Wunde, die er für unbedeutend

hielt, weil der Stein seine Stirn nur gestreift hatte. Der hinzukommende Doktor nahm die Verletzung für bedenklicher. Er bestand darauf, dass Herr Magnus nicht nach Hause gehen, sondern sich gleich hier zu Bette legen sollte und verordnete Eisumschläge, um, wie er sagte, einer Entzündung vorzubeugen. Es gelang ihm, aber ein Fieber vermochte er nicht zu unterdrücken, das zwar nicht bedeutend war, doch mit Sorgfalt behandelt werden musste. Die Großmutter war sogleich zur Pflege ihres Mannes herbeigeeilt, welche sie nur während der Nacht ihrer jüngeren Tochter und Paulinen überließ.

Kein bitteres Wort der Klage gegen die Urheber seiner Krankheit entschlüpfte Herrn Magnus während derselben. Er und die Seinen dankten dem Herrn, dass ans dem Unfall kein Unglück entstanden war, aber diese Resignation erschien Paulinen wie eine Schwäche. Alles in ihr sträubte sich, mit gleicher Duldsamkeit die Schmach und Verfolgung, die gewiss auch ihr als Jüdin bevorstand, auf sich zu nehmen. Jetzt erst verstand sie die Briefe ihres Onkels, der, nachdem er den Freiheitskampf mitgekämpft hatte und nach der Schlacht bei Leipzig zum Offizier vorgerückt war, zwar mit Erhebung jener Zeit erwähnte, aber auch mit Erbitterung gedachte, dass man deren gerechten Lohn besonders den Juden vorenthielt. Man duldete sie nicht einmal mehr ehrenvoll in den Reihen, in welchen sie, um die Freiheit zu erkämpfen, ihr Blut und Leben das hingegeben hatten. Der junge Magnus musste den Dienst quittieren und ohne die Eltern wiederzusehen war er nach England gegangen.

Die herbe Erkenntnis, die sie aus dieser Tatsache erst jetzt zu ziehen vermochte, reiste in dem kaum zur Jungfrau heranwachsenden Mädchen das Bewusstsein, dass es dennoch besser sei, zu den Verfolgten, als zu den Verfolgern zu gehören und zum ersten Mal regte sich in ihr jener Stolz, den die unverdiente Schmach oft hervorruft.

Achtes Kapitel.

Mehrere Jahre waren vergangen, seit das Leben der Witwe Leves in immer gleicher Entbehrung und Arbeit dahinfloss; den einzigen Lichtpunkt darin bildete ihr Sohn, der ihren Stolz auf ihn
zu rechtfertigen schien, denn seine geistigen Fähigkeiten versprachen, ihre schönsten Hoffnungen zu erfüllen. Weniger befriedigt war sie von den Eigenschaften ihrer Tochter. Die fremdartige Richtung, welche Pauline nahm, bildete mit ihrer eignen einen schneidenden Gegensatz und obgleich Beide sich liebten, konnten sie nicht gleichmäßigen Schrittes durch das Leben gehen.

Die Mutter hatte sich zu Leiterinnen die Religion und die Ehre gewählt; die eine hatte ihr Trost und Ergebung in ihr schweres Geschick gewährt, die andere ihr die Kraft verliehen dagegen zu kämpfen. Die Tochter aber weihte, je älter sie wurde, der Wahrheit einen leidenschaftlichen Kultus und deren Erforschung bildete die Hauptrichtung ihres Geistes und den Grundzug ihres Charakters. Nur bei ihren Handlungen ließ sie sich von den Wünschen ihrer Mutter leiten, aber sie suchte die Wahrheit nicht allein in der Erkenntnis der Dinge, sondern auch durch das Bekenntnis dessen, was in ihrem tiefsten Bewusstsein lebte. Schweigen konnte sie, aber wenn sie sprach, nicht verleugnen, was sie dachte und das war so verschieden von den Ansichten, welche die Mutter als maßgebend anerkannte, dass sie bei Paulinen Irrtum und Fehler nannte, was die Basis eines freien Charakters bildet.

Pauline litt durch diesen Zwiespalt mehr als die Mutter, deren Leben sie so gern verschont hätte, aber bei all dem ver-

mochte kein Widerspruch sie irre zu machen, Duldsamkeit und Gehorsam zeigte man ihr immer als die Basis des Guten und konnte doch ihren Hang zur Selbstständigkeit nicht unterdrücken; er war so groß, dass er nicht minder ein aufgenötigtes Vergnügen, wie eine geforderte Glaubenstat von sich wies. Ein neues mit schwerer Mühe erworbenes Kleid verlor den Reiz, den es ihr gewahrte, sich damit zu schmücken, wenn sie es nur am Sabbath anlegen durfte und nur gezwungen und seufzend folgte sie dann der Mutter auf Spaziergängen.

Bestimmter noch als bei dem Kind war bei dem jungen Mädchen die Neigung zur Natur vorherrschend. Hinauszustreifen auf die Berge, die in bläulicher Ferne so verlockend sich erhoben und die in Hügeln auslaufend bis zu den Festungswerken sich erstreckten, wäre ihr ein hoher Genuss gewesen. Ach und nur einmal hätte sie den Lauf des Flusses verfolgen mögen, der kaum eine Stunde von der Stadt sich in; die See ergießt! Schon bei dem Gedanken an das Meer trug sie ihre Seele bis zu allen Fernen der Hoffnung, bis zu allen Höhen der Einbildungskraft.

Nur sonnabends durfte sie geputzt und mit den Schwestern an der Hand, zur Seite der Mutter die Promenaden besuchen, die noch innerhalb der Festungsmauern lagen. Die Mutter liebte es mit den Bekannten, denen sie begegnete, zu plaudern, oder vor dem Ziel ihres Spazierganges, dem Irrgarten, einem von Bäumen beschatteten und mit Sitzen versehenen, aber keineswegs, wie sein Name verhieß, zum Verirren großen Platz, auszuruhen. Pauline mochte ihn nicht, weil er überall von Gebäuden, Festungswerken und einem nahen Friedhof eingeschlossen ist. Von der Tante begleitet, konnte sie zwar ihren Spaziergang bis zu den Alleen aus dehnen, welche zu jenen Bergen führen, wohin sie ihre Sehnsucht zog; aber nie vermochte sie ihre Begleiterin zu bereden, sie dahin zu führen. Die Taute, welche sich noch zu den jungen Mädchen zählte, fand es unpassend, dass sie beide allein die ent-

legenen Höhen besteigen sollten, die auch keinen Reiz für sie hatten, denn offen gestand sie, nicht der Spaziergang, sondern die Spaziergänger interessierten sie.

Diese profane Auffassung eines Genusses, den Pauline wie ein Glück erwünschte, verleidete ihr noch mehr die gewöhnlichen Promenaden und bald machte sie sich zum Verdruss der Mutter ganz davon frei. Da sie ihre Gedanken und Träume nicht in den Schoß der alles läuternden Natur tragen konnte, flüchtete sie sich unter ihren Kastanienbaum, wo sie ungestört erträumen konnte, was sie entbehren musste. So nährte sie sich mit ihrer eignen Empfänglichkeit, denn die beiden Quellen, aus denen sie, hätte schöpfen mögen, die Natur und Wissenschaft, waren ihr unzugänglich Ringend nach der Erkenntnis Gottes, zeigte man ihr statt seinen lebendigsten herrlichsten Ausströmungen, Formen und nur Formen. Strebend nach der Erweiterung ihres Geistes, wurde er von ungünstigen Verhältnissen noch gehemmt und mit den Kenntnissen zugleich wurden ihr die Mittel entzogen, durch die sie vielleicht so manches sich hätte aneignen können. Nichts fand sie, was ihrer ganzen Richtung analog war.

Was half es, dass die Natur diesem armen Mädchen so reiche Gaben gespendet hatte; der Segensspruch: sie mögen ihm zum Heil werden! fehlte.

Manche Illusion der Jugend wurde ihr von dem Streben nach Wahrheit geraubt, das sich bei ihr oft bis zum Fanatismus steigerte, der am liebsten vor allem den Schleier lüften und selbst die verschönernden Hüllen heben wollte. Das Hässliche und Traurige erschien ihr weniger also, wenn sie es nur ganz erfassen konnte. Zum Glück hielt ihr Herz ihren Geist und ihre Vernunft ihre Einbildungskraft im Gleichgewicht und die Beschäftigung mit den Schwestern, die sie liebte, schützte sie vor Schroffheit- Den Kindern gab sie sich mit ganzer Seele hin; das schätzte sie vor dem Versenken in sich selbst; von dem sie auch durch die Forderungen

abgezogen wurde, die jede Stunde in einer beschränkten Häuslichkeit sich erneuern und denen sie genügen musste.

Wenn sie ihr einfaches Tagewerk vollendet hatte, sang sie oft den Kindern mit ihrer klangvollen Stimme kleine Lieder vor; durch sie drang die Poesie zuerst in ihr Herz; sie waren die einzige Art der Dichtung, welche sie kannte. Die Tante, welche den Schöngeist in der Familie bildete, hatte sie ihr gegeben, aber ihren Büchern, Ritterromanen oder Erzählungen von Clauren, konnte sie wenig Geschmack abgewinnen. Die schwächsten Eindrücke empfing sie durch die Sinne und bei aller Flammenglut ihrer Seele blieb die Jungfräulichkeit ihrer Phantasie ohne Makel. Sie hätte eher vermocht sich die Freiheit und den Ruhm zu erträumen, als die Seeligkeit der Liebe.

Diese Richtung sprach sich schon in ihrem Äußern aus. Keinen anderen Putz kannte sie, als den, welcher von der höchsten Sauberkeit ausgeht. Aber die Mutter machte ihr diese Bedürfnislosigkeit zum Vorwurf und hätte es gern erlaubt, dass sie einen Teil des Geldes, welches sie durch Handarbeit erwarb, für ihren Anzug verwendet hätte. In der Einfachheit ihrer Tochter fand sie eine Bloßstellung ihrer Verhältnisse, die sie demütigte. Darben und sparen konnte sie, um nur, was sie nannte, mit Ehren in den Tempel zu gehen. Der kleinste Besitz erhielt für sie einen doppelten Wert durch die Art, mit der er errungen werden musste, aber die Tochter begriff nicht: wie man sich um etwas Äußerliches ein Opfer auferlegen könne und warum sie ihre bedrängte Lage wie eine Schande zu verbergen suchten. Ihr offenes und stolzes Gemüt wollte die Armut, zu der sie verdammt waren, mit Würde erfassen.

Von dem Wenigen, was sie erwarb, hatte die Mutter noch bis vor einem Jahre ihren Sohn unterstützt und mit unendlichen Opfern für seine Bedürfnisse gesorgt; später hatte er in einem Studiengenossen, den er durch seine Kenntnisse zu fördern suchte,

bald einen Freund gefunden, welcher mit bedeutenden Mitteln den Willen verband, sie mit ihm zu teilen. Pauline pries das Geschick ihres Bruders, das ihm das Herz eines Freundes zugewendet hätte, während die Mutter zugleich das Vorteilhafte eines Verhältnisses erkannte, das ihren Sohn jeder materiellen Sorge überhob. Dankbar fühlte sie sich dem jungen Manne verpflichtet und als ihr Sohn bei ihr anfragte: ob er seinen Freund, der den Wunsch geäußert, die altertümliche Stadt und ihre reizende Umgebung kennen zu lernen — zu einem Ferienbesuch mitbringen dürfe, ging sie bereitwillig darauf ein.

Man musste so unbekannt mit dem Komfort des Lebens sein, wie Frau Leves, um ohne Scheu einen Fremden in eine so beschränkte Häuslichkeit aufnehmen zu wollen; sie aber hielt es für ausreichend, ihre bescheidene Wohnung sorgfältig säubern zu lassen. Pauline musste ein Zimmer, das sie den Saal nannten, in der oberen Etage, für die jungen Leute einrichten. Saubere Vorhänge und Betten bildeten seinen ganzen Schmuck; aber es blieb länger unbenutzt als sie glaubten, denn an dem bestimmten Tage kam, statt der ersehnten Gäste, ein Brief, der auf ungewisse Zeit ihre Ankunft hinausschob, weil sie die Reise zu Wasser machen wollten. Diese Verzögerung war der Mutter, die manche kleine Vorbereitungen gemacht hatte, unangenehm, aber Pauline ließ ungestört in ihr Herz die Freude vorempfindend einziehen, die sie über das Wiedersehen ihres geliebten Bruders, den sie oft so schmerzlich entbehrt hatte, fühlte. Von der Hoffnung, mit ihm wieder eine Zeitlang ungestört leben zu können, freudig angeregt, beeilte sie eines Tages ihre häuslichen Beschäftigungen, um sich gleich nach Tisch mit ihrer Handarbeit und ihren Gedanken, die ihr jetzt voller und schöner zuströmten, unter ihren Kastanienbaum zu setzen, der, so alt wie das dunkle Haus, seinen schönsten Schmuck bildete. Seine starken Äste waren mit den vollsten Zweigen bedeckt, die sich über den ganzen Beischlag hinzogen und seine

dichten fächerartigen Blätter gewährten vor den heißen Sonnenstrahlen Schutz, die nur in einzelnen Streiflichtern hindurchdringen konnten.

Paulinens gewöhnlicher Sitz war auf einer hölzernen Bank, deren Rücklehne die Mauer gewährte, welche die benachbarten Häuser trennte. Der Beischlag war mit einem hohen steinernen Geländer eingefasst und die kleinen Schwestern konnten sich in unumschränkter Freiheit darauf herumtummeln. Wenig nur durfte Pauline auf sie achten und selten erhob sie die von langen Wimpern beschatteten Augen; aber dann richtete sie den Blick oft auf das nahe Ende der Straße, wo diese durch ein altertümliches Tor von der Wasserseite während der Nacht abgesperrt wurde. Am Tage war es offen und sie konnte dadurch von ihrem hohen Sitz aus den Quai und den Fluss sehen, welcher die größten Schiffe aus dem Hafen in das Innere der Stadt trug. Neben dieser stillen abgeschlossenen Straße, die fast nur von ihren Bewohnern durchschritten wurde, lagen Schiffe aus allen Weltteilen. Die engste Beschränktheit neben der weitesten Unbegrenztheit. Oft findet man diesen Kontrast, aber tragisch ist er nur, wenn er sich in einer Persönlichkeit vereinigt und nie auflösen kann.

Vielleicht war Pauline auch diesem traurigen Verhängnis verfallen, aber in ihrer Erscheinung zeigte es sich wahrlich nicht. In ihrem einfachen Kattunkleidchen unterschied sie sich durch nichts von „dem gewöhnlichen Bürger- oder Nähmädchen. Nur die Art, wie sie den Kopf erhob, deutete auf Unerschrockenheit und die breite Brust, die sich zwischen schmalen Schultern dehnte, schien sich nur in freien und starken Atemzügen zu heben. Die Züge des Gesichts entsprachen nicht ganz den Forderungen jener Schönheitslinie, welche die Regel bezeichnet und doch bedurften die Reize derselben nur des Verständnisses um erfasst zu werden, denn auf der reinen Stirn warfen schon ernste Gedanken ihren Schatten und das Auge, das klar und tief wie die Seele war, hatte oft jenen in den Raum

sich verlierenden Blick, der auf keinen äußern Gegenstand lange mit Interesse haftet. Aber Energie und Milde, Schwermut und Heiterkeit, alles konnte der edel geformte Mund offenbaren, der sich öffnend die schönsten und blendendsten Zähne zeigte; und aus dem Oval des Gesichtes sprach Anmut und Kindlichkeit, welche noch durch das glatt anliegende dunkle und reiche Haar gehoben wurde. Weder den Ausdruck ihrer Züge, noch den wahren Zustand ihrer Seele kannte Pauline, nur ihre Gedanken und seit kurzem auch ihre Träume, denn sie war in jene Phase gekommen, wo oft ahnungsvolle Stimmungen und geheime Regungen das Herz zur höhern Weihe vorbereiten. In jener Zeit, wo auch die dumpfeste Seele einen poetischen Anflug nimmt, erweiterte sich die ihre für alles Schöne und Edle, das sie in ihren Träumen suchte und fand; gerne würde sie dem Genuss, den sie ihr gewährten, entsagt haben, hätte sie dadurch nur manchen quälenden Gedanken verscheuchen können; doch vergebens ist es, sich gegen das zu sträuben, was Gott in die Seele gießt und womit er die Stirn berührt!

Pauline blickte in den letzten Tagen oft nach dem Tor, weil sie glaubte, von dort her müsse ihr Bruder kommen und so bemerkte sie jetzt nicht, dass von der anderen Richtung der Straße zwei Jünglinge daherkamen. Es waren hohe kräftige Gestalten; die eine in sich abgeschlossen, fest und gedrungen, trug zwischen den breiten Schultern kühn den schönen regelmäßigen Kopf, den dunkle Haare beschatteten; — der andere war schlank und geschmeidig und von jener Anmut, die oft die Jugend, oft auch günstige Verhältnisse geben. Beide trugen kurze, mit Schnüren besetzte Röcke, die ohne altdeutsch zu sein, doch Studenten verrieten welche die hellen mit Silberbändern verzierten Mützen noch näher bezeichneten.

Forschend sah der eine der jungen Leute nach jedem Hause hin, vor dem ein Baum stand, während der andere seine Blicke frei über die Straße streifen ließ; plötzlich blieben sie auf Pauline haften. „Ist es vielleicht hier?“ hörte sie fragen. Sie sah auf

und erkannte sogleich in dem einen der jungen Leute ihren so innig ersehnten Bruder. Er eilte die Treppe herauf, Rasch erhob sie sich und wollte ihm entgegen gehen, doch ehe sie es vermochte, hielt er sie schon umschlungen. „Grüß dich Gott, Schwester! Und die Mutter?“ fragte er. „Ist schon besorgt um dich. O komm zu ihr,“ sagte sie, ihn fortziehend.

Langsam war der andere junge Mann seinem Freunde gefolgt; er sah, wie dieser mit seiner Schwester in das Haus trat und um die innige Begrüßung nicht zu stören, blieb er zurück. Er lehnte sich über das steinerne Geländer des Beischlages und betrachtete die verschiedene Bauart der Häuser, von denen eins schmal und niedrig zwischen ausfallend hohe geklemmt war. Auf dem letzten, das die Straße schloss, stand der Name derselben: Heiligegeistgasse. — Also über diesen Raum schwebt ein heiliger Geist, dachte er; doch lächelte er zugleich selbst über diese seltsame Ideenverbindung. Da hörte er eine sanfte Stimme neben sich sagen: „Ich komme den Freund meines Bruders zu begrüßen und Sie zu bitten, sich von mir zu unserer Mutter führen zu lassen.“ Er wendete sich rasch Inn und sah Pauline vor sich stehen. Sie errötete, als sein Blick den ihren traf, aber sie senkte ihn nicht; nur wie beschämt zog sie die Hand zurück, die sie ihm hingereicht, als er statt sie zu ergreifen, sich verneigte.

„Ich wage nicht mich in ein Wiedersehen zu drängen, das ein Fremder nur stören muss,“ sagte er.

„Aber Sie sind uns ja nicht fremd!“ erwiderte Pauline mit einer Herzlichkeit, die unwillkürlich für ihn das Seltsame, dass ein junges Mädchen ihn zu begrüßen kam, aufhob. Frau Leves, der er schon bekannt war, empfing ihn, als wäre auch er ihr Sohn. Diese Herzlichkeit rief eine tiefere Stimmung in ihm wach und ließ ihm die hohe kahle Stube mit ihrer so dürftigen Einrichtung verschönert erscheinen. Er begriff nur nicht, wie in diesem fast düsteren Raume solche lichtvolle und liebliche Wesen, wie es beson-

ders die Kleinen waren, gedeihen konnten, während die Pflanzen, welche die Fensterbrüstung schmücken sollten, verkümmerten.

Das Reisegepäck der jungen Leute, das ihnen bald nachgebracht wurde, musste auf ihr Zimmer gestellt werden und Adolph, so nannte sich jetzt der Sohn statt wie früher Aron, führte seinen Freund dort hinauf. Der sogenannte Saal nahm die Fronte des Hauses ein und hatte bis jetzt zur Aufbewahrung des Bernsteins und in heißen Sommertagen zur Arbeitsstube gedient. Die Äste des Kastanienbaumes beschatteten und ragten in die geöffneten Fenster hinein, dadurch wähnte man in dem ersten Augenblicke, wenn man ins Zimmer trat, es liege in einem Garten und diese Täuschung hatte Pauline durch die vielen Blumen, die sie überall in Gläser gefüllt herumgestellt, noch vermehrt.

Unter heiterem Geplauder richteten sich die jungen Leute so gut es eben ging, ein. Ein Tisch wurde an das Fenster gerückt um zum Schreibpult zu dienen und auf der Kommode, die ihre Sachen aufnahm, ordneten sie ihre Bücher. Lachend wies Adolph, doch nicht ohne Absicht, alles Fehlende nach. Zögernd nur war er auf die Bitte seines Freundes, ihn begleiten zu dürfen, eingegangen, weil er sich scheute, den Verwöhnten in ein Haus zu führen, worin die Dürftigkeit herrschte, aber nun bereute er es nicht. Lag darin nicht eine Rechtfertigung für ihn, dass er von dem Freunde angenommen, wogegen sein Stolz sich oft gesträubt hatte? Aber durfte er die kümmerlichen Mittel seiner Mutter schmälern, oder durch Unterricht, den er erteilte, seine Studienzeit verlängern, da er nach deren Beendigung für die Seinen schaffen und wirken wollte?

Mit der Zuversicht und Selbsttäuschung der Jugend glaubte er, dass unmittelbar die Praxis dem Examen folge und sah sich in seinen Träumen schon als Arzt geehrt und reich. Alle Güter, womit ihn das Glück überschütten würde, wollte er der Mutter weihen und auf ihr Haupt jede Freude häufen. In diesem Sinne sprach er immer zu ihr und jetzt auch zu seinem Freunde. Wie

Tatsachen erschienen ihm oft schon seine Vorsätze, obgleich er sie bis jetzt erst durch Worte bewährte. Ihm fehlte nicht jene Klarheit des Geistes, die für jede Frage eine Antwort, für jedes Schwanken einen Halt und selbst für jede Lage einen Rat bereit hat, aber er nahm sie zugleich für die Energie eines bewährten Charakters. Das höchste Vertrauen hatte er zu sich und oft flößte er es auch Andern ein; bis zur schwärmerischen Anhänglichkeit hatte es sich bei seinem Freunde Max gesteigert, der alles, was ihm mangelte, in Adolph vereint fand.

Bewundernd hörte er auch jetzt dem Freunde zu: „Wie beneide ich Dich um das hohe Ziel, welches das Geschick Dir gestellt hat und das alle Kräfte in Dir wachrufen und stählen muss," sagte er.

„Danke Gott, dass nicht die Not der Deinen Dich auf ein ähnliches hinweist," antwortete Adolph ernst, „denn es ist etwas sehr Trauriges, wenn wir alle unsere Kräfte durch beständige Wiederholung und Gleichförmigkeit in einem kleinen, eng umschriebenen Kreis von Mühen und Pflichten erschöpfen müssen, allein um eine vielleicht nur dürftige Existenz zu fristen!"

„Aber die Dürftigkeit, die ich mir immer so erniedrigend, so abstoßend gedacht habe, hat auch ihre Poesie."

„Die nur zu bald schwindet, lernt man sie näher kennen. Du würdest in ähnlichen Verhältnissen Dich sehr unglücklich fühlen.

„Du tust mir Unrecht. Hätte sich mir je die Hingebung und Selbstaufopferung einer Mutter so offenbart, wie sie die Deinige übt, so hätte Vieles in mir sich gewiss anders entwickelt; aber meine Mutter hat nicht vorteilhaft auf mich gewirkt. Sanft und schwach, doch beschränkten Geistes, den nie ernste Verhältnisse schürften, wurde sie von dem Glücke in eine phlegmatische Ruhe gewiegt. Nach dem Willen ihrer Eltern hatte sie sich mit meinem Vater vermählt und da er ihr alles gewähren konnte, was das Leben in äußerer Beziehung Angenehmes und Schönes bietet, so ließ ihre Ehe ihr nur den heißen Wunsch, dass sie durch Kinder

gesegnet werde. Endlich, als sie fast die Hoffnung. sie zu erhalten, aufgegeben hatte, wurde ich geboren. Aller Liebe, deren meine Mutter fähig war, häufte sie auf mich, aber diese Liebe, die weder durch Einsicht noch Verstand geregelt wurde, war nur zum Gewähren, nie aber zu einem notwendigen Versagen bereit; und das hat mir sicher geschadet. Aus der Not kann sich immer noch wie bei Dir, ein frisches kräftiges Dasein entwickeln, aber ich fürchte, der Überfluss an äußeren Glücksgütern ist in der Jugend noch eine verderbendere Macht als das Elend.“

„Du irrst, die Armut hemmt, sie fördert nicht und wer kann wissen, wie viel Schönes und Großes sie schon getötet hat!“ sagte Adolph düster.

„Ja Deiner Familie gewiss nicht. Deine Mutter.“ . . .

„O, sie gehört zu den seltenen Frauen!“ fiel Adolph ein.

„Und Deine Schwester?“

„Ich fürchte, die arme Pauline ist dem Fluch so enger Verhältnisse schon verfallen. Sie klagte mir einst, dass die Mutter ihr nicht einmal den gewöhnlichen Schulunterricht erteilen lassen könne und gestand selbst, dass sie bis zur Unglaublichkeit unwissend sei.“

„Aber ihr Auge verriet so vielen Geist.“

„Und ihr Anzug so viele Geschmacklosigkeit,“ fiel Adolph scherzend ein.

„Ich fand ihn nur einfach.“

„Ihr sollt zum Abendessen kommen!“ rief eine der Kleinen, indem sie den Lockenkopf zur Tür hereinsteckte und ihn rasch wieder zurückzog.

„Könntest Du dein Talent, hier alles schön zu finden, doch auf Deinen Geschmackssinn übertragen, aber ich fürchte, an dieser Realität wird es scheitern,“ sagte Adolph lachend, indem er seinem Freunde die Treppe hinunter folgte.

Adolph irrte sich. Max glaubte nie besser soupiert zu haben.

Von Sauberkeit glänzte der einfach gedeckte Tisch und die frischen Seefische waren von dem zartesten Geschmack. Die Kleinen schälten die Erdäpfel aus ihren Schalen und reichten sie mit einer Freude hin, als hätten sie das Köstlichste zu bieten. Zwei Talglichter, die auf blankgescheuerten Messingleuchtern standen, erhellten fast vollständig die schönen frohen Gesichter.

Das einfache Mahl war bald beendet; man erhob sich und während Pauline abräumte und die Kleinen zu Bette brachte, ging die Mutter mit den jungen Leuten auf den Beischlag Adolph trug Stühle hinaus, setzte sich neben die Mutter und vergaß bald im traulichen Gespräch mit ihr auf Max zu achten, der sich teils aus Langeweile, teils aus Rücksicht zu der später hinzukommenden Pauline wandte. Das junge Mädchen hatte sich auf seinen gewohnten Platz gesetzt und sah unbefangen und vertraulich zu dem Freunde ihres Bruders, der vor ihr stand, empor, Max wusste nicht, wie er eine Unterhaltung mit ihr anknüpfen sollte; durch jede fürchtete er sie in Verlegenheit zu setzen. Endlich schilderte er ihr den Eindruck, den die altertümliche interessante Stadt auf ihn schon bei dem ersten flüchtigen Durchstreifen gemacht hatte. vielleicht tat er es nur, um ihn sich selbst klar zu machen. Seine Auffassung war scharf und poetisch und wurde gehoben durch ein weiches volles Organ. Mit steigendem Interesse hörte ihm Pauline zu; diese schöne Sprache war ihr neu, sie schmeichelte ihr Ohr und erweiterte ihre Anschauung.

Max machte eine Pause, nicht weil er eine Antwort erwartete, sondern weil er sich erschöpft hatte.

„Es ist eigentümlich," sagte Pauline sinnend, „dass Ihre Schilderung mir so viel Interessantes erschließt, bei dem ich ohne es zu beachten, sonst vorbeigegangen bin. Mir ist es, als hätten alle die alten Gebäude, die Ihnen so gefallen haben. im tiefsten Schatten gestanden und als sähe ich sie jetzt erst in voller Beleuchtung."

Erstaunt horchte Max auf Paulinens Worte, die, wenn gleich ihre Unwissenheit bestätigend, doch so klar und offen waren. Scheinbar sie nicht beachtend, fuhr er fort: „Und auch diese Straße gefällt mir; sie hat etwas so Stilles und Friedliches, dass mir ihr Name bezeichnend erscheint. Hier denke ich mir das Leben im glücklichen ruhigen Gleichmaß.“

Pauline seufzte und schüttelte unwillkürlich das Haupt.

„Sie würden gewiss,“.“ fragte Max, „ihre Wohnung mit keiner andern vertauschen?“

„O doch! rief Pauline lebhaft, „könnte ich die meinige wählen, so möchte ich auf’s Land, oder viel lieber noch an die See ziehen!“

„Sie lieben also und kennen den Aufenthalt an der See?“

„Ja, aber nur aus meiner Jugenderinnerung.“

„So, haben Sie Ihre Jugend auf dem Lande, in der Nähe der See zugebracht?“

„Kaum zwei Jahre, aber in diese Zeit hat sich das Schönste, was ich erlebte und was meinen Sinn erhoben, zusammengedrängt.“

„In einem so zarten Alter?“ fragte er zweifelnd.

„Fühlt man vielleicht schon alles, was man später erfasst,“ antwortete Pauline sinnend.

„Wer die Natur wie Sie liebt, kann es Glück nennen, wenn die nächsten Umgebungen so herrlich wie die um Ihre Vaterstadt sind.“

„Ich kenne sie nicht,“ sagte Pauline traurig.

„Wie! rief Max erstaunt, jene Berge und Täler, die nahgelegenen Badeorte, der Hafen, Kloster Oliva, dessen Lage selbst berühmte Reisende preisen. —“

„Alles das ist mir fremd.“

„Aber warum haben Sie sich einen so hohen Genuss versagt?“

„Nicht ich, die Verhältnisse haben es getan,“

„Waren sie so hart?“ fragte Max leise.

Pauline wollte antworten, aber ihr Blick fiel auf die Mutter,

in deren Gespräch eine Pause entstanden war. Adolph erinnerte sich plötzlich, dass es rücksichtslos sei, seinen Freund auf die Unterhaltung seiner Schwester anzuweisen und indem er sich zu ihm wandte, wurde das Gespräch allgemein. Die jungen Leute erzählten von ihrem Studentenleben. Von einem so geistig schwellenden Strom schien Pauline getragen, dass sie mit Begeisterung zuhörte, aber nur ihr Auge verriet es; sie wagte nicht sich in eine Unterhaltung zu mischen, die ihr zum ersten Mal die Jugend auch verklärt von Freiheit und Poesie zeigte.

Sie verfiel in stilles Sinnen. Die Wirklichkeit konnte also ihre schönsten Träume erfüllen? Sie neidete ihrem Bruder und seinem Freunde, dass sie an dem Born saßen, aus dem man Wissen und Wahrheit schöpft; beide konnten nach der Antwort forschen, auf alle Fragen, die sie quälten; bei ihnen konnte das Ahnen sich bis zum Erkennen erheben. Wenn sie ihre Blicke zu dem gestirnten Himmel erhoben, konnte sich zu der Bewunderung der Macht, die das Sonnenlicht lenkt, auch das Erforschen jener Gesetze gesellen, auf denen das Weltall beruht. Wie glücklich erschien ihr der Bruder; er hatte die Freiheit, das Wissen und einen Freund, alles, was das Gemüt erheben, den Geist erweitern und das Herz erfrischen kann und sie? Durch die dreifachen Bande der Unwissenheit, der Armut und ihres Geschlechtes fühlte sie sich gefesselt.

Von dem seltsamen Gedankenflug, der Pauline verstummen machte, ahnten die jungen Leute wahrlich nichts und ehe noch ihr Schweigen auffiel, musste sie, um häusliche Anordnungen zu treffen, sie verlassen, Max sah sie erst wieder, als sie dem Bruder das Licht reichte, womit er ihn auf sein Zimmer führte; sie wünschte ihm dabei herzlich eine gute Nacht. Lange noch tönte ihm der Wohllaut ihrer Stimme nach, die aus dem tiefsten Innern quellend, sich in das seine senkte; und die Worte, die sie zu ihm gesprochen, erschienen ihm ebenso klar wie einfach. Gewiss ihr Wesen war auch rein und durchsichtig wie ihre Sprache. Aber warum hatte

der Bruder nie ihrer erwähnt? hielt er sie dafür zu unbedeutend? Nein, Pauline war es nicht, das erkannte Max bald, als er sie in ihrem häuslichen Walten beobachtete, als er sah, mit welcher Anmut sie das Allergewöhnlichste tat; wie sie nichts Demütigendes, aber auch nichts Wichtiges darin fand, dass sie der alten Magd immer helfend und ausgleichend zur Seite blieb.

Aus seiner Reise hatte Adolph oft darauf hingedeutet, dass sein Freund wohl manches in dem Hause seiner Mutter finden werde, das ihn unangenehm berühren dürfte und nun sah er alles darin wie mit einem poetischen Hauch übergossen, denn die Liebe deckte in dieser Familie ihre Fittiche über jede Blöße und die Dürftigkeit schien von der Sauberkeit und Ordnung ergänzt zu sein.

Hinter dieser Einfachheit bemerkte er nicht die traurige Gestalt der Armut, die mit ihrer eisigen Hand jede Blume der Freude ertötete; ihm dünkte sie ein Genius, in dessen Nähe jede zarte Blume schöner nur erspriesst. Diese Täuschung währte jetzt in allen. Selbst das Antlitz der Mutter war vor Freude über den geliebten Sohn durchleuchtet. Die Hoffnung und das Vertrauen hatte ihre sonst von Sorgen durchfurchte Stirn, aus der oft schon Mühe und Entbehrung heiße Tropfen gepresst, geglättet. Freudig angeregt tauchte ihre ehemalige Schönheit wieder erkennbar hervor. Wie eine ältere Schwester ihres Sohnes sah sie aus, auf dessen Bitten sie auch versprach, wenigstens den ersten Tag alle Arbeit ruhen zu lassen.

Die jungen Leute durchstreiften am Vormittag die Stadt nach den verschiedensten Richtungen und als sie zu Mittag nach Hause kamen, machte ihr Appetit dem einfachen Mahl, das Pauline bereitet hatte, alle Ehre. Gemeinsam unternahm die Familie nach Tisch eine Spazierfahrt. Das war ein Ereignis für den weiblichen Teil derselben. Die Kinder jubelten über die schönen Kleider, die sie anziehen und dass sie mitfuhren durften. Max hatte auf ihre Begleitung bestanden und sich dadurch ihre ausschließliche Gunst,

und von der Mutter ein dankbares Lächeln erworben. Max hatte Pauline heute nur flüchtig gesehen. Nach der freundlichen Begrüßung, welche ihm von ihr zu Teil geworden, hatte er gehofft, dass sie ihm näher und vertrauter begegnen werde, aber sie schien ernster und sinnender als gestern. Schlummerte ihre Seele in Erinnerung oder in Erwartung, oder ließen die vielen Beschäftigungen, die ihr oblagen, nichts auf die Oberfläche auftauchen?

Erst als alle gemeinsam zu dem Platz gingen, auf dem die Mietwagen standen, gelang es Max an ihrer Seite zu bleiben. Ihm fiel ihr leichter und sicherer Gang auf. Höher noch erschien ihm ihre schlanke Gestalt in der freien Bewegung und ihre Haltung in sich fest und abgeschlossen. Er freute sich, dass er ihr gegenüber sitzen konnte. Obgleich sie die volle Aufmerksamkeit für ihre Umgebung hatte und selbst für jede seiner Fragen eine Antwort, fühlte er doch, dass ihr Blick, was sie umgab, nur streifte, um sich in die Ferne zu richten. Ihre Brust atmete frei und hoch und ihr Auge leuchtete, als der Wagen in jene Lindenallee einbog, deren Bäume ihre vollen Äste zu den schönsten Kuppeln wölbten und die Straße für die Fahrenden und Fußgänger mit ihrem Schatten und Duft bestreuten. Diese in ihrer Art unvergleichlichen Doppelalleen ziehen sich. bis zu der entfernten Vorstadt hin, welche fast nur durch Sommerwohnungen gebildet wird, von denen sich manche, umgeben von den herrlichsten Gärten, villaartig erheben und sich auf der einen Seite am Fuße des Berges bis zu dem lieblichen Thale erstrecken, das in seinem idyllischen Reiz nur Raum für eine Wiese und ein malerisch gelegene Forsthäuschen lässt. Vor einem derselben stieg die kleine Gesellschaft aus; sie nahm den Kaffee unter alten Eichen- und Lindenbäumen, zwischen denen sich die schlanken Stämme der Tannen erheben, die im gebrochenen Sonnenschein glitzernd, ihren würzigen Duft ausströmten.

Es wer ein milder Tag. Die Natur hielt ihren Atem an, aber in Paulinens Brust schien er zu pochen. Während die Klei-

nen sich auf der Wiese herumtummelten, um Blumen zu einem Strauß zu sammeln und die Mutter die mitgebrachten Kuchen ordnete, schaute sie still und selig um sich her. Mit gesteigerter Empfindung beobachtete sie Max, er wagte nicht, sie anzusprechen; zu dem Freunde wandte er sich, der heute den reichen Springquell seiner frohen Laune ungehemmt sprudeln ließ. Adolph erinnerte sich, mit welcher Lust er hier als Knabe geturnt hatte, nun wollte er es auch mit Max versuchen und als er ihn dazu nicht geneigt fand, forderte er seine Schwesterchen zum Wettlauf auf.

Aus den Blumen, welche die Kinder Pauline zum Aufbewahren brachte, wählte sie eine blassrosa Erika, die sie an ihren Busen befestigte. Auf hartem dürren Boden wächst diese Blume und doch beschämte sie durch ihre Lieblichkeit jede Treibhauspflanze, dachte Max, indem er unwillkürlich Pauline dabei betrachtete Ihr Erröten zeigte ihm, dass sie es bemerkt hatte und er freute sich dessen, als hätte sie ihm einen Blick des Einverständnisses gewährt.

Pauline war die erste, die zum Ausbruch mahnte. Sie trieb alle zur Eile, denn sie sehnte sich, wenigstens von den Bergen aus ihr schönes Meer zu begrüßen. Der Bruder führte sie alle durch den Wald bis zu dem Fuße des Berges, dessen sorgsam unterhaltene und bepflanzte Wege in leichten Schwingungen sich bis zum Gipfel hinziehen, der die vollste Aussicht bot; als sie ihn erstiegen, zeigten die Ausrufe der Bewunderung. dass er seine Absicht erreicht hatte. Pauline allein blieb stumm. Wonneselig schaute sie hinaus in die sonnige Landschaft, die fast alle Schönheiten der Umgebung zeigte. Nicht wusste sie, wohin die trunkenen Blicke wenden, die zuletzt doch immer zurückkehrten zu der Meeresfläche, die den Himmel mit seiner Fülle von duftigen Farben und Gebilden so wunderbar abspiegelte.

Adolph, der sich an dem Entzücken seines Freundes weidete, welchen die Schönheit der Vereinigung von Berg, Ebene und Meer hinriss, zeigte ihm, als er in ruhigere Beschauung überging, alle

Einzelheiten des reichen Panorama's. Er tat es mit einer Freude und einem Stolz, welchen man leicht empfindet, wenn man teuren Freunde seine schöne Heimat zeigt.

„Ehe Du Dich dem Meere zuwendest," sagte er, „betrachte nur jene reiche Landschaft, die sich hier rechts vor Dir ausbreitet, da, wo sich das Amphitheater der Höhen hinzieht, als dessen schönster harmonischer Schlusspunkt Danzig selber erscheint. An dem fernen Horizont sieht man deutlich die Türme hervorragen; der eine strebt schlank und leicht zum Himmel empor, gleich einem kühnen und geistvollen Gedanken, der andere ist massiv, großartig in sich abgeschlossen und unerschütterlich, wie der Glaube des Mittelalters es war, ans dem er stammt. Und sieh nur, wie dort jener breite silberschimmernde Fluss sich hinschlängelt, um seinen langen stolzen Lauf hier zu vollenden. Bemerkst Du auf ihm jenen mächtigen Dreimaster und vor demselben die aufsteigende Rauchsäule! Sie gleicht jener mächtigen Feuersäule des alten Testaments — aber sie leitet nicht ein Volk allein, nein, sie verbindet alle Völker. Uns verkündet sie das erste Dampfschiff, das diesen Fluss befährt, um selbst wider die Winde die Schiffe in den Hafen zu führen."

„Ist das der Hafen, der vor uns liegt?" fragte Max.

„Gewiss. Er ist leicht an seinem sich kühn in's Meer erstreckenden Molo und seinem weit hinausstrahlenden Leuchtturm zu erkennen."

„Und wie mannigfaltig, wie reich und lieblich ist der Vordergrund," sagte Max. „Wie schön machen sich die einzelnen Landhäuser zwischen den dunklen Waldungen, über welche die Kirchtürme der Dörfer noch ihre Spitzen erheben. Aber wohin führt die Chaussee, die dort sich hinzieht."

„Für die Spazierfahrten der Stadtbewohner ist ihr fernstes Ziel ein Badeplatz; ein anderer liegt in der Nähe des Hafens. Du siehst, dass man auch bei uns die Nähe der See zu schätzen weiß."

„Aber großartig erscheint sie hier nicht," fiel Max ein.

„Das nicht." erwiderte Adolph, „weil sie von der gegenüberliegenden Erdzunge eingeengt ist und hier auch eine Bucht bildet; aber sieh nur, wie malerisch sie dort von steilen Bergen begrenzt wird."

„Die Aussicht ist wirklich bewundernswert schön," sagte Max, „und ist der Anblick der See hier auch nicht so überwältigend, so ist er doch erhebend. Finden Sie das nicht auch?" fragte er, sich Paulinen nähernd.

„Gewiss." sagte sie, „denn immer wieder muss sich doch Blick und Sinn dem Meer zuwenden. alles Erhabene scheint selbst in der Ruhe und Beschränkung immer groß und neu." Sie schwieg verlegen und wusste selbst nicht, wo sich die Worte finden ließen, immer zu antworten, wie sie gefragt wurde, denn sie hatte nie diese bezeichnende Eigentümlichkeit beachtet.

Max blieb an ihrer Seite. Ihm verursachte es mehr Genuss, alles Schöne, das sich bei dem weiteren Spaziergang ihnen so mannigfaltig bot, in dem. Spiegel ihrer Seele zu schauen, als es unmittelbar zu empfangen. Wenn ein liebliches Lächeln ihr Gesicht überhauchte, wusste er, dass sich die Aussicht in ein schönes Tal öffnete, das mit seinen Efeu-umrankten Häuschen einer Idylle glich; und wenn sich ihr Auge erweiterte, ihre Stirn klärte, dann wurde der Charakter der Gegend gewiss auch großartigen In Paulinens Antlitz konnte man den Wiederschein ihrer Empfindungen lesen, welche durch nichts geschwächt, unverhüllt sich noch zeigten, darum erschien es oft so verschieden, bald hinreißend, bald wieder gleichgültig und kalt.

Die sinkende Abendröte und mehr noch die Mutter mahnten zur Heimkehr. Nur mit Grauen dachte Pauline, dass sie in ihre enge Straße zurückkehren müsse, wo sie nicht einmal die Sterne schauen konnte, die so verheißungsvolle Träume erwecken. Keine vorüberziehenden Wolken entführten dort die Sorgen; kein Anblick

auf ein keimendes Saatfeld erweckte dort die Hoffnung noch auf eine andere Saat; keine reisenden Ähren verhießen eine Ernte. — Sie hätte nur den Duft der Felder immer einziehen mögen, der den Atem freier macht. Auf dem Lande glaubte sie wie einst von jeder Entbehrung frei zu sein, denn die Natur schien ihr das Erbgut aller. Was macht es auch aus, wem Wiesen und Wald gehören, wenn man sich nur an ihrem Anblick erfreuen, in dem Schatten der Bäume ruhen kann? Und nun sollte sie wieder nach der Stadt zurück, wo das Schöne nur für Den vorhanden ist, der es bezahlen kann.

Diesen Gedanken gab sie freilich keine Worte, aber sie spann sie noch weiter aus, während sie zur Stadt zurückfuhr. Nur Max zog sie hin und wieder davon ab, indem er sie durch Blicke und Worte zwang, sich auch mit ihm zu beschäftigen, aber vergebens hoffte er, dass der schöne Abend alle noch auf dem Beischlag vereinen werde. Ermüdet begab die Mutter sich früh zur Ruhe und Pauline beachte den jungen Leuten ihr frugales Abendessen hinaus, ohne bei ihnen verweilen zu wallen. „Wie ist es Ihnen möglich," rief Max mit leisem Vorwurf, „auch einem so schönen Tage schon schlafen zu wollen?"…. „Einstweilen komme ich nicht dazu und selbst später möchte ich noch nicht schlafen, sondern nur ruhen, um den vollen Genuss der schönen Naturfreuden in mir nachklingen zu lassen," erwiderte sie lächelnd. Aber sie irrte sich. Nicht alles was sie gesehen, ragte in ihr Traumleben hinein und die herrliche Gegend bildete nur den Hintergrund für ein Bild, das auch Raum in ihrer Seele gewinnen wollte.

Die Freunde beschlossen am andern Tage, die schönsten Punkte, die sie gestern von dem Berge ans gesehen hatten, zu durchstreifen. Die Mutter, welche sie auch dazu aufforderten, versagte entschieden ihre Begleitung, denn sie hatte versprochen, eine Partie Ware bald abzuliefern und zu deren Anerbietung sich die Hilfe ihrer Schwester erbeten, welche auch bereitwillig

zur Arbeit kam. Sie heute noch aufzuschieben, bat Adolph sie dringend, doch vergeblich, aber als Entschädigung wurde seine Aufforderung für die Tante und Pauline angenommen.

Der Hafen war das Ziel ihrer gemeinsamen Fahrt, die sie zu Wasser machen wollten. Der Landungsplatz der Schutz mit der sie zu fahren beschlossen, war so weit von der Stadt entfernt, dass die jungen Leute gleich nach dem Mittagessen, das Pauline heute früher bereitet hatte, ihren Weg antraten. Er führte durch das altertümliche Tor, welches sie von ihrer Wohnung aus sehen konnten, die lange Brücke einem Quai entlang, auf dem ein buntes Treiben herrscht. Leicht erkannte man, dass man in einer Hafenstadt sei. Der Fluss war fast ganz mit Schiffen bedeckt, die den gegenüberliegenden Speichern ihre Ladung zuführen oder solche von ihnen empfangen. Auf der Brücke wurden die Waren ausgepackt, die unmittelbar für das Geschäft in der Stadt bestimmt waren und überall herrschte eine emsige Tätigkeit Bald musste man sich vor den großen Weinfässern in Acht nehmen, welche die Küfergesellen vor sich hin rollten, bald einem Lastträger, der auf seinem gekrümmten Rücken — welchen die weit herabhängende lederne Krempe seines Hutes schützte — einen zentnerschweren Getreidesack trug, aus dem Wege gehen, um dann wiederum von einem Matrosen, der einen Kessel mit siedendem Teer auf ein Schiff brachte, an die Seite geschoben zu werden.

Man suchte, so viel wie möglich, Pauline einen bequemen Durchgang zu sichern, aber auch sie ergötzte sich an den mannigfaltigen Gegenständen, die sich in den buntesten Bildern boten, welche nach der Bestimmung des Quais, der sich in kurzer Unterbrechung bis zu dem Ende der Stadt hinzieht, wechselten. Bald schritten sie über einen Teil, der nur zum Verkauf der Fische und des Obstes bestimmt ist, bald über den, der nur zur Kohlenausladung benutzt wird. Überall, wohin das Auge streifte,

herrschte ein rastlos lebendiges Treiben das durch seine Verschiedenartigkeit die Aufmerksamkeit reizte. Dort wo der Fluss nicht mehr von einer Häuserreihe eingeengt ist, sondern seine Ufer freier ausbreiten erheben sich gewaltige Gerippe von Schiffen, an denen emsig gearbeitet wurde, damit sie bald bekleidet das Weltmeer durchziehen möchten.

Endlich hatte man den Landungsplatz erreicht. Eine bemalte Schüte war schon von weitem durch ihre bunte Flagge erkennbar. Sie wurde nach Art der holländischen von einem Pferde gezogen und da sie sich nur langsam fortbewegte, hatten die jungen Leute Muße die wechselnden Uferbilder und bei einer Wendung, die Stadt mit ihren Türmen und Festungswerken in ihrer ganzen Ausdehnung zu sehen. Pauline, die noch keinen künstlerisch gebildeten Blick hatte und nur die Gegenstände in ihre Seele aufnahm, in welche sie sie auch hineinsenken konnte, hatte heute ebenso viele Aufmerksamkeit für ihre Begleiter als für die Außendinge. Die klare Atmosphäre, der Strom und das Glitzern des Lichtes auf dem Wasser; die Frische der Luft, die sie lange nicht so eingeatmet hatte, regten sie zu tiefer Freude auf. Man plauderte und scherzte. Eine Musik, die nur Töne, aber keine Harmonie hervorbrachte, wurde auf dem Verdeck der Schüte angestimmt. Mit echtem Humor akkompagnierte sie Adolph, der seiner Studentenlaune in komischen Gesprächen mit Schiffern und Musikanten freien Lauf ließ; und Pauline erschien heute mit dem frohen Lachen und den heitern Zügen so kindlich, dass Max nicht begreifen konnte, warum eine achtungsvolle Scheu ihn bis jetzt von ihr ferngehalten. Sie hatte den Handschuh abgezogen und den Arm in die Flut getaucht, von der sie ihn mit Behagen bespülen ließ. Endlich zog sie ihn heraus und nässte Stirn und Scheitel mit dem frischen Wasser.

„Was machen Sie?“ fragte Max erstaunt.

„Ich weihe mich zu dem Genuss, den ich so lange entbehrt habe," erwiderte sie scherzend.

Max verstand sie nicht; er sah Adolph fragend an. „Weißt Du nicht," antwortete der Freund auf seine stumme Frage, „dass es Gebrauch bei uns Juden ist, über alles Neue, das die Jahreszeiten bieten, einen Segen zu sprechen, ehe man es genießt und dass man sich dazu durch Waschen weiht?" War Pauline schon so glücklich, eine heilige Symbolik zu suchen und zu finden?

In der Nähe der Festung Weichselmünde landete die Schüte, aber man wollte dort nicht verweilen, sondern den Hafen besuchen und musste deshalb sich mit einem Boote über den breiten Fluss nach dem jenseitigen Ufer setzen lassen. Angstvoll und zaghaft war die Tante dabei, aber Pauline sah mit Vergnügen die schönen Jünglingsgestalten ihrer Begleiter frei und stolz in dem schwankenden Kahn aufrecht stehen. Beim Aussteigen reichte sie Max die Hand, die .er nicht wieder losließ; mit einer raschen Wendung bemächtigte er sich auch ihres Armes und legte ihn leicht in den seinen. Über diese Vertraulichkeit schien die Tante eine missbilligende Bemerkung machen zu wollen, aber Adolph ließ sie nicht aufkommen, indem er ihr rasch seinen Arm bot.

Der Weg zum Molo war weit und unbequem. Weniger empfindlich machte zwar ein leichter Wind die Sonnenstrahlen, aber man war ihnen überall ausgesetzt, obgleich die einzelnen Häuser, die sich gegenüber der Festung erhoben, bald wie eine regelmäßige Straße sich hinziehen, doch ohne Schatten zu gewähren. Dennoch blieben die jungen Leute überall, wo es etwas Interessantes zu sehen gab, plaudernd stehen. Eine große Taucherglocke erregte Paulinens Aufmerksamkeit. Schweigend stand sie vor derselben, bis Max sie fragte: worüber sie denn sinne? „Ach!" sagte sie, „ich denke es mir so traurig, allein und abgeschlossen Von Luft und Licht erst in die Tiefe sich senken zu müssen, um Köstliches zu Tage fördern zu können. Müssen wir denn alles

Schöne auch aus unserm dunkeln Innern erst durch Entsagung, Einsamkeit und Mut gewinnen?“ fragte sie mehr sich als Max, der sie erstaunt ansah und umso mehr, weil sie gleich darauf mit strahlenden lachenden Augen ihm den Steinmolo zeigte, dessen kühn dem Wasser abgezwungener Raum sich, in sanft gekrümmten Linien steil gegen den Kanal hinlaufend, gleich einer Erdzunge tief in den See hinein erstreckt. Als die kleine Gesellschaft darüber hinschritt, verstummte sie. Ergriffen waren alle von der doppelten Gewalt des Menschengeistes, der das Element begrenzt und von dessen allbewältigendem Anblick.

Hier erschien die Ostsee nicht mehr wie ein breiter Fluss; unabsehbar dehnte sich ihre weite Fläche aus, die Sonnenstrahlen zurückwerfend, die sie empfing. Feierlich wogten die Wellen wie ein goldenes Saatfeld, über das der Wind dahinstreift, aber an dem Malo, der selbst einer versteinerten Riesenwelle glich, brachen sie sich bald, bald türmten sie sich schäumend auf oder zeigten zwischen sich einen dunklen Abgrund.

Der Wind, der auf dem Lande nur Kühlung gewährt hatte, ließ hier die Tücher der Mädchen weithin flattern, fester nahm die Tante das ihre zusammen, aber Pauline freute sich, dass ihr weißes Kleid wie die Flügel einer Möve sich ausbreitete; auch die Zipfel ihres Tuches gab sie willig preis, indem sie ihrer Kindheit gedachte und des Genusses, den es ihr gewährt hatte, von dem Winde getrieben über die Wiesen zu schreiten. Wohin könnte jener sich verstärkend sie hier führen? In die Tiefe? Wie kam sie auf den Gedanken? Max hielt sie ja am Arm; hatte er auch die Kraft sie zu schützen? Zum ersten Mal sah sie ihm forschend in’s Gesicht, das er ein wenig dem Viert zugewandt hatte; geistvoll, schön und interessant war es, aber keine Energie erhöhte den Ausdruck seiner feinen Züge. Seltsame Gedanken durchzuckten sie, die zwecklos rück- und vorwärts strebten, wie der Flug des Seevogels, dem ihr Auge jetzt folgte.

Die Erinnerung an ihre Kindheit wurde durch alles genährt, was sie sah, bald überkam sie auch eine unbezwingliche Lust, wie einst am Strande zu streifen. Sie bat ihren Bruder sie dahin zu führen und indem er es tat, erzählte sie Max von ihrem Leben auf dem Lande. So viele Poesie lag in ihren einfachen Worten, dass er sie mit Lust, wie die frische Seeluft in sich aufnahm.

Adolph neckte sie mit den Heldentaten ihrer Kindheit; er forderte sie auf, wie einst in den Kahn, der von ihnen an einem Anker befestigt lag, zu springen. Sie lächelte nur und zog den schmalen Fuß nicht eher zurück, bis die heraneilende Welle ihn zu benässen drohte. Es gibt kein anmutigeres Spiel, als das mit den Wellen, denen man ausweichen muss und sich doch immer wieder nähern darf, weil der Seesand in der Brandung fester liegt. Eine neue Jugendlust überkam Pauline; sie suchte wieder Muscheln und triumphierte, als sie glaubte in dem Seegras auch Bernsteinstückchen gesunden zu haben; aber es waren nur Tangblättchen, die sie wegwarf, um aufs Neue wieder zu suchen. Von keiner Heimkehr wollte sie wissen, an die Adolph allein nur mahnte, weil er sich bei all dem Naturgenuss nach leiblichen sehnte. Nach dem Leuchtturm zu gehen, war nach seiner Berechnung nicht mehr Zeit, man brachte also die kurze Zeit, die ihnen noch vergönnt war, in einem öffentlichen Garten zu.

Nie war Pauline so heiter gewesen. Von dem frischen Atem der Natur fühlte sie sich erquickend angeregt und aus dem gleichmäßigen Grau ihrer verkümmerten Existenz traten diese freien sonnigen Tage noch schöner und goldiger hervor. Immer hatte sie die widernatürliche Entbehrung, die Armut und Verhältnisse ihr auferlegten, schmerzlich empfunden und oft ihre arme Magd beneidet, die nach sechs Arbeitstagen doch einen Sonntag hatte, an dem sie gehen konnte, wohin sie wollte. Nie aber kam sie aus dem engen Kreis heraus, in den sie gebannt und alles in ihr sehnte sich, wie in jeder urkräftigen Natur, nach Freiheit und

Verständnis, nach Wahrheit und Genuss, diesen heiligen Quellen, aus denen sie, sollte ihr Dasein sich vollständig entwickeln, schöpfen musste.

Die Freunde ahnten nicht, welchen hohen Genuss sie Pauline gewährten, wie dankbar sie ihnen dafür war, denn sie sprach es nicht mit Worten aus, aber ihr leuchtendes Gesicht zeigte es. Nur zögernd folgte sie dem Ruf der Glocke, welche die Abfahrt der Schüte verkündigte. In dem Boot, das sie nach dem jenseitigen Ufer bringen sollte, saßen noch zwei Studenten, die Adolph als Bekannte begrüßte und zu denen er sich gesellte. Man konnte einem Zusammenbleiben auch bei der längeren Fahrt nicht ausweichen. Unter das Verdeck der Schüte setzte sich Pauline mit der Tante, während sich die jungen Leute in ihrer Nähe an das Steuerruder stellten. Die halblaute Unterhaltung, die sie führten und die mit Anekdoten und humoristischen Bemerkungen gewürzt war, schien sie doch bald zu ermüden, denn einer von ihnen stimmte mit sonorer Stimme ein frisches Burschenlied an, dessen Refrain die Anderen wiederholten. Ein vierstimmiger Gesang, der dann folgte, hob besonders Max' schönen Tenor hervor, der wie siegend über die Flut schwebte. Mit pochendem Herzen lauschte Pauline, sie fühlte sich von den schönen Tönen umrauscht und wie von sanften Wellen getragen. Von Glück geschwellt hob sich ihre Brust, sie fühlte sich befreit von der Pein, die so oft auf ihr lastete und in voller Kraft schwebte ihr jugendlich freies Gemüt urkräftig hervor.

Nicht zu den Sängern waren ihre Blicke erhoben; sie schaute in die glühende Abendröte, welche die Gegend verschönernd überhauchte und mit ihren goldenen Tinten die Wellen färbte; sie hoben und senkten sich mit sanftem Gemurmel und der Fluss selbst gleitete wie mit inniger Befriedigung dahin, welche die ganze Natur bei dem milden schönen Abend auszuströmen schien und die sich auch unwillkürlich allen mitteilte. Max schien sie be-

sonders zu empfinden, als er auf dem Rückweg nach der Stadt Paulinens Arm in den seinen legen durfte. Er sagte ihr, wies glücklich ihn das Leben in ihrer Familie mache, durch die er erstderen Heiligkeit kennen lerne, denn seine Jugenderinnerungen haben keinen, das Gemüt befruchtenden Strahl in sein ödes Jünglingsleben werfen können. In seinem elterlichen Hause herrsche der Glanz, aber nicht die Liebe und nur durch die Freundschaft ihres Bruders sei seinem verlangenden Herzen erst ein Genüge geworden, aber jetzt, jetzt fühle er sich noch inniger an ihn gefesselt. Er schwieg, aber Pauline ahnte, welche Fülle unbewusster Beziehungen sich zwischen ihr und dem Freunde ihres Bruders entspann, die von Natur und Poesie unterstützt in ihr Herz einzuziehen suchten.

Alles, was dem Leben eine höhere Weihe gibt, führte Max zuerst ihr zu, darum war es so natürlich, dass sie ihn mit allem Erhabenen und Schönen vereinte. Er benutzte das schlechte Wetter, das mehrere Tage währte, um Pauline aus den deutschen und fremden Klassikern vorzulesen; aber er wusste nicht, ob er mehr gab oder empfing. Von dieser Macht, welche eine erhabene-Dichtung auf eine ungeschwächte Seele übt, die immer nur das Schöne gehegt, ohne es in Formen zu kennen, hatte er keine Ahnung gehabt. Bei ihm waren die meisten Empfindungen schon in der Jugend durch die mannigfaltigsten Eindrücke geschwächt worden. Er las jetzt mehr kritisch als genießend, während Pauline alles schöpferisch in sich aufnahm. Zu ihr stiegen noch die Götter, wie einst, herab; sie fühlte sich durch ihre Nähe geheiligt und gehoben, aber sie litt nicht minder mit den erhabenen Personen jener Dichtungen, die ihr eine neue Welt eröffneten. Sie zitterte unter dem Fatum einer griechischen Tragödie; sie seufzte über das Verhängnis, das Leonore von Tasso trennt und beweinte den Wahn, der Romeo von Julie reißt.

Lauschend den hohen Gebilden, die sich vor ihr entfalteten,

war es ihr oft, als würde sie selbst in die Gedichte hineingezogen, hineingezogen in die hohe heilige Poesie des Schönen, die weit weg führt von der kleinen Welt der rauen nackten Wirklichkeit, oder die sie so wunderbar zu verschönern vermag. Empfindungen, wie sie sie nie gekannt, hoben oft mit so heftigen Schlägen ihre Brust, dass sie die Hand beschwichtigend auf das Herz legen musste, um es zu beruhigen.

Ihre Tage, die sonst so farb- und reizlos, so ermüdend und ertötend waren, schienen ihr jetzt zu kurz für alle Genüsse, die ihr aus Natur und Poesie in sinnenbewältigendem Dufte zuströmten. Mit ebenso leuchtenden Augen sah sie zu einem umwölktem wie zu einem heiteren Himmel empor. Bei trübem Wetter rückte ihr kleiner Familienkreis nur noch enger zusammen und Max zählte sich so ganz zu demselben, dass er selbst die Empfehlungsbriefe nicht abgeben wollte, die sein Vater ihm nachgeschickt hatte. Er fand es auch viel angenehmer, von der Stadt bei günstigen, Wetter täglich einen Ausflug zu machen, als eine Woche, wie die Freunde sich vorgenommen hatten, in dem nahen Seebade zu leben.

Das Interesse, das seinen Freund in den engen Kreise bannte, erkannte Adolph bald, aber scharfen Geistes, doch leichten Sinnes, fand er es natürlich, dass Max sich von der frischen belebenden Nähe eines jungen Mädchens angezogen fühlte. Oft schon hatte auch er ähnliche Empfindungen gehabt, die von den Umständen hervorgerufen, mit ihnen wieder sich lösten, doch nie hatte er ihnen eine tiefergreifende Bezeichnung beigelegt, darum fürchtete er weder noch hoffte er, dass sie zwischen seinem Freunde und seiner Schwester sich finden könne. Die tiefe Erregbarkeit Paulinens kannte er nicht, wie er überhaupt ihr ganzes Wesen nicht zu fassen vermochte. Er glaubte, die engen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen waren, hätten ihren Geist nicht zur Entfaltung kommen lassen, während sie ihn nur vor Zersplitterung bewahrten und ihm Ruhe ließen, sich aus stiller Tiefe auszubreiten. Viel Ur-

sprüngliches und Frisches in ihr sprach ihn wohl an, aber er hielt das Wissen und die äußeren Formen, vielleicht weil er sich beide erst mit Mühe erwarben hatte — für so überwiegend, dass, wo sie fehlten, er weder Geist noch rechte Liebenswürdigkeit anerkennen wollte.

Selbstständig im Willen und Urteil, verletzte Pauline auch oft seinen Eigendünkel und er nannte es Eigensinn und Mangel an Verstand, wenn sie ihre Meinung nicht der seinen unterwerfen wollte. Ohne ausgleichende Liebe ihr gegenüberstehend, erschloss und erkannte er auch nicht ihr Inneres. Bald fand sich auch Pauline über ihren Bruder enttäuscht. Was hatte sie nicht alles von ihm erwartet! Freund und Lehrer sollte er ihr sein, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Natur ihn zu dem einen gemacht und sein Wissen ihn zu dem andern gebildet. Ihren Geist sollte er kräftigen, den Zwiespalt beschwichtigen helfen und indem sie zu ihm im Fühlen und Denken ganz offen und wahr sein wollte, hoffte sie für beides durch ihn eine harmonische Lösung zu finden. Und nun hatte er nur immer abweisende negierende Worte für sie. Wäre ihr nicht von anderer Richtung her so viel Entschädigendes geboten worden, hätte sie sich tief darüber betrübt; aber da der Bruder mehr ihr Gefühl für ihn erstickte als erregte, blieb wenigstens ihr Urteil über ihn klar.

Sie bemerkte, dass er auch Max' Neigung nicht im vollen Maße erwidert und fürchtete, er habe sich durch dessen Verhältnisse mehr als durch seine Persönlichkeit gewinnen lassen. Gefühle aber von einem Andern, in welchem Maße auch, annehmen, verpflichte zur gleichen Erwiderung, glaubte sie und dass man immer so viel geben als empfangen müsse. Mit ihrem instinktmäßigen ganzen Erfassen der Menschen und Verhältnisse, erschien ihr eine Geteiltheit schon eine Falschheit; konnte sie solcher ihren Bruder auch nicht zeihen, so teilte sie doch nicht das unbedingte Vertrauen, dass er in allem von sich hegte und wähnend, er begehe gegen

Max, wenn auch absichtslos, ein Unrecht, wendete sie schon deshalb ihre ganze Seele dem Freunde zu.

Adolphs tiefste und mächtigste Empfindung war sicher seine Liebe zur Mutter, welche auch seine Worte wie Orakelsprüche aufnahm und ihre Zukunft durch ihn gesichert glaubte; auch Pauline teilte diese Hoffnung, darum umschwebten sie jetzt nur freundliche Bilder. Alles schien ihr verklärt, denn sie ahnte wohl, was sie Max war, obgleich nur seine Blicke, nicht seine Worte es ihr sagten.

Diese blütenreiche Zeit floss nur zu rasch dahin. Die Ferien waren beendet und die Freunde wollten sie so angenehm vollenden, als sie sie begonnen hatten. Gern war die Mutter bereit, ihnen den letzten Nachmittag zu weihen und man bestimmte ihn zu einem Ausflug nach dem nahegelegenen Seebad. Von dem Weh der nahen Trennung durchzittern fühlte Pauline sich leidend und wollte zu Hause bleiben, aber die Mutter ließ ihr Unwohlsein umso weniger gelten, als auch die Taute zu dieser Partie aufgefordert war.

Still und bleich, weil auch von Kopfschmerzen gequält, war Pauline auf dieser Fahrt; während die Andern sich des schönen Wetters erfreuten und mit Vergnügen jenen Berg hervortreten sahen, den sie nnlängstse1stiegen und an den sich eine Hügelreihe anschloss, die bald ihre Höhe mit Waldungen gekrönt, bald in ihren Senkungen herrliche Landhäuser und malerisch gelegene Orte zeigte — schweifte ihr Blick auf über den Meeresspiegel, der auf der anderen Seite hervorleuchtete. Sie schien alles, was die Höhe ihres Gefühls zum Überfluten bringen konnte, zu vermeiden, besonders aber Max' Auge, das sie suchte. Ernst und gedankenvoll saß sie da und erwachte erst aus ihren Träumen, als sie den lieblichen Badeort erreicht hatten und von der Chaussee ablenkend zwischen Gärten, Wiesen und einer unregelmäßigen Häuserreihe bis zur See fuhren, die ihre Nähe schon durch die feuchte

Frische der Lust verkündigte. Unmittelbar an ihrem Ufer erhebt sich der Badesalon mit seinem am Strande weit sich ausdehnenden Seitenflügel, unter dessen vorstehender Säulenreihe sich Sitze hinziehen, von denen aus man die Aussicht über die See hat. Ihr Rauschen hört man selbst bei dem schönsten und ruhigsten Wetter, aber es klingt zuletzt dem Ohr wie ein melodischer Gesang.

Mit Entzücken sah Pauline, wie das Meer leicht und lieblich seine Boten, Welle an Welle, an's Ufer drängte und wie klar es den Himmel mit seiner Fülle von Farben und fabelhaften Gebilden abspiegelte. Nun schien ihr wieder die ganze Landschaft in Licht getränkt, aber sie scheute sich, heute ihre Empfindungen auszusprechen und durch ihren Kopfschmerz war auch ihr Schweigen gerechtfertigt. Von dem Feuerball der Sonne mit Purpur überhaucht, schienen die Fluten die Strahlen nur einzusaugen um mit ihrer behaglichen Wärme den Menschenleib, der sich ihnen vertraut, umschmeicheln zu können; sie lockten so verführerisch in ihren Schoß, dass Adolph Lust bekam, darin unterzutauchen. Aber den Freund vermochte er dazu nicht zu überreden; Max geizte mit jeder Stunde, in der es ihm noch vergönnt war mit einer Familie zusammen zu sein, die er wie die seine betrachtete.

Man verabredete. während Adolph baden wollte, die nahgelegene Talmühle zu besuchen und ging noch gemeinsam eine kleine Strecke, die auf geebnetem Wege dahin führt. Einzelne Häuschen, die am Anfange in dichter Reihe stehen, ziehen sich bald in wohltuender Unregelmäßigkeit zwischen Gärten und Wiesen dahin, während das Ufer hier von einer Weidenplantage verdeckt ist, hinter welcher das Männerbad liegt.

Pauline wünschte den Pfad am Strande zu verfolgen, denn es liegt in dem monotonen und doch beredten Rauschen der Wellen ein Zauber, dem man sich nicht zu entziehen vermag — aber der Sand machte den Weg unbequem und die Mutter wählte

deshalb einen andern, der neben üppigen Wiesen, die einen süßen betäubenden Geruch ausstreuten, am sanften Gebirgsabhang dahin führt.

In so lichtvoller Umgebung konnte Pauline ihre trübe Stimmung nicht festhalten, noch war Max ja da, der ihr das Leben so verklärt gezeigt, — und dennoch mied sie ihn; er aber richtete seine blauen Augen mit solcher Glut und sanften Zärtlichkeit auf sie, dass sie dunkel fühlte, sie stehe vor einem Wendepunkte ihres Lebens und die Trennung, die sie fürchtete, könne erst recht zu einer wahren Vereinigung führen. Aber sie fühlte sich doch erleichtert, als er der Mutter und nicht ihr den Arm bot und gern blieb sie zurück, um ihren Schwestern Blumen pflücken zu helfen, die hier oft in glänzender Pracht, wie fremde glühende Treibhauspflanzen, aus moorigen, Grunde sich erheben, oder ihre zarten Köpfchen schüchtern zwischen Gras und Moos hervorstrecken. Selbst auf dem dürren Sandbaden erblüht noch jene liebliche weiße Sternblume, die durch ihren zarten Bau und ihre feinen, gleich dem venezianischen Glas gestreiften Blättchen an Anmut das Schneeglöckchen übertrifft. Die kleinen Hände der Schwesterchen konnten kaum die vielen Blumen fassen, die sie der Mutter und Max, der sie vielfach verwöhnt und erfreut halte, schenkten. Er benutzte ihre Gaben, um Frau Leves und ihre Schwester voran gehen zu lassen und selbst ein wenig zurückzubleiben und obgleich er nicht wusste, wohin mit der Überfülle der Blumen, bat er doch noch Pauline um das Sträußchen, das sie eben sinnig gebunden hatte. Sie zögerte, es ihm zu geben.

„Pauline!“ flehte er leise mit bewegter Stimme, „wenn Sie mir schon diese kleine Gabe versagen, wie darf ich dann wagen, um das Höchste zu ringen, was Sie vergeben können.“

Sie errötete und zitterte. „Aber,“ sagte sie fast flüsternd, „ich habe diese Blumen nicht gepflückt.“

„Dank, o Dank!“ rief er. „Sie gewähren auch im Versagen.

Wie reich müssen Sie erst im Geben beglücken können!“ Von seinem Gefühl bewältigt, hatte er ihre Hand ergriffen, darüber waren ihr die Blumen entgleitet: die Kleinen sahen es und eilten herbei, indem sie sich zwischen sie drängten. Fühlte Pauline sich dadurch erleichtert oder gestört? sie wusste es nicht, aber alles in ihr erzitterte. Sie beugte sich fast unter der Fülle des Glückes und kämpfte nicht mehr gegen die Macht der Liebe. Sie unterwarf sich ihr, wie einer Gottheit, die sie geahnt und der sie in ihrem Herzen längst einen Altar errichtet hatte; nun ihr Geschick die Flamme darauf entzündete, nährte sie dieselbe, ohne zu wissen, ob sie alles in ihr reifen oder verzehren werde.

Träumerisch senkte sie das Haupt und erst der Zuruf der Kleinen führte sie in die Gegenwart zurück. Sie sah die Mutter in ein dunkles Gebüsch einbiegen und die Tante mit den Kindern folgen. Wartend stand Max auf einem schmalen Steg, der über einen Bach führte und streckte ihr stützend die Hand entgegen, indem er sie fragend ansah. Sie legte die ihrige mit Zuversicht hinein und ließ es still gewähren, dass er sie an seine Lippen zog.

Schweigend gingen sie durch Waldesdunkel einige Schritte dem Bach entlang und standen plötzlich vor einem riesigen Mühlrad, das er trieb. Eine gegenüberliegende Anhöhe verengt hier das Tal so sehr, dass sie fast nur Raum für die laute rastlose Tätigkeit des Rades gewährte, dessen Nähe Pauline betäubte und verwirrte. Enger zog sie Maxi Arm an sich und ihn selbst hinweg, als könne ihm hier eine Gefahr drohen. Diese zärtliche Besorgnis flößte ihm so viele Zuversicht zu ihrer Liebe ein, dass es ihm möglich war, ein Geständnis zu unterdrücken, für das er ein ungestörtes Alleinsein erwünschte. Mit beredtem Schweigen führte er Pauline über eine Felsentreppe zur Mühle, die zwischen Getreidefeldern sich erhebt. Von der Höhe, auf der sie liegt, kann der Blick über die weite Meeresfläche schweifen, die Dünen von der Halbinsel Hela, ihr Leuchtturm, alles zeichnet sich scharf

gegen die Blaue des Himmels und die See ab und selbst die sehr entfernten Höhen gegenüber auf der Südseite des Hafens treten nebelduftig hervor.

So lichtvoll bis in die Ewigkeit hinein, so den Himmel abspiegelnd und bei aller Ruhe von innerer Bewegung geschwellt wie das Meer, erschien, als sie es betrachtete, Paulinen ihre Liebe zu Max, ans dessen gewinnenden Eigenschaften sie ein Piedestal machte, auf das sie ihn wie ein Ideal erhob. Alles an ihm war wohl geeignet, sie zu blenden. Mit siebzehn Jahren glaubt man noch die verführerischen Verheißungen einer äußeren Erscheinung im vollen Einklang mit der Reinheit des Herzens und dem Adel der Gesinnung. Eine erhabene Seele schmückt mit der Glut der eignen Empfindung den Geliebten und verleiht ihm aus der eignen Fülle alle Herrlichkeiten.

Wie Max sich hatte zu ihr neigen und ihr eine Liebe weihen können, welche die Ausgezeichnetste ihres Geschlechtes beglückten müsste, das konnte Pauline nicht begreifen, aber in der Stärke und Fülle ihrer eignen Liebe sah sie eine Ausgleichung für alles und wäre der Kontrast auch so groß, wie hier, zwischen reich und arm, glänzend und unscheinbar, gelehrt und unwissend.

Vergebens suchte Max ein Alleinsein mit ihr. Adolph kam bald darauf mit den zwei Studenten, betten sie neulich auch begegnet waren, zu ihnen und die Unterhaltung wurde so allgemein, dass die Liebenden nur durch Blicke und einzelne Worte ihr Einverständnis befestigen konnten. Auf der Rückfahrt gelang es Max, neben Pauline zu sitzen und ihr manches Liebeswort zuzuflüstern das sie mit seligen, Lächeln erwiderte. Von der Dunkelheit begünstigt, zog er sie, als er ihr vom Wagen half, an sein Herz und drückte einen bedeutungsvollen Kuss auf ihre Lippen.

Selig und verwirrt über diese Weihe ihres Bundes, wagte Pauline nicht, der Mutter zu widersprechen, die unerbittlich darauf

bestand, dass alle zur Ruhe gehen sollten, damit die jungen Leute morgen die Reisestunde nicht versäumten.

In beseligenden Erinnerungen und Hoffnungen durchmachte sie die Nacht, welche ihren Gedanken die schönsten, leuchtenden Sterne gab und als der Morgen sie aus ihren wachen Träumen erweckte, hielt sie noch eine Weile die Augen geschlossen, weil ein wunderbares Gestirn über ihrem Haupt aufgegangen war, in das sie sich scheute zu schauen, wie in die volle Sonne, die das Auge blendet. Endlich erhob sie sich und unbemerkt von der Mutter schlich sie aus dem Zimmer. Die Freunde waren schon reisefertig. Max sprach, zwar von Adolphs Gegenwart gehemmt, doch ihr verständlich genug, seine glühenden und so viel verheißenden Abschiedsworte aus. Pauline weinte still und widerstand nicht, als er sie bei einem kurzen Alleinsein nochmals umarmte. Endlich kam die Mutter, die sich verspätet hatte und nun selbst zur Abreise drängte. Die Trennung von ihrem Sohne fiel ihr so schwer, dass sie die Erregung der Tochter nicht beachtete und es selbst überhörte, dass Max sie Mutter nannte, aber wie ihren Sohn umarmte sie ihn zum Abschied und gleich Paulinen lehnte sie sich weit über den Beischlag, um den jungen Leuten nachzuschauen, welche noch von der entfernten Straßenecke ihnen ein Lebewohl zuwinkten.

Neuntes Kapitel.

Das Weh der Trennung durchzitterte Paulinens Herz; sie setzte sich erschöpft unter ihren Kastanienbaum und wollte so gern ihren Schmerz durch die Erinnerung an glückliche Augenblicke beschwichtigen, aber die Mutter drängte zur Arbeit.

„Es ist so viel versäumt worden!“ seufzte sie, „und so einfach meine Bewirtung den jungen Leuten auch erschienen sein mag, mich hat sie mehr Opfer gekostet als sie ahnen. Nun muss ich durch vermehrten Fleiß das Versäumte zu ersetzen suchen. Und Du, Pauline, nimm Dich auch zusammen, bringe die Stube oben in Ordnung und während Marie Vormittag wäscht, wirst du das Mittagessen bereiten.“

„Aber liebe Mutter,“ erwiderte Pauline schüchtern, indem sie ihr in die Stube folgte; „ich möchte noch so gern mit Dir sprechen, Dich fragen! . . . . .“

„Ich bitte Dich,“ sagte die Mutter gereizt, „lass heute nur Dein Fragen und Dein Bedenken und statt zu sprechen und zu träumen arbeite lieber. Ich habe nicht Zeit für Kindereien In einigen Tagen kommt der Kaufmann nach den bestellten Waren und ich bin noch immer nicht fertig!“

Pauline unterdrückte die Tränen, die ihr in die Augen traten und gehorchte, aber sie suchte selbst später vergebens der Mutter ihr süßes Geheimnis zu entdecken. Von ihr zurückgewiesen, musste sie ihr Glück tief im Herzen verschließen, doch beseligt davon

konnte sie selbst ruhig ihre Trennung von Max ertragen; nicht allein in ihr, sondern auch um sie erschien ihr alles verändert. Ihr Leben, worin sie sonst nur Kampf und Widerspruch gesehen, genügte ihr nun vollkommen. Die Liebe brachte sie in Harmonie mit Vergangenheit und Zukunft, denn die Gegenwart hatte sich wie ein leuchtender Stern auf sie gesenkt, der alles mit seinem Glanz verschönte.

Sie ahnte nicht, dass auch eine so erhabene Empfindung vergänglich, ein so reines Glück wandelbar sei. Noch glaubte sie, dass unseren Gefühlen und Gedanken gemäß sich auch das äußere Leben zu bilden vermag und dass erhöhte Empfindungen die Schwungkraft verleihen, über die Richtigkeit und den Widerspruch des gewöhnlichen Lebens hinweg zu setzen. Hoffend und vertrauend sehnte sie sich nach einem neuen Beleg ihres Glückes. Endlich kam ein Brief von Max. Es war ein Einschluss in dem Briefe des Bruders an die Mutter, die ihn ihr schweigend gab. Sie zitterte als sie ihn nahm und als sie ihn mit Herzpochen und Tränen gelesen, hatte sie nichts behalten als die Worte: meine Pauline! welche allein den ersten Tag in ihrer Seele nachhallten. Am anderen Morgen vermochte sie schon mehr zu lesen. Es war ein exaltierter schwärmerischer Brief, in dem Max mit gleicher Wärme von seiner Freundschaft für Adolph und von der Liebe zu ihr sprach; manches Verworrene und Unklare mochte auch darin sein, doch wann hätte ein junges Mädchen es je in dem ersten Briefe eines Geliebten erkannt?

Nachmittag, als die Mutter mit der Tante bei der Arbeit waren und die kleinen Schwestern auf dem Beischlag spielten, schlich sie sich von ihnen weg nach dem Saal, wo noch der Tisch mit dem Schreibzeug stand, dessen sich die Freunde bedient hatten. Mit pochendem Herzen griff sie nach einem leeren Bogen und schrieb aus der ganzen Fülle ihrer Seele. Ihre Wangen glühten und Gedanken und Ausdrücke, wie sie sie nie gekannt, entströmten

ihrer Feder. Sie wusste selbst nicht, welcher Genius sie beseelte und sie Worte finden ließ, die so klar wie tief ihr reiches Innere enthüllten. Selten wohl war ein Brief so ursprünglich als dieser, der bei aller Lebens- und Liebesfülle schon die Weihe eines höheren Geistes zeigte.

Unglücklicher Weise wurde sie von der jüngeren Schwester abgerufen, um statt der alten Marie den Kaffee zu kochen. Sie ließ ihren Brief offen liegen und die Tante, die etwas aus der Stube holen musste, las ihn mit dem Recht, welches sie aus ihrer Verwandtschaft herleitete. Pauline erschrak als sie zurückkehrend es sah. Die Tante, welche ihr Verhältnis zu Max geahnt hatte, glaubte sich berechtigt ihr darin einen Rat zu erteilen. Nicht wissend was sie aus dem Briefe machen sollte, der ihr so konfus vorkam, dass sie ihn nicht einmal als einen solchen wollte gelten lassen, machte sie ihn lächerlich und bewies, dass Max keine Freude daran finden werde, weil Pauline mehr von sich als von ihm darin spreche. Das musste sie zugeben und mit Tränen in den Augen zerriss sie ihn, obgleich sie es dabei wie einen Riss in ihrem eignen Herzen empfand. Nach den Regeln der Tante schrieb sie einen anderen Brief.

Der erste Rat, den sie im Leben annahm, vernichtete sie zwar nicht in ihrer individuellen Richtung, aber er zwang sie, sie zu verbergen. Die Mittelmäßigkeit mit ihrer Klugheit hat schon mehr unterdrückt und vernichtet, als man anerkennen und zugeben will.

Über sich getäuscht, wagte Pauline nicht mehr in ihren Briefen sich ihrer ursprünglichen Empfindung zu überlassen; sie musste wie früher, sie wieder in sich zurückdrängen und darum konnte das Schreiben ihr keinen Ersatz, keinen erlösenden, erhebenden und beschwichtigenden Ausfluss gewähren. Möglich, dass selbst ihr Geschick eine glücklichere Wendung genommen, hätte ihr so reiches Sein sich in ihren Briefen ausgesprochen; so ahnte Max es mehr, als er es erkannte und sie blieb deshalb ohne Einfluss auf seinen

Charakter, dem es nicht an glänzenden Eigenschaften, aber an jeder moralischen Kraft gebrach. Nur zu sehr war er geneigt, Schwärmerei mit Begeisterung zu verwechseln, gute Vorsätze mit edlen Taten, Schwäche mit Güte und Trotz gegen Verhältnisse mit der Kraft sie zu überwinden. Pauline aber sah ihn noch lange durch das farbenreiche Prisma ihrer Liebe, das aus ihr selbst hervorleuchtete.

Der Irrtum der Jugend entspringt oft aus ihrem schönsten Vorzug, aus dem ungeschwächten Vertrauen zu allem Großen. In Max wähnte Pauline es vereint. Seine schwärmerische Freundschaft für den Bruder schien ihr die Tiefe und Hingebung seiner Seele zu enthüllen und nichts ließ sie ahnen, dass nur seine Schwäche und Haltlosigkeit bei diesem Schutz suchte. Zur Erreichung des höchsten Zieles glaubte sie ihn fähig, weil ihre Träume ein solches aufstellten. Aber diese Träume verloren bald ihre schöpferische und verschönernde Kraft, weil sie erblassen mussten vor einer Wirklichkeit, die nach und nach, als Max Briefe seltener und wechselnder wurden, wieder öde und farblos wie früher war. Jene sonnendurchleuchteten poesievollen Tage schienen die einzigen hellen in Paulinens Leben bleiben zu wollen. Früher konnte sie es noch mit schönen Hoffnungen erfüllen, aber jetzt hatte sie nicht mehr den Mut sich ihnen hinzugeben und nicht einmal den Trost, ihr Leid in das Herz der Mutter zu ergießen.

Frau Leves war selbst vielfach von Sorgen gedrückt. Während der Anwesenheit ihres Sohnes und auch nachher hatte sie mit umso größerer Hingebung gearbeitet, als sie glaubte, der Blick in die Ferne könne ihr schon das Ziel ihrer Anstrengung enthüllen, aber leider wurde sie selbst nicht mehr von den Erfolgen begünstigt, welche sie in den letzten Jahren gehabt hatte. Jene bestellte Ware war nicht zur Zufriedenheit des Empfängers ausgefallen. Hatte er willkürlich deren Preis verkleinert, oder war dieser wirklich niederer als sie gedacht hatte? Sie wusste es nicht, aber leider nur

zu gut, dass sie vergebens gearbeitet, ja selbst noch einen kleinen baren Verlust dabei hatte.

In so traurigen Verhältnissen konnte sie nichts tun, als ihren Fleiß vergrößern und ihre einfachen Bedürfnisse noch beschränken. Nun war an kein Vergnügen mehr zu denken und wäre die Heiligkeit des Sabbaths von ihr nicht so hoch gehalten worden, sie hätte sich keine Ruhestunde mehr gegönnt.

Nur einmal hätte Pauline frei aufatmen mögen am Meeresstrande, oder auf jenen Bergen, die sie mit Max besucht hatte, aber eine Spazierfahrt war unter den gegebenen Umständen ein Ereignis, auf das sie nicht hoffen konnte. Ihr war nichts geblieben als der Kastanienbaum, dessen Blätter welk und abgelöst von ihrem nährenden Stamm ihr, wie zur Erinnerung an dahin geschwundene Freuden, in den Schoß fielen. Wenn die Winde heftig brausten und das Wetter wechselnd war, dann wurde sie noch ernster, als sonst. So erhöhte jetzt die Natur ihre trübe Stimmung und ein wolkenschwerer düsterer Himmel verfinsterte und beengte ihren äußeren Horizont, wie es ihr innerer war.

Wie früher ihr Geist sie gezwungen hatte, nach der Erkenntnis Gottes und der Wahrheit zu streben, so zwang sie jetzt ihr erregtes Herz in dessen Tiefe sich zu versenken. Ihre Lebenskraft sträubte sich vor der bodenlosen Traurigkeit, die sie darin fand. Das Leben flutete noch so reich in ihr, dass sie es nicht durch Resignation beschwichtigen konnte Es lagen noch so viele Kräfte unerschlossen, die unbewusst nach Gestaltung und Erlösung rangen, dass kein Streben nach Frieden sich heraus-zubilden vermochte.

Auf das einfachste Leben war sie dabei angewiesen, das sich buchstäblich in dem engsten Raum abspinnen musste. Der Winter drängte die Familie in die eine Stube, die nur geheizt wurde, zusammen und vereinigte sie auch an demselben Tisch, auf den allein durch das einzige Fenster das volle Licht fiel. O, wie oft hatte sich Pauline den kleinsten Raum, das dunkelste Kämmerchen

als ihr eigen gewünscht, um sich dahin flüchten zu können mit ihrem Schmerz, ungesehen und unbeachtet. Jetzt aber musste sie, wenn sie nicht in der Küche beschäftigt war, der Mutter gegenüber sitzen und wie sehr fürchtete sie ihren forschenden Blick! Verbergen wollte sie nichts, aber sie glaubte, die Mutter könne auch die Verwirrung ihres Herzens, die Bitterkeit ihrer Gedanken und den Unfrieden ihrer Seele sehen. Die Mutter bemerkte nichts als die Emsigkeit, mit der sie stickte.

Den beschwichtigenden Trost, den die Arbeit zu geben vermag, welcher oft den Tagen Vergessenheit und den Nächten Schlaf bringt, vermochte das arme Mädchen nicht zu empfinden, denn nur die selbstgewählte Arbeit, nur diejenige, welche uns wahrhaft beschäftigt, vermag ihn zu gewähren. Immer aber musste sie die farb- und duftlosen Blumen zu gleichmäßigen Streifen zusammen sticken, was sie natürlich nur mechanisch tat, während sie ihre Leiden sich innerlich zersetzte und ihre Einbildungskraft sich derselben, wie eines neuen Stoffes, bemächtigte.

So führten sie alle ihre Eigenschaften nur zu Leiden und zur Entmutigung, sie stählten mehr ihren Geist als sie ihn erweiterten; aber seiner Macht sich nicht bewusst, konnte sie damit ihren Schmerz nicht bekämpfen. Wann hätte er auch in einem Alter gesiegt, in dem die Seele noch erhoben, das Herz noch erregt von den ersten schönen Träumen der Jugend ist?

Pauline hatte aus diesen lachenden Träumen das Licht ihres Lebens gesogen; die Liebe, die ihr blendend darin entgegengetreten, hatte ihr gezeigt, dass sie bis in die Wirklichkeit hineinzuragen vermögen. Wie bald wurde ihr Freudenhimmel verdüstert, wie kurz war ihr Glück, das sie so ganz zu erfassen vermochte. Nun musste sie wohl die Überzeugung gewinnen, dass Max sie nicht mit läuternder Kraft, nicht mit wahrer Hingebung liebe. Ihr Kummer darüber grenzte oft an Verzweiflung und erzeugte eine Bitterkeit, die sie in ihrem Gerechtigkeitssinn nicht gegen andere,

aber gegen sich richtete. So organisiert konnte sie nur neue Wunden erhalten, die alten nicht sich schließen lassen.

Keine Freundin hatte sie, zu der sie gehen, zu der sie sich offen aussprechen konnte; die Tante, ihrer ganzen Richtung fremd, vermochte nicht ihr eine solche zu werden. Nur ihre kleinen Schwestern konnte sie zwischen sich und ihre Träume stellen, aber sie waren nur selten um sie. Sie besuchten eine Schule, weniger um ausgebildet als um regelmäßig beschäftigt zu werden und vor allem um in dem engen häuslichen Raum nicht zu stören.

Den ganzen Winter saß sie der Mutter still und emsig gegenüber, Was sie dabei durch ihre mühsame rastlose Tätigkeit gewann, reichte kaum hin, das Holz zur Heizung der Stube anzuschaffen. Die Klagen der Mutter, deren Sorgen der strenge Winter noch vermehrten, drückten sie umso schärfer, je mehr sie fühlte, dass sie die innere Teilnahme dafür nicht finden konnte. Die kleinlichen Sorgen des Lebens, die oft so tief beugen, die immer wiederkehrenden Einzelheiten der bedrängten Existenz, die täglich aufs. Neue in Frage gestellt wird, machten sie nicht haltlos. Sie hatte dazu immer noch einen größeren Schmerz, der seine eigene Atmosphäre bildete und wenn auch nicht der gewöhnlichen Sorge entrückt, doch über sie erhebt.

Das Gefühlsleiden ihrer Tochter erschien Frau Leves, als sie es erkannte, wie ein Luxusschmerz, der sie mehr verletzte als betrübte. Nur Egoismus und Torheit fand sie darin und sprach es oft scharf und hart ans, vielleicht auch weil sie glaubte, dass Pauline, von einer Empfindung ganz beherrscht, ihr das nicht war, was sie ihr hätte sein können. Im Kampfe mit dem Leben und um dessen äußere Bedürfnisse hatte sie den Zweck des ihren gefunden, nun begriff sie nicht, wie man durch Träume und Gedanken, durch Gefühle und abweisbare Schmerzen es sich erschweren könne. Die Milde und das Mitleid, die sonst ihr eigen, konnte sie für ihre Tochter nicht finden und was beide vereinen sollte, trennte sie noch mehr.

An bitteren Bemerkungen ließ sie es nicht fehlen, aber dennoch verhinderte sie es, dass Pauline in einem freien Erguss ihrer Empfindung Erleichterung finde. Wie eine Kranke behandelte sie sie oft, aber noch öfter wie eine Thorin, deren Wahn man keine Nahrung geben muss und endlich brachte sie es dahin, dass Pauline sich selbst als eine solche erschien und gleich der Mutter glaubte: dass sie jene sittliche Entartung und Schwäche willkürlich nähre, die statt die Wirklichkeit zu erfassen, sich mit eingebildeten Schmerzen plagt. Mit aller Seelenkraft suchte sie ihre Teilnahme und Aufmerksamkeit von sich ab und auf die Mutter zu lenken, die sie zu ihrem Entsetzen in dem realen Kampf mit der Wirklichkeit fast erliegen sah.

Seitdem Tode des Mannes war nie das Geschäft so schlecht gewesen als in diesem Winter; der karge Gewinn, den es gewährte, deckte kaum die einfachsten Ausgaben und selbst die unbedeutendsten setzten Frau Leves in neue Angst und Verlegenheit. Ihr Vater konnte ihr nur hin und wieder mit einem kleinen Anlehn aushelfen und doch wollte sie einen gewissen Schein der Wohlhabenheit, der ihre Armut deckte, nicht aufgeben. Der Druck der Verhältnisse hatte in ihr jenes starke Selbstgefühl gereift, das namentlich den Andern gegenüber sich jenen Schein der Ehre sichern zu müssen glaubt, der Mangel und Entbehrung so künstlich zu verhüllen weiß. Niemandem entdeckte sie ihre Lage, weil sie immer einen neuen Gewinn von jeder Arbeit hoffte.

Diese Anstrengungen und ihre kärglichen Erfolge sah Pauline zum ersten Mal mit einem tiefen Blick. Sie stand vor einem neuen Problem. Der entsetzliche Riss, der durch die ganze soziale Einrichtung geht, schien ihr der Rand eines Abgrundes, in den die Armut immer aufs Neue gedrängt wird. Und die Arbeit konnte nicht einmal eine sichere Brücke darüber werfen! O, warum, warum? fragte sie wieder; aber diese Frage richtete sie nicht wie einst bei Glaubensdingen an eine unsichtbare Welt, sie hätte sie in

die wirkliche hinausschreien mögen, dass sie hineindringe bis in die Versammlungen der Gesetzgeber, bis zu den Thronen der Herrscher.

Eines Tages, als wieder der erregende tiefe Sinn dieser Frage beängstigend und erstickend in ihr heißes Herz drang, fühlte sie sich von einem namenlosen Weh, gemischt mit einer dumpfen Erbitterung, ergriffen. Nicht ohne Tränen konnte sie auf die Mutter blicken, die noch im Zwielicht über ihre Bernsteinstückchen gebückt saß, um die Kerze zu sparen und die selten nur ihr sorgenschweres Haupt erhob.

Bei der einbrechenden Dämmerung und Paulinens Stimmung schien es ihr, als ob die Wände der kahlen Stube sich immer mehr und mehr verengtem Sie konnte es darin kaum aushalten und da ihre feine Arbeit, zu der sie des vollen Lichtes bedurfte, ruhen musste, benutzte sie die Zeit um hinauf zu gehen in den Saal, in dem sie freier atmen, vielleicht auch selig traurigen Erinnerungen nachhängen wollte.

Als sie, die dunkle Wendeltreppe hinaufkommend, die Tür des Saales öffnete, blendete sie ein heller Lichtstrahl. Ist es der Mond, der seinen verklärenden Schein hineinwirft? dachte sie, indem sie an das Fenster trat. Nein, der Himmel war schwer und dunkel, aber durch die entlaubten Äste des Kastanienbaumes warf das hellerleuchtete Zimmer des gegenüberliegenden Hauses einen Reflex in das ihre. Eine reiche Patrizierfamilie wohnte darin, von der Pauline trotz der nahen Nachbarschaft nur wusste, dass sie den Sommer auf ihrem Landhaus zubrachte. Heute konnte ihr scharfes Auge den kleinen Kreis, den sie bildete, genau übersehen.

Hinter einem reich besetzten Teetisch, auf dem zwei Lampen standen, bemerkte sie auf einem Divan eine ältere Dame, welche die Hände leicht in den Schoß gesellten auf das Spiel eines jungen Mädchens zu lauschen schien, das vor einem Flügel saß. Die Kerzen auf demselben beleuchteten scharf ein reizendes, fast noch kindliches Gesicht, aus dem das Glück und der Frohsinn strahlten,

aber man konnte nicht unterscheiden, hielt der Gesang oder ein heiteres Lächeln den rosigen Mund halb geöffnet. Bald beendete das junge Mädchen sein Spiel, es sprang auf, eilte zur Mutter und kniete mit komischer Gebärde zu ihren Füßen. Es schien um etwas zu bitten. Die Dame schüttelte anfänglich bedächtig das Haupt, aber allmählich neigte sie es zu ihrem Kind und küsste es. Wie in dankbarer Hingebung schmiegte sich die Tochter einen Augenblick an die Mutter, dann sprang sie auf und tanzte wie ein mutwilliges Kind in der Stube herum; erst als ein alter Herr hereintrat, setzte sie sich still und sittig an den Teetisch und füllte mit zierlicher Anmut die Tassen, welche ein Diener herumreichte.

An dem Bilde dieser glücklichen Häuslichkeit blieb Paulinens Blick mit stillem Behagen haften. Ihr ahnte, welch ein voller Akkord sich aus dem schönen Dreiklang von Liebe, Kunst und Reichtum zu bilden vermag, denn ihr war es als schaue sie in eine schöne Dichtung hinein, die mit ihrem Zauber uns umspinnend das Nachdenken aushebt. Aber bald erwachte es wieder, als sie sah, wie der Diener der Dame ein Polster reichte, das sie sich zur größeren Bequemlichkeit hinter den Rücken schob. Mit herzzerreißendem Weh dachte sie daran, dass ihre arme Mutter nicht einmal einen bequemen Sitz bei ihrer angestrengten Arbeit hatte. dass sie alles entbehren, schaffen und dulden musste. Es zog sie mit einer Sehnsucht zu ihr zurück, als hätte sie sie wochenlang nicht gesehen, doch ehe sie ging, blickte sie noch einmal und dieses Mal mit wehmutsvoller Bitterkeit hinüber. Das Schöne zeigte sich ihr immer als ein Fata morgana.

Bei dem Scheine eines spärlichen Talglichtes saß die Mutter schon wieder bei der Arbeit, auch sie griff nach der ihren, aber sie achtete nicht auf das Geplauder der kleinen Geschwister, das die Mutter von ihren trüben Gedanken abzog. Wild jagten sich die Ihren durch einander selbst bei der Bereitung des kärglichen Abendessens und als alle sich zur Ruhe begeben hatten, konnte sie die-

selbe nicht finden. Ihr graute vor der herben Notwendigkeit, dass selbst Frauen um des Lebens willen arbeiten und erst das mit höchster Anstrengung erwerben müssen, was alle wie Luft und Licht eigentlich mühelos besitzen sollten. Sie dachte heute nicht einmal an Max, nicht an ihre zurückgewiesene Liebe, die ihre Glut, statt wie früher zum Himmel zu schicken, jetzt verzehrend nach innen kehrte. Nur an die Mutter dachte sie. und an ihre traurige Lage und gerne hätte sie — die mehr als Güter des Glückes jene stets ersehnt hatte, die darüber erheben — heute alles was sie je erhoffte, für eine Summe hingegeben, welche die Mutter von der Sorge befreien könnte.

Als Gegensatz zur Armut erschien ihr der Reichtum jetzt so wünschenswert, wie einst das Christentum im Vergleich zu dem Judentum und wie sie irrtümlich geglaubt, dass das erstere von jeder Forderung, die dem Verstand widerspricht, befreie, so wähnte sie jetzt, dass der Reichtum von jeder Demütigung und von der Verlängerung der Wahrheit, zu der oft die Armut verdammt ist, erlöse; ja, sie hielt ihn sogar für die Pforte zur Freiheit; mit ihm glaubte sie, könne man die Welt sich öffnen, könne man das Schöne und die Wahrheit finden, denn irgendwo müssten sie doch sein, weil die Sehnsucht danach schon ein Bürge dafür ist.

Mitten in diesen, teils noch unklaren Ideen, tauchte das glühende Verlangen auf, der Mutter tatsächlich zu helfen, denn sie glaubte die Erlösung durch den Bruder nicht so nahe als die Mutter. Was konnte sie tun? Vermehrte Anstrengung bei der Arbeit würde doch nur zu kärglichen Erfolgen führen. Da erinnerte sie sich, von einem jungen Mädchen gehört zu haben, das in der Residenz eine Stelle gefunden, von deren Ertrag es ihre Eltern unterstütze. So wollte auch sie in die Fremde ziehen. Die Mutter konnte sie entbehren, denn wenn sie selbst noch hin und wieder vielleicht eine Reise machen musste, fanden die kleinen Schwestern bei ihrer alten Marie und ihrer Wirtin Schutz.

Frau Bernhard, die ihr Zimmer nicht mehr verlassen konnte, hatte ihnen ihr altes Wohlwollen bewahrt, obgleich Frau Leves die Miete jetzt nicht immer pünktlich, wenn auch redlich zahlte.

Wodurch konnte Pauline in einem fremden Hause nützen? Vielleicht bei Kindern? Was konnte sie ihnen sein? Jetzt, wo man sie, nachdem sie kaum sprechen können, schon fremde Sprachen lehrt, will Niemand, dass sie die des eignen Herzens verstehen. Zum Unterrichten fehlten ihr alle Kenntnisse und zum eigentlichen Erziehen hatte sie nichts als ihre ursprüngliche Tiefe, ihre strenge Wahrheitstreue an der sie vielleicht unter dem unbarmherzigen Gang des gewöhnlichen Lebens früher oder später untergehen musste. Das fühlte sie dunkel; aber was beginnen? Ihr selbstständiger Sinn, vielleicht auch ihr Stolz, sträubten sich in gewöhnliche Dienstverhältnisse zu treten und was konnte sie in einer solchen Stellung ersparen? Sie hoffte, der Bruder werde einen Ausweg finden und beschloss, sich deshalb an ihn zu wenden.

Am andern Nachmittag, als die Mutter in Geschäfts-angelegenheiten ausgegangen war, benutzte Pauline ihr ungestörtes Alleinsein um an den Bruder zu schreiben. Sie bat ihn um seinen Rat und seine tätige Mitwirkung bei der Ausführung ihres Plans, aber der Mutter wollte sie keinen Vorsatz, sondern eine Tatsache mitteilen.

Sie saß noch im Nachdenken über den Inhalt ihres Schreibens, als ein Mann hereintrat, der mit stürmischer Heftigkeit die Bezahlung von vier Thalern für eine Steuer forderte. Pauline tief erschreckt, bat ihn wieder zu kommen, aber er wollte sich dazu nicht verstehen, denn er behauptete, dass er schon zweimal den Weg vergebens gemacht und obgleich ihn Frau Leves, wie sie musste, dafür bezahlt, habe sie doch nicht, wie sie versprochen, das schuldige Geld bei der Kasse eingereicht. Nun sei der letzte Termin verflossen und wenn kein Geld im Hause sei, fügte er brutal hinzu, müsse er die Schuld mit Sachen decken. Dabei musterte

er mit beträchtlichem Lächeln die Möbel, die ihm dazu nicht einmal ausreichend schienen, bis er endlich einen Spiegel erblickte, vor den er sich prüfend stellte. Schon wollte er ihn, trotz Paulinens Einspruch, von der Wand loslösen, als die Mutter hereintrat.

Augenblicklich erkennend, um was es sich handelte, stürzte sie auf den Exekutor zu. Mit solcher Energie schob sie ihn von dem Gegenstand weg, als gelte es ihre eignen Kinder zu verteidigen, denn außer diesen und ihrer Religion war ihr nichts so heilig als ihre Ehre. Nein, die Schande hätte sie nicht ertragen, wenn man einen Exekutor, so erkennbar durch sein blechernes Schild am Rock, mit einem bemerkbaren Gegenstand aus ihrer Wohnung hätte kommen sehen!

Statt jeder Verständigung, die hier unmöglich schien, hob sie die zitternde Hand gegen ihn drohend empor, während der erbitterte Mann sie weg zu drängen suchte. Wer weiß, zu welcher entsetzlichen Szene es noch gekommen wäre, hätte Pauline sich nicht zwischen beide gestürzt. Mit Tränen bat sie die Mutter um Selbstbeherrschung und den Mann nur um ein wenig Geduld; sie wollte zu dem Großvater gehen und das Geld holen. Die Mutter, die erschöpft auf einen Sessel hingesunken war, nickte ihr schweigend ihre Genehmigung zu und auch der Mann wollte sich verstehen, noch ein wenig zu warten. Pauline hüllte sich rasch in ein Tuch und eilte davon. Mit beflügelten Schritten lief sie mehr als sie ging zu dem Großvater, aber immerfort sagte sie halblaut vor sich hin: Ist es möglich, dass ein Mensch dem andern im Namen des Gesetzes wehe tun kann, nur weil er arm ist? Nein, das ist etwas Entsetzliches, das ist eine Barbarei!

Sie fand den Großvater gleich bereit die vier Thaler herzugeben, aber als sie auf den Exekutor schalt, verteidigte er ihn. Sie konnte das nicht begreifen und meinte, kein ehrlicher Mensch müsse eine Stellung einnehmen, die ihn zwinge, das harte Geschick der Armen zu erschweren. Zum ersten Mal empfand sie eine wirk-

liche Verachtung für jemandem und als die Mutter ihrem gepressten Herzen durch Schmähungen gegen den harten Mann Luft machte, stimmte sie von ganzer Seele ein.

Bei dieser trüben Veranlassung wurde manches schärfer als sonst besprochen und Pauline gestand der Mutter ihren Entschluss. Sie missbilligte ihn. Die Idee sich von einer Tochter zu trennen, ohne sie in das Haus eines Mannes als seine Gattin zu führen, war ihr ebenso neu als schmerzlich. Sie wähnte, die Leute würden dann glauben, sie verstoße ihr Kind und weil es in ihrer Umgebung nicht der Brauch war, dass sich Mädchen eine selbstständige Existenz suchten, wäre es ihr selbst so vorgekommen. Man hatte an den Verhältnissen nur gerüttelt, um zu erkennen, dass es unmöglich sei, sich von ihnen zu befreien.

Die Antwort des Bruders, die erst nach einigen Wochen eintraf, war auch abratend. Er gestand auf verletzende Weise, dass er Pauline nicht für befähigt halte, sich in einem fremden Hause eine ehrenvolle Stellung zu sichern und vielleicht glaubt er auch die seine durch sie gefährdet, wenigstens schien es Pauline so, denn sie hatte gehört, dass er durch seine Talente und die Gewandtheit seines Geistes zu den höheren Kreisen der Gesellschaft Zugang gefunden. Aus seinen Briefen wollte sie auch erkennen, dass jede gesellschaftliche Satisfaktion in dem Maße, wie sie ihn eitel mache, auf seinen Charakter verflachend wirke, denn er legte auf die Auszeichnung der Menge einen Wert, den Pauline in ihrer selbstständigen Weise ihr nicht zuerkennen wollte. Sie irrte auch nicht, als sie fürchtete, dass Eitelkeit und Leichtsinn, die in seinen früheren Verhältnissen nicht Raum zur Entwicklung fanden, sein besseres Selbst jetzt überwucherten.

Nicht mehr so innig wie früher schien seine Freundschaft zu Max. Er fühlte sich durch ihn mehr gehemmt als gefördert, denn er war nicht gewillt Ansprüche zu erfüllen, sondern welche zu machen und Max, mit seiner trägen schwankenden Natur, war ein Hin-

dernis für seine aufstrebende. Während alle Empfindungen bei ihm zum Handeln drängten, hatte sein Freund nur zögernde Gewohnheiten und Entschluss und selbst das gemeinsame Studium bot keinen echten Vereinigungspunkt mehr. Adolph betrachtete die Wissenschaft wie ein Handwerk höherer Art, er betrieb sie mit Eifer, weil sie zum nährenden Boden für ihn werden sollte. Max sah in ihr nur eine angenehme Unterhaltung Es war ihm unmöglich, bestimmte Beschäftigungen an bestimmte Stunden zu knüpfen. Eine Einteilung der Zeit nannte er philisterhaft und vergeudete die seine, darum fehlte seinen Kenntnissen jedes tiefe Fundament und so fand er auch nicht einmal in der Wissenschaft einen sittlichen Haltpunkt. Vielleicht hätte ihm Paulinens Liebe zu einem solchen werden können, aber er hatte nicht die Kraft, sie in ihrem Wesen zu erfassen, denn obgleich nicht an Wärme, fehlte es ihm doch an jeder Festigkeit. Gefühlsenthusiasmus nahm er schon für Liebe, weil jedes tiefe Gefühl in ihm geschwächt war, ehe er es noch erschöpft hatte und nie hätte er vielleicht vermocht eine höhere sittliche Forderung an sich zu machen, oder ein ernstes äußeres Hindernis zu überwinden. Das erkannte Adolph und darum war er auch mehr bemüht, Max' Verhältnis zu seiner Schwester zu lösen, als zu fördern. Nie zeigte er ihm Paulinens Briefe und nur durch einen Zufall fiel ihr letzter in seine Hände. Offner und wahrer als aus jedem anderen leuchtete aus diesem in jeder Zeile ein klagloser Kummer, ein unterdrücktes Weh und die Energie, mit der sie Beide zu beherrschen suchte, hervor. Mit welcher Beschämung las er von ihrem Entschluss, aus Liebe zu ihrer Mutter ihre Freiheit und Selbstständigkeit unter das Joch der Abhängigkeit beugen zu wollen! Wie kleinlich kam er sich vor, denn das hatte er vor Adolph voraus, die Wahrheit, wo sie ihm entgegentrat, zu bekennen und nie versuchte er wie jener, sie sich zu verhüllen, oder sie aus egoistischen Zwecken zu verleugnen. Er wusste, dass es ihm wohlgetan hatte, sich von einem starken Herzen geliebt zu

wissen; aber er hatte den Vorsatz, es zu beglücken, nicht festgehalten. Zeit und Verhältnisse hatte er walten lassen und Paulinens Liebe, zugleich aber seine Freiheit sich sichern wollen.

Nun musste er sich gestehen, dass Pauline ihn, wenn auch mit Schmerz aufgegeben hatte und ohne Beziehung zu ihm neue Lebensplan fassen und ausführen wollte. Das reizte und erhöhte sein Interesse für sie und sachte seine erloschene Neigung zu neuer Glut an, die er in einem Briefe an sie aus-strömte. Er ging darin von Selbstanklagen zu heiligen Beschwörungen über, von Liebesbeteuerungen zu Zukunftsplänen, aber alles war schwankend wie sein Sinn, haltlos wie sein Charakter.

Max schloss seinen Brief in einen andern an die Mutter ein, welcher er seine Hochachtung und Teilnahme beteuerte, ohne sich die Rechte eines Sohnes sichern zu wollen. Mit finsterer Miene las Frau Leves sein Schreiben, denn die Einfachheit durchschnitt wie der schärfste Verstand jede Halbheit, darum hatten Max' Worte keinen Sinn für sie. Zu bekannt mit den gewöhnlichen Verhältnissen, die sie überall als maßgebend annahm, hatte sie nie daran gedacht, dass sich der Sohn eines reichen Mannes um ihre Tochter bewerben könne, aber sie wollte ihrem Kind auch nicht den Kopf von ihm verwirren lassen. Wozu diese Freundschaftsversicherungen, wozu dieser Brief an Pauline? Schon wollte sie ihn unterschlagen, aber ihr Rechtlichkeitsgefühl sträubte sich dagegen und als Pauline nach Hause kam, gab sie ihn ihr, doch mit der bestimmten Forderung, dass sie ihr Verhältnis zu Max lösen müsse.

Pauline lächelte wehmütig. Sie sollte lösen, was nicht mehr bestand, oder hatte sie noch einen Zusammenhang mit Max? Der Brief musste es ihr sagen; unbemerkt suchte sie ihn zu lesen. Vor Monaten hätte er sie mit Entzücken und neuen Hoffnungen erfüllt; heute erpresste er ihr nur bittere Tränen. O, sie hätte Max eine Untreue vergeben können, aber dass er sich selbst, oder viel-

mehr ihrem Ideal untreu geworden, schmerzte sie tief, denn aus diesem Brief sprach nicht der Max, den sie liebte, sondern der, welcher ihr erschienen, wenn ihr Herz von Schmerz und Erbitterung erfüllt war.

Der Brief wurde zum Leichenstein, der ihre Liebeshoffnungen deckte und begrub. Sie beantwortete ihn nicht und da Max sich nicht darüber beklagte, trennten sich ihre Wege; der ihre dunkel und schwer, führte sie nahe an den Abgrund der Melancholie — aber sie versank nicht darin, weil sie fähig war den Blick zum Himmel zu erheben. Vielleicht schützte sie auch davor die bezeichnende Eigenschaft. Was Pauline oft ahnend fürchtete, betrübte sie wie eine vollendete Tatsache und ward sie zu solcher, so hatte sie deren tötende Spitze schon gebrochen.

Frau Leves, die nun auch Paulinens Verhältnis zu Max gelöst wusste, war erstaunt, sie milder und zugänglicher als je zu finden, aber selbst für ihren klaglosen Schmerz hatte sie keine Duldung, nie sprach sie ohne Erbitterung von Max; Pauline verteidigte ihn nicht, aber sie klagte ihn auch nicht an, denn sie fühlte, dass er sich ebenso sehr wie sie getäuscht, aber wenn sich aus dieser Erkenntnis die Wahrheit auch schärfer bildete, betrauerte sie doch das Schwinden ihrer Träume, ja sie fürchtete, dass mit ihnen auch das verloren gehen werde, woraus ihre Seele die reinsten Verheißungen geschöpft hatte.

Aber ihre maßlosen Gefühle gewannen nur an Form und Klarheit und an die Stelle trüber Grübeleien trat ein lebendiges Forschen. Ihre Träume wurden zu Entschlüssen. Eingehend, helfend und ratend stand sie der Mutter zur Seite und alles, was ihre schwachen Kräfte vermochten, tat sie nun, um ihr die Bürde der Sorge zu erleichtern.

Zehntes Kapitel.

Von traurigen Erfahrungen abgeschreckt, wagte Frau Leves nicht mehr Einkäufe von Bernstein zu machen; sie erhielt denselben von einem Kaufmann, für den sie ihn verarbeitete. Nun war ihr selbst die Hoffnung auf einen ausgleichenden Gewinn abgeschnitten und nur durch die höchste Beschränkung konnte sie die Erhaltung des Hausstandes ermöglichen. Oft erschienen ihr dessen Ausgaben unerschwinglich und so nahm sie denn den Antrag eines entfernten Verwandten, ihren Mittagstisch gegen eine Entschädigung teilen zu dürfen, wie einen Glückszufall an. Pauline konnte nicht widersprechen, aber sie empfand es, wie eine neue Demütigung des Geschicks, einen Tischgenossen für Geld aufnehmen zu müssen. Es war ihr empörend, dass ein fremder gleichgültiger Mann das Recht erkaufen konnte, in ihre Häuslichkeit zu schauen, dass er dem harmlosen Geplauder ihrer kleinen Schwestern zuhören, der Mutter sorgenvolles Antlitz prüfen, das ihre, so viel er wollte, mustern konnte.

Sie fand es natürlich, dass die Armut Genüsse entbehren müsse, aber traurig, dass sie, um die Existenz zu fristen, nicht allein das Schwerste, sondern auch das Widerlichste und ihr Widersprechendste oft tun muss.

Der Verwandte aß zufällig bei der Familie Leves zum ersten Male an demselben Tage, an dem ein Jahr vorher Max ihre

Gastfreundschaft empfangen hatte. Pauline gedachte dessen. Damals wogten alle ihre ahnenden Gefühle noch in dem Äther der Liebe und Phantasie und heute kannte sie schon alle Schmerzen, in die ihr suchenden Herz in unbefangener Hingebung durch eignen Irrtum und fremden Leichtsinn verstrickt worden.

Der Verwandte sprach laut und viel bei Tische; ohne dass seine Unterhaltung eigentlich roh war, verletzte sie Pauline. Zwar hatte sie nur einmal den belebenden Duft der Bildung eingeatmet, aber in den Gesprächen mit den Ihrigen immer Einfachheit und Wahrheit gefunden. Zu gewöhnlich schienen beide wohl für die Unterhaltung dem jungen Manne, denn er drückte sich am liebsten in gewählten übertriebenen Worten aus. Als Beamter der Synagoge glaubte er sich selbst zu ehren, wenn er von den angesehensten Gemeindemitgliedern und den Beziehungen sprach, in denen er zu ihnen stand. Mit ihrem Reichtum prahlte er, als ob ihm dessen Renten zugute kämen und ihre witzigen Einfälle wiederholte er mit so vielem Behagen, als wären sie in seinem Kopfe entsprungen.

Mit Vergnügen hörte ihm die Mutter zu. Nun hatte sie doch eine Stunde des Tages, in der sie ihre Sorgen vergessen konnte. Obgleich sie kein lebendiges Interesse mit den Verhältnissen anderer Familien verband, ließ sie es sich doch gefallen, wenn Herr Baum sie mit unerschöpflicher Bereitwilligkeit in deren Geheimnisse einweihte. Nicht minder als Pauline erkannte sie zwar die Schwächen des jungen Mannes, aber seine Gutmütigkeit versöhnte sie mit seiner Eitelkeit und sein Eifer, jedem nach seiner Art gefällig zu sein — durch den er sich die Gunst der Gemeindemitglieder erworben — sicherten ihm auch die ihre. Lästig und unbequem wurde er eben dadurch Paulinen, denn sie liebte es, unbemerkt von den Personen zu bleiben, mit denen sie keine innere Beziehung hatte, aber Herr Baum ließ es sich nicht nehmen, ihr seine Teilnahme und Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Bald hatte er ihre Neigung zu Büchern erkannt, denn jetzt, wo die Gefühlswogen in ihr sich etwas geebnet hatten, vermochte sie zu lesen. Früher trat ihre eigene Lebenswärme zu der göttlichen der Dichter hinzu und drohte sie zu verzehren. Nun aber vermochte sie sich aller Schätze, die sie in ihnen fand, mit seltener Spontanität zu bemächtigen; aber nicht was sie aus ihnen lernte, war für sie der echte Gewinn, sondern was sie in ihr anregten. Hätte sie es in Worte fassen können, so würde es ihre Stimmung freier gemacht haben, nun aber, wo es selbst in einem Gesprächsaustausch keinen Ausweg finden konnte, trieb das Herz es oft zum Kopfe, wo es siedete und gärte, ohne dass es Gestalt gewinnend an das Licht zu treten vermochte, Darum war es vielleicht gut, dass sie nur am Sabbath lesen durfte und dass es ihr schwerfiel, sich Bücher zu verschaffen. Herr Baum brachte ihr zwar welche, aber es waren gewöhnliche Unterhaltungsschriften, wo die dürftige Alltäglichkeit ohne Poesie wiedergegeben oder hohle Phrasen als erhabener Pathos, eine reizbare Überschwänglichkeit als Geisteshöhe, eine krankhafte Empfindung als tiefes und edles Gefühl gelten sollten. Doch ihr Urteil ließ sich selbst nicht von Lafontaine’s Sentimentalität befangen nehmen, ihr Geist nicht von Kotzebue’s Witzen bestechen und ihr reiner Sinn wandte sich mit Widerwillen von Clauren ab.

Ein Zufall hatte ihr eine Übersetzung der neuen Heloise in die Hände gegeben; mit Begeisterung las sie diese immer aufs Neue. Nur wer in einer geistigen Einsamkeit gelebt hat, kann ermessen, zu welchen Schätzen Bücher werden können! Pauline empfand es. Nun nährte sie ihren Geist mit dem der großen Dichter, welche die dunklen Ahnungen und unverstandenen Rätsel ihres Innern lösten und die sie mit lebendigem Bewusstsein tief erfasste.

Am meisten liebte sie Romane. Mehr Wahrheit fand sie darin, als in dem Leben, das sie umgab. Oft presste ihr das

harte Geschick der Wesen, die der Seele des Dichters entstiegen waren, mehr Tränen aus, als die traurige Gegenwart. Sie machte es sich zum Vorwurf, schalt sich herzlos und kalt und zwischen Hass und Liebe zu sich selber kämpfte sie dann. Die Gegenwart nährte ihren Hass, der sie melancholisch, die Romane ihre Liebe, die sie frei machte. Die Gegenwart band sie an das, was ihr widerstrebte; die Bücher führten sie in die Welt der Ideale. Nun träumte sie nicht mehr von Liebe und Glück, aber von edlen Unterhaltungen, von erhabenen Beschäftigungen, hohen und reinen Genüssen!

Das Leben, das sie führte, war ohne Ausgang und Ziel, ohne Ermutigung und Erfolg. Bei jeder anderen als Paulinen wäre darin alles schon von der Geburt an erstickt und man wäre ermüdet, ohne den Versuch zum Gehen gemacht zu haben. Eigentlich tat sie auch nichts weiter, als dass sie ihre Natur frei walten ließ; dass sie eben den Mut dazu hatte, rettete ihre eigentümliche Richtung, welche die Mutter jetzt weniger störte.

Ohne den neuen Tischgenossen hätte sich gewiss das innigste Verhältnis zwischen Mutter und Tochter gebildet; aber Frau Leves missbilligt es, dass Pauline nur flüchtige Worte für die freundliche Annäherung des Herrn Baum hatte. Durch ihre Aufmerksamkeit suchte sie die scharfe Abweisung ihrer Tochter auszugleichen und so wurden denn Paulinens Bemühungen, Herrn Baums Besuche auf die bestimmte Essstunde zurückzuführen, bald vergebens. Von Frau Leves wie ein Verwandter behandelt, machte er alle Rechte desselben geltend. Erlaubte es seine Zeit, so setzte er sich nach Tische zu Pauline auf den Beischlag und wie still sie sich auch bei allen seinen Erzählungen verhielt, er blieb unerschöpflich darin. Endlich gestand sie ihm offen, dass alle Leute, von denen er ihr Mitteilungen machte, sie gar nicht interessierten, aber dadurch machte sie das Übel nur noch ärger. Nun fühlte er sich verpflichtet, sie von höheren Gegenständen, wie er es nannte, zu unterhalten. Von

seinem Geiste wollte er sie jetzt überzeugen, wie früher von seinem Einfluss Er sprach mit ihr, oder vielmehr zu ihr von den Büchern, die er las, hütete sich aber davor, ihr seine Schwärmerei für Claurens Mimili auszusprechen, sondern zitierte lieber die beliebtesten Dichter; die Kindesmörderin von Schiller, Leonore von Bürger, Matthisons Elegien, Tiedges Gedichte trug er mit gleichem falschen Pathos vor.

Die Marter, welche diese poetischen Unterhaltungen Pauline bereitetem konnte sie kaum verbergen, vielleicht wollte sie es nicht einmal. Herr Baum musste endlich erkennen, dass er den beabsichtigten Zweck damit nicht erreichte, denn kein Wort der Bewunderung oder selbst der Anerkennung wurde ihm zuteil. Verletzt durch diese Zurücksetzung, deren natürlichen Grund er nicht anerkennen mochte, sucht er einen ihm mehr zusagenden zu finden und da seine Eigenliebe ihn oft das Unglaublichste wähnen ließ, so kam er nach und nach auf die Idee: Pauline unterdrückt nur aus dem Grunde jede andere Unterhaltung, um eine persönliche herbeiführen zu können.

Als Ehrenmann und aus Rücksicht für die Mutter fühlte Herr Baum sich verpflichtet, in der Tochter keine trügerischen Hoffnungen zu erregen, aber unartig wollte er deshalb nicht erscheinen. Er fuhr fort, Pauline Bücher und Blumen zu bringen. Persönlich von seinen lästigen Besuchen befreit, wurde Pauline rücksichtsvoller und freundlicher zu ihm, das nährte seinen Wahn und es gab Stunden, wo er es ernstlich bedauerte, dass sie die Tochter einer armen Witwe war.

In diesem Sinne mochte er sich wohl einst zu Frau Leves geäußert und zuerst in ihr den Wunsch erregt haben, auch für die Versorgung ihrer Tochter, wie andere Mütter wirken zu können. Dem alten Herrn Magnus war es doch endlich gelungen, seine Tochter mit einer kleinen Mitgift zu verheiraten, aber selbst eine solche zu erschwingen, war für sie eine Unmöglichkeit. Die arme Frau

empfand es wie ein neues Missgeschick, über das sie sich oft in Paulinens Gegenwart beklagte, die für dieses Unglück nur ein Lächeln hatte, doch schon rücksichtsvoll genug geworden war, um der Mutter zu verschweigen, dass sie es eigentlich als das einzige Glück ansah, welches ihr aus ihren Verhältnissen entsprungen war.

Seit Herr Baum seine Besuche beschränkte, konnte Pauline wieder ungestört unter ihrem Kastanienbaum sitzen. Längst waren die weißen Blüten, die ihn geschmückt, verweht und statt dieser hatten sich die keimenden Früchte in stachligen harten Schalen gebildet. Als einige davon, vom Wind losgelöst, eines Tages sie mit ihrer rauen Seite streiften, sah sie, besonders trübe gesinnt, zum ersten Mal wie zürnend zu ihrem Lieblingsbaume auf. Sein Laub trocken und hart, erschien ihr so unschön in seiner gestaltarmen Monotonie. Wie anders machte sich der Lindenbaum drüben vor dem Hause des Patriziers; er strömte bis zu ihr hinüber den süßen betäubenden Geruch seiner Blüten! Warum wölbte er sich nicht über ihrem Beischlag? Die drüben hatten bei ihrem prächtigen Landhaus, wie Frau Bernhard ihr erzählte, einen großen herrlichen Garten mit Springbrunnen und Treibhäusern und sie nichts als ihren Baum. Warum also ihr nicht den schönern? Warum? O sie wollte es nicht gestehen, weshalb sie heute über dieses Wort wieder so nachsann. Wie sie einst an einem Winterabend mit Entzücken und Schmerz in die Häuslichkeit jener Patrizierfamilie geschaut hatte, so erblickte sie auch heute wieder drüben auf dem Beischlag ein Familienbild, das von Glück, Reichtum und Liebe noch gehoben und verschönert war und in solcher harmonischen Entwicklung erschien, dass sie sich unfähig fühlte das Auge davon abzuwenden, obschon das Anschauen ihr zum Schmerz wurde, wenn sie an sich selbst dachte.

Ihre Nachbarin, das junge Mädchen, über dessen schöne leuchtende Züge nie der Schmerz oder ein zerwühlender Gedanke einen Schatten geworfen hatte, stand in einem weißen luftigen Gewand,

das nur durch ein Rosenbouquet gehoben wurde, neben einem jungen schlanken Mann, der neckend ihr beide Hände festhielt. Die Worte, die er ihr dabei zuflüsterte, riefen ein holdes Erröten auf ihr liebliches Antlitz, das sie verlegen der Mutter zuwendete.

Die Dame saß auf einer Bank. über die man Polster gebreitet hatte; sie besah ein Schmuckkästchen, — dessen Inhalt vielleicht hingereicht hätte, Frau Leves auf immer von jeder Not zu befreien; aber sie beachtete es nicht mehr, als ihre liebliche Tochter ihr etwas zurief. Nur an ihrem Glücke schien sie sich zu weiden. Das junge Mädchen war Braut und eben deshalb war man auf kurze Zeit nach der Stadt gekommen. Die Familie bereitete sich für einen Ausflug vor, den man auf das Gut des Bräutigams machen wollte.

An den Aufenthalt im Freien gewöhnt, brachte die Familie den größten Teil des Nachmittags auf dem Beischlag zu. Die stille Straße, die einfachen Nachbarn, zu denen sie nie eine Beziehung hatten, hielten jede Gene fern. Harmlos ließen sie sich in ihren Beschäftigungen und Gefühlen gehen. Pauline sah bald das junge Paar in traulich zärtlicher Stellung, bald den Komfort eines reichen Hausstandes, der sich in der Servierung des Tee- und Kaffeetisches, in der Livree des Dieners, in den Anzügen der Damen, wie in allem andern zeigte.

Von diesen wechselnden Bildern fühlte Pauline sich bald erfreut, bald verletzt. Es erhob sie, dass das, was ihr bis jetzt nur als Dichtung erschienen, auch zur Wirklichkeit werden konnte, aber es betrübte sie der Kontrast, der in allem, was die Familie umgab, mit dem bestand, was sie kannte. Dabei kam keine persönliche Missgunst in ihre Seele. Glück und Unglück, dachte sie. liegen in der Hand des Geschickes. — Aber Überfluss und Armut — vielleicht unverdienter Genuss und erschöpfende ohne Erfolg gekrönte Arbeit — dafür sollte es eine Ausgleichung geben und die Menschen sie übernehmen. Ihre Mutter brach ihr kärgliches Brot noch mit

dem Bettler und eben sah sie wie die Dame drüben einen solchen ohne Gabe abwies, vielleicht nur weil der Diener nicht da war, der sie ihm reichen konnte. — Die lachende Szene verlor dadurch plötzlich ihren Reiz. Es senkte sich etwas Ähnliches wie Misstrauen und Verachtung gegen Reiche in ihre Seele, das Wurzel schlug, ohne dass sie es ahnte.

Nach einigen Tagen entführte ein eleganter Reisewagen die Eltern und das junge Paar. Ein lang aufgeschossener junger Mann hatte den Kutschenschlag zugemacht und war allein zurückgeblieben. Es war der Sohn des Hauses, der eben erst aus der Fremde zurückgekehrt das Geschäft des Vaters übernommen hatte, aber wenig tätig und sehr gelangweilt erschien. Oft saß er rauchend und gähnend vor der Tür und sein Lorgnon zwischen die Augen geklemmt, sah er so unverwandt zu Pauline herüber, dass es ihr peinlich wurde; aber sie konnte weder ihren Platz wechseln noch ihn aufgeben.

Nachdem der junge Mann sich eine kurze Zeit damit begnügt hatte, sie mit seinen Blicken zu fixieren, kam er eines Nachmittags herüber. Durch die Rücksichtslosigkeit verletzt, mit der er sie begrüßend nur den Hut lüftete, nicht zog, blieb sie bei seiner Annäherung ruhig sitzen und erwartete seine Ansprache.

„Ich habe gehört, Mademoiselle, dass Ihre Mutter in Bernstein arbeitet," sagte er.

„Ja, mein Herr."

„Gewiss in solchen Sorten, die nach dem Auslande gehen? Ich habe einen Auftrag dafür erhalten".

„Wollen Sie, mein Herr, sich zur Mutter bemühen, so wird sie gewiss Ihnen jede Auskunft erteilen können."

„Damit eilt es nicht," sagte der junge Mann, indem er, ohne Paulines Erlaubnis einzuholen, sich neben sie auf die Bank setzte. „Ich will Ihre Mutter nicht bei der Arbeit stören und frage lieber nochmals an, denn ich bin ihr Nachbar, Mademoiselle."

„Möglich, mein Herr.“

„Nur möglich? — Haben Sie denn nicht bemerkt, welches Vergnügen es mir macht, von meinem Sitz aus Ihre Schönheit und Ihren Fleiß zu bewundern?“

„Ich glaubte, dass Sie, mein Herr, gekommen wären, um mit meiner Mutter von Geschäften zu sprechen.“

„Ehe ich dazu schreite, finde ich es wünschenswert mich mit der Tochter zu unterhalten.“

„Aber ich finde es lästig, mein Herr.“

„Sie sind rücksichtslos, Mademoiselle.“

„Nie gegen Personen, die in den Schranken des Anstandes bleiben,“ erwiderte sie ruhig.

„Wollen Sie durch Ihr abstoßendes Benehmen sich interessant machen und mich reizen?“

„Nur zum Gehen, mein Herr.“

„Und wenn ich dennoch von so schönen Augen mehr als von Ihren Worten gebannt bleibe.“

„Dann werde ich,“ sagte Pauline sich erhebend, „meine Mutter zu einer Geschäftsbesprechung hinausschicken.“

Als Frau Leves, nachdem sie einige Augenblicke ihren Anzug geordnet, heraustrat, war der junge Mann verschwunden. Die arme Frau, der man schon seit lange keinen Geschäftsantrag gemacht hatte, legte dieser bloßen Nachfrage schon eine Wichtigkeit bei. Pauline musste sie ihr wiederholen und verriet vielleicht dadurch, mit welcher Abweisung sie ihren Nachbarn behandelt hatte. Sie machte ihr darüber Vorwürfe und ging den anderen Tag selber, sich Auskunft zu holen. Der junge Mann behauptete, bereits seinen Auftrag zu bedeutenden Bernsteinlieferungen ausgeführt zu haben und erst auf ihre Bitte notierte er sich die Preise, für die sie die verschiedenen Sorten schaffen konnte.

Betrübt kam Frau Leves nach Hause und glaubte, ihr sei durch Paulines Schuld ein Gewinn entgangen. Vergebens bemühte sich

diese, sie zu überzeugen, dass es nur eine leere Nachfrage, nur ein Vormund gewesen sei, um sich ihr zu nähern. Diese Deutung fand die Mutter ebenso eitel wie anmaßend, aber Pauline sah sie bald in dem rücksichtslosen Betragen ihres Nachbars bestätigt.

Vereint mit einem jungen Offizier, der ihn fast täglich besuchte und sein mäßiges Leben auf dem Beischlag teilte, verweilte derselbe dort nicht bloß um Kaffee zu trinken und zu rauchen, sondern auch um Pauline zu belästigen und zu verletzen. Sie begnügten sich nicht mehr damit zu ihr hinüber zu schauen. Mit großen Perspektiven musterten sie das junge Mädchen auf die unverschämteste Weise und teilten sich laut ihre Bemerkungen mit. Ihre Schmeicheleien waren ebenso beleidigend wie ihr ganzes Betragen, das Pauline scheinbar unbeachtet ließ. Tief beugte sie sich auf ihre Arbeit, aber wenn die jungen Leute selbst nichts als ihr reiches Haar sehen konnten, rief der eine mit komischem Pathos, dass er sich von diesen schönen Flechten, wie von einem Liebesnetz umstrickt fühlte, während der andere laut behauptete, dass sie falsch seien. Erhob sie den Kopf um freier zu atmen, so setzten sie ihre Musterungen weiter fort.

Vergebens nahm sich Pauline vor, das Betragen der jungen Leute unberücksichtigt zu lassen, sie wie die Spatzen zu betrachten, die drüben auf dem Baume auch ihr lautes Gezwitscher ertönen ließen. Nicht so leicht konnte sie sich entschließen, ihren einzigen Genuss, den Sitz unter dem Kastanienbaum aufzugeben; es fesselte sie dort auch die Pflicht die jüngeren Schwestern zu überwachen. Aber weder von ihrer gleichmäßigen Ruhe noch ihrer Nichtbeachtung ließen sich die jungen Leute imponieren; sie hatten beschlossen sie zu besiegen, sie setzten ihren Angriff fort. Oft warfen sie ihr als Friedenskapitulation Blumensträuße zu, aber als auch diese unbeachtet blieben, wurden ihre Gespräche immer lauter und rücksichtsloser.

Wie Schutz suchend sah Pauline zu den Nachbarhäusern auf;

die größeren waren geschlossen, weil ihre Bewohner auf dem Lande waren und in den andern wohnten Handwerker, denen keine Zeit blieb, das Leben auf der Straße zu beachten. Wer hätte auch das arme Mädchen gegen so vornehme Herrn vertreten mögen?

Nach mehreren Tagen des stillen Widerstandes musste Pauline doch weichen. Empört darüber hatte sie wieder ein schmerzliches „Warum?“ das sie auf neue ungelöste Fragen führte.

Nur ungern gab ihr die Mutter auf ihre Bitte den Schlüssel zu der oberen Stube, in der sie ihre Bernsteinvorräte hatte; aber Paulinen entsprang kein Gewinn daraus, sie konnte sich nicht einmal vor das geöffnete Fenster setzen. Auch die jungen Leute hatten den Beischlag mit dem Salon vertauscht, obgleich die Bäume zum Teil den freien Einblick durch die Fenster deckten, blieben sie doch oben. Endlich ermüdete sie das nutzlose Spiel. Sie gingen Nachmittags aus, aber absichtslos oder zufällig kamen sie fast immer dann zurück, wenn Pauline ihren alten Sitz eingenommen hatte.

Immer drückender wurde ihr diese Überwachung, die sie zu einer unfreiwilligen Gefangenschaft verbannte, welche die jüngeren Schwestern, auf ihre Aufsicht angewiesen, teilen mussten. Um ihretwillen beschloss sie lieber eine Unannehmlichkeit, ja eine Schmach aus sich zu nehmen, als ihnen zu entziehen, was sie selbst so schwer entbehrte; denn schützend und ehrend die Jugendlichkeit der Kleinen, war sie immer bemüht ihre Harmlosigkeit und ihren Frohsinn zu erhalten. Dass sie eine Schule besuchen durften, war ihr Werk; sie wollte nicht, dass der jugendliche Sinn so früh schon von dem Anblick der Sorge verdüstert werde. Durch kindliche Gespräche suchte sie den Kleinen den Ernst des Lebens fern zu halten und ihnen gegenüber unterdrückte sie oft ihre düstere Stimmung. Die Märchen, die sie ihnen erzählte, waren lachend wie die Fluren, die sie in denselben vor ihnen ausbreitete; nur gute Geister herrschten darin, höchstens trieben neckende Kobolde ihre schalkhaften Spiele. Mit lachenden Bildern nährte sie die Phantasie ihrer Schwestern,

und immer zeigte sie ihnen die Allmacht segnend, selbst im Versagen noch gewährend und im Entbehren auch noch den Genuss.

Und was sie bezweckte, war ihr gelungen. Luise und Amalie blieben harmlose liebliche Wesen, welchen es leicht gemacht wurde, sich eine unschuldsvolle Heiterkeit zu bewahren. Ihr kindliches Geplauder, ihre innigen Liebkosungen entlockten der armen Mutter manches sanfte Lächeln. Die schönen Kinder waren ihr Stolz und ihre Freude; wenn sie mit ihren hellen Blusen, auf welche die wallenden Locken herabfielen und mit ihren runden Strohhüten Sonnabends neben der Mutter spazieren gingen, dann fühlte sie etwas wie ein glückliches Selbstgenügen in ihre Brust einziehen.

Pauline erschien es nicht ausreichend, dass die Kinder nur einmal in der Woche ausgehen sollten; sie benutzte deshalb die Dämmerungsstunde, in der jede Arbeit ruhen musste und in welcher Frau Leves fast immer zu ihren Eltern ging, um sie ins Freie zu führen Ihre gewöhnliche Promenade war die lange Brücke, von der sie kaum hundert Schritte entfernt wohnten. Das bunte Treiben auf derselben ergötzte die Kinder und auch Pauline hatte dort einen Schatz entdeckt. In seiner Verkaufsbude hatte ein alter Antiquar eine ganze Bibliothek vereint und den Preis für ein Abonnement auf dieselbe so billig gestellt, dass es selbst Pauline möglich war, ihn durch kleine Entbehrungen zu erringen.

Der Zufall, nicht die Wahl, hatte alle diese Bücher zusammengewürfelt; welche Gelehrte und Gymnasiasten oft noch durch den Verkauf der ihren vermehrten. Zum Leitfaden bei der Wahl ihrer Bücher dienten Pauline die, welche Max ihr vorgelesen hatte; nur gediegene wählte sie und zuerst die alten Klassiker in Übersetzungen. Der Antiquar konnte ihr weder über die Zahl derselben Auskunft geben, noch ihr Werke besonders empfehlen. Er handelte zwar mit Büchern, doch wusste er nur ihren Preis, nicht ihren Wert. Besser unterrichtet schien ihr ein kleiner alter Jude zu sein, den sie schon oft vor der Bude getroffen hatte und der

nicht allein den Namen der verschiedensten Werke, sondern auch die Sprache anzugeben wusste, aus der sie übersetzt waren. Gewiss hätte er Pauline manches gute Buch empfehlen können, aber sie wagte schon deshalb nicht ihn anzusprechen, weil er sie so forschend betrachtete und immer nach dem Buche griff, das sie zurückbrachte.

Ratlos stand sie eines Tages vor den Büchern, welche der Antiquar ihr zur Auswahl vorlegte. „Gibt es nicht noch andere Werke von der Verfasserin der Corinna?“ fragte sie schüchtern. „Nein!“ sagte der Antiquar. „Sie irren,“ fiel der alte Jude ein, „es gibt deren noch mehrere. Ich selbst besitze eins von Frau von Stael „Über Deutschland“ und wenn Du, mein Kind, Geschmack an ähnlichen Büchern findest, so kannst Du sie von mir bekommen.“

Erfreut über dieses erwünschte Anerbieten, aber auch erstaunt über diese vertrauliche Anrede sah Pauline teils dankend, teils fragend den alten Juden genauer an. Sie war überrascht, dass sein scharf gezeichnetes aber geistvolles und gutmütiges Gesicht ihr mit einem Male so bekannt erschien. Nur wusste sie nicht, wann und wo sie ihn gesehen hatte.

„Mir ist es,“ sagte sie, „als sollte ich meinen Dank für das freundliche Anerbieten einem alten Bekannten sagen.“

„Du irrst Dich nicht,“ antwortete er an ihrer Seite bleibend, als die Kinder sie zum Weitergehen drängten.

„Wo habe ich Sie gesehen?“

„Weit, weit zurück, mein Kind, musst Du mich suchen. Rufe Dir Deine Kindheit wieder ins Gedächtnis, als sie zum ersten Male zum Bewusstsein erwachte, da hast Du mich gesehen. – Und zum zweiten Male wirst Du mich zwischen dem Leid und der Hoffnung finden.“

„Am Krankenbett des Vaters?“ fragte sie.

„Ja, da war ich, aber nur einige Male, weil ich selbst da-

mals leidend war. Ich bin der alte Samuel, der sich immer an Deinen kecken Fragen ergötzte.“

„Und der mir immer so treffende Antworten darauf gab und so schöne Gleichnisse zu erzählen wusste.“

„Aber damals sagte ich schon zu Dir: Kind, schaue nach den possierlichen Sprüngen der Katze und willst Du den Blick durchaus erheben, so schaue nach den Sperlingen auf dem Dache, aber wolle nicht den Lauf der Sterne und den Flug des Adlers über die Berge verfolgen. — Hast Du es dennoch getan?“

„Ja, ich habe es getan, aber ich weiß nicht, ob es mir den Blick ermattet oder gestärkt hat“

„Geblendet, mein Kind, denn der Adler zieht der Sonne zu.

— Nun siehst Du wohl alles grau in grau?“

„Und ist es denn anders?“

„Immer, mein Kind. Der Frühling ist maigrün, der Sommer saftgrün, der Herbst bunt und der Winter weiß. Hat man, wie ich, alle Farben schon oft gesammelt, so webt man sich eine schöne bunte Narrenjacke daraus, unter der es sich warm und behaglich lebt. Du hast erst das blassgrüne Gewand an und erscheinst Dir gewiss darin wie eine Meerjungfer die nur unterzutauchen braucht in die Tiefe um alle Wunder zu schauen und sich Korallen und Perlen heraufzuholen; oder Du erscheinst Dir wie der junge grüne Wald, in dem die schönsten Vögel singen und die schönsten Beeren reifen sollen.“

„Ja, ich möchte das Herrlichste schauen und es mir aneignen.“

„Das kannst Du ja, in — Deinen Träumen.“

„Nie im Leben?“ fragte sie dringend.

Der Alte schüttelte ernst das Haupt.

„Weil ich arm, Jüdin und ein Mädchen bin!“ sagte sie bitter.

„Ja!“ rief er lachend, „vor dieser Dreieinigkeit beugt sich nicht die Gesellschaft und wohl auch nicht das Geschick.“

„Sie bildet eine Kette die mich drückt, kann mich denn nichts davon befreien?“

„Nun, wenn ein Zufall Dich begünstigt, kannst Du noch einmal reich werden, aber was würdest Du auch damit gewinnen? Bedenke was ein indischer Dichter sagt:

Wer nur nach irdischen Gütern ringt,
Gleicht dem, der Meereswasser trinkt,
Dass ihm der Trunk mehr Durst nur bringt.“

„Ich gebe zu, dass der Reichtum nicht das Glück sichern kann,“ sagte Pauline indem sie seufzte und an ihre Liebe dachte „aber er gewährt doch die Mittel es andern zu bereiten und er erschließt vielfach die Wege, das Bessere suchen und ihm leben zu können.“

„Was bist Du unerfahren!“ sagte Samuel. „Aber,“ fügte er forschend hinzu — „heute werden unsere Frauen nicht wie im Mittelalter eine Gutalda oder ein Gentilla zu Märtyrerinnen für das Judentum. Der eigne Wille kann sie leicht davon befreien. Die Frage ist hier auch nur: was tauschen sie dafür ein?“

„Vielleicht die Freiheit!“ sagte Pauline rasch.

Der Alte lachte laut. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Ich sehe mein Kind, Du hast bis jetzt wirklich nur in Büchern gelebt, aber wenn Du nicht mehr in den Himmel und in Dich, sondern hübsch um Dich schauen wirst, werden Dir die Dinge anders erscheinen.“

Pauline senkte betrübt den Blick. Der Alte wollte sie vielleicht zerstreuen, indem er nach ihrer Mutter und ihren Verhältnissen fragte, Pauline antwortete ihm mit einer Offenheit und einem Vertrauen, als ob sie zu einem längst bewährten Freunde spräche. Zu einem solchen wurde er ihr auch, denn seit jenem Tage begegnete sie dem alten Samuel immer auf ihren Wegen.

Die Bude des Antiquars war der Ort, von wo aus sie weitere Ausflüge unternahmen. Zunächst besuchten sie die Wälle, welche die Stadt umschließen. Die Kleinen konnten dort ungehin-

dert im Wettlauf die jungen Glieder ausdehnen und auf dem Grase nach einzelnen Blümchen spähen, während Pauline den Worten des Alten lauschte, der es leicht erkannt hatte, dass ihr Jugendmut ermattet war in ohnmächtigem Kampfe mit den gegebenen Lebensbedingungen und dass sie eine Sehnsucht nach einem Leben voll reinerer und höherer Anschauungen empfand.

Alle Zweifel, die sie quälten, sprach sie vor ihm aus. Sie glaubte, die Religion und die Philosophie, die Samuel beide zu seinem Studium gemacht, müssten eine Antwort geben können auf alle Fragen, welche das Gemüt und der Verstand, in welcher Stimmung auch, aufstellen. Aber er sagte ihr nur, dass die eine uns zuruft: „glaube!“ und die andere uns nur erklären möchte, „was da ist.“

Nach außen suchte er ihren Blick zu richten und wenn er mit ihr auf eine jener Bänke sich niederließ, die auf den höchsten Punkten der Wälle angebracht sind — dann zeigte er ihr die gegenüberliegenden Festungswerke, erzählte ihr von den Truppen, die sie erstürmt hatten und schilderte ihr die beiden Belagerungen, von denen die erste ihren Donner bei ihrer Geburt erdröhnen ließ, die zweite ihr die glücklichste Zeit ihrer Kindheit verschaffte. Diese Ereignisse bildeten nur Ausgangspunkte, die ihn zu den großen Weltereignissen hinleiteten, welche mit der französischen Revolution begonnen hatten.

Durch den Freiheitsruf eines erwachenden Volkes suchte er Paulines Seele neuen Schwung einzuflößen und sie mit großartigen Bildern zu erfüllen, dass ihr enger Horizont sich daran erweitere und ihr eigenes Leid klaglos vor so großen Schmerzen verstummen müsste. Wie weit er sie auch in die Welt hinausführte und bald mit ihr vor erschütterten Thronen stehen blieb, bald über blutige Schlachtfelder dahin schritt, oder in der Nationalversammlung der donnernden Rede eines Mirabeaus lauschte, immer musste

sie auf ihren dunklen Lebensweg heimkehren, doch sie tat es mit neuem Mut.

Ruhig nahm sie ihren Sitz unter dem Kastanienbaum wieder ein. Welche Beziehung konnte das törichte Treiben zweier Müßiggänger für sie haben? Sie schämte sich, dass es ihr Tränen erpresst, dass es sie tief verletzt hatte und seit dieser Zeit bildete sie für ihren Lebensweg sich das Motto:

Der äußern Ehre kann man entsagen,
Die innere Ehre muss man bewahren.

Ungehindert ließ sie sich nun von den jungen Leuten betrachten, aber nie richtete sie auf jene ihre Blicke. Die Blumen. welche ihr hin und wieder zugeworfen wurden, konnten die Kinder ohne Verweis vor ihr aufnehmen, sie berührte sie nie. Selbst den verlockenden Duft, der ihr aus diesen seltenen Gaben entgegenströmte, atmete sie nicht ein, obgleich sie Blumen leidenschaftlich liebte. Schon hoffte sie, dass vor ihrer Gleichgültigkeit die Bemühungen der jungen Leute ermattet würden, als eines Nachmittags plötzlich der Offizier auf ihren Beischlag kam.

„Es soll hier ein Zimmer zu vermieten sein," sagte er, sich rücksichtsvoll verneigend.

„Sie irren mein Herr," erwiderte Pauline, indem sie sich erhob.

„Nein, ich bin ganz genau unterrichtet," sagte er artig, aber bestimmt.

„Unmöglich!"

„Nun, wenn es Ihnen so erscheint, so erlauben Sie wenigstens, dass ich Ihre Frau Mutter darum frage."

„Sie möchten sich vergebens zu ihr bemühen, denn sie kann nur bestätigen, was ich sage."

„Wir werden sehen!" antwortete der Offizier, indem er schon die Haustür erreichte und der Hinterstube zuschritt.

Mit jedem Augenblick hoffte Pauline ihn zurückkommen zu sehen,

aber er blieb längere Zeit, als es bedurfte, um eine abschlägige Antwort zu erhalten. Sollte die Mutter zögern, ihn zurückzuweisen? Das wäre entsetzlich. Nein, es konnte nicht geschehen, was nur zu denken ihr schon das Blut zum Kopfe trieb. Die obere Stube hatte fast keine Möbel und war für einen Offizier wahrlich gar zu dürftig, sicher hatte er nicht die Absicht, sie zu beziehen und wollte sie nur ängstigen. Und doch zog sich ihr Herz krampfhaft bei dem Gedanken zusammen, dass ihr letzter Zufluchtsort, die Stube, die Max durch tausend Erinnerungen für sie geweiht hatte. ihr dennoch genommen werden könne, um noch engere Schranken um sie zu ziehen. Die Nadel zitterte in ihrer Hand, sie konnte nicht mehr ruhig sitzen. Sie musste sich selbst überzeugen, dass ihre Angst eine törichte sei. — Als sie in das Zimmer trat, rief Frau Leves ihr zu: „Ich habe die obere Stube dem Herrn Leutnant vermietet.“

„Unmöglich!“ sagte Pauline erbleichend.

„Sie irren, Mademoiselle, es ist schon gewiss,“ erwiderte der Leutnant triumphierend.

„Aber wir haben keine Möbel,“ stammelte Pauline.

„Herr Leutnant bringen die fehlenden mir.“ bemerkte Frau Leves.

„Ich darf also, wie wir verabredet haben, in einigen Tagen das Zimmer beziehen?“ fragte er.

„Es wird für Sie bereit sein.“

„Mutter, liebe Mutter!“ rief Pauline in einem flehenden Ton, „willst Du es Dir nicht noch überlegen.“

„Ich habe es bereits getan.“

„Und wenn Adolph zu den Ferien kommt...“

„So werde ich Rat schaffen.“

Pauline beugte, wie unter einem neuen Missgeschick, schweigend das Haupt.

„Zur größeren Sicherheit bitte ich die Zahlung für den ersten

Monat anzunehmen," sagte der Leutnant, indem er mehrere Kassenanweisungen auf den Tisch legte.

„Ich hoffe, Sie werden alles zu Ihrer Zufriedenheit finden," erwiderte Frau Leves sich erhebend. Der Leutnant traf noch einige Verabredungen und empfahl sich dann.

„Auch das noch!" rief Pauline schmerzlich.

„Ich begreife Dich nichts." sagte die Mutter „während ich über einen Zufall erfreut bin, der mich zum Teil einer großen Sorge überhebt, indem er mir einen erleichternden Zuschuss zu unserm Mietzins gewährt, beklagst Du Dich darüber, wie über ein Unglück."

„Und ist es denn keins, zu einem so nahen Hausgenossen einen Fremden nehmen zu müssen, der gewiss die Ruhe unseres Hauses stören und anmaßend und unerträglich sein wird."

„Ich habe den jungen Mann nur artig gefunden."

„Er wird es nicht immer bleiben."

„Wenn wir aufmerksam erfüllen, was er zu fordern das Recht hat und dennoch ihn in bestimmten Grenzen halten, gewiss!"

„O, ich beschwöre Dich Mutter, schicke ihm das Geld zurück."

„Es ist das einzige, das ich im Hause habe," sagte Frau Leves dumpf.

Pauline erblasste. „Ich werde heute noch die Garnitur vollenden und abbringen," sagte sie leise.

„Wie viel denkst Du dafür zu erhalten?" fragte die Mutter bitter.

„Einen Taler und 10 Groschen."

„Das reicht nicht hin deine Schuhe und die für die Kinder zu bezahlen."

Pauline seufzte: Sie sah in das bleiche Antlitz der Mutter, in das die Sorge und die Arbeit ihre Furchen gezogen hatten und verstummte Sie machte es sich jetzt zum Vorwurf, dass sie

nur an sich immer denke, während die teure Mutter in dem Kampf mit der Arbeit und Not vielleicht ihre letzten Kräfte erschöpfte. Dass sie nur die Bürde mit ihr teilen, nicht ganz sie ihr abnehmen konnte, trieb sie heute fast zur Verzweiflung, aber auch zur Demut.

„Wo willst Du den Bernstein aus der oberen Stube lassen?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Ich habe ihn bereits verarbeitet und liefere ihn in diesen Tagen ab.“

Und wenn Du neue Vorräte erhältst?“

„So kann ich sie in die Kammer stellen, aber ich fürchte, sie werden nicht bedeutend sein. Der Strand war in diesem Jahre nicht ergiebig. Die Ware ist knapp und der Arbeitslohn gedrückt,“ antwortete Frau Leves seufzend. „Doch Gott wird helfen!.“ fügte sie gläubig hinzu.

„Gott wird helfen!“ wiederholte Pauline leise, aber mehr fragend als bekräftigend, indem sie sich an ihre Arbeit setzte um sie zu vollenden, sorgfältig glättete sie dieselbe dann und brachte sie ab. Prüfend nahm die Putzmacherin die Garnitur in die Hand, makellos war sie gearbeitet und doch machte jene einige tadelnde Bemerkungen. Pauline schwieg dazu und indem sie das Geld für die abgelieferte Arbeit empfing, bat sie um neue.

„Ich kann Ihnen keine geben, die alten Vorräte sind noch nicht verkauft,“ antwortete die Frau.

Pauline erblasste. „Ich bin unbeschäftigt,“ sagte sie bittend, „und immer sorgfältig und pünktlich in meinen Arbeiten; geben Sie mir eine mühsamere, ich bin bereit auch die für denselben Preis zu übernehmen.“

„Wir wollen sehen, was sich machen lässt; kommen Sie Montag wieder.“

„Aber heute ist erst Dienstag.“

„Ich erwarte neue Muster und kann vor künftiger Woche Ihnen keine Arbeit geben," sagte die Frau bestimmt.

„So bitte ich mir die abgelieferte auf eine Stunde zu leihen." „Sie ist bezahlt," sagte die Putzmacherin unbedacht.

Errötend vor Erregung legte Pauline das empfangene Geld auf den Tisch und sagte leise, als ob sie sich selber dessen schäme: „Ich lasse es zum Pfand."

„So war es nicht gemeint," erwiderte die Frau begütigend. „Aber ich liebe es nicht, wenn meine Stickerinnen bei andern Arbeit suchen."

„Ich will sie nur meiner Freundin zeigen," stammelte Pauline. — „Nun, so nehmen Sie die Arbeit immerhin, aber heute muss ich sie noch zurückerhalten."

Eilig entfernte sich Pauline. Welche Demütigung hatte sie eben ertragen müssen und was ihr schmerzlicher noch war: ihre traurige Lage hatte ihr eine Unwahrheit abgepresst. Sie wollte die Arbeit keiner Freundin zeigen, — das Schicksal hatte ihr ja keine gewährt, — sondern einer angesehenen Modistin, die viele Stickerinnen beschäftigte, gut zahlte und immer Arbeit zu geben hatte. Auf dem Wege zu ihr bereute es Pauline, sich nicht schon früher an sie gewandt zu haben; dennoch ging sie schüchtern und verlegen durch den glänzenden Laden bis zu dem Büro der Direktrice, zu der man sie schickte. Die Dame ließ sie lange stehen, ehe sie Pauline mit einem scharfen: „Was wünschen Sie?" ansprach.

„Ich erlaube mir, Ihnen eine Stickerei zur Ansicht zu bringen und bitte, wenn sie Ihnen zusagt, mir gütigst Beschäftigung zu geben."

Die Dame betrachtete aufmerksamer das junge Mädchen als die Arbeit.

„Wir haben schon unsere bestimmten Stickerinnen," sagte sie.

Haben Sie die Güte, deren Zahl um eine zu vermehren.

Ich arbeite sauber, pünktlich und bin gerne mit dem Preis zufrieden, den Sie bestimmen werden.“ sagte sie mit bewegter Stimme.

Aufmerksam prüfte die Dame nun die Arbeit, an der sie nichts zu tadeln fand, aber dennoch sprach sie sich nicht darüber aus, sondern legte sie schweigend hin. „Sind Sie eine Jüdin?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Ja,“ erwiderte Pauline errötend und gereizt. „Aber was tut mein Glaubensbekenntnis zur Sache; es kann den Wert meiner Arbeiten nicht schmälern.“

Erstaunt sah die Dame sie an. „Wir bedürfen deren nicht. Wir haben unsere eigenen Stickerinnen,“ sagte sie kalt, indem sie sich umwandte.

Pauline raffte ihre Arbeit zusammen und unterdrückte eine Träne, die ihre Wimpern schon nässte. Kaum wusste sie selbst, wie sie so rasch aus dem glänzenden Laden gekommen, als sie sich plötzlich auf der Straße sah. Empört und entmutigt wagte sie keinen zweiten Versuch, sie brachte die entliehene Arbeit zurück und ging betrübt nach Hause.

Der Mutter erzählte sie nichts von ihrer missglückten Spekulation, sondern nur, dass sie erst anfangs künftiger Woche neue Arbeit bekomme. Frau Leves legte keinen besonderen Wert darauf und meinte, das dürfe sie nicht betrüben, den morgigen Tag könne sie zum Bügeln der Wäsche benutzen und da der heutige fast schon beendet, noch ein wenig mit den Kindern spazieren zu gehen; während sie selbst zu abgespannt zur weiteren Arbeit sich fühlend, ihre Eltern besuchen wolle.

Die Entscheidung wurde Pauline durch den Jubel der Kinder abgeschnitten, die rasch nach ihren Hüten griffen, sich ihrer Hände bemächtigten und als verstünde es sich von selbst, sie zuerst nach der langen Brücke und zu der Bude des Antiquars zogen. Mechanisch folgte ihnen Pauline und tief innerlich verstimmt, erwartete sie heute nicht einmal von dem Begegnen mit ihrem

alten Freund eine Zerstreuung, ja sie war mehr erstaunt als erfreut, als sie wirklich den alten Samuel wie ihrer harrend fand. Gewiss erriet er ihre Stimmung und um sie davon abzuziehen, schlug er einen andern Weg, als ihren gewöhnlichen ein.

Über die Speicherinsel gingen sie nach einer Vorstadt, deren breite und stattliche Hauptstraße von einer jungen Lindenallee durchschnitten wird, welche bis zum Tor der Stadt führt. Ehe sie es erreichten, blieb der Alte einen Augenblick vor einem Gebäude stehen, das durch einen Perron und ein Gitter von der Straße getrennt, sich in altfranzösischem Stile halbrund und einstöckig im Hintergrund zeigte.

„Aus diesem Gitter," sagte er, „sah ich einst den größten Helden der modernen Zeit, den Kaiser Napoleon, in der höchsten Blüte seiner Macht hinausreiten, um über seine Truppen Musterung zu halten, die er von hier aus in ein Land führte, worin er neue Siege zu erringen hoffte, aber seinen Untergang fand. Er dachte damals sicher nicht an den Spruch des Pythagoras: Drei Tage ein jeder fand; — Gestern schnell verschwand, — Heut hält nicht Stand — Morgen unbekannt.

Der Alte hielt einen Augenblick inne, als erwartete er eine Bemerkung von seiner Begleiterin; da sie aber schwieg, fuhr er fort, ihr erst Napoleon als einfachen Artillerieoffizier zu zeigen, verzehrt vor Ehrgeiz und später immer größer und mächtiger, Throne stürzend und erhebend, aber bei alledem bewusst oder unbewusst der Mission dienend, die Ideen der Zivilisation durch die Welt zu verbreiten.

Aufmerksam, doch ohne besondere Teilnahme, hörte ihm Pauline zu, das befremdete ihn und auf seine Frage gestand sie ihm, dass sie für Eroberer nur Erstaunen, keine Bewunderung habe „Ich kann nicht glauben." fügte sie hinzu, „dass die Welt einem Eroberer viel zu danken habe, denn wenn er selbst verbessern will, rückt er nur das schlechte Neue an die Stelle des schlechten Alten. Die

echten Dichter und Weisen sind allein die wahren Verbesserer des Menschengeschlechts; aus ihnen spricht der Weltgeist zur Menschheit, die er erheben will; aus Eroberern der Erdgeist, der sie erniedrigt, um sie sich untertan zu machen.“

Der Alte widersprach ihr lächelnd, obgleich er in Napoleons Ende eine Bestätigung ihrer Worte erwies. Sie ließ jedoch diesen Vorteil unbenutzt, denn immer schweigsamer wurde sie, immerfort drängte sich ihr der Gedanke auf, dass sie von nun an nicht allein Herrn Baum zum Tischgenossen, sondern den Leutnant zum Hausgenossen haben werde und dass sie ohne Mittel, jetzt sogar ohne Arbeit, nichts tun könne, als dulden und ertragen. Schweigend wollte sie es tun und selbst ihrem Freunde ihr neues Leid nicht klagen und so merkte sie es nicht einmal, dass auch er verstummte und sie immer weiter bis zu dem Ufer der Weichsel führte. Endlich blieb er stehen. „Kennst Du, Kind, die Strafe der Hölle?“ fragte er. Erstaunt blickte sie zu ihm auf. „Die Langeweile ist es und wer sie über Unschuldige verhängt. — “

„Wie ich! fiel Pauline plötzlich erheitert ein, „der muss sie wohl bald selbst empfinden. O, wie entsetzlich muss diese Leere sein. Aber wenn Sie die größte Strafe kennen, so nennen Sie mir doch auch den größten Segen.“

„Wenn der Fluch ein Entziehen der höchsten Kraft ist, so kann der Segen nur ein Vermehren derselben sein, ein Wachsen an Erkenntnis und Wissen!“

„Ja, die wahre Erkenntnis muss alles erschließen, sie muss fromm, weise und demütig machen. Aber wer erringt sie?“

Mit einem Gleichnis wollte der Alte antworten, aber es kam nicht dazu, denn in diesem Augenblick vermisste sie die Schwestern. Sie eilte ihnen nach und fand sie, wie sie mit kindlichem Behagen einer Szene zusahen, welche sich an den Ufern der Weichsel häufig bietet.

Wenn der Frühling die Gewässer in Polen anschwellt, kom-

men die flachen und roh zusammengezimmerten Fahrzeuge die Weichsel hinab, welche auf ihrem Rücken die goldene Last der Ceres tragen und noch immer zeigen, dass Danzig mit Recht die Kornkammer des Nordens genannt wird. Aber bemerkenswerter als diese gesegnete Frucht sind die Leute, welche sie bis zu des Speichers sicheren Räumen führen — sind diese aber überfüllt, so schütten sie das Getreide am Ufer des Flusses in großen Haufen auf die Erde, wo es häufig umgeschaufelt werden muss. Auch diese Arbeit übernehmen die Schimkys (früher politische Leibeigne), die Tag und Nacht auf ihrer Reise unter freiem Himmel sind. Ihr Aufseher nur hat eine Kajüte auf dem Fahrzeug, das sie ohne Mast und Segel nur durch unförmliche Steuer regieren und durch die Kraft ihrer Arme stromabwärts führen müssen. Sie zerlegen es, wenn der Weizen verkauft ist und machen den Weg nach Hause zu Fuß. Trotz ihres wilden Aussehens haben diese Schimkys durchaus nichts Unangenehmes. Die gebräunten hageren und starkknochigen Gesichter zeigen eine harmlose Gutmütigkeit. Auf den Köpfen, die sie immer aufrecht tragen, tragen sie große selbstfabrizierte Strohhüte und um ihre nackten Füße binden sie sandalenartig hölzerne mit eisernen Nägeln beschlagene Sohlen. Beinkleider von der gröbsten Sackleinwand und ähnliche Kittel, die mit einem Strick um den Leib befestigt werden, Hals und Brust aber frei lassen, bilden ihre ganze Kleidung, über die sie bei sehr starkem Regen oder scharfer Kälte wollene Decken schlagen.

Wie von Erz gegossen, schienen diese kräftigen Gestalten selbst den Elementen Trotz bieten zu können, denn oft kommen sie von den entferntesten Teilen Galiziens die Weichsel nur aus zusammengefügten Baumstämmen hinab, die sie zur Verschiffung bis zur Ostsee führen.

Wenn nach einem besonders fruchtbaren Jahre die Speicher nicht die ganze Fülle der gesegneten Ernte fassen können, wird, wie gesagt, am Ufer der Weichsel das Getreide in großen Haufen aufge-

schüttet, zwischen welchen sich die Zelte der Schimkys erheben, die mit ihren Familien ein zigeunerartiges Lager bilden.

Durch ihre dunkeln Gluten hob heute die Abendröte noch schärfer dieses eigentümliche Bild hervor, das an Interesse durch die malerischen Gruppen gewann, die sich vor den Zelten bildeten.

Um einen improvisierten Herd, auf dem ein lustiges Feuer flackerte, über welchem an einer quer über Kreuzhölzern gelegten Stange ein kolossaler Kessel hing, waren die meisten Familien vereint. Die Frauen waren beschäftigt, den Brei von Buchweizen mit etwas Talg zu würzen und ihn abwechselnd zu rühren. Hager und von der Sonne verbrannt, zeigen sie doch oft die eigentümliche Anmut der Polinnen in Form und Bewegung. Eine solche Maruschka versteht es instinktmäßig, ein weißes Tuch graziös um den Kopf zu schlagen, was vorzüglich zu dem um den Leib gegürteten eng anschließenden blauen Gewand steht, das ihre ganze Bekleidung bildet.

Während vor dem einen Zelte eine Familie um einen dampfenden Kessel saß und daraus ihr Abendessen schöpfte, hörte man aus dem andern Zelte, zwar auf ungeübte aber liebliche Weise in slavisch melancholisch weichen Melodien, die Nationalklänge ihrer Heimat erschallen. Die Liebe zur Musik ist fast allen Schimkys gemein und oft verstehen sie es, ihrem mangelhaften Instrumente, einer Nürnberger Spielzeugvioline, früher gehörte oder selbsterfundene Melodien im echten Polonaisentakt zu entlocken.

Vor dem Zelt, wo Paulinens Schwestern verweilten, schien ein wahrer Violinist seine Kunst zu üben, denn die Klänge seiner Mazurka wirkten so belebend, dass nicht allein die Kinder, sondern auch die Großen sich jauchzend bei den Händen nahmen und sich paarweise gereiht in ihrem Nationaltanz in leichten Schwenkungen drehten, oder wilde lustige Sprünge machten, während die alten Frauen unbekümmert ihre Erdäpfel in dem Kessel brodeln ließen.

Paulines Schwestern fassten sich auch bei den Händen und tanzten, entfernt von den andern, umher; zur Rückkehr gemahnt, konnten sie sich schwer dazu entschließen und auch Pauline mit ihrem Begleiter trennten sich nur ungern von der heitern Gruppe.

„Nur die Bedürfnislosen sind glücklich.“ sagte Samuel.

„Oder die Unwissenden, die nicht denken,“ antwortete Pauline rasch, „aber vielleicht beide nur — spielend und tanzend, denn wenn man diese Leute in ihren Lehmhütten aufsuchen möchte, oder . . .“

„Mit „wenn“ und „aber“ kannst Du Dir jeden frohen Eindruck vernichten, ja Du hast den eben empfangenen auch in mir gestört; indem Du mich auf die Lehmhütten dieser Leute hinweist, fällt mir ein, dass der Edelmann früher nur 10 Thlr. Strafe zu zahlen brauchte, wenn er einen von ihnen tötete. Doch was hast Du, das Dich heute so besonders ernst stimmt?“ fragte er teilnehmend.

„Nachdem ich die Schimkys so froh in ihren engen Zelten und bei ihrem kärglichen Mahl gesehen, schäme ich mich es zu sagen,“ antwortete sie.

„Sprich es nur aus, vielleicht löst es sich dann von Dir ab.“

„O, wäre es so,“ dachte Pauline und der Aufforderung ihres Freundes nicht widerstehend, erzählte sie ihm die Begegnisse des heutigen Tages. Er hatte kein beschwichtigendes Wort, nur ein mitleidiges Lächeln dafür; doch was er auch zu ihr im Allgemeinen sprach, sie konnte sich zu seiner stoischen Weisheit nicht erheben. So rasch kann ein achtzehnjähriges warmes Mädchenherz nicht von einem kalten Kopf geregelt werden. Der alte Samuel musste es wohl selbst empfinden, denn als sie bei immer zunehmender Dämmerung die Speicherinsel erreicht hatten und die Kinder sich ängstlich dichter an sie hielten, benutzte er es, um Paulines trübe Gedankenrichtung durch eine Anekdote zu zerstreuen.

„Als Danzig noch seine freie Verfassung hatte,“ sagte er, „wurde hier seit undenklichen Zeiten auf Kosten der Stadt eine

Anzahl der grimmigsten Hunde von einer wilden Rasse in finstern Zwingern gehalten und von dazu angestellten Wächtern mit rohem Fleisch gefüttert, um sie unzähmbar zu machen und mit eintretender Nacht auf die Speicherinsel loszulassen; diese wurde dann abgeschlossen und nur von den Wächtern geöffnet, welche mit ihren knallenden Peitschen die Passierenden zu ihrer Sicherheit begleiteten. Wehe dem armen Schimky, wenn er von Branntwein bewältigt, versäumte zur rechten Zeit die Speicher zu verlassen und an einer Ecke derselben eingeschlafen war, um dann von dem rasenden Toben der Hunde erweckt zu werden, die sich mit Blutdurst auf ihn stürzten. Sein Angstgebrüll lockte zwar die Wächter herbei, aber sie selbst konnten es nicht immer wagen, die oft tödlich verwundeten Leute den Tieren zu entreißen.

„Von Wein beseelt, wagte es einst ein feuriger Musikant, sich zu rühmen, nach Mitternacht allein es mit den Ungeheuern aufzunehmen. Er folgte einer Equipage und kam unbeachtet durch das Tor, doch kaum war es hinter ihm geschlossen als die fürchterlichen Hunde auf ihn zustürzten. Er wich zurück, immer die Feinde im Gesicht behaltend. Plötzlich strauchelte er, stolperte und kam auf einen großen Stein beim Eingang der Speicher zu sitzen. Der Rücken war gedeckt, sein Instrument fiel ihm zwischen die Füße und in dieser gewohnten musikalischen Stellung fing er aus Instinkt zu geigen an. Die Hunde stutzten und spitzten die Ohren. Er, dadurch ermutigt, spielte weiter und — die Hunde regten sich nicht. Er spielte Phantasien Polonaisen, Mazurkas — immer mächtiger, immer rascher. Das vierbeinige Auditorium kam in die friedlichste Stimmung, setzte sich in einen, ihn eng umschließenden Kreis und akkompagnierte ihn mit lautem Geheul.

„Erlaubte sich der moderne Orpheus eine Pause, so wurden seine Zuhörer unruhig und zeigten ihm knurrend die Zähne. Er musste atemlos weiterspielen. Endlich drohte das Violoncello sei-

nen entkräfteten Händen zu entgleiten. Schon wollte er seine Seele Gott empfehlen . . . als die Wächter, durch diese seltsame Musik angezogen, herbeikamen und ihn erlösten.“

Die Kinder freuten sich, dass diese wilden Tiere nicht mehr existierten und auch Pauline nickte zustimmend aber schweigend das Haupt, denn sie eilte mit so raschen Schritten nach Hause, dass die andern Mühe hatten, ihr zu folgen. Frau Leves stand auch wirklich, wie sie fürchtete, ihre Kinder besorgt erwartend, auf dem Beischlag und sicher würde sie mit Vorwürfen sie empfangen haben, wenn nicht der alte Samuel die Entschuldigung übernommen hätte.

Elftes Kapitel.

Die Überzeugung, die Verhältnisse werden nicht anders, Du musst Dich ändern, hatte Pauline errungen, aber nicht den Willen dazu. Lieber wollte sie handeln als sich fügen und als sie an dem andern Tage die Wäsche geglättet, das Essen bereitet hatte. und Herrn Baum bei Tische wieder schweigend gegenübersaß, hatte sie ihren Entschluss gefasst. Ehe er wegging, schlüpfte sie auf den Beischlag und erwartete ihn dort.

Sie bat ihn, sich ein wenig neben sie auf die Bank zu setzen und nachdem sie einige Worte mit ihm gewechselt hatte, sagte sie: „Sie äußerten unlängst die Absicht, Ihre Wohnung wechseln zu wollen; wenn Sie noch eine andere wünschen, so ziehen Sie zu uns.“

Erstaunt sah er sie an. Das Anerbieten war so vielsagend, dass er verlegen verstummte. „Aber,“ sagte er endlich, „Sie haben ja keine Stube übrig.“

„O doch, die Mutter will den Saal oben fortgeben und ich wünsche nicht, dass ihn ein Fremder beziehe.

„Aber ich?“ fragte er dringend.

„Gewiss, das wäre mir viel lieber.“

Das nenne ich deutlich sprechen, dachte Herr Baum. „Wie gern, teure Pauline, möchte ich Ihren Wunsch erfüllen,“ sagte er, ihre Hand ergreifend. Erstaunt sah Pauline zu ihm auf, sie begegnete seinen zärtlichen Blicken und der Mitteilung der Mut-

ter sich erinnernd, errötete sie vor Zorn. Auch dieses Erröten deutete er anders.

„O, wie traurig sind oft die Verhältnisse, die uns zwingen, nicht auf die Stimme des Herzens zu hören," sagte er trübe.

„Was hat denn Ihr Herz mit Ihrer Wohnung gemeinsam? lassen Sie es nur ruhig in Ihrer alten Wohnung zurück," erwiderte Pauline lachend.

Wie heroisch sie. ihren Schmerz zu besiegen weiß, dachte Herr Baum, aber laut sagte „er: „Nein, das geht nicht, ich muss bei meinem Herzen bleiben, um es zu bewahren und da es in der neuen Wohnung in Gefahr kommen könnte, so ..."

„So ist es freilich klüger, in der alten zu bleiben," fiel sie ihm ins Wort.

„Ja, man muss sich in sein hartes Geschick fügen, aber wenn einst ein glücklicher Zufall das meine ändert, dann —"

„Dann werden Sie ihn gewiss edel benutzen!" sagte sie ironisch.

„Gewiss, Sie können es mir auf Ehre glauben," versicherte er, wie beteuernd die Hand aufs Herz legend.

„So wollen wir bis dahin uns in Geduld fügen." antwortete sie lachend.

„Es sei, aber zum Beweis, dass Sie mir nicht zürnen, reichen Sie mir die Hand."

„Nein, das geht nicht, meine Hand kann ich Ihnen nicht reichen!" rief sie fast heftig.

„So leben Sie wohl!" sagte er feierlich, indem er gravitätisch die Treppe herab ging.

Sinnend sah ihm Pauline nach. „So hab ich mich denn vergebens an den eitlen Narren gewendet!" flüsterte sie, während Herr Baum im stolzen Bewusstsein ihrer Liebe die Straße hinaus ging. Er hatte Mitleid mit dem armen Mädchen, das ihm so unglücklich erschien. O, er hatte es längst gewusst, dass eine un-

erwiderte Liebe sie quälte. — Dieser Hang zur Einsamkeit, diese Art, mit der sie ihn von sich fern zu halten suchte und ihn doch anzog, diese Nichtachtung der äußeren Dinge, alles hatte es ihm verraten. Musste sein tägliches Kommen nicht diese Leidenschaft vermehren? Forderte es nicht seine Pflicht als Ehrenmann zurückzubleiben? Aber der Tisch war so sauber bei Frau Leves; das Essen, wenn auch einfach, doch sorgfältig bereitet und so billig! Für einen Monat war er noch gebunden, dann aber wollte er keine trügerischen Hoffnungen mehr nähren und sich zurückziehen. Diesen heroischen Entschluss fasste er nach seinem stillen Selbstgespräch

Nachmittags wurden die Bernsteinvorräte abgeholt und das Zimmer oben sauber gemacht. Die Vorhänge an den Fenstern musste Pauline anbringen; sie dachte daran, wie sie es für ihren Bruder und Max getan. Sollten die glücklichen Stunden, die sie damals verlebte, die einzig frohen in ihrem Leben bleiben?

Heute machte Pauline keinen Spaziergang Es war Freitag; sie musste noch das Essen zum Sonnabend bereiten und die Kleider der Kinder dazu in Ordnung bringen. Als es geschehen und die Familie ihr Abendmahl verzehrt hatte, gingen sie alle gemeinsam zu den Großeltern.

Den Sonnabend, an dem jede Arbeit streng verboten ist, konnte Pauline willkürlich benutzen und während die Mutter in der Synagoge war, saß sie mit Corinna der Stael unter ihrem Kastanienbaum. Über ihrem Haupt wölbte sich ein klarer durchsichtiger Himmel, der in dieser Gegend nur im Herbst an Italien erinnert, wohin das Buch, welches sie las, Pauline führte. Die heroischen Göttergestalten der Kunst, die dort ihre Heimat haben, stiegen vor ihr auf. Dieses arme Judenmädchen führte eigentlich ein Doppelleben, das nur von einer Idee durchdrungen war. Mit ihrer Umgebung lebend fühlte sie sich doch in innerer Gemeinschaft mit fernen Geistern, deren Gedanken ihr oft zur Offenba-

rung, zum Keimpunkte einer neuen Entwicklung wurden. Ein Anknüpfungspunkt des isolierten Lebens zum Allgemeinen.

Herr Baum war heute bei Tische sehr still und ernst. Er wollte sein Licht nicht leuchten lassen, seine Liebenswürdigkeit lieber verbergen als zeigen; er sah ja, dass Pauline litt, freilich ahnte er nicht, dass es nur durch die Idee war, dass auch eine Corinna, diese erhabene Priesterin der Kunst, ihr heiliges schönes Leben für die Liebe dahin geben musste.

Frau Leves ging mit Herrn Baum zugleich weg. Sie nahm die Kinder zu einem Besuch bei Verwandten mit, während Pauline noch einmal Corinnas Schwanengesang in sich nachtönen ließ; als er wehmütig und langsam in ihr verklungen war, blickte sie sinnend über das Gitter ihres Beischlages die Straße hinab. Plötzlich bemerkte sie ihren alten Freund, der langsam aus dem Brückentor daher schritt und einen Augenblick unentschlossen, wo die Straßen sich kreuzten, verweilte, dann aber ruhig seinen Weg fortsetzte, der bei Pauline vorbeiführen musste. Rasch lief sie die Treppe hinab und sich auf die steinernen Pfosten derselben stützend, erwartete sie ihn mit pochendem Herzen. Er blickte, ohne sie zu bemerken, zu ihrem Fenster empor, sie aber streckte, als er ihr nahe war, ihm die Hand entgegen.

„Sie sollen mich nicht immer mit Recht unpraktisch schelten und behaupten, dass ich mir selbst einen glücklichen Zufall entgehen lassen könnte," sagte sie neckend und ihn schmeichelnd die Treppe hinaufführend.

Über seine scharfen verwitterten Züge flog ein freudiges Lächeln, das sie erhellte. „O mein Kind," sagte er, in ihren Ton eingehend, „wenn das Glück Dir noch in der Gestalt des alten Samuels erscheinen kann, dann darfst Du nicht klagen; aber schau wie es aussieht, es trägt einen schäbigen Hut und einen alten grauen Rock."

„Und birgt wie der Zauberer im Märchen unter seinem un-

scheinbaren Gewand die reichsten Schätze!“ fiel Pauline rasch ein. „Wissen Sie auch,“ fügte sie ernst hinzu, „dass man behauptet, der alte Samuel, der weise wie Sokrates ist, sei auch bedürfnislos wie er und nicht die Not habe zuerst das Warenbündel auf seine Schulter gelegt, sondern sein eigener Wille?“

„Sie mögen recht haben, die klugen Leute, die das sagen, denn auch Du, mein Kind, hast wohl schon längst gemerkt, dass der alte Samuel ein etwas wunderlicher Kauz ist. Wie er hier mit seinen gekrümmten Beinen und seinem gekrümmten Rücken vor Dir steht, ist er von einem solchen Freiheitsdrang und Unabhängigkeitssinn durchdrungen, dass er, um beiden leben zu können, alles dafür hingegeben hat.“

„Und Sie haben Recht getan. Nur unabhängig, nur frei sein!“ rief Pauline erregt.

„Dummes Kind, mit solcher Gesinnung wird man es auch von der Liebe, von allen Familienbanden und wie all die schönen Dinge heißen, womit man selbst einen Weisen von seiner Höhe hinter den Herd und Ofen locken kann.“

„Aber Sie haben sich nicht locken lassen, Sie sind unverheiratet geblieben.“

„Ja,“ seufzte der Alte mit komischer Wehmut, „ich habe stets eine zu große Ehrfurcht vor den Frauen gehabt und nicht gewagt mich ihnen zu nähern, denn nie habe ich geglaubt, was die Weisen aller Nationen über sie sagen.“

„Und was sagen Sie denn?“ fragte Pauline neugierig.

„Sokrates behauptet: man muss die Liebe einer Frau mehr fürchten als den Hass eines Mannes. Der weise Salomon: Die Anmut einer Frau ist täuschend und ihre Güte nichts als Laster. Ein spanisches Sprichwort sagt: Der Fuchs ist listig, aber das Weib listiger als er; — und Cadrus: So viele Fische im Wasser, so viele Sterne am Firmament, so viele Torheiten im Herzen der Frauen. Der brave Hippokrates spricht von ihrer natürlichen

Malice und Seneca: dass nur die Hässlichkeit an die Tugend einer Frau glauben lässt. Titus Livius will bemerkt haben, dass die Frauen öffentlich sanfter als zu Hause sind, während Plato vor ihnen durch die Worte warnt: Es lohnt nicht unter den Frauen zu wählen, denn keine taugt was — ja er ist sogar im Zweifel, ob er das Weib zu den vernünftigen oder unvernünftigen Tieren ordnen soll und …“

„Halten Sie ein! schon zu viel habe ich gehört. Ist es denn wirklich möglich, dass weise Männer so über Frauen geurteilt haben?“ fragte Pauline erstaunt.

Samuel zuckte schweigend die Schultern.

„O,“ rief Pauline lachend, „dann dürfen Sie mit keiner Tugend prahlen, die nur aus Furcht entsprungen ist, denn nur aus diesem Grunde haben Sie die Frauen gemieden.“

„Warum nimmst du nicht lieber an, dass meine tiefe Verehrung für sie, mich von ihnen ferngehalten hat, denn nicht ich, sondern andere haben auf sie geschmäht und als ich jung war. . . Was blickst Du mich mit Deinen märchenhaften Augen so verwundert an, denkst Du, ich erzähle Dir auch nur ein Märchen?“ — Nein, der alte Samuel war wirklich einmal jung ... freilich wird es jetzt ein halbes Jahrhundert her sein ... Damals senkte ich nicht den Kopf zwischen den Schultern wie jetzt, damals mochte wohl manches Mädchen, indem sie mich erblickte, an das hohe Lied gedacht haben: Schön bist Du Liebster, hold und fein, schön bist Du, lieblich und nett.“

„O, ich kann mir denken, dass Sie immer geliebt worden sind!“ rief Pauline.

„Von meinen Eltern gewiss, denn mit 10 Jahren wurde ich schon als ein großes Wunder in unserer Talmudschule betrachtet. Kein Schüler konnte, wie ich, so scharfsinnige Fragen dem alten Rabbi stellen, keiner war so rasch mit treffenden Antworten bereit.“

„Haben Sie nie Ihre Vaterstadt verlassen?“

„Meine Vaterstadt?“ fragte der Alte lächelnd. . . „Wir durften ja nicht in der Stadt, sondern nur in den Vorstädten wohnen. Doch ich zog schon früh in die Fremde. Nach meiner Barmitzwah (Einsegnung) wurde ich auf die hohe Schule nach Polen geschickt. Von jener Zeit erzähle ich Dir ein andermal, wie ich mich dort zuerst im unermessenen Gebiet bodenloser Streitfragen der talmudischen Kasuistik verlor und später unter ein Netz, welches das mystische Studium der Kabala über mich wob, um es endlich durch philosophische Forschungen zu zerreißen. Als ich einen Ausweg aus diesem Chaos suchte und zu finden glaubte, bekam ich die Nachricht, dass mein Vater erkrankt sei und nach mir verlange.“

„Genas er?“ fragte Pauline.

„Nein, ich war aus meiner dunkeln Studienzelle nur getreten, um begraben zu helfen, was mir das Teuerste war, denn ich hatte die Mutter schon früher verloren.“

„Ein trauriger Lebensanfang!“ seufzte Pauline.

„Welcher durch meine Unwissenheit in allen praktischen Dingen noch vermehrt wurde und vor allem dadurch, dass ich von den Höhen der Andacht herabgestiegen war, aber bis zur Homiletik, welche Wissenschaft und schöne Form harmonisch vereint, den Gedanken und das Gefühl zu ihrem Ziele der Gesinnung und Tat führt, war ich noch nicht vorgedrungen Mein Leben hatte in jener glücklichen Zeit begonnen, wo die Religion noch genügte um es zu erfüllen; damals konnte es ausreichen, wenn das Individuum geheiligt war, denn es lebte nur mit und in sich. Wie der Inhalt des Lebens sich vor mir ausdehnte, da fühlte ich, dass selbst alles, was meine eignen Verhältnisse betraf, mir fremd war. Bis dahin war ich mir meiner Persönlichkeit nur durch die Resultate meiner Studien bewusst worden, die abwechselnd mich de-

mütig, stolz und glücklich machten, obgleich sie auch manchen Zweifel in mir erweckten.“

„Gingen Sie wieder nach Polen zurück?“

„Kann man zu seiner Jugend zurückkehren? Die Absicht meines Vaters war gewesen, dass ich bei meinem ehrwürdigen Rabbi so lange lernen sollte, bis ich selbst zum Lehren reif sein würde. Aber ich vermochte es nicht. Ich war zu tief in die Irrgänge der Sophistik geraten und war froh, als die Umstände noch rascher meinen Lebensweg veränderten, als mein Wille es getan hätte.

Mein Vater, der für einen der reichsten Leute in der Gemeinde gegolten, weil er es gewesen und immer wohltätig geblieben war, hatte nicht so viel Vermögen hinterlassen, wie man erwartet hatte. Viele machten Forderungen geltend, deren Richtigkeit mein Onkel, welcher den Nachlass ordnete, bezweifelte, aber ich wollte, dass man so lange zahle, als etwas da war und nicht mit Strenge die Schuldforderungen einziehe, die Leute betrafen, welche sie nur mit ihrem Ruin bezahlen konnten. Mir blieb nur das Silber und der kostbare Schmuck der Mutter. Die Zinsen von der Summe, welche der Erlös dieser Wertsachen einbrachte, waren groß genug um meine Bedürfnisse zu decken.

Der Onkel, ein kluger Mann, wollte dass ich mein Kapital in einem Geschäfte anlege, das seine älteste Tochter, mit der er mich zu verheiraten wünschte, leiten sollte. Ich könnte dann, meinte er, wie es damals Sitte war, das Brot beim Studium ruhig verzehren, das die Frau erwerben sollte. Vielleicht hätte ich mich dazu verstanden, wenn seine älteste Tochter so hübsch als die jüngste gewesen wäre, aber sie war hässlich und zänkisch und ich hatte nicht Lust den arabischen Spruch zu erproben:

Es zeigt von des Mannes Beschaffenheit,
Ob er ein böses Weib erträgt.

Ich schlug dem Onkel vor, mein Geld zu verwalten, während

ich, um seine jüngste Tochter zu werben, zwar nicht wie unser Erzvater Jakob um Rahel sieben Jahre dienen, aber drei Jahre warten wolle. Er war damit zufrieden, nur machte er zur Bedingung, dass ich die drei Jahre von Hause fernbleiben müsste. Ich schnürte mein Bündel, nahm meinen Knotenstock . . .“

„Und wanderte?“ fragte Pauline.

„Nach Preußen gen Berlin. Durch Maimonides, eines berühmten jüdischen Gelehrten, der im 12. Jahrhundert in Spanien lebte, More-Rebuchim, Führer der Irrenden, zur Erforschung der Wahrheit und zur freimütigen Denkungsweise vorbereitet, schloss ich mich der neuen Richtung an. Mendelssohn suchte damals den eigentümlichen Geist des Judentums mit der fortschreitenden Wissenschaft und der Kultur zu befreunden und ihn jedermann durch die Landessprache zugänglich zu machen, In Polen waren seine Bücher mit Interdikt belegt. Man glaubte, wenn man den alten Stoff in eine neue Form kleidete, werde uns bald nichts wie diese bleiben und der echte Inhalt verloren gehen. Mein alter polnischer Rabbi hatte in seinem Sinne ganz Recht, als er Mendelssohns Schriften, welche er bei einem seiner Bachurim fand — verbrannte.“

„Wie töricht! Kann man denn dadurch den Geist vernichten, der wie ein Phönix aus der Asche umso glänzender emporsteigt?“ sagte Pauline.

„Oft schon hat man es versucht, doch immer vergebens.“

„Wie haben Sie es in Berlin gefunden?“

„Nun, es war ein Unterschied zwischen meinem Leben dort und dem in Polen, wie zwischen der niederen dunklen, nur durch eine spärliche Lampe erhellten Stube meines alten Rabbi und dem weiten hohen Saal, in welchem ich bei einem Professor Vorlesungen hörte.“

„Haben Sie denn die Universität besucht?“ fragte Pauline Erstaunt.

„Damals gab es noch keine in Berlin und es ist bezeich-

nend für meinen Aufenthalt dort, dass alles, was ich trieb, fragmentarisch blieb. Ich traf einen alten Bekannten, einen Bachur aus Polen, der lernbegierig und disputiersüchtig wie ich, mich nur durch seine Armut übertraf. Rastlos trieben wir beide unser Studium, aber nicht systematisch, nicht richtig. Bald warfen wir uns auf das Gebiet der Philosophie bald lernten wir mit Eifer alte und neue Sprachen. Mein Freund widmete sich einige Zeit der Apothekerkunst, ich wollte Medizin studieren, aber das Geld, das der Onkel mir vierteljährig schickte, blieb bald ganz aus und meine Briefe unbeantwortet, dennoch wollte ich nicht Berlin verlassen. Durch den Einfluss eines angesehenen Mannes, dem ich empfohlen wurde und der Mendelssohn kannte, sollte ich meinen Wunsch, bei ihm eingeführt zu werden, endlich erfüllt sehen. Es war mir nur darum zu tun, ihn kennen zu lernen, die Unterstützung, die er oft jungen Talmudisten zukommen ließ, wollte ich nicht beanspruchen, aber leider bin ich ihm nie nähergekommen. Mendelssohn, der sich noch nicht ganz von seiner schweren Krankheit erholt hatte. die ihm zum Teil die öffentliche Aufforderung Lavaters, zum Christentum überzugehen, zugezogen hatte, war wieder durch die Jacobische Schrift an ihn: Über die des Spinoza, so angegriffen, dass er, nachdem er sie schlagend widerlegt hatte, an einer hinzugetretenen Erkältung starb. Mit seinem Leben erlosch die Hoffnung, die mich in Berlin fesselte, dazu kam noch, dass mir durch den Unterricht, den ich geben musste, nur kümmerliche Mittel zuteil wurden und meine Lage mir immer unhaltbarer erschien. Mein Freund nahm eine Stelle als Hauslehrer an; er glaubte seine Studien mit seinen neuen Pflichten verbinden zu können und riet mir dasselbe zu tun. Aber ich wollte meine persönliche Freiheit nicht aufgeben und weil in diesen oft traurigen Stunden Hannahs Bild lockend vor meine Seele trat, beschloss ich nach Hause zu reisen und mich dem Geschäft des Onkels zu beteiligen.“

Der alte Samuel machte eine Pause. Mit reger Teilnahme hatte Pauline ihm zugehört, jetzt sagte sie leise: „O, ich ahne wie es kam. Sie haben Hannah nicht mehr gefunden . . . sie war gestorben“ . . .

„Nein, nur verheiratet,“ antwortete der Alte ruhig.

„Verheiratet!“ rief Pauline erstaunt.

„Ja, der Onkel hatte seine älteste Tochter mit einem Teil meines Geldes ausgestattet und mit dem andern solche schlechten Geschäfte gemacht, dass er froh war, als ein reicher Freier Hannah ohne Mitgift nehmen wollte. Arm, wie ich jetzt war, ohne zuverlässigen Lebenserwerb, mit unnützen Kenntnissen überladen, ja selbst ohne praktischen Sinn war ich kein Mann mehr für seine Tochter.“

„Armer Freund!“ sagte Pauline seine Hand ergreifend.

„Was willst Du, mein Kind. Die Weisen aller Nationen preisen die Ehe, aber mehr noch den, der ihr entgangen ist; nie habe ich einen weiten Versuch gemacht, mich ihr zu unterwerfen.“

„Was haben Sie getan, als Sie die Verhältnisse so verändert fanden?“

„Ich raffte, was mir von meinem Vermögen geblieben war, zusammen und wollte nach Berlin zurück. Hätte ich meinen Vorsatz ausführen können, so würde sich vielleicht manches anders in meinem Leben gestaltet haben; aber in demselben Jahre brach eine Epidemie aus, der auch ich beinah erlag. Nach einem sechsmonatigen Krankenlager erhob ich mich ohne Energie und Lebensplan. Nur das Bedürfnis nach Einsamkeit fühlte ich und da es eben Frühjahr war, ging ich aufs Land und nahm meine Bücher mit. Nicht immer konnte ich ein so stilles beschauliches Leben führen; ich musste mich nach einem Erwerb umsehen. Meine Verwandten wollten, ich sollte noch auf ein Jahr nach Polen gehen und dann als Rabbi zurückkommen; aber dann hätte ich mit mir in Frieden sein, nur stu-

dieren und beten, meine Seele vertrocknen lassen und meinen Geist gefangen geben müssen. Ein Rabbi, wie man ihn damals forderte, war abgeschnitten von dem frischen Leben und musste schon das Streben, Raum darin gewinnen zu wollen, für Sünde erklären. Nur sorgen sollte er dafür, dass von den hohen Mauern, womit nicht allein der Staat das Judentum einengte, sondern es sich selber, kein Stein sich loslöste. Nein, nein, wie konnte ich lehren, was ich selbst nicht glaubte?

Ein reicher Kaufmann, der mich lieb gewonnen, wünschte mich zum Lehrer seines Sohnes; vielleicht hatte er auch die Absicht mich zu letzterem zu machen, denn er sprach oft zu mir sehr bezeichnend von seiner Tochter. Ich aber wollte mir meine Freiheit bewahren. Die kleine Summe, die mir geblieben, wendete ich dazu an, mir ein Bündel Ware zu kaufen, mit dem ich trotz des Widerspruchs meiner Verwandten aufs Land hausieren ging, unter meinem armseligen Anzug immer die kostbarsten literarischen Schätze verbergend.“

„Aber wer sorgte für Sie, wenn Sie nach Hause kamen; wer übernahm Ihre Pflege, wenn Sie leidend waren?“

„Unter dem Wechsel der Witterungen erstarkte mein schwacher Körper; nie wurde ich wieder krank. In der letzten Zeit hat sich das freilich geändert und ich suche in der Stadt durch den Tausch und den Handel mit Büchern mich zu ernähren. Für meine Bedürfnisse sorgt eine Verwandte, bei der ich eine Kammer bewohne.“

„Und die Schätze Ihres Wissens halten Sie vergraben?“

„Wer sagt Dir das, mein Kind, ich suche sie zu vermehren.“

„Aber keine Schüler nennen ihren Namen und unfruchtbar ist Ihr Wissen geblieben!“ sagte Pauline mit leisem Vorwurf.

„So wähnst Du, törichtes Kind!“ rief der Alte mit seltsamem Lächeln. „Aber glaube mir, wie der Same einer Blume oder eines Baumes sich fortpflanzt, ob die Kunst ihn in die Erde senkt, oder der Wind ihn weiterträgt, es geht nichts verloren — und

vielleicht hat auch manches Wort von mir seinen Ton in der Brust eines andern gefunden, dass er fort und fort tönt von Geschlecht zu Geschlecht! Was willst Du, da ich nicht lehren konnte, wie ich wollte, ist es besser, ich blieb frei, ehe ich in einer dumpfen Stube dumpfe Köpfe nur noch dummer machte.“

„Aber hier ist es wie in einem Tempel; mein hoher Kastanienbaum wölbt sich wie eine Kuppel über uns! Werdet mir zum Lehrer und zum Priester und ich sitze und lausche in Andacht zu Euren Füßen!“ bat Pauline geteilt zwischen Ernst und Scherz, indem sie sich auf einen Fußschemel in der Nähe des alten Samuels setzte.

„Glücklich sind die Unwissenden, darum sollen es auch die Frauen sein und unsere Chachamim (Weisen) haben gesagt: Wer seiner Tochter Gelehrsamkeit beibringt, mindert ihre Unschuld.“

„Aber ich hätte auch wie Eva nach der Frucht vom Baum der Erkenntnis gegriffen.“

„Wohl, so ringe nach Erkenntnis, das macht demütig, aber strebe nie nach äußerem Wissen.“

„Können wir denn die rechte Erkenntnis auch ohne das äußere Wissen erringen?“

„Sie steigt oft aus unserm Herzen empor.“

„O,“ sagte Pauline, ihr leuchtendes Antlitz zu dem Alten erhebend, „auch mir hat geahnt: dass man das Erhabenste und Größte wie durch Inspiration erfassen kann. Ein Hineinschauen in die innersten Sphären lässt vielleicht auch die entfernteste und weiteste uns erfassen. Diese Fähigkeit, bis zum Höchsten gesteigert, hat gewiss Propheten und Dichter hervorgerufen! Ja, Sie haben Recht. Das Unmittelbarste können wir durch die Seele empfangen. Offenbarung, Poesie, das Heiligste und Schönste entspringt nur aus ihr.“

„Wenn Du so denkst, wirst Du wohl immer auf die Stimme Deines Herzens horchen und sie zur Führerin durchs Leben nehmen wollen?“ sagte er forschend.

„Nie könnte ich anders, wenn ich es auch wollte," versicherte Pauline mehr bedauernd als freudig. „Aber," fügte sie hinzu, lernen möchte ich doch von Ihnen . . . Ihr Genügen in sich selbst."

„Du wirst es!"

„O, dann wird auch der Kampf, den ich mehr noch mit mir, als mit den Verhältnissen kämpfen muss, aufhören. Aber wann?"

Samuel legte leicht seine Hand auf ihr Haupt. „Wann dieser Scheitel sich bleichen wird!"

„Wohl!" sagte Pauline sich erhebend, „so komme es denn, wie es muss, aber Sie dürfen mich nicht verlassen!"

„Kann sich die Jugend auf das Alter stützen?"

„Aber sich von ihm leiten lassen."

„Wer weiß, wie bald sich Dir eine kräftigere Stütze bietet?"

„Ich fürchte, nie!"

„Nun, so lerne allein gehen, aber willst Du meine Begleitung für heute, so nimm Dein Tuch und komme. Ich werde Dich wieder auf einen einsamen und schönen Weg führen."

„Ich kann nicht," antwortete Pauline bedauernd, „unser Mädchen ist weggegangen und ich muss das Haus hüten. Frau Bernhard erlaubt nie, dass, wenn geläutet wird, ihre Magd öffnen geht, da fast niemand zu ihr kommt. Aber Sie werden mich doch noch nicht verlassen wollen?"

„Ich fürchte, ich bin schon zu lange bei Dir geblieben und wer weiß, ob meine Worte Dich nicht mehr aufregen als beschwichtigen."

„Nein, nein! Sie können mir nur wohltun."

Über Samuels scharfe Züge flog es wie Sonnenschein und doch reichte er gleich darauf Pauline zum Abschied die Hand. Sie fügte sich seinem Willen und führte ihn schweigend die Treppe hinab.

Der alte Samuel hatte Recht, wenn er sich fragte: ob er Pauline wirklich wohl tue? Sie schien verurteilt, immer in

engen Räumen zu leben, warum sie also auf Höhen führen und ihren Blick für die Ferne schärfen? Aber der geschärfte Blick kann auch das Nächste schärfer überschauen.

Was ihr als Lebensaufgabe beschieden, versuchte Pauline mit mutiger Ergebenheit nun aufzunehmen. Ihr machtloses Streben, ihr rücksichtsloses Wollen senkte sie zu ihrer verlorenen Liebe hinab. Sie durfte nichts beweinen, denn sie musste sich die Augen klar erhalten für die Arbeit des Tages und wozu einen Stolz zeigen, den niemand ihr gegenüber zu verletzen wähnte. Sie hatte sich wieder Arbeit von der Putzmacherin geholt, obgleich sie um solche immer erst bitten musste und ruhig alles zur Aufnahme des Mieters in dem Saal zusammengebracht. Einen Schreibtisch und ein Sofa hatte er selbst geschickt; sie schob vor das letztere einen alten Tisch, den sie mit einem sauberen Kaffeetuch bedeckte und ordnete alles so hübsch, dass die öde Stube ein behagliches Ansehen erhielt.

Nur auf den Wunsch seines Freundes, der das spröde Judenmädchen gerne demütigen und ihm näherkommen wollte, hatte der Leutnant von Zedler das Zimmer genommen. Nun, als er es zum ersten Mal betrat, wehte ihn ein solcher Geist der Ordnung und des Behagens darin an, dass er sich ganz befriedigt und gemütlich auf das Sofa hinstreckte. Dem jungen Patrizier, der ihn gleich besuchte, um mit ihm gemeinsam einen Plan gegen Pauline zu beraten, versagte er seine Mitwirkung. Er wollte nicht, dass sie böswillig verletzt werde und schlug lieber vor, durch lächerliche, also beleidigende Artigkeiten ihren Stolz zu demütigen. Ein zu rücksichtsloses Betragen, meinte er, könne leicht andere Folgen haben, als sie erreichen wollten.

Am andern Morgen ging der Leutnant schon früh aus, doch während die Magd noch sein Zimmer aufräumte, kam er schon zurück. Er übergab ihr ein Päckchen mit dem Auftrag, es dem Fräulein zuzustellen und dabei zu sagen: dass er es für die Bemühung, welche die Anordnung seiner Stube verursacht habe,

schicke. Seine Absicht war nicht, wie er dem Freunde vorgab, Pauline zu verletzen, sondern ihr eine Aufmerksamkeit zu beweisen, vielleicht in der stillen Hoffnung, dadurch ihre Gunst zu erringen.

Mit vertraulicher Wichtigtuerei suchte die alte Marie sie in der Küche auf und übergab ihr das Päckchen. Mechanisch griff sie darnach, öffnete es rasch und fand zu ihrem Erstaunen einen geschmackvollen blauen Stoff darin, wie sie ihn unlängst an dem schönsten Kleide, das die Tante sich zur Aussteuer gemacht, bewundert hatte. Fragend sah sie Marie an, die ihr vertraulich zunickte. Nun begriff sie erst, dass der Leutnant gewagt hatte, ihr ein Geschenk zu machen.

Empört über diese Beleidigung wollte sie zur Mutter eilen, aber warum sie aufregen? Schweigend ordnete sie den Stoff und gab ihn der Magd. „Der Leutnant," sagte sie, „schickt ihn zum Geschenk für die Anordnung in seinem Zimmer. Du hast es sauber gemacht, es gehört also Dir." Maria war außer sich vor Freude, denn nie hatte sie ein so kostbares Kleid besessen, aber bald erwachte ihr Bedenken. „Nein," sagte sie, „ich darf das Zeug nicht behalten. Der Herr hat ausdrücklich gesagt: ich soll es der Mamsell geben."

„Nun, das hast Du doch getan."

„Ja, aber Sie müssen es auch behalten."

„Dazu kann mich niemand zwingen; ich gebe es Dir."

„Was wird die Madam sagen?"

Diese Frage brachte Pauline ein wenig in Verlegenheit, sich besinnend, sagte sie rasch entschlossen: „Mit der Mutter werde ich erst in einigen Tagen darüber sprechen, einstweilen schweige und überlasse es mir die Sache zu ordnen."

„Aber der Herr Leutnant wird böse sein, wenn ich statt Ihnen . . ."

„Nein, nein, Du wirst ihm ein Billett, das ich gleich schrei-

ben will, von mir bringen und ihm danken; dann wird alles gut sein.“

Durch diese Versicherung ließ sich die Magd leicht beruhigen. Sie ging um Papier zu holen. und suchte das Tintenfass unbemerkt in die Küche zu bringen“. Mit fliegender Eile schrieb Pauline folgende Worte: „Das schöne Geschenk, welches Sie, Herr Leutnant von Zedler, so gütig für die Anordnungen in Ihrem Zimmer gemacht haben, hat unser Mädchen so sehr erfreut, dass auch ich meinen Dank zu dem ihren füge und Sie bitte überzeugt zu sein, dass alles zu Ihrer Bequemlichkeit stets pünktlich geschehen wird.“

Zur Beruhigung der alten Marie war der Leutnant bereits ausgegangen. Bei seiner Nachhausekunft fand er auf seinem Schreibpult das Billett; nachdem er es gelesen, zerriss er es in kleine Stücke, während ein tüchtiger Fluch seinen Lippen entschlüpfte. Er hütete sich wohl seinem Freunde etwas von seinem misslungenen Versuch zu sagen, aber er war entschlossen, ihm nicht mehr zu widersprechen, sondern ihn in Beziehung zu Pauline ungehindert gehen zu lassen, denn er fühlte sich von dem, was er ihr schnödes Benehmen nannte, zu sehr verletzt und erbittert.

Am andern Tag nahm er, wie gewöhnlich nach Tische, seinen Koffer bei seinem Freunde und bald bemerkten sie von dessen Zimmer aus, wie Pauline sich unter ihren Kastanienbaum setzte und emsig zu arbeiten begann.

„Eigentlich,“ sagte der junge Patrizier, „hast Du als Mitbewohner des Hauses ein Anrecht an der Bank da drüben auf dem Beischlag; und wärest Du ein braver Kamerad, so ließest Du mich daran Teil nehmen.“

„Ich bin dazu bereit.“

„Das ist gescheit. So komme.“

Ohne weiteres Bedenken führten die junge Leute ihren Vorsatz aus. Sie behielten die Mützen auf, als sie Pauline begrüßten und nahmen die Plätze neben ihr ein, als hätten sie ein un-

bestreitbares Recht dazu. Der Leutnant zog Zigarren aus der Tasche und reichte sie dem Freunde hin.

Pauline, in deren Hände die Nadel zitterte, erhob sich und sagte artig: „Die Herrn wünschen gewiss Feuer," indem sie rasch der Tür zuschritt, obgleich der Leutnant ihr nachrief, dass er sein Feuerzeug bei sich habe. Erwartungsvoll sah er nach der Tür, aber statt Pauline kam die Magd mit einem brennenden Licht.

„Verdammte Katze!" rief der Freund lachend, „immer entschlüpft sie. Wäre sie nicht so hübsch und stände ihr der Stolz nicht noch hübscher, so ließ ich sie laufen."

„Und so," spottete der Leutnant „wirst Du sie halten."

„Verdammt will ich sein immer schöne Mädchen zu sehen, ohne sie zu küssen, wenn ich die spröde Kleine nicht noch einmal umarme."

„Ich bin begierig, wann das sein wird."

„Wer zuletzt lacht, lacht am besten und was man nicht gutmütig bekommen kann, muss man durch List zu erhalten suchen. Freilich würde ich rascher zum Ziele kommen, wäre ich, wie mein Großvater es gewesen, Bürgermeister der Stadt, d. h. mit seiner Machtvollkommenheit, die die Mittel zu fesseln hatte."

„Die hast Du freilich nicht." lachte der Leutnant.

„Spotte nur, ich meine jene Macht Individuen, die uns trotzen, gefänglich einzuziehen. Wie sollte die Kleine dann zu Kreuze kriechen."

„Das würde sie dennoch nicht. Du vergisst, dass sie eine Jüdin ist," spottete der Offizier.

„Ja, das ist wahr! lachte der andere, „aber dann wäre sie auch nicht meine Nachbarin gewesen und um diese Zeit wären sie schon aus der Stadt gejagt worden. Ja, einst war es anders!..." Und indem der Patriziersohn seinem Freunde die freistädtischen Gerechtigkeiten beschrieb und das Leben, wie es damals sich gestaltete und er es aus den Erzählungen seines Großvaters hatte

kennen gelernt, saß Pauline in der Stube, das Haupt tief auf die Arbeit gebückt. Mit der Absicht sich zu beklagen, dass sie ihren Sitz unter dem Baum aufgeben müsse, war sie zu der Mutter gegangen, aber als sie dachte, dass jene seit Jahren schon täglich ihren Platz an dem Arbeitstisch ruhig einnahm, um dort 8 bis 10 Stunden zu sitzen, verstummte sie.

Still duldete sie die verletzenden Demütigungen, die ihr von nun an von ihrem neuen Mitbewohner nicht erspart wurden. Vergebens hatte der Leutnant, der eigentlich gutmütig aber leichtsinnig war, danach gerungen, ihr ein freundliches Wort abzugewinnen; nur gemessene und abweisende hatte sie für ihn; das verletzte ihn immer aufs Neue und er suchte sie nun auch zu verletzen. Nie hatte er so oft zu läuten, nie so viel zu fordern, als wenn er wusste, dass die alte Marie nicht zu Hause war. Pauline hatte den Kindern verboten, das Zimmer des Leutnants zu betreten, aber sie musste es dulden, dass sie nachfragten: was er wünsche. Ja, oft rief er ihr im Vorbeigehen Bestellungen zu, die er nur das Recht hatte an die Magd zu richten.

Die Veränderungen, welche Frau Leves in ihrem Haushalt getroffen hatte, vermehrten nur spärlich die Mittel ihn zu erhalten, denn mit ihren erschöpften Kräften vermochte sie nicht durch den Arbeitslohn, wie früher durch das Geschäft alle Ausgaben zu decken. Ohne Ermutigung, wie ohne wesentlichen Erfolg musste die arme Frau immer aufs Neue ihr saures Tagewerk beginnen. Bei allem Fleiß erwarb Pauline nur wenig; zwar fingen die Kinder auch schon an, leichte Arbeiten für Fremde zu machen, aber der Erfolg reichte kaum hin ihr Schulgeld zu decken.

Die Hoffnungen, welche sonst Frau Leves aus den Briefen ihres Sohnes gezogen, mussten wohl erblassen, denn er schrieb immer spärlicher und kürzer und zuletzt nur von den Kosten, welche sein Examen verursachte und den Anstrengungen, welche er machen müsse, sie zu erringen.

Zu der eignen Bürde musste die Mutter noch die Sorge des Sohnes tragen, den sie, nach den Berichten ihrer Freunde, schon dem Ziele näher geglaubt hatte, weil er als Student einer der beliebtesten war und von der Gesellschaft auch vielfach gesucht und ausgezeichnet wurde. Nie hatte Pauline sich darüber gefreut, denn aus den kurzen Briefen, die sie nur selten von Adolph erhielt, sprach ein Selbstbewusstsein, das in kalten Egoismus überzugehen drohte. Sie wagte in ihrer Antwort das anzudeuten und ihn zu fragen, ob die Wogen der Gesellschaft den wirklichen gleichen, auf denen nur das Leichte sich erhält und ob man nicht, um auf der schwankenden Fläche sich zu behaupten, manches Bessere hinter sich werfen müsse. Seit der Zeit schrieb er ihr nicht mehr.

Mutter und Schwester ahnten nicht, dass noch andere, als gesellige Bande Adolph gefesselt hielten. Er hatte die Tochter eines höheren Beamten kennen gelernt, die, leichtsinnig und kokett sich gerne die Huldigung gefallen ließ, die er ihr weihte. Aus einer, anfangs frivolen Tändelei, ging bald eine ernste Neigung hervor und beide sahen sich wider Absicht und Willen in ein Verhältnis verstrickt, das, wie oft auch von allen Seiten bedroht, sie nicht frei zu lassen schien.

Die Tante, deren Mann Geschäftsreisen nach Königsberg machte, hatte davon gehört und es Pauline mitgeteilt, welche durch das Vertrauen auf ihren Bruder gegen diese inhaltsschwere Nachricht gestählt war, aber — nicht für immer. Bange Ahnungen stiegen doch zuweilen in ihrer Seele auf, obgleich sie mit Energie sie bekämpfte; um die Mutter davor zu schützen, nahm sie der Tante das Versprechen ab, ihr durch keine Bemerkung einen Zweifel an Adolph einzuflößen.

Mit der tiefsten Hingebung, deren bei allem Ringen nach Selbstständigkeit Pauline fähig war, schloss sie sich immer inniger der Mutter an. Wie traurig, dass sie keinen Balsam für ihre Wunden hatte, nur vor neuen wollte sie sie schützen und doch fühlte

sie bei allem, was sie tat, dass sie nie dem Mutterherzen werden konnte, was der Bruder ihm war.

Diese Erkenntnis, die sie sonst erbittert hätte, machte sie jetzt nur milde und das hatte sie ihrem alten Freunde zu danken, der sie vor jedem trüben Brüten und Sichgehenlassen schüzte und ihrem ernsten Leben manchen Genuss bereitete, Er sorgte dafür, dass sie in der Woche wenigstens einmal einen Spaziergang mit den Kindern machte und bei den immer kürzer werdenden Tagen benutzte sie den Sonnabendnachmittag dazu. Pauline liebte den Herbst mit seinem wolkenlosen Himmel und seiner reinen klaren Luft. Wenn sie mit Samuel und den Kindern die Umgebung der Stadt durchstreifte und das fallende Laub unter ihren Füßen knisterte, richtete sie mutiger und vertrauensvoller das Haupt empor. Diese Vergänglichkeit des Schönen, lehrt sie nicht den Blick auf das Unvergängliche richten? Lag nicht auch etwas Beziehungsvolles in der Jahreszeit und ihrem Geschick? Die Liebe, welche ihr wie eine Frühlingsblüte ihren bezaubernden Duft zugeführt hatte, war wie eine solche geschwunden und an ihrer Seite ging nicht mehr ein Jüngling, auf den sie den Enthusiasmus ihrer Seele überströmen konnte, sondern ein Greis, dem sie oft den Arm zur Stütze reichte. Aber dieser Greis war ihr Freund! . . . Doch so weise er auch war, hatte er eher für ihr wundes und getäuschtes Herz eine Beschwichtigung zu bieten, als es ihm gelang, ihren suchenden Geist zu regeln, denn da er ihn auf die Außendinge gerichtet hatte, genügte es ihr nicht mehr, die Form derselben allein aufzufassen.

Ging Pauline mit Samuel über die Wälle, sah sie die gegenüberliegenden Festungswerke, so fragte sie: Warum diese Mauern, womit Menschen gegen Menschen sich verschanzen; alle sind ja von demselben Gotteshauch beseelt, alle seines Geistes Ebenbild! Und aus jenen Schießscharten soll ein Menschenauge mit kaltem Blut nach Menschenherzen zielen? Sind das die Resultate, welche die

Menschheit nach tausendjährigen, Ringen erreicht hat? Worum immer aufs Neue den Brudermord dulden und heiligen? — Einen weiteren Gesichtskreis wollte dann ihr Freund ihr öffnen, indem er sie auf Schlachtfelder führte und ihr die Helden der Geschichte zeigte; doch sie sah weniger diese als die hingeschlachteten Opfer des Ehrgeizes, der Habsucht und der Herrschbegier.

Eines Tages arbeiteten auf den Wällen, unter Aufsicht von Soldaten, Gefangene, deren zweifarbige Kleider sie schon als Verbrecher bezeichneten. „O, mein Gott“ sagte Pauline erbleichend, indem sie bei ihnen rasch vorbei ging, „so viele Mörder gibt es?“

„Du irrst,“ antwortete Samuel, „nur einer unter jenen Männern, der ein Halseisen trägt, hat wahrscheinlich einen Mord begangen.“

„Und die anderen?“

„Sind vielleicht mehrfach bestrafte Defraudanten.“

„Was heißt das?“

„Leute, die Ware über die Grenze schmuggelten.“

Paulines Blick verdunkelte sich, aber sie wagte nicht, was sie dachte, auszusprechen. „Und die anderen?“ fragte sie wieder nach einer Pause.

„Sind wahrscheinlich Diebe.“

„Diebe!“ rief sie schmerzlich, „die vielleicht zuerst aus Not nach einem Brot griffen und ich habe mit Entsetzen, mit Abscheu mein Gesicht von ihnen gewendet! und meine Tränen hätten ihre schwieligen Hände netzen sollen, die vielleicht um ein geliebtes Weib, ein teures Kind vor Hunger zu schützen, nach fremdem Gute sich ausstreckten! O mein Gott, der Du die Herzen prüfst, wirst vielleicht finden, dass dort unter jenen so entsetzlich gezeichneten Kitteln ein würdigeres schlägt und zu Dir sich aufschwingt, als das meine, das oft an Deiner Güte gezweifelt hat!“

Tränen eines unsäglichen Wehs entfielen ihren Augen und

ihr alter Freund suchte vergebens sie zu beruhigen, indem er ihr die Strafgesetze als notwendig, gerecht und heilbringend zeigte. „Unmöglich," fügte er hinzu, „können die Menschen alle gesellschaftlichen Probleme lösen."

„Aber gesellschaftliche Zustände sollen sie zu verbessern suchen," antwortete sie, wenig mehr auf seine Worte achtend, weil sie immer neue Fragen hatte. Als sie in die innere Stadt einbogen, blieben die Kinder vor einem Turme stehen. „Hier sitzen auch Gefangene," sagte Louise. Fragend sah Pauline ihren Freund an. „Ja," sagte er, „leichtsinnige Betrüger, oder solche, die ihre Schulden nicht bezahlen können."

Pauline wurde durch diese Antwort an jene Szene erinnert, die einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte und von einer unerklärbaren Angst ergriffen, eilte sie mit raschen Schritten noch Hause, als ob dort wieder ein Mann im Namen des Gesetzes eindringen könne.

Der alte Samuel und die Kinder hatten Mühe, ihr zu folgen. An dem Aufgang zu ihrer Treppe blieb sie stehen. Sie bat nicht einmal ihren Freund auf ihrem Beischlag ein wenig auszuruhen, sondern reichte ihm schweigend zum Abschied die Hand.

Die Mutter war noch bei den Großeltern und da Marie etwas dahin bringen sollte, baten die Kinder, sie begleiten zu dürfen. Gerne erlaubte sie es, denn im Alleinsein glaubte sie Beruhigung zu finden. Ihr war's , als schmerze ihr das Herz heute noch von einem andern Weh, als dem eigenen und so viele kaum zu bewältigende Gedanken zogen ihr durch den Sinn. Still drückte sie sich in die Ecke ihrer Bank, denn die beiden jungen Leute drüben waren auch auf ihrem Beischlag. Sie hatten sie mit den Kindern und dem alten Samuel kommen sehen und als Pauline ihm die Hand gereicht, ihre Glossen darüber gemacht. Auch jetzt sprachen sie so laut, dass in der stillen Straße manches verletzende Wort bis zu ihr herüberschallte.

Pauline sprang auf und ging in die Stube, in der sie, den Kopf träumerisch auf die Hand gestützt, wohl eine ganze Weile gesessen haben mochte, als es plötzlich läutete. Erst als die Glocke nochmals gezogen wurde, besann sie sich, dass das Mädchen nicht zu Hause sei und sie die Haustüre geschlossen hatte; sie ging nun, sie zu öffnen. Kaum hatte sie es getan. als sie sich plötzlich von den Armen eines Mannes umschlungen fühlte. Die Überraschung, die Dämmerung, ihr träumerisches Wesen, alles vereinigte sich, um ihr die Geistesgegenwart zu rauben. Max, Adolph! sagte sie schwankend. „Also das spröde Täubchen kennt einen Max und einen Adolph!“ rief lachend eine fremde und ihr doch wie bekannte Stimme.

Pauline fand bei diesen Worten ihre Besinnung wieder; sie suchte sich los zu machen.

„Nein, nein, so leichten Kaufes kommst Du nicht davon. — Erst musst Du versuchen, wie nach Max’ und Adolphs, Carls Küsse Dir munden!“ rief lachend dieselbe Stimme. — Mit dem fremden Manne ringend, der seinen Arm aufs Neue um ihre Taille legen wollte, erblickte Pauline in der sich wieder öffnenden Haustür die Gestalt des Leutnants.

„Sie sind Offizier, Herr von Zedler!“ rief sie ihm zu. „Sie tragen den Rock der Ehre. Sie dürfen nicht dulden, dass in Ihrer Gegenwart ein schutzloses Mädchen misshandelt werde.“

„Lass sie los!“ rief der Leutnant.

„Dass ich ein Narr wäre! Ich habe geschworen, sie zu küssen und ich werde es.“

„Das wirst Du nicht!.“ rief abermals der Leutnant, sich zwischen die Ringenden werfend. Pauline benutzte die Überraschung ihres Gegners und entschlüpfte. Sie eilte in die Stube und schloss hinter sich zu und während draußen der laute Wortwechsel der jungen Leute erschallte, weinte sie, den Kopf auf die Stuhllehne

gestützt, bittere Tränen; sie flossen der Hilflosigkeit des Weibes und ihrer eignen Schutzlosigkeit.

Die Mutter kam mit den Kindern erst spät nach Hause. Pauline war schon im Bette. Marie sagte, sie habe über Kopfschmerzen geklagt und sich deshalb so früh hingelegt; aber es war nur geschehen, um der Mutter ihre Erregung zu verbergen, denn Pauline fühlte, dass sie selbst mit ihr vereint die Beleidigung und den Übermut der beiden jungen Leute nicht strafen könne. Sie war entschlossen, sich für immer davor zu schützen.

Den andern Tag benutzte Pauline ihr erstes Alleinsein mit der Mutter, um ihr unter Tränen und mit von Zorn fast erstickter Stimme, die gestrige Szene mehr anzudeuten, als mitzuteilen. Frau Leves war wie sie darüber empört und beschloss gleich dem Leutnant die Wohnung zu kündigen. Pauline sollte es schriftlich tun. Indem sie damit beschäftigt war, brachte ihr Marie ein Billett von dem Leutnant: sie nahm es ruhig, entsiegelte es aber nicht, sondern fügte es zu dem eben geschriebenen und schlug um beide ein Kuvert.

Der Leutnant hatte die Berechtigung noch drei Wochen sein Zimmer zu behalten und Pauline war fest entschlossen, das ihrige lieber wie eine Gefangene zu hüten, als sich einem Begegnen mit ihm auszusetzen. Sie war überzeugt, dass er, obgleich er sie vor dem brutalen Anfall geschützt, doch ihn zuerst unterstützt hatte. War es das Bewusstsein dieser Unwürdigkeit oder ein glücklicher Zufall, er schrieb: dass die erhaltene Kündigung nur der seinen zuvorgekommen sei, denn er wäre nach der Hafenfestung kommandiert und würde in acht Tagen schon sein Zimmer räumen. Zugleich bat er Frau Leves, das Sofa und das Schreibpult für seine rückständige Schuld zu behalten, aber da deren Wert die kleine Summe vielfach übertraf, so wollte Pauline die Absicht erkennen, ihr mittelbar eine Entschädigung für jenen unangenehmen Auftritt zu bieten. Auf ihre Bitte musste die Mutter es ableh-

nen und ihm mitteilen, dass sie suchen werde die Möbel so vorteilhaft wie möglich zu verkaufen, um ihm den Überschuss zuschicken zu können.

Der Leutnant wünschte, dass sie damit nicht eile und vor seinem Auszug berichtigte er seine Schuld, zugleich wie eine Gunst es erbittend, dass man seine Möbel bis zur weiteren Disposition aufbewahre, ja er erbot sich, dafür eine Entschädigung zu zahlen. Er kam, sich persönlich von Frau Leves zu empfehlen, vielleicht auch in der Hoffnung, Pauline noch ein entschuldigendes Wort sagen zu können, aber bei seinem Eintritt flüchtete sie in die anstoßende Kammer und als er fort war, atmete sie erleichtert auf.

Zwölftes Kapitel.

Aus Rücksicht für das Herz der Tochter vermochte Herr Baum nicht den billigen Tisch der Mutter aufzugeben. Und warum Pauline jede Hoffnung entziehen, da er selbst deren hegte? Ja diesem Sinne sagte er auch zu Frau Leves, als sie ihm das leer gewordene Zimmer anbot: „Gerne wäre ich bereit, es zu nehmen, wenn sich nicht Dinge vorbereiten möchten, die entscheidend für meine Verhältnisse werden können. Fallen sie so aus, wie ich hoffe, ja dann . . .“ bedeutungsvoll sah er Pauline dabei an, . . . „wird es mir vielleicht möglich sein, meine eigene Häuslichkeit zu gründen . . .“ Er hielt inne, um die Wirkung seiner Worte zu prüfen. Pauline hatte sie überhört, aber Frau Leves horchte erwartungsvoll und gespannt hin. Geheimnisvoll lächelnd sagte er pathetisch: „Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert.“

Fürchtend, dass seine poetische Ader wieder strömen und er sie durch die Deklamation eines Gedichtes quälen werde, fiel ihm Pauline rasch ins Wort: „Wenn Sie unser Zimmer nicht nehmen können, so weisen Sie uns doch einen anderen Mieter nach,“ sagte sie.

„Wie soll er denn sein? fragte er gespannt.

„Ernst, still und vor allem ein alter Herr.“

Wohlgefällig lächelte Herr Baum, denn er dachte: sie will mir zeigen, dass kein anderer junger Mann sie mehr interessiert. „Das trifft sich gut,“ sagt er nach kurzem Besinnen, „ich kenne

einen Herrn, der ganz so ist, wie Sie ihn wünschen und der ein Zimmer sucht, freilich will er es erst in vier bis sechs Wochen beziehen, aber da er es dann, wenn Sie es wollen, für ein ganzes Jahr gleich nimmt, so kommt es auf eine so kurze Zeit nicht an.“

Herr Baum hielt sein Versprechen; schon den andern Tag führte er Frau Leves einen alten Postbeamten zu, der zwar viele Bedienung forderte, aber dessen Persönlichkeit niemand zu stören drohte. Man vereinigte sich über die Bedingungen und Frau Leves bedauerte nur, dass die Stube so lange noch unbenutzt bleiben sollte. Aber es kam dazu nicht; ein Brief von Adolph verkündigte ganz unerwartet seine Ankunft. Er wollte nach Berlin, um dort sein Staatsexamen zu machen, vorher aber noch die Seinen wiedersehn.

Der liebevollste, aufmerksamste Sohn, der nur einen Lebenszweck zu haben schien, für die Seinen zu wirken, nur ein Streben, sie nicht nur über jedes gegenwärtige oder zukünftige Leid des Lebens hinauszuheben, sondern sie auch für vergangenes zu entschädigen, war Adolph wieder; aber Pauline teilte nicht seine Zuversicht. Warum Hoffnungen erwecken, die nur durch die Gunst des Zufalls erfüllt werden können, dachte sie und bleibt er Adolph treu, wird er es sich selber sein?

Dem erwachenden Misstrauen zu ihm wollte sie doch keinen Raum gewähren, sondern es lieber von ihm selbst bekämpfen lassen, darum sprach sie offen zu ihm und besonders über sein Verhältnis zu Marie, so hieß die Tochter des Regierungsrates, welche man immer in Beziehung zu ihm nannte. Er leugnete, dass sie ernst und bestimmend in sein Leben eingreifen werde, ja er behauptete, dass nur seine Eitelkeit und seine Sinne von ihr befangen genommen wären, sein Herz aber frei geblieben sei. „Umso schlimmer,“ sagte Pauline, „dann treibst Du mit den heiligsten Gefühlen ein Spiel, das Du verlieren kannst und sicher wirst Du dadurch andere, wenn nicht Dich selber täuschen ....“ Er

lachte zu ihren Worten und aus den seinen erkannte sie leicht, dass er an die Beziehung dachte, welche Max zu ihr gefunden, obgleich er darüber schwieg. Er sagte nur, dass er kaum einen Berührungspunkt mit diesem noch habe, denn zwischen den verschiedensten Entschlüssen schwankend, vergeude er in resultatlosem Streben seine Mittel und seine Zeit.

Die Anwesenheit des Sohnes wirkte dieses Mal nicht so belebend wie früher auf die Mutter. Von Sorgen gequält, vermochte sie nicht, sich ungeteilt der Freude hinzugeben. Sie hätte jetzt, um sich aufzurichten, empfangen müssen und war noch immerfort bestrebt zu geben. Den letzten wertvollen Gegenstand, den sie besaß, eine goldene venezianische Kette, verkaufte sie um zu dem Examen des Sohnes etwas beitragen zu können. Wie tausendfach wollte er es ihr ersetzen!

Die Liebe zur Mutter war allein das einheitliche innige Band, das die Geschwister vereinte. Schärfer als früher erfasste jetzt wohl Adolph Paulines eigentümliches Wesen, aber seine Natur wich zu sehr von der ihrigen ab, als dass er ihr hätte gerecht werden können. Ihre Verschiedenheit sprach sich zwar nur in Worten aus, aber sie fand immer widersprechende und scharfe für die nichtigen Dinge, die ihr Bruder ihr unter schönen Namen geben wollte. Ja, sie wagte es, einmal ihn zu warnen, dass er sich von dem äußeren Leben mit seiner oft alles bessere erdrückenden Gewalt nicht gefangen nehmen lassen solle, sondern es beherrschen lerne.

Nur ein Lächeln hatte er für ihren Rat. Er nannte das Ringen und die fruchtlosen Bemühungen nach dem Idealen töricht und verderblich. Nach den wirklichen Gütern des Lebens, nach Ansehen und Reichtum müsse man streben, in ihnen liege ein begreiflicher Zauber, denn die Sinne können sie fassen und die Arme sich nach ihnen ausstrecken; man kann sie besitzen und genießen, während die höheren Schätze des Lebens verfliegen, wenn man sie

greifen will. Nur wer von den Strömungen des Lebens unberührt bleibt, meinte er, könne, was sie die Kraft der Freiheit nenne, sich bewahren und bald zeigte es sich, wie wenig er geneigt war, sie selbst bei andern gelten zu lassen.

Die Sympathie des Herrn Baum für die Familie Leves wurde durch Adolph noch vermehrt. Zu dem Reiz, den die Schwester auf ihn übte, kam nun noch der Stolz auf den Doktortitel des Bruders. Die Familie machte eine Ausnahme von den gewöhnlichen, warum sollte man sie denn nicht auch mit ihr machen? Er schloss sich an Adolph, soviel es sich eben machen ließ, an und bat ihn eines Tages, nach Tisch ihn auf eine Promenade zu begleiten. Gern war dieser dazu bereit, denn er merkte wohl, dass Herr Baum einen besonderen Wert darauf legte, mit ihm Arm in Arm die Straßen zu durchstreifen. Heute schien das nicht der einzige Zweck seiner Aufforderung zu sein, denn er führte ihn auf einen entlegenen Wall, um ungestört mit ihm plaudern zu können und bald ging er auf persönliche Beziehungen über. Er erzählte Adolph manches von sich und sagte zuletzt: „Wie Sie aus dunkeln Verhältnissen, habe auch ich mich durch meine Talente, durch meinen Geist hervorgearbeitet und bin bei der Gemeinde sehr beliebt."

„Ich habe," fiel ihm Adolph mit einem ironischen Lächeln ins Wort, „von Ihrer ausgezeichneten Stellung bei derselben gehört."

„Sie nennen meine Stellung ausgezeichnet, lieber Freund, aber sie ist es nur durch die Achtung, die ich überall genieße, nicht durch den Gehalt, den ich dafür bekomme."

„Der ist nur selten in Übereinstimmung mit den Leistungen, besonders wenn sie, wie von Ihnen, vorzüglich und gewissenhaft erfüllt werden."

„Man erkennt meine Verdienste an. Ich habe Gönner, welche wissen, was sie an mir haben. Mich kann so leicht kein

anderer ersetzen und darum hat der Vorstand auch in seinem eigenen Interesse beschlossen, mir 150 Tlr. Zulage zu geben.“

„Ich gratuliere Ihnen dazu.“

„Ich bin von Ihrer Teilnahme überzeugt, denn nicht nur eine entfernte Verwandtschaft, sondern mächtigere Gefühle verbinden mich mit ihrer Familie.“

„Wahrhaft froh bin ich darüber, dass die Mutter an Ihnen einen solchen Freund gefunden hat.“

„Vielleicht findet Sie noch mehr in mir,“ sagte Herr Baum geheimnisvoll lächelnd.

„Seien Sie im Voraus meines Dankes gewiss für alles, was Sie den Meinen Freundliches gewähren.“

„O, es soll mehr als freundlich sein, denn . . . doch hören Sie erst. Ich habe jetzt 500 Taler Gehalt und dabei noch manche Nebeneinkünfte. Ich bin also ein gemachter Mann.“

„Gewiss,“ sagte Adolph artig, „und was noch mehr ist, ein ehrenwerter.“

„Fügen Sie nur noch hinzu, auch ein liebenswürdiger, denn, weiß der Himmel — aber Sie können mir auf Ehre glauben, es werden mir von allen Seiten die besten, ja sogar glänzende Heiratsanträge gemacht. Ich habe immer gesagt: unter 4000 Taler gebe ich mich nicht weg und wer weiß, ob ich nicht diese Summe noch erreiche; wenn ich warten will, gewiss.“

„O, Sie sind noch mehr wert!“ rief Adolph lachend.

„Nun, das wollen wir nicht eben untersuchen, denn wissen Sie, eitel bin ich nicht,“ erwiderte Herr Baum mit affektierter Bescheidenheit, „aber ich bin nun einmal ein seltsamer Mann. Mein Sinn steht nach Höherem als nach dem Mammon und darin habe ich Ähnlichkeit mit Ihrer Schwester Pauline, die auch nach dem Erhabenen und Edlen strebt. Sie glauben nicht, wie viele Sympathien wir haben.“

„Ei. Wirklich,“ sagte Adolph erstaunt.

„Aber ich habe bis jetzt das nur gefühlt, nicht danach geforscht — denn ich bin, wie Sie richtig sagten, ein Ehrenmann. Ich wollte keine Hoffnungen erregen, wenn ich nicht die Aussicht hatte, sie zu erfüllen.“

„Wen wollten Sie durch trügerische Hoffnungen nicht täuschen?“ fragte Adolph dringend.

„Nun, ich mag es nicht leugnen: Ihre Schwester.“

„Pauline!“ rief Adolph erstaunt.

„Nun welche denn, etwa eine von den Kleinen?“ fragte Herr Baum lachend. „Ja,“ fügte er ernst hinzu, „ich habe es längst gemerkt, dass Pauline sich für mich interessiert, aber mit 350 Taler Gehalt kann ein Mann wie ich nicht daran denken, ein armes Mädchen zu heiraten.“

„Lieben Sie denn meine Schwester?“

„Ja, ich glaube, ich liebe sie; freilich nicht so wie die Dichter die Liebe beschreiben . . . aber sie gefällt mir. Sie hat etwas so Apartes, so Nobles und dabei ist sie doch so einfach und immer so fleißig. Sie ist nicht putzsüchtig, nicht gefallsüchtig, kurz sie wird gewiss eine sehr ordentliche Frau werden, die den Groschen umzudrehen weiß und keine Ansprüche macht; das ist ebenso viel wert als Geld, denn es erspart nach einer Reihe von Jahren so viel wie eine Mitgift ausmacht.“

„Sie möchten also meine Schwester, natürlich wenn Sie sich mit ihr verständigt haben, auch ohne Mitgift nehmen?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Aber sie wissen doch, dass sie kein Geld hat!“

„Ja, das weiß ich, aber Sie wissen vielleicht nicht, dass Ihre Schwester Ansprüche machen kann an die Perlsche Stiftung. Ich habe nachgerechnet, dass Sie von des Vaters Seite entfernt verwandt mit der Familie des Gründers derselben sind. Ich habe Connexionen, die werde ich geltend machen.“

„Wie viel beträgt die Summe, welche junge Mädchen als Mitgift daraus erhalten?“

„Achthundert Taler; es ist freilich sehr wenig, aber man kann sich damit einrichten und auch etwas zurücklegen. Für eine anständige Aussteuer müssen die anderen Verwandten sorgen. Sie sehen also, dass ich doch Pauline liebe, denn ich möchte sie selbst mit achthundert Talern nehmen, obgleich eine andere Familie mir zweitausend Taler mit ihrer Nichte bieten lässt und vielleicht, wenn ich mich verstehen möchte, die älteste Tochter zu nehmen, noch die Mitgift erhöhen würde.“

„Sie sind großmütig und edel,“ sagte Adolph geteilt zwischen Ernst und Ironie.

„Ja wie gesagt, ich bin ein seltsamer junger Mann, der seinen eignen Weg geht.“

„Weiß Pauline von Ihrer Absicht?“

„Ich glaube nicht, nur einmal habe ich ihr gesagt: dass wenn mein Geschick sich günstig ändern möchte, so wäre ich des hochherzigsten Entschlusses fähig.“

„Haben Sie bei uns von der Zulage gesprochen, die Sie erhalten haben?“

„Nein, tun Sie es; doch bitte ich noch keinen bestimmten Antrag damit zu verbinden, sondern mich morgen erst zu dem Herrn Perl zu begleiten.“

„Ich kann das nicht ohne Rücksprache mit meiner Mutter.“

„So werde ich allein gehen. Wie lange bleiben Sie noch hier?“

„Einige Tage.“

„Bis dahin kann sich schon manches entscheiden und ich hoffe unsere Freundschaft soll noch eine innigere werden.“

„Auch ich wünsche es,“ sagte Adolph zerstreut und wenig das beachtend, was Herr Baum ihm noch auf dem Wege bis zu seiner Wohnung auseinandersetzte; aber mit einem herzlichen Händedruck nahm er von ihm Abschied. Er selbst ging noch nicht nach

Hause, er wollte das eben Vernommene erst in sich verarbeiten. Sein erstes Gefühl sagte ihm zwar, dass Herr Baum kein Mann für Pauline sei, dass sie an seiner Seite verkümmern müsse; aber sie ist arm, dachte er und ohne Aussicht für die Zukunft, der Mutter jetzt mehr eine Last als eine Erleichterung. Verheiratet kann sie vielleicht eher die Sorge, welche die Erziehung der anderen Schwestern verursacht, vermindern, indem sie eine derselben zu sich nimmt. In diesem Sinne sprach er zu Pauline, als er sie des abends allein zu Hause fand.

„Herr Baum," schloss er seine Auseinandersetzung, „bietet Dir zwar nur eine beschränkte, aber anständige Existenz und Du solltest eigentlich darin eine Gunst des Geschickes erkennen."

Schweigend und aufmerksam hatte Pauline ihm zugehört, aber ihr Blick, den sie forschend auf ihn gerichtet hielt, verdunkelte sich von Tränen, doch bald hob sie das Haupt, das sich wie unter einer neuen Last senken wollte, mutig empor.

„Du rätst mir also zu dieser Heirat?" fragte sie scharf und bitter.

„Gewiss, obgleich ich begreife dass Baum nicht Deinem Ideale gleicht."

„Nie wird er mein Mann werden!" rief Pauline heftig. „Treibt die Not mich zum Äußersten, so vermiete ich mich als Magd und übernehme willig die gröbsten Arbeiten. Nie würde ich mich dadurch entehrt fühlen, aber ich wäre es, wenn ich diese Ehe einginge."

„Du bist wie immer exaltiert!" rief Adolph ärgerlich, „sage mir lieber vernünftige Gründe, wenn Du solche wirklich gegen diese Verbindung haben kannst."

„Du wirst sie doch nicht anerkennen, denn Du hast oder willst vielmehr für mich kein Verständnis haben," sagte sie traurig.

„Du selbst scheinst keines für unsere Verhältnisse zu haben, sonst würdest Du anders denken."

„Ich will mich ihnen beugen bis zur Selbstverleugnung, aber nicht bis zur Selbstentwürdigung.“

„Du tust als wärest Du eine Prinzessin, die sich etwas vergibt, wenn sie Herrn Baum heiratet.“

„O, wie wenig kennst Du mich, wenn Du den Grund meiner Weigerung in äußeren Verhältnissen suchst.“

„So liebst Du Max und hoffst noch auf ihn, aber“ . . .

„Längst habe ich ihn in meinem Herzen aufgegeben.“

„So sei nicht töricht. Nimm einen Antrag an, der sich Dir nicht zum zweiten Mal bieten wird.“

„Ich kann es nicht.“

„Denke an die Mutter!“

„Wohin hat es geführt, dass sie sich dem Willen ihres Vaters gefügt hat?“

„Das Schicksal kamt man nicht lenken.“

„Aber mutig ertragen, was es uns bescheidet, wenn wir selbst es erwählen.“

„Wo ist denn Freiheit?“

„Bei einem sittlichen und ernsten Willen.“

„Du nennst unsittlich, was dir widerstrebt.“

„Nein, nur was jeder reinen Natur widerstreben muss: die Berechnung, die Heuchelei, die Lüge.“

Sage dafür die Erfahrung, die Klugheit, die Selbstverleugnung und alles gewinnt ein anderes Ansehen.“

„Nur dessen Schein und ein Schein würde mir nie genügen, ja selbst nicht der Glanz, der ihn deckt und hüllt er mich in Sammet ein und drückte er einen Goldreif auf mein Haupt.“

„Welche Phantasterei! Doch kann ich Dich nicht von dem Wahren und Richtigen überzeugen, so wird es die Mutter tun.“

„Ich beschwöre Dich!“ rief Pauline indem sie Adolphs Hand ergriff und mit ihren Tränen netzte, „sprich zu der Mutter über diese Angelegenheit kein Wort; sie muss ihr verborgen bleiben, denn

sie würde sie wie Du beurteilen und auch das Unmögliche von mir fordern.“

„Wenn sie es fordert, wird es Dir nicht mehr unmöglich erscheinen. Du kannst durch diese Verbindung sie mancher Sorge überheben, ihr Leben verschönen.“

„Du irrst auch darin. Herr Baum ist geizig. Er würde die spärlichen Mittel, die er mir bieten kann, noch überwachen und mein Opfer wäre selbst nach dieser Richtung hin fruchtlos. Sei nicht grausam und mache mir keine Einwürfe, Du kannst meinen Entschluss nicht erschüttern, aber Du beweist dadurch, dass Du kein Mitleid mit mir kennst.“

„Kann man es mit einer Törin haben?“ fragte Adolph hart.

„Auch das noch,“ sagte Pauline leise und ihren tränenfeuchten Blick senkend — aber konnte sie selbst um der Mutter willen schwanken, wo es sich um die Wahrhaftigkeit ihrer inneren Natur handelte? Sie bat nur nochmals den Bruder, der die Mutter von den Großeltern abzuholen ging, dass er ihr nichts von ihrer Unterredung mitteile und nach einigem Zögern versprach er es ihr.

Adolph vermied es am andern Tage mit Pauline allein zu sein, aber seine kurzen und scharfen Worte zeigten ihr, dass er ihr immer noch zürne. Ehe sie suchen konnte, sich mit ihm zu verständigen, rückte die gefürchtete Mittagsstunde heran; Pauline machte sich heute so viel in der Küche zu schaffen, dass sie erst mit den Speisen zugleich in der Stube erschien.

Herr Baum stand am Fenster und hatte eine Rose in der Hand, welche die beiden kleinen Mädchen ihm abzuschmeicheln suchten. „Die schönste der Schwestern soll sie haben,“ sagte er pathetisch, indem er auf Pauline zuschritt und ihr die Rose überreichte. Sie nahm sie ohne zu danken. „Nein,“ erwiderte sie rasch, „geben Sie sie lieber der artigstem und das bist Du, Luise, denn Amalie hat heute einen Auftrag von mir nicht ausführen wollen.“

Das Gesicht des Herrn Baum verdunkelte sich, als er die

Rose in der Hand der Kleinen sah; schweigend und verdrießlich setzte er sich zu Tisch. Adolph suchte ihn von seiner Verstimmung zu zerstreuen; er erzählte die pikantesten Anekdoten, die selbst der Mutter ein heiteres Lächeln abgewannen und Herrn Baum anregten, auch sein Licht leuchten zu lassen. Pauline allein blieb teilnahmslos. Nach Tische setzte sie sich mit ihrer Arbeit zur Mutter, weil sie sich unter ihrem Schutze sicher vor jeder Erklärung glaubte und wie zu ihrer Beruhigung beschlossen Herr Baum und Adolph, trotz des rauen Wetters eine Promenade zu machen.

„Was werden die Beiden verabreden?“ fragte sich angstvoll Pauline, „werden sie die Mutter von allem unterrichten und mit ihr vereint meinen Widerstand zu besiegen suchen? O, mein Gott, nur das nicht!“ seufzte sie still, indem sie auf die Mutter hinblickte.

Frau Leves hatte eben die Arbeit ein wenig ruhen lassen. „Es wird mir auf einmal so dunkel, dass ich kaum sehen kann,“ sagte sie. „Mit dem nächsten Jahre, hoffe ich, wird unsere ärgste Not zu Ende gehen und ich werde nicht mehr nötig haben, so angestrengt zu arbeiten. Adolph will nach Beendigung seines Examens nach Königsberg zurück; er hofft, bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft dort leicht Praxis zu finden, ich aber glaube, noch leichter eine reiche Braut. Meine Kusine, die eine schöne Tochter hat, scheint sehr geneigt, sie ihm zu geben; wenigstens schließe ich das aus den Andeutungen, die sie früher mir gemacht hat. Das Mädchen ist sanft und wohlerzogen und wäre ganz eine Frau für Adolph, wie er sie nur wünschen kann; selbst dass sie noch sehr jung ist, macht sie dazu geeignet. Bekommt er sie, dann tritt er Dir gewiss von ihrer reichen Mitgift einen kleinen Teil ab; Du kannst Dich dann vorteilhaft verheiraten und nimmst vielleicht Luise zu Dir. Ich bleibe mit Amalie allein, brauche wenig zu arbeiten und kann mir die nötige Ruhe gönnen. Geht es erst meinen Kindern gut, werde ich sicher keine Not leiden.“

„Wir können Dir nie vergelten, was Du für uns tust!“ sagte Pauline mit vollem Herzen.

„Und doch kann ich Euch nicht das geben, was ich möchte, obgleich ich es an Anstrengung nicht fehlen lasse und manchmal schon glaube, dass ich erliegen muss.“

„Fühlst Du Dich denn leidend?“ fragte Pauline besorgt.

„Nun, so eigentlich nicht, aber oft tief verzagt, wenn so viele Sorgen mich drücken; doch mein Vertrauen auf Gott richtet mich dann immer wieder auf. Er verlässt die Witwen und die Waisen nicht.“

Pauline schwieg und die Mutter begann, als die Wolken sich verzogen hatten, wieder zu arbeiten, während die Blicke der Tochter sich immer aufs Neue auf sie richteten. Mit meinem Herzblut, dachte sie, möchte ich Deine Sorgen verwischen; ja willig für Dich sterben, aber leben nicht an der Seite . . . nicht einmal in Gedanken konnte sie den Satz vollenden. Das Blut stieg ihr zum Herzen und eine namenlose Angst ergriff sie. Nur einen Augenblick wollte sie aufstehen, doch ihre Arbeit durfte nicht ruhen; sie zwang sich sie fortzusetzen, aber ihre erhöhte Farbe verriet der Mutter ihre Erregung und sie einem Kopfschmerz, an dem Pauline hin und wieder litt, zuschreibend, riet sie ihr, sich in ein warmes Tuch zu hüllen und auf den Beischlag zu gehen. Dort atmete sie auch freier auf und obgleich die Luft rau und kalt war, setzte sie ihre Arbeit fort und tief über sie gebeugt, erhob sie erst den Blick, als eine sanfte Stimme neben ihr sagte: „Warum suchst Du mich nicht mehr auf?“ Es war ihr alter Freund, der zu ihr sprach.

„Dank, herzlichen Dank, dass Sie es tun!“ rief sie, ihm die Hand reichend. „Aber ich konnte nicht kommen, mein Bruder ist seit acht Tagen hier.“

„Das macht Dich wohl recht froh?“

Schweigend schüttelte Pauline das Haupt: „Wir denken so verschieden," sagte sie nach einer kleinen Pause.

„Bei Euren wichtigen Lebensfragen wird sich wohl noch nicht ein so großer Unterschied herausgestellt haben," sagte Samuel lächelnd.

„O doch," erwiderte Pauline, „denn überspannt nennt er alle meine Ansichten und nur den Lebensweg, den er verfolgt, will er mir als den allein richtigen zeigen."

„Merk' Dir eines, mein Kind: Die gerade Linie ist auch in der Moralität für die Erkenntnis der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten, dem des Prinzips und dem des Resultats."

„Ja, ja, der gerade Weg," wiederholte Pauline leise. „Aber," fügte sie laut hinzu, „mein Bruder sucht den Zwiespalt in meine Seele zu werfen, er möchte mich schwankend machen, wo ich sonst keine Wahl sah."

„Für den moralischen Menschen gibt es keine Kollisionsfälle," meinte Samuel.

„O, Sie haben Recht; aber für die Schwachen gibt es immer welche; doch Ihre Worte erheben mich, sie tun mir immer so wohl!"

„Ich möchte gerne einmal durch eine Tat Dir nützen, doch das wird wohl ein frommer Wunsch bleiben; aber sag', kann ich es vielleicht durch eine Vermittlung?"

„Ich wüsste nicht wie?" antwortete Pauline befremdet.

„Ich bin mit dem alten Perl befreundet; er kann frei über die Stiftungsgelder disponieren."

„Welche Stiftungsgelder?"

„Zum Besten armer Bräute," antwortete Samuel und forschend sie ansehend, fragte er: „Willst Du Dich denn wirklich verheiraten?"

„Nein, um des Himmels Willen, nein! Wie kommen Sie auf diese Frage?"

„Herr Baum bemüht sich zu beweisen, dass Du verwandt mit dem Gründer jenes Fonds bist.“

„Ich beschwöre Sie!“ rief Pauline, die Hand des alten Samuel ergreifend und mit ihren Tränen netzend, „zeigen Sie unwiderruflich nach, dass wir nie eine Beziehung zu jener Familie hatten!“

„Das kann ich freilich nicht, wohl aber, dass andere jetzt noch nähere Rechte haben. Ich wusste wohl, dass Du an dem Gelde keine Freude haben würdest und weniger noch an den Folgen, die es herbeiziehen muss.“

„Vor denen werde ich mich schützen, aber ich möchte den Kampf darüber vermeiden.“

„Fürchte nichts, wenn die Ursache fortfällt, kann auch kein Kampf sein“

„Ah, steht es so!“ rief Pauline lachend, „nun desto besser.“

„Aber Du musst schweigen!“

Pauline hatte nur Zeit, ihrem Freunde ein Zeichen des Einverständnisses zu machen, denn die Kinder kamen eben aus der Schule und begrüßten ihn mit lautem Jubel. Seine Anwesenheit, glaubten sie, verbürge ihnen einen Spaziergang. Pauline sah auf ihre unvollendete Arbeit und zu dem trüben Himmel auf. „Auch ich kann heute nicht spazieren gehen,“ sagte der Alte. „Aber,“ fügte er zu den betrübten Kindern hinzu, „haben wir nächsten Sonnabend schönes Wetter, so führe ich Euch einen ganz neuen Weg in einen großen Garten, wo Ihr nach Herzenslust herumspielen könnt.“ Durch dieses Versprechen wurden die Kinder beruhigt. Aber Luise musste er es noch durch einen Handschlag bekräftigen. „Forderst Du ihn auch?“ fragte er Pauline. Wie betrübt über diese Frage, sah sie ihn mit ihren seelenvollen Augen an, so dass er teils zur Versöhnung, teils zum Abschied ihr schweigend die Hand reichte.

Mit ihrem Bruder hatte Pauline vor seiner Abreise noch eine

Unterredung, in der sie die Waffen, die er ihr pries, nun einmal gegen ihn selbst brauchen wollte. Sie antwortete deshalb auf sein Drängen, sich für Herrn Baum zu entscheiden, ausweichend und meinte, er müsse sich doch zuerst an sie selbst wenden. „Er hat noch manches Bedenken, das Deine Freundlichkeit zu ihm allein besiegen kann.“ „Welches Bedenken?“ forschte Pauline. Hatte Adolph Scheu es ihr zu sagen, oder schwieg er, weil die Mutter hereintrat? Pauline wusste es nicht, wohl aber, dass mehr als eine äußere Entfernung sie von nun an von ihrem Bruder getrennt hielt.

Nicht durch den leisesten Zweifel war Frau Leves Vertrauen zu dem Sohne getrübt worden. Mit Segenswünschen entließ sie ihn und gern gab sie ihre ganzen Ersparnisse zu seinem Examen hin. Immer noch suchte sie vor jedem fremden Auge ihre Armut zu verhüllen, denn der Druck der Verhältnisse hatte in ihr jenes starke Selbstgefühl gereift, das selbst das Mitleid fürchtet und jeden Mangel künstlich zu verbergen sucht. Pauline teilte jetzt ihre Ansicht und ihr Streben; sie mied es, sich andern Mädchen anzuschließen, mit denen sie, seit der Verheiratung der Tante, leicht in Berührung kommen konnte. Sie lebte abgeschnitten von allen äußeren Beziehungen und still wie immer; was sie am meisten entbehrte, waren die Spaziergänge mit ihrem alten Freunde, die der Winter beendete. Wieder auf die eine Stube angewiesen, die das Schlaf-, Arbeits- und Wohnzimmer der ganzen Familie war, konnte sie ihn nicht einmal bitten, ihr ein freies Stündchen zu schenken. Nur hin und wieder brachte er ihr am Sonnabend Nachmittag ein Buch, aber er verweilte nur bei ihr, wenn er sie, was selten war, allein fand.

Herrn Baum musste es wohl nicht gelungen sein, Paulinens Anrecht an jenen Stiftungsfond geltend zu machen, denn sein direkter Antrag blieb aus, nur auf indirekte Weise suchte er um ihre Gunst zu werben. Der Erfolg schien seiner Erwartung nicht zu entsprechen und nicht ermutigt in seiner Bemühung, konnte

seine verletzte Eitelkeit sich nur durch den Gedanken beschwichtigen: dass Paulines Verstand selbst eine keimende Liebe zu unterdrücken vermocht hätte, welche von keinem glücklichen Geschick begünstigt wurde. Bei ihrer Vorsicht und Energie glaubte er sie jetzt weniger ihm gegenüber in Gefahr, denn er hielt sich, trotz seiner Rechtschaffenheit, nicht mehr für verpflichtet, den Mittagstisch aufzugeben. Warum sollte er der Familie auch noch den Freund entziehen, wenn er ihr nichts mehr als ein solcher sein konnte?

Er fasste den Entschluss, einstweilen nicht zu heiraten und er wurde ihm dadurch erleichtert, dass sich niemand fand, der seinen Wert ganz zu würdigen wusste und bereit war, den bestimmten Preis für seine Hand zu zahlen. Aber das mochte er weder als Folgerichtigkeit gelten lassen, noch als Zufall anerkennen; er leitete daraus lieber ein neues Verdienst für sich ab: das der Entsagung und Selbstüberwindung. Nicht den Schmerz wollte er Paulinen bereiten, ihn mit einer andern vereint zu sehen und oft, wenn ihr Liebreiz unverhüllt hervortrat, sagte er sich wieder: Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert! — Und weil er es nicht wusste, glaubte er sich berechtigt, sie hin und wieder durch ein Hoffnung verheißendes Wort zu ermutigen, besonders wenn ihre Stirn umwölkt war, ihre Brust sich durch einen Seufzer hob. Nur schien sie ihm zu resigniert. Ihre früher so scharfe, oft auch rücksichtslose Widerspruchslust war verschwunden und sie ließ es ruhig gelten, wenn er den Reichtum zum Verdienst, das Ansehen, das er gewährte, als eine ihm schuldige Anerkennung hervorhob; ja, sie hatte sogar ein Lächeln für seine Anekdoten und wenn sie sah, dass der Blick der Mutter sich bei seinem Eintritt erhellte, dass die Kinder, für die er oft eine Näscherei hatte, oder eine andere Kleinigkeit, die sie erfreute, ihm entgegen sprangen, so hatte auch sie für ihn eine freundliche Begrüßung.

Er wusste freilich nicht, dass Pauline sich selbst zu vergessen

strebte in dem Verlangen, so viel sie vermochte, der Mutter zu sein, welche ihrem Herzen immer teurer wurde, seit ihr Verstand erkannte, dass Adolph vielleicht nie erfüllen werde, was jene von ihm erhoffte. Immer seltener und kürzer wurden seine Briefe und obgleich er es durch die Anstrengungen des Examens entschuldigte und vorgab, davon ganz absorbiert zu sein, fand Pauline selbst in den Worten, welche er an die Mutter richtete, nicht die alte Innigkeit und aus seiner Erkundigung nach den Geschwistern leuchtete nicht einmal eine wahre Teilnahme hervor. Alles, was er schrieb, schien ohne inneren Zusammenhang und mehr aus dem Verlangen hervorgegangen, was ihn erfüllte, zu verbergen als mitzuteilen.

Ihr war's, als ziehe sich eine schicksalsschwere Wolke über ihre gedrückten Häupter zusammen und als müsse sie sich der Mutter noch fester anschließen, um sie. sie wusste freilich nicht, womit und wovor, zu schützen. Immer überzeugender fühlte sie, dass sie selbst nichts fordern, nichts erwarten dürfe. und dass in der Pflichterfüllung allein ihr Leben seine Aufgabe und seinen Abschluss finden müsse. Aber es gab Stunden, in denen es ihr unendlich schwer fiel und sie glaubte dann: dass die Ursache davon in ihren Gedanken liege, die sie über den Kreis erheben, in den sie gebannt war; darum suchte sie alles zu vermeiden, was die jüngeren Geschwister diesem entfremden konnte und mit Befriedigung sah sie, dass sie in harmloser Kindlichkeit ein volles Genüge in dem ihnen angewiesenen Raum fanden.

Luise war heiter, fleißig und voller Güte, Amalie ein wenig eigensinnig, aber praktisch und unermüdlich, immer auch bereit, was sie in dem ersten Augenblick verweigerte, in dem andern zu tun. Beide sahen entschieden der Mutter ähnlich und nahmen schon durch ihre Schönheit für sich ein; sie hätten die Hoffnung und die Freude jeder begründeten Häuslichkeit vermehrt, aber Frau Leves sah durch sie, in dem Gefühl jener Mutterliebe, die das

Geschick der Kinder fürsorgend lenken möchte, noch das Traurige ihrer eigenen Lage vermehrt. Dennoch konnte sie sich nicht dazu verstehen, Luise ihren Eltern zu geben, die, um ihr die Last des Hausstandes zu erleichtern, für ihre Erziehung sorgen wollten. Von der Not gedrängt, wollte sie ihre Magd abschaffen, die Kinder aus der Schule nehmen und zu häuslichen Beschäftigungen benutzen; aber ihr Entschluss kam nicht zur Ausführung. Die alte Marie und Pauline vereinigten sich, um den Kindern noch das Zusammenleben mit heiteren Genossinnen zu bewahren, die eine, indem sie einem Teil des bis jetzt empfangenen Lohnes entsagte, die andere, indem sie ihre Bedürfnisse auf das Äußerste beschränkte und den Ertrag ihres Fleißes ungeschmälert hergab.

So war der Winter ernst und sorgenvoll wie immer für die Familie verflossen. Die einzigen Ruhepunkte ihres angestrengten Lebens bildeten die Festtage und der Sabbath, den Frau Leves mit den jüngeren Kindern fast ganz bei ihren Eltern zubrachte, während Pauline es vorzog, hin und wieder mit ihrem alten Freunde zusammen zu kommen oder allein zu bleiben, um ungestört lesen zu können.

In eine fesselnde Lektüre versenkt, merkte sie es eines Freitagsabends nicht. dass gleich nach dem Weggehen der Mutter mit den Kindern geläutet wurde und erst als Marie hereintretend, ihr geheimnisvoll zuflüsterte, dass ein junger Mann sie zu sprechen wünsche, blickte sie auf. Erstaunt sah sie die Verlegenheit der alten Magd, mit der diese ihrer Antwort entgegensah, während sie einen blanken Taler zwischen ihren Fingern gleiten ließ. „Lass niemand herein!“ rief sie ängstlich, indem sie an den Leutnant und ihren Nachbar dachte. „Auch mich nicht?“ fragte eine Stimme, die sie erbeben machte und in die Tür trat eine schlanke Gestalt.

„Max!“ rief sie außer sich, ihm entgegeneilend.

„O, Du Liebe, Edle!“ sagte er, sie umschlingend und einen

Kuss auf ihre Stirn drückend, „ich musste noch einmal Dich sehen, damit durch Deinen Anblick mir der Friede werde!“

Pauline zitterte; sie hörte nicht, was Max zu ihr sprach, sie lauschte nur dem Ton seiner Stimme. Hatte er also noch ihre Seele in seiner Gewalt? konnte er sie zwingen, sich einer Neigung hinzugeben, über die sie sich erheben wollte? O und diese Neigung hatte sie wahrlich nicht glücklich gemacht! — Aber nichts ist ja so heilig wie eine echte Neigung und muss man nicht die Weisheit fürchten, die nicht aus dem Herzen kommt? Erfüllte Max dennoch ihr Herz? Sie richtete sich aus seinen Armen auf, aber nicht als ob der erste wilde Sturm des Entzückens mit seinem Tränenschauer der Wonne vorübergebraust wäre, nein, der hatte sie nicht ergriffen, nur die Überraschung hatte sie bewältigt.

„Ich glaubte Sie nie wiederzusehen sagte sie.

„Was hilft es, wenn man das Bild, das man verehrt, vom Altar seines Herzens verdrängt, früher oder später muss man es doch wiederaufrichten, aus seinem Anblick Mut zu schöpfen, um hinaus ziehen zu können zum heiligen Kampf. O, Du meine Heilige, weihe mich dazu!“ rief Max mit Ekstase, indem er vor Pauline, die, um ihr Zittern zu verbergen, auf einen Sessel gesunken war, hinkniete.

Eine Überschwänglichkeit, die man nicht teilt, erstickt den Funken, den sie anfachen will; so war es bei Pauline, die bei Max’ Worten, deren Sinn sie kaum verstand, nur dachte: Ist das der Jüngling, bei dessen Anblick alle Melodien, die in mir schlummerten, erklangen, der alles, was ich Schönes und Großes mir erträumte, verkörperte? Der aus einem schönen Traum zur schönen Wirklichkeit mich erweckte, in der ich kaum zu atmen wagte, um das, was ich für Sinnentäuschung hielt, nicht zu verscheuchen? — O, warum vermochte sie nicht wieder in die alte Traumseligkeit zu verfallen? Aber ihr Auge ruhte mild, doch klar

auf ihm, denn nicht mit ihrem Herzen, mit ihrem Geist erfasste sie ihn jetzt.

Durch ihr Schweigen beunruhigt, erhob er den in ihren Schoß gesenkten Kopf und sagte, selbst ruhiger: „Ich fühle, Du verstehst mich nicht. O, warum haben unsere Lebenswege sich getrennt? Wären wir vereint geblieben, dann hätte meine Begeisterung die Deine entzündet, denn ich weiß, Deine Seele vermag alles Erhabene zu fassen und Du selbst hättest mich zu dem Werk geweiht, das ich vollführen helfen will."

„Aber ich kenne es nicht."

„Wie, ist nicht bis zu Dir der Ruf eines unglücklichen heldenmütigen Volkes gedrungen, dessen Erwachen den lebhaftesten Enthusiasmus erregt hat und das längere Zeit schon strebt, seine unwürdigen Fesseln zu lösen, die es vier Jahrhunderte mit Schmach und Elend tragen musste? Mitten unter den edelsten Trümmern der alten Welt, auf dem Ursitze der europäischen Zivilisation kämpfen die Hellenen schon seit Jahren und was zuerst aus dem Naturkampfe der Verzweiflung hervorgegangen, läutert sich immer mehr und wirft zündende Funken in alle Herzen, die für die Freiheit glühen. Ja, es gibt noch wahre Griechen, denn sie zeigen die Begeisterung, den Heldenmut und die glänzenden Naturgaben, vielleicht auch die Fehler, gewiss aber den Tatendurst ihrer Ahnen, deren Gräber und Ruhm mitten unter dem Zusammenstoße des Morgenlandes mit dem Abendlande sie so treu bewahrt haben. Dieses Volk, das Jahrhunderte lang das Feuer der Vaterlandsliebe zu hüten wusste, muss erst den Todeskampf auskämpfen, ehe die letzte Wurzel seines Daseins abgehauen werden kann. . . . Es wird dahin nicht kommen, denn sie — bis jetzt die Knechte des Orients — werden sich zu freien Bürgern erheben, unbekümmert um das Kunstgefüge des europäischen Staatenbundes, der jünger ist und veränderlicher als der geistige, sittliche und politische Bildungstrieb der Griechen, welcher Europa selbstständig gestaltet hat,

dieses Europa, das die um Hilfe Flehenden Jahre lang zurückstieß, ohne einen Entschluss zu fassen, wie ihn die Nachwelt von unserm Zeitalter zu erwarten das Recht hat!

Aber die Könige begreifen nicht, dass die Herrschaft der Türken nie die Legitimität war. welche nur durch eine vollkommene Vermischung der Sieger mit den Besiegten und dem gleichen Schutze vor dem Gesetz geheiligt wird. Diese Bedingung wurde den Griechen nie erfüllt, darum ist es natürlich, dass sie ihrem Nationalgefühl folgen und dass die Stunde bald schlagen wird, in der sie ihren Platz mitten in der Zivilisation wieder einnehmen. Die Monarchen wollen ihnen nicht dazu verhelfen, darum muss es jeder tun, der noch der Begeisterung für das Edle fähig ist.“

Max hatte mit glühender Erregung gesprochen, indem er die Stube auf und ab ging, aber seine Glut senkte sich nicht in Paulines Herz, vielleicht zog es sich krampfhaft zusammen, als sie erkannte, dass ihr Bild nicht mehr, wie ihr sein Kommen verheißen, in seinem Herzen lebte, denn als er vor ihr stehen blieb und: „Nun verstehst Du mich doch?“ sie fragte, antwortete sie: „Ich begreife und bewundere den heldenmütigen Kampf der Griechen, denen ich von ganzer Seele den Sieg wünsche, aber ich bin zu subjektiv um über die Idee, dass ein fremdes Volk hochherzig und todesmutig um seine Freiheit ringt, alles andere vergessen zu können, obgleich ich schon als Kind es natürlich fand, dass mein Onkel in den Freiheitskrieg zog. Damals wäre es eine Schmach gewesen, wenn ein Mann oder ein Jüngling sich davon ausgeschlossen hätte und ich erinnere mich deutlich, wie die Berichte von den Schlachtfeldern, welche meine Großeltern erhielten, zum Gemeingut für alle wurden, wie sich selbst meine kindische Phantasie ihrer bemächtigte und ich später nichts mit größerem Interesse hörte und las, als was darauf Bezug hatte.“

„Jetzt,“ sagte Max, „hat sich in der engen Umgebung Dein

Blick verdüstert und er ist zu schwach um zu schauen, was Dichter begeistert und was selbst besonnene Männer unterstützen.“

„Und kann ich mich nicht zu jener objektiven Höhe aufschwingen, von der aus das Geschick des Einzelnen schwindet und nur das der Völker hervortritt, um unsern Blick zu fesseln, so ist der meine vielleicht desto schärfer für das Nahestehende — darum Verzeihung, wenn ich Sie frage: ob der Segen Ihrer Eltern Sie auf Ihre neue Bahn begleitet.“

„Seit einem halben Jahre ist meine Mutter tot; sie war es, welche meinen Entschluss, mich der heiligen Sache der Griechen zu weihen, nicht zur Ausführung kommen ließ, während mein Vater meinen Vorsatz mit Gründen bekämpfte, die ihn nur verstärken können, denn sie entspringen aus Egoismus und Philisterhaftigkeit. Er sucht sich sein einziges Kind zu erhalten und ist nicht hochherzig genug zu denken, dass es besser ist, es ruhmvoll sterben, als nutzlos leben zu sehen.“

„Aber warum nutzlos?“ fragte Pauline.

„Was kann jetzt einem brennenden ehrgeizigen Herzen genügen?“

„Nie findet es ein vollkommenes Genüge, ist es nicht zuerst in der Erfüllung der Pflicht,“ antwortete Pauline.

„O, die fordert von uns nur das Eingehen auf das Gewöhnlichste, das Hingeben an das Leerste und Richtigste, das den Sinn, der sich auf das Höhere richten will, herabzieht und das, sobald wir versuchen wollen in lichtere Regionen aufzusteigen, uns peinliche Erdenlasten zu tragen gibt, die uns wieder auf das Niveau des ewig Gestrigen zurückbringen.“

„Das ewig Gestrige kann auch das rein Menschliche enthalten und menschlich allem Menschlichen ergeben sein und dennoch die himmlische Abkunft nicht vergessen und dennoch kämpfen mit der Tyrannei und Lüge, die überall sich eindrängt und noch mächtig

ist, erscheint mir auch als eine Aufgabe, die würdig ist gelöst zu werden," sagte sie warm.

„An dieser Aufgabe zersplittern sich unsere besten Kräfte. Wer wird auch auf einem Sumpfboden ein Haus bauen wollen, dass uns nach einem geschäftigen Müßiggang nur ein haltloses Obdach gewährt, wenn man die Säulen zu einem Tempel aufrichten sieht, in den man mit einer auserwählten Schar einziehen kann."

„Sie sehen schon ein glücklich erreichtes Ziel und sind noch im Kampfe. Haben Sie sich auch geprüft, ob Sie darin wirklich der Eifer für eine heilige Sache leitet? Die Unstetigkeit, die Sucht nach Außergewöhnlichem und der Ehrgeiz können Sie auch dahinführen, denn die Erdenreste setzen sich überall an."

Max, der seine ruhelose Wanderung durch das Zimmer fortgesetzt hatte, blieb abermals vor Pauline stehen, indem er bitter rief:

„Wie, auch Du verkennst mich! und in meinen schönsten Träumen fand ich immer das tiefste Verständnis bei Dir! Ich wähnte schärfere Blicke, als jeder andere in Dein reines Herz getan zu haben. Ich glaubte, dass Du die Logik der gewöhnlichen Welt nicht anerkennst, dass, wie durch eine höhere Intuition sich Dir eine andere erschließen kann und Du mich, der ich Dir teuer zu sein hoffte, mit einem anderen Maß als dem gewöhnlichen messen würdest."

Max schien den Widerspruch nicht zu bemerken, der darin lag, dass er Freiheit und Gleichheit für alle forderte und doch für sich eine Ausnahme gelten lassen wollte; Pauline aber erkannte ihn wohl, denn sie schwieg, weil ihr seine Begeisterung und Aufopferungssucht nur wie eine erhöhte, verklärte Selbstsucht erschien."

„So bin ich denn wieder bitter enttäuscht worden," fuhr er heftig fort, „und wie ich durch Deinen Bruder gelernt, dass die Freundschaft nur eine Täuschung, so sehe ich jetzt, dass auch die

Liebe nur ein Wahn ist. Ich glaubte, Du empfändest sie für mich und ihre Unwandelbarkeit würde sich selbst ohne äußere Verbindungsmittel bewähren!“

Erstaunt sah Pauline zu ihm auf; ihre schönen Augen schimmerten in einem feuchten Glanze, aber sie senkte sie nicht und indem sie das Beben ihrer Stimme, aus der ein unterdrücktes Weh hervorbrechen wollte, zu beherrschen suchte, sagte sie mehr sanft als vorwurfsvoll: „Musste sie nicht verkümmern, da kein inniges Wort sie ermutigte, kein Hoffnungsschimmer sich wie nährender Tau darauf senkte?“

„Die wahre Liebe zieht ihre Nahrung aus sich selbst.“

„Die wahre Liebe fordert nicht immer, sie gibt auch, aber wer ein leichtsinniges Spiel mit ihr treibt, wer sie zu erwecken sucht, ohne sie zu empfinden, der wird sie nie besitzen. Wer immer nach einem Ideal sucht, das er nicht auf Erden finden kann, weil es nur in seiner Einbildung lebt, wird alles, was ihn reizt, ergreifen, aber wenn er die irdische Beimischung, die nirgend fehlen kann, bemerkt, es fallen lassen. Immer wird er das Trügerische seiner Illusionen erkennen und wohin kann das führen?“ fragte sie schmerzlich.

„O!“ rief Max triumphierend, „diese Teilnahme zeigt mir, dass ich Dir dennoch teuer bin und glaube mir auch, Dein Bild hat immer in mir gelebt und in meinen besseren Stunden habe ich mein Heiligstes davor niedergelegt. Aber konnte ich mein Leben mit dem Deinen verbinden, da es noch keinen Abschluss gefunden? konnte ich Dir zum Halt werden, während ich selbst noch schwankte? Nein, ich durfte Dein Schicksal nicht binden, ich musste Dich frei geben, selbst auf die Gefahr hin, von Dir vergessen zu werden!“

Welche Selbsttäuschung! dachte Pauline mit Bitterkeit, für Großmut anzunehmen, was nur Leichtsinn und Unbeständigkeit war. Wem Denken und Fühlen nur Schein ist, muss dem das Leben nicht auch wie ein Schein verfließen?

„Aber diese Selbstüberwindung," fuhr er fort, „verließ mich auf dem Scheideweg meines Lebens. Ich musste, wenn ich je Dir kummervolle Stunden bereitet habe, Deine Verzeihung dafür erhalten und Dein Segen soll mich auf die neue Bahn begleitete."

„Ich möchte Sie davon ablenken."

„Nein, nein, das kann selbst Deine Liebe nicht, denn obgleich Du für mich das heiligste weibliche Wesen bist, so . .."

„Fürchten Sie nichts," fiel ihm Pauline rasch in's Wort, „meine Liebe will Sie nicht fesseln, nur frei machen von dem Wahn, dass Sie das Glück und die Befriedigung finden werden, wo Sie beide jetzt suchen."

„Die Freiheit und der Ruhm sind allein wert, dass man sein Leben dafür entsetzt."

„Ehe Sie die eine zu schauen vermögen, werden Sie sich von der Anarchie angeekelt finden, die vor ihr herschreitet, denn ehe der Kranz des Ruhmes ein Haupt schmückt, muss es viele tiefe Wunden empfangen, viele blutende Schmerzen gefühlt haben. Prüfen Sie sich, ob Sie so herbe Erfahrungen, so viele trübe Täuschungen ertragen können, ohne in dem heiligen Eifer zu wanken, der Sie nie verlassen darf, wenn Sie sich einer großen Sache weihen wollen."

Max schwieg. Er war erstaunt, ja verletzt, dass Pauline, der er sich, vielleicht sich selbst unbewusst, wie mit einem Nimbus zeigen wollte, mit dieser Schärfe ihn und die Verhältnisse erfasste, ja auf die Spitze stellte. War dies das einfache Mädchen, das nur durch unwillkürliche Äußerungen ihr tiefes Gemüt und ihren Geist verraten hatte? Woher kam ihr in ihrem stillen Leben diese Erkenntnis?

Die läuternde Kraft des Unglücks war ihm nicht bekannt, darum wusste er auch nicht, dass, nährt man mit seinem Herzblut die Gedanken, die man mit geschlossenen Lippen hüten muss, sie sich noch schärfen, wenn sie statt klar heraustreten zu können, im-

mer auf Schranken stoßen, an denen sie sich reiben. Ihm hatte das Glück das Leben stets leicht gemacht; es hatte ihm alle Güter, die es verschönen können, gegeben, nur nicht die Gabe sie zu erfassen und da der Besitz ihn ernüchterte, so machte der Verlust auch keine aufwühlende, schaffende und läuternde Wirkung auf ihn. Vielleicht war es der harten Schule des Lebens vorbehalten, seinen Charakter zu stählen, sein Herz zu reifen und sein Nachdenken zu üben. Aber reichten seine Kräfte auch aus, gegen die Wogen des Unglücks zu kämpfen, oder werden sie über ihn zusammenschlagen?

„Liegt denn nicht schon in der Größe und Heiligkeit der Tatsache die Bürgschaft, dass man sie nicht verlassen kann?“ fragte Max nach einer Pause.

„Wenn das wäre,“ sagte Pauline mit einem Seufzer, „so würde sich keine Freundschaft, keine Liebe lösen und nie würde man die falschen Götter neben dem wahren Gotte angebetet haben.“

In dieser Äußerung glaubte Max einen stillen Vorwurf zu erkennen. „Dem Einzelnen gegenüber sind wir dem Irrtum verfallen und indem wir uns selbst täuschen, täuschen wir auch ihn,“ sagte er wie entschuldigend, „aber bei großen Begebenheiten sitzt die Welt zu Gericht und selbst wenn Du Dich von ihrem Urteil nicht leiten lässt, kannst Du doch nicht an der gerechten Sache der Griechen zweifeln.“

„Ich zweier auch nicht daran, aber . . .“

„Du zweifelst an mir . . . O, wie das schmerzt . . . und dennoch kann ich leichter als Du verzeihen, obgleich der Vorwurf, den Du, wenn auch verhüllt mir machst, zurück auf Deinen Bruder fällt. Mit welcher schwärmerischen Glut habe ich mich an ihn angeschlossen, wie sicher glaubte ich in ihm alles zu finden, was mir fehlte! ... Aber ich sah mich in allem, was ich von ihm hoffte, in allem, was ich durch ihn erstreben wollte, getäuscht. Ja, selbst das Gefühl der Freundschaft, das er mir zeigte, erwies sich als unhaltbar, als es erst sich ganz bewähren sollte. Damals

erschien mir auch die Liebe, die uns erst so kurz vereinte wie ein schöner Traum!“

„Betrachten wir sie auch jetzt als einen solchen und scheiden wir in Frieden,“ sagte Pauline wehmütig.

„Nein, ich vermag es nicht!“ rief Max leidenschaftlich „Nun, da ich Dich wiedergesehen, erkenne ich wieder, dass Du allein der segnende schützende Engel meines Lebens werden kannst und nicht um Deine Verzeihung, um Deine Liebe möchte ich auf’s Neue flehen! O, sie kann nicht ganz erstorben sein; lass mich mit dem Atem, der aus meinem Innern strömt, den schlummernden Funken in Dir erwecken. Erwärme Dich an meiner Glut; setzte Dich selbst als des Kampfes Preis, der mein Leben krönen und abschließen soll und Du wirst sehen, dass ich unverändert zu Dir zurückkehre!“ rief er, indem er, wie um sich ihrer zu versichern, sie an sich zog.

Sanft machte sich Pauline aus seinen umschlingenden Armen los, während sie mit bewegten aber immer fester werdender Stimme sagte: „Wenn die Erinnerung an mich zum schützenden Talisman für Sie werden kann, so bewahren Sie sie, aber verknüpfen Sie damit keine Pläne für die Zukunft; die ihre ist einem andern Streben, einem anderen Sieg geweiht, als dem über ein schwaches Mädchenherz.“

„Das sich hinter kalte Berechnung verschanzt, das sich nicht hingeben will, weil es zu schwach ist, ein schwankendes Geschick zu tragen!“ rief er bitter.

Schmerzlich lächelte Pauline, schon wollte sie sagen: es kann eher einem schwankenden Geschick, aber sicherer sich selbst vertrauen als Du … aber sie schwieg.

„Da ist Adolph’s Geliebte ein anderes Wesen,“ fuhr Max erregt fort, „und welcher Fehler man sie auch zeihen mag, sie kennt die wahre Hingebung, die wahre Liebe! Sie ist, sogar wider den Willen der Eltern, zu entfernten Verwandten nach Berlin, nur

in der Absicht gegangen, ihm näher zu sein. damit nicht Fremdes sich zwischen sie drängen kann, damit sie Mut und Ausdauer aus einem innigen Zusammenleben schöpfen.“

„O mein Gott!“ rief Pauline mit einem wahren Herzensschrei, auf einen Stuhl sinkend und mit ihren Händen das Gesicht bedeckend.

„Was ist Dir um des Himmelswillen!“ rief Max angstvoll, indem er versuchte, ihre Hände loszulösen; sie ließ sie ermattet in ihren Schoß sinken und die tränenfeuchten Augen erhebend und wie in’s Leere vor sich hinstarrend, seufzte sie schmerzlich: „O meine arme, meine geliebte, unglückliche Mutter!“

In Augenblicken eines hohen reizbaren Zustandes schaut die tiefbewegte Seele oft über den engen Kreis der Gegenwart hinaus und empfindet den Moment und Zukünftiges, Nahes und Fernes in einem vorahnenden gemischten Gefühl, sei es des Glückes oder des Schmerzes.

„Wie!“ fragte Max erstaunt, „siehst Du denn Unglück und Zwiespalt, wo Adolph vielleicht nur von einer Vergrößerung des Familienglückes träumt?“

„O, fragen Sie nicht.“

„Du hast Recht, selbst das Bild einer geliebten Mutter, selbst Adolphs Glück oder Unheil soll sich in den letzten Augenblicken nicht zwischen uns drängen, denn sie sind gezählt. Ich muss noch heute weiterreisen.“

„Heute!“ wiederholte Pauline mechanisch, als hätte sie nur das eine Wort gehört.

. „O, mache mir keinen Vorwurf daraus! Ich muss, weil mein Vater. . . doch das ist unwesentlich, vielleicht ebenso, ob ich direkt nach Griechenland gehe, um mich dort dem Stammcorps der Deutschen unter General Normann anzuschließen, oder dem Vereine in Stuttgart. Auch in Marseille befindet sich ein Comité der Société Philanthropique en faveur des Grecs , an

dessen Spitze Chateaubriand, Larochefoucault, Lafitte und viele andere Ehrenmänner stehen. — Aus allen Ländern könnte ich Dir die edelsten Namen nennen, die hochherzig für die Griechen wirken, aber selbst das größte dichterische Genie unseres Jahrhunderts, der edle Lord Byron, lässt sich von den nachteiligen Berichten, welche so viele in ihren Erwartungen bitter getäuschten Philhellenen machen, nicht abhalten, sein Blut und sein Vermögen den Unterdrückten zu weihen! Dieser Name allein kann Dir schon Bürge sein, dass es edel ist, sich an einem Kampfe zu beteiligen, der einen solchen Mann unter seinen Streitern zählt ...“

„So möge das Glück Sie begleiten,“ sagte Pauline mit Innigkeit, obgleich sie nur zerstreut Max‘ Worte gehört hatte.

„Es wird mit mir sein, wenn Du mir Deine Liebe erhältst, denn lass mich glauben, dass nicht der Widerstreit unserer Empfindungen unsere Herzen von einander lösen kann, sondern dass nur der Wechsel des Lebens uns trennt. Dein Bild wird mich immer umschweben, Deine Augen, die so mild und tief mir in die Seele schauen … o lass mich sie küssen und Deinen süßen Mund!“

Willenlos ließ sich Pauline von Max’ Armen umschlingen, sie duldete still seine glühenden Küsse, denn seine Zärtlichkeit leuchtete über diese letzten Augenblicke, wie eine milde Verklärung, welche oft einen sanften Glanz über die Erde wirft, wenn das Abendrot verglüht. — Nur mit Überwindung riss er sich von ihr los. Noch einmal drückte er sie an sich und stürmte davon.

Die alte Magd, die währenddessen im Hause gesessen, kam, nachdem sie Max hinausgelassen hatte, mit dem Recht, das lange und treue Dienste ihr gaben, in die Stube, um sich, wie sie wähnte, an dem Glück ihrer Jungfer zu laben. Sie war erstaunt, Pauline, die den Kopf tief auf den Tisch gesenkt hatte, in einer so traurigen Stellung zu finden und sie sanft mit der Hand berührend, sagte sie: „Aber was haben Sie denn?“

„O, meine Mutter,“ seufzte Pauline.

„Soll ich Madame holen? Hat es der junge Herr so eilig?“

„Ich bitte Dich,“ sagte Pauline nach einer kleinen Pause mit Selbstüberwindung, „sage der Mutter nicht, dass er hier gewesen ist.“

„Aber wenn er wiederkommt?“

„Er wird nicht wiederkommen.“

„Wie, so haben Sie sich mit ihm erzürnt?“ fragte Marie, indem sie dadurch zum ersten Male verriet, dass sie den zärtlichen Abschied, den Max bei seiner ersten Anwesenheit von Pauline genommen, bemerkt und daraus geschlossen hatte, was er ihr war.

„Nein, das nicht, aber wir sind auf immer getrennt,“ antwortete Pauline fest.

Dreizehntes Kapitel.

Monate waren seit Paulines Wiedersehen mit Max verflossen, ohne dass irgendeine Nachricht ihr sagte: ob er an den ruhmvollen Taten der Griechen sich beteiligte. Aber mehr als sein Geschick beunruhigte sie die Wendung, die Adolph dem seinen zu geben schien und aus dem Saatkorn des Schmerzes und des Zweifels, das Maxs Bemerkung über ihn in sie geworfen hatte, entfaltete sich, von ihren stillen Tränen benetzt, immer üppiger wuchernd, die Pflanze des Misstrauens, welche die schwachen Sonnenblicke ihrer freudenlosen Tage beschattete. Zwischen den Zeilen in Adolphs jetzt so seltenen Briefen las sie die Bestätigung dessen, was sie fürchtete und nicht einmal den Trost hatte sie, dass eine große schicksalslenkende und bewältigende Leidenschaft ihn beherrschte, denn überall fand sie Widersprüche Den leichtsinnigsten Bemerkungen folgten hochherzige Entschlüsse, welche freilich nie zu Taten sich gestalteten und neben den flüchtig kalten Erkundigungen nach den Geschwistern standen die glühendsten Worte an die Mutter, die allein das Band zu bilden schien, das ihn noch an die Familie fesselte. Wird es immer so mächtig sein, um ihn von einem Schritt zurückzuhalten, der früher oder später ihn von ihr trennen musste? Noch suchte sie das Traurigste von sich zu weisen, denn Paulines Phantasie war zwar in Hoffnungen und Bildern für ihr eignes Leben erschlafft, aber gerne ergriff sie den schwächsten unscheinbarsten Stoff, um daraus ein schützendes erwärmendes Gewand für die

Zukunft der Mutter zu weben und darum regte es sie auch so freudig auf, als Frau Leves eines Tages von ihren Eltern kommend ihr mitteilte, dass sie alle endlich wieder einmal durch einen Brief ihres Bruders erfreut worden. Die Erinnerung an diesen Onkel hatte Pauline immer mit Liebe gehegt, denn mit den schönsten Bildern ihrer Kindheit war auch sein Bild verwebt und mit jedem Jahre noch die Teilnahme für ihn gewachsen.

Nach dem Freiheitskrieg hatte er sich einem Kreise frischer kraftvoller Glaubensgenossen angeschlossen, welche voll Selbstgefühls und von dem Bewusstsein ihres Wertes gehoben, auch gern sein eigentümliches Wesen erkannten und wahre Sympathien für ihn hegten, denn sie begrüßten in ihm den jungen Mitstreiter für die Ideen, welche die Zeit bewegten und beurteilten ihn nicht nach äußeren Glücksumständen, nicht nach Schulzeugnissen, sondern nach dem was aus seinen Augen und Worten hervorleuchtete und den wahren Gehalt seines Innern verriet.

Diese Männer fühlten die Not der Zeit und hatten darunter gelitten. Ihre Kräfte hatten sie im Kampfe mit dem Feind gestählt und geübt und sich unter das Panier Preußens gestellt, indem sie die allgemeine Devise: für Gott, König und Vaterland! auch zu der ihren machten, obgleich sie von dem letzteren nicht anerkannt worden waren. Diese Anerkennung glaubten sie nun mit ihrem Blut errungen zu haben und hielten sich befähigt den Segen des Sieges zu teilen. In alle Ecken des staatlichen und sozialen Lebens, wähnten sie, müsse man nun mit der Fackel der Vernunft hineinleuchten können und fordern, dass alles was sei, sich vor dem Gedanken und der scharfen Prüfung der Gerechtigkeit zu bewähren habe.

Bald sahen sie sich bitter enttäuscht und die Verheißung, die sie ermutigt hatte, sich für die verschiedensten Lebenswege vorzubereiten, blieb unerfüllt. Man forderte nach wie vor von ihnen, dass sie den Erfolg des Strebens, nach allen Richtungen hin ihre

Kräfte dem Vaterlande zu weihen und ihm ehrenvoll zu dienen, mit einem ehrlosen Ableugnen dessen, was ihnen das Heiligste sein musste, erkaufen sollten.

Nur Wenige verstanden sich, von äußeren Verhältnissen gedrängt oder einem falschen Ehrgeize verleitet, dazu; vielleicht aber auch aus dem Drange, ihre geistigen Kräfte nicht brach liegen zu lassen. Um ihren Abfall zu beschönigen, bildeten sie sich ein neues geistreich verfälschtes Evangelium, aber für die echte Wahrheit, die sich nur in der tiefsten tüchtigsten Durchbildung des Charakters zeigt, mochten sie wohl Sinn und Herz, ja überhaupt die Fähigkeit der Würdigung verloren haben.

Mit Bewusstsein empfanden aber alle das, in jener Zeit allen Wahrheitsliebenden gemeinsame Gefühl des Missbehagens, das so leicht entsteht, wenn der heilige Rausch der Begeisterung entschwunden ist, in dem man wähnt, selbst der Macht des Bestehenden gegenüber alles erringen zu können. Mancher bessere Geist in jugendlichen Gemütern wendete in bitterer Selbstironie seine Kräfte frevelnd gegen sich selbst, weil er es wie einen Spott des Schicksals erkannte, das ihm so viele schöne Fähigkeiten. und den reinen Willen sie zu benutzen, ohne die Gelegenheit dazu, gegeben hatte. Die kräftigsten Charaktere aber hielten an dem Glauben, dass der Humanismus durch die siegende Gewalt seiner Natur früher oder später Wurzel fassen werde, selbst in den Herzen derer, welche sich seiner aus egoistischen Gründen entziehen möchten. Wenn er erst durch die Reinheit und den Adel seiner Tendenz, durch die Vernunftmäßigkeit und Folgerichtigkeit seines Inhalts jeden Einwand entkräftigt, das Vorurteil und den Hass verstummen macht, schonungslos das Ungerechte und Böswillige richtet, dann muss er siegend den Wahn zerstören: dass ein Unrecht heilig sein könne, weil es so lange existiert und von unzurechtfertigen willkürlichen Gesetzen geschützt wird!

Noch wollte man der Wahrheit nicht die Schranken öffnen,

damit sie nicht alle Mauern durchbrechen, alle Fesseln lösen könne; doch über die längste Nacht triumphiert endlich das Licht und den fortrollenden Strom der Zeit kann man nicht zu einem Sumpfe abdämmen.

Diesen Glauben teilte auch der junge Magnus, der sich unter den schwersten Entbehrungen nach und nach die notwendigsten Kenntnisse angeeignet hatte, um zur Universität gehen zu können, aber da er sich zum Arzt nicht berufen fühlte und als Jurist auf keine Anstellung hoffen durfte, gab er seine wissenschaftlichen Studien auf, um Kaufmann zu werden. Durch eine Empfehlung fand er sogleich eine Stelle in New-York und dort Gelegenheit genug, das interessante Studium der Welt und der Menschen zu verfolgen. Dass er es mit Vorteil getan, bezeugten seine Briefe, aus denen eine seltene Reife des Geistes sprach und dennoch eine ausgleichende Milde. Sein Herz hatte durch die bitteren Erfahrungen, die er gemacht, sich nicht in sich zusammengezogen und mit ungeschwächter Innigkeit hing er an den Seinen.

Wenig von äußeren Verhältnissen begünstigt, gelang es ihm erst spät sich eine selbstständige Stellung zu erwerben. Das Vermögen, das er rasch darin gewann, ging ihm bei einer Krisis in der Handelswelt bald wieder verloren, doch mit ihm nicht die Energie aufs Neue danach zu streben. Nun glaubte er dem Ziele, das er sich gesteckt, wieder näher zu sein. Ein junger reicher Engländer, der seine kaufmännische Ausbildung in New-York vollendet hatte und ihm zum Freunde geworden war, wünschte, dass er die Stelle als Disponent in dem großartigen Geschäft seines Vaters in London annehme. Um sich mit demselben zu verständigen und die Verhältnisse näher kennen zu lernen, reiste er jetzt dahin. Er verhieß von dort her bald Nachricht von sich zu geben, oder wenn es möglich, selbst zu kommen. Einstweilen bat er für die Summe, welche er hinzufügte, sie war den Verhältnissen nach nicht unbedeutend, Geschenke für die jüngere Generation der Familie zu kau-

fen, damit sie sich seiner erinnere, besonders aber seine kleine Pauline, sein munteres „Rehchen“ zu bedenken.

Wie wenig passte diese Bezeichnung für Pauline, in der nicht einmal momentan die harmlose Heiterkeit ihrer Jugend auftauchte, denn nachdem sie kaum das freudige Gefühl empfunden hatte, durch die Hingabe ihres Geschenkes die Mutter von ihren drückendsten Sorgen zu befreien, erfuhr sie mit unzweifelhaften Beweisen, dass Adolph zugleich sein Examen gemacht, seine Religion verlassen und sich verheiratet habe.

Krampfhaft zog sich ihr Herz unter dem neuen Schlage zusammen. Kaum vermochte sie ohne Tränen die Mutter anzusehen, denn sie fühlte, dass Adolphs Abfall ihr das Leben verkürzen werde und ihr von Sorgen und Anstrengungen geschwächter Körper sicher der Vernichtung ihrer schönsten Hoffnungen erliegen müsse. Oft erschien sie ihr schon wie eine Sterbende und gerne hätte sie für sie ihr Leben hingegeben, aber sie konnte nichts tun als ihr das Geschehene zu verbergen suchen und mit sorgender Angst überwachte sie von nun an ihre Wege und ihren Umgang.

Willig entsagte sie ihrem höchsten Genuss, ihrem Spaziergange mit ihrem alten Freunde, den sie nur hin und wieder auf dem Beischlag sprach. Sonnabends wich sie zum Erstaunen der Mutter nicht von ihrer Seite. Frau Leves sah ihre Begleitung mit Vergnügen, denn sie glaubte darin ein Zugeständnis für die Verhältnisse zu erkennen, in denen Paulines Leben bestimmt war, sich abzuspinnen. Jetzt, wo sie ihre Isolierung aufgab um sich ganz der Mutter zu weihen, erwachte in derselben wieder der Wunsch, sie durch die Ehe versorgt zu sehen. Die Pläne, welche sie, um dieses erwünschte Ziel erreichen zu können, entwarf, belebten und beschäftigten sie und Pauline hütete sich wohl deren Unausführbarkeit nachzuweisen. Sie widersprach selbst nicht, als Frau Leves ihren Einfluss aufbieten wollte, um ihr Anrecht auf die Perlsche Stiftung geltend zu machen, aber sie glaubte, es werde zunächst

durch die Vermittlung ihres Großvaters geschehen. Zu ihrem Schrecken machte die Mutter aber eines Tages bei Tisch zu Herrn Baum eine Bemerkung, die darauf hindeutete.

Er verstand sie sogleich, das erkannte Pauline aus der ausweichenden Antwort, die er gab und aus dem wehmütig schmerzlichen Blick, den er auf ihr ruhen ließ, indem ein tiefer Seufzer ihm entschlüpfte, denn seit Pauline selbstverleugnend und sanfter geworden, war er überzeugt, dass diese Veränderung nur aus dem Wunsche, sein Herz zu rühren, hervorgegangen wäre und er fürchtete, es könne ihr gelingen. Alle Tage aufs Neue musste er sich mit den Waffen der Vernunft rüsten, um nicht dem Zauber ihrer Gegenwart zu erliegen, aber ihn zu fliehen vermochte er nicht, denn er hatte dafür, wie immer für alles, was er tat, den edelsten Grund.

Frau Leves befremdete es, dass Herr Baum den angedeuteten Gegenstand ihres Gespräches nicht weiter ausspann, sondern fallen ließ; sie wusste ja, wie gern er sich immer bereit zeigte, sich als unterrichtet in allen Verhältnissen zu bewähren und vermittelnd darin einzugreifen. Was hat er denn heute? dachte sie, doch auf seine Freundschaft rechnend, beschloss sie offen mit ihm zu reden. Aber Pauline ein Gespräch zwischen beiden verhindern wollend, kam ihr zuvor, indem sie zu Herrn Baum sagte:

„Wenn es Ihre Zeit erlaubt, so setzen Sie sich ein wenig zu mir auf den Beischlag. Ich habe endlich ein Buch von Lafontaine, den Sie mir so dringend empfohlen haben, gelesen und da es eben das ist, was Ihnen so sehr gefällt, möchte ich mit Ihnen darüber ein wenig plaudern.“

„Zum schneidenden Vorwurf mache ich es mir, Ihnen seine Bücher empfohlen zu haben,“ erwiderte er, „denn jetzt sehe ich klar, dass Sie recht haben, wenn sie fragen: wozu nützt es so viele Romane zu lesen? O, ich fühle es nur zu sehr, dass jeder starke

vernünftige Mann sie meiden muss, denn sie machen seinen Verstand konfus und bringen sein ruhiges Herz in Aufruhr.“

„So arg haben diese Bücher auf sie gewirkt?“ fragte Pauline lächelnd.

„Nun sagen Sie selbst, meine Teure, muss es nicht aufregen und zur Verzweiflung treiben, wenn man sieht, wie in allen diesen Werken treue Liebe belohnt wird? wie immer zur rechten Zeit Schätze gefunden werden, reiche Onkel aus der Erde hervorwachsen um alle Hindernisse wegzuräumen und jede Kluft mit Gold auszufüllen? Wann begibt sich das noch bei uns? Wenn unsere Onkel sterben, so vermachen sie uns eine Witwe zu ernähren, oder eine Kusine zu verheiraten ... Und die Schätze, die wir in dem Schrank unserer Großeltern finden können, sind ein alter Talmud, oder ein Beutel mit Gesetzesriemen und Schnurfäden.“

„Weder den Nachteil noch den Nutzen, den das Lesen ähnlicher Bücher gewährt, will ich untersuchen, sondern einfach mit Ihnen den Inhalt des Romans, den Sie mir geliehen, besprechen. Kommen Sie . . .“

Herr Baum war entzückt über diese Aufforderung, nie hatte er eine ähnliche erhalten; schon griff er nach seinem Hut um Pauline zu folgen, aber Frau Leves rief verdrießlich: „Ich begreife nicht, warum Du heute mit einem Mal solche Lust zum Plaudern hast. Sorge lieber dafür, dass die Kinder zur rechten Zeit in die Schule kommen. Du siehst, Louise denkt nicht daran, ihre Sachen zusammenzusuchen und Amalie ist wieder bei Marie in der Küche. Übrigens habe ich mit Herrn Baum zu sprechen. Sie haben doch ein Viertelstündchen für mich Zeit?“

Gern hätte er es verneint, aber er war ja eben bereit gewesen Pauline

zu folgen, darum ließ er sie allein mit ihrer Arbeit vor die Tür gehen und blieb zurück. Aber ans dem Viertel- wurde ein Halbesstündchen und noch immer verweilte er bei Frau Leves. Mit steigendem Herzpochen sah Pauline nach der Tür.

Welch' Unheil hatte sich für sie heraufbeschworen? was wurde drinnen verhandelt? Wenn sich die Mutter mit Herrn Baum verständigte, wenn sie von ihm forderte . . . .!

Ihr blieb nicht Zeit, diesen Gedanken weiter auszuspinnen, denn eben schritt Herr Baum mit gerötetem Gesicht, den Hut in der Hand auf sie feierlich zu . . . Wollte er ihr einen Heiratsantrag machen? Sie zitterte, atmete aber erleichtert auf, als er begann:

„O, grausame Härte des Geschickes, das mit Hohn trennt, was sich mit Sympathie zueinander gezogen fühlt. Was hilft es, wenn edle Seelen sich erkennen und vereinen, „denn," sagt Thekla im Wallenstein, „kommt das Schicksal rau und kalt, ergreift des Freundes liebende Gestalt und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde."

„Aber was haben uns denn die Rosse des Schicksals zermalmt?" fragte Pauline lächelnd.

„O, Sie sind groß, Sie können noch scherzen, während mir das Herz gepresst ist. Flößen Sie mir etwas von Ihrem Mut ein, damit ich das Schwere tragen lerne."

„Wie, Sie als Mann wollen, dass ich schwaches Mädchen Sie stütze?" fragte sie lächelnd.

„O, wie gern wäre ich Ihre Stütze geworden — aber diese süße Pflicht werde ich nie erfüllen können."

„So muss ich meine Energie verdoppeln."

„Wird sie sich auch bewähren, wenn . . . ich nicht mehr wiederkommen sollte?" —

„Wie!" rief Pauline, erschreckt an den Ausfall denkend, den dadurch die Einnahme des kleinen Hausstandes erleiden würde. „Sie werden uns doch nicht für immer verlassen wollen!"

„Gegen das Geschick kämpfen selbst die Götter vergebens."

„Ich bitte Sie, lassen Sie Ihre poetischen Reminiszenzen,

setzen Sie sich und sagen Sie mir: warum wollen Sie nicht mehr zu uns kommen? . . . Habe ich Sie verletzt?“

„O Pauline, Sie sind ein Engel!“

„So seien Sie ein Mann, üben Sie Selbstbeherrschung …. Lassen Sie die Mutter nichts ahnen.“

„Sie hat alle meine Empfindungen erraten und zürnt mir.“

„Aber was kann sie Ihnen denn zum Vorwurf machen?“

„Meinen Mangel an Vertrauen zu Gott. Sie nennt kleinmütig, was doch nur aus der zärtlichsten Fürsorge für ein geliebtes Wesen entspringt, denn man kann leiden und dulden, aber nicht Entbehrungen verhängen über. . .“

„Das ist edel und hochherzig gedacht!“ fiel ihm Pauline rasch in’s Wort.

„Wie wir uns verstehen!“ rief er pathetisch, indem er ihre Hand ergriff. „Aber noch gebe ich nicht alle Hoffnung auf!“

„Nähren Sie keine und erwarten Sie nichts von dem Zufall.“

„Bin ich recht unterrichtet, so hat er Ihnen doch einen reichen Onkel beschieden. Wie wäre es, wenn wir an ihn schreiben möchten?“

„Nimmermehr, denn ich habe von ihm nichts zu erbittern. Aber Sie beschwöre ich, Ihre Misshelligkeit mit der Mutter auszugleichen.“

„Sie hat mir das Haus verboten.“

„So werde ich vermitteln müssen!“

„Vergebens werden Sie es versuchen, denn sie hat geschworen, dass ich in diesen Verhältnissen nie wieder sie besuchen darf. Wir müssen also scheiden. Denken Sie an mich ohne Bitterkeit, denn ein Vorwurf von Ihnen wäre ein nagender Wurm in meinem Gewissen, der mein Leben vergiften würde.“

„Ihre Ruhe darf durch den Gedanken, dass Sie die meine je gefährdet haben, nicht gestört werden; nie habe ich mich in Beziehung zu Ihnen gedacht!“ sagte sie ruhig.

„Ich ehre diesen Stolz. O edles, hochherziges Mädchen, so leben Sie denn wohl!“ rief Herr Baum, indem er Paulines Hand küsste, eine Träne darauf fallen ließ und mit stürmischen Schritten, als gelte es einem bestrickenden Liebesnetze zu entfliehen, davoneilte.

Pauline wagte nicht, sogleich zu der Mutter zu gehen, deren Erregung sie fürchtete; sie tat es erst, als sie den eigenen Mut zu einer schmerzlichen Erörterung gesammelt hatte; aber Frau Leves ließ es dazu nicht kommen. Milder als je gegen ihre Tochter, schienen Blicke und Worte wie unwillkürlich eine erhöhte Teilnahme für sie zu verraten. Teilte sie den Wahn des Herrn Baum, dass Pauline ihn liebe und schmerzte es sie, dass sie jetzt, wo ihr nach ihrer Ansicht die Möglichkeit gegeben war, ihre Zukunft zu sichern, keine Mittel dazu erschwingen konnte? Herr Baum hatte ihr seine vergeblichen Versuche bei dem Perl’schen Stiftungsfond gestanden. Sie zürnte ihm, dass er so eigenmächtig gehandelt und wollte seine Entschuldigung, dass Adolph ihn dazu berechtigt hatte, nicht gelten lassen, denn sie fühlte, dass, da er sich Fremden gegenüber als Bewerber um ihre Tochter gezeigt, er unter allen Verhältnissen auch ein solcher hätte bleiben müssen. Standhaft wies sie Pauline

s Vermittlungsversuch, Herrn Baum zurückzurufen, den sie ihr als die höchste Selbstüberwindung deutete, von sich, obgleich sie das Defizit, das dadurch in ihre dürftige Einnahme kam, vielfach empfand und jetzt nicht einmal mehr die graue schwere Einförmigkeit ihrer Tage durch ein abziehendes Gespräch bei Tische unterbrochen wurde.

Dem harmlosen Treiben und Geplauder der jüngeren Mädchen gelang es noch allein, Frau Leves hin und wieder ein Lächeln abzugewinnen, aber auch das schien auf immer zu schwinden, als um diese Zeit Adolph in einem Briefe der Mutter gestand, dass er sich getäuscht habe, als er glaubte, die Praxis folge unmittel-

bar dem Examen und nun einsehe, dass seine Stellung in Berlin unhaltbar sei.

Vielfach, aber immer vergebens hatte Frau Leves ihn zu bereden gesucht, Königsberg zu seinem bleibenden Aufenthalt zu wählen, obgleich auch er früher durch seine Mitteilungen bestätigt hatte, was sie davon erhoffte. Nun wies er entschieden jeden Gedanken daran zurück, nannte jede eingeleitete Verbindung dort unzuverlässig, jede Erwartung trügerisch und die Erleichterung, die er in seinem Studium gefunden, eine zufällige, auf die er als Arzt nicht mehr rechnen könne, weil er weder Freunde noch Verwandte dort habe, die ihm seinen Lebensweg ebenen können. Mit diesem Schluss vernichtete er noch eine andere Hoffnung der Mutter, die ihr zum höchsten Lieblingswunsch geworden war.

Die rasche Karriere, welche Ärzte noch in Russland machten, pries er in seinem nächsten Briefe, in dem er unumwunden andeutete, dass er entschlossen wäre, dahin zu gehen; heilige Pflichten drängten ihn, sobald als möglich sein Ziel zu erreichen; und da er die Mutter immer bereitgefunden habe, sein Wohl selbst mit Aufopferung zu fördern, rechne er bestimmt auf ihre Einwilligung.

Schon der Gedanke an eine dauernde Trennung von ihrem Sohne erschütterte Frau Leves so tief, dass das Ausbleiben eines Briefes sie in wahrhafte Angst versetzte. Diese Aufregung schwächte ihre Gesundheit; sie sah so leidend aus, dass die Ahnung des Allerschmerzlichsten Paulinens Herz beschlich. Das war ihr trauriges Privilegium, die unmittelbare Vorschau und Hingabe für jeden Schmerz zu haben, wodurch sie eins mit ihm wurde, vielleicht um anderen dann Trost und Stütze sein zu können.

Sie führte das qualvollste Leben und trug die Schuld des Bruders wie eine eigene, denn mit all’ ihren Schmerzen und Sinnen konnte sie das Unheilvolle, das aus seiner Tat für die Mutter entspringen musste. nicht abwenden, keine Ausgleichung, keine Versöhnung dafür finden. Wie dunkle Schicksalswolken sah

sie es immer schwerer sich über ihren Häuptern zusammenziehen und selbst in ihrem leisen unruhigen Schlummer schreckte es sie, wie das Rollen eines Gewitters, das sich in einem tötenden Blitz entladen musste. Und in tatenloser Bewegung musste sie das Traurigste für die Mutter fürchten, ohne nur einen Versuch machen zu können, sie davor zu schützen. Was sie mit so vieler Sorgfalt verbarg, konnte ein Zufall ihr mitteilen und den zu beherrschen hatte sie keine Macht; nur so viel wie möglich suchte sie von jedem Ausgehen sie zurückzuhalten, aber vermochte sie jede Berührung mit Bekannten ihr abzuschneiden? Auf ihren Geschäftsgängen konnte sie die Mutter nicht begleiten und angsterfüllt erforschte sie beim Nachhausekommen ihre Züge, immer fürchtend, sie wisse schon, was sie ihr auf ewig hätte verbergen mögen.

Und es kam, wie sie fürchtete. Eines Tages begegnete Frau Leves einem Bekannten, der sie fragte: ob es wirklich wahr sei, dass ihr Sohn in Petersburg als praktischer Arzt lebe? In dieser Frage war eine andere versteckt — seit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus waren alle Juden aus der Residenz des Zaren verwiesen worden — deren Sinn Frau Leves nur zu gut verstand. Mit Heftigkeit wies sie den Verdacht zurück, aber mit laut pochendem Herzen und innerlich so erschüttert, dass ihre Füße kaum vermochten sie weiter zu tragen, schleppte sie sich nach Hause.

Mit zitternden Händen suchte sie Adolph’s Briefe hervor und wie durch das fahle Licht eines Blitzes sah sie auf einmal alles, was er ihr verschwiegen hatte, beleuchtet und zwischen den Zeilen las sie nun seinen Abfall und seinen Verrat. Sie fasste sich an die Stirn, ob sie träume, an’s Herz, ob es noch schlage! Nur ein Tränenstrom rettete sie, der aber bis an ihr Ende nicht mehr versiegte; ihre Arbeit, ihr Brot netzte sie damit; er schien sie auflösen zu wollen. Ach, der nagende Herzenskummer tat es wirklich, denn Sorge und Angst, Anstrengung und Entbehrung hatten seine vernichtende Macht vorbereitet. Die Trümmer ihrer

einzigen und letzten Hoffnung fügten sich zum Schlussstein ihres unglücklichen Lebens, unter dem es auch begraben wurde.

Mit der Kraft verlor sie auch die Lust zur Arbeit und erschöpft und vernichtet, wie sie sich fühlte, wurde sie fast gleichgültig gegen die anderen Kinder. Ohne Widerstand ließ sie es geschehen, dass ihre Schwester Luise zu sich nahm. Jede Veränderung hätte sie jetzt mit Gleichmut betrachtet, denn etwas, was sie aufzurichten vermochte, konnte sie nicht mehr erwarten. Sie trauerte nicht um ihren abtrünnigen, verlornen Sohn, wie es Gebrauch ist gleich bei dem Tode naher Verwandten, oder wie die alten Juden, indem sie Asche auf ihr Haupt streuten, aber sie wusste, dass das ihre so lange zur Erde gebeugt sein würde, bis es darin ruhen werde. In allen Fasern war ihr Leben erschüttert und bald fing sie zu husten und zu fiebern an.

Kein freies Aufatmen, kein Ausruhen gönnte sich Pauline mehr. Ihr ganzes Sein konzentrierte sich in der Liebe, in der Sorgfalt um die Mutter, deren Übel eine langsame, aber schmerzlose Auflösung fürchten ließ, denn der Husten wurde immer anhaltender und bedenklicher. Die Verordnungen des Arztes blieben ohne Erfolg, doch es kam noch eine kurze Zeit, in der Frau Leves sich zu erholen schien, aber nie sprach sie von Adolph, der, seit sein letzter Brief unbeantwortet geblieben, gänzlich verstummt war.

Der Ruhepunkt in der Mutter Krankheit hatte auch in Paulines innerem Leben einen Abschnitt bewirkt. Wie die scheinbar Genesene in vollem Atemzuge neues Leben in sich sog, so drängte es auch Pauline, die tausend Geheimnisse ihrer schmerzerfahrenen Seele in alle Welt hinaus zu atmen. Sie griff, wenn die Mutter des Morgens oder des Abends schlief, nach einem Blatt Papier, um das, was ihr zu glühend zum Kopfe oder zum Herzen stieg, auszuströmen. Sie wusste nicht, was sie damit wollte, aber sie tat, was sie musste und die entfesselte Seele wurde auf wenig Augenblicke vollends frei.

Der alte Samuel, der, immer gleich, Paulinens treuer Freund blieb, saß stundenlang auf der Bank vor ihrer Tür um zu warten, bis sie auf einige Augenblicke zu ihm kommen konnte. Diese Augenblicke waren eine Zeit der Weihe und der Erholung und beiden gleich teuer und bedeutend. Oft brachte er ihr eine seltene Frucht oder eine erfrischende Speise, weil sie ihm geklagt, dass sie nicht immer den Trank für die fieberheißen Lippen der Mutter mit erquickenden Essenzen mischen konnte.

Eine Summe, welche der Onkel um diese Zeit wieder schickte, deckte, vereint mit Paulines kleinem Erwerb, die notdürftigen Ausgaben; kam eine außergewöhnliche, so musste der Großvater oder die Tante Rat schaffen, denn Frau Leves hatte kein Einsehen für äußere Dinge mehr.

Mit dem Beginne des Herbstes schwanden die Kräfte der Kranken immer mehr und mehr. Sie lag in dumpfer Lethargie, ohne Bewusstsein ihres Leidens und nahen Endes. Wie im Krampfe war Paulines Herz gefesselt; keine Klage, kein Jammern erleichterte es, aber dennoch war sie gefasst, als sie der Mutter die müden Augen zudrückte, denn schmerzlicher als ihren Tod hatte sie schon lange ihr unglückliches Leben beweint.

Der Todesschatten einer geliebten Mutter hatte Paulines Leben so verdunkelt, dass nicht einmal der leiseste Hoffnungsschimmer hindurch leuchtete, nur dass es unabweisbare Forderungen an sie machte, rief ihre ganze Energie wach. Das Geschick der Schwestern allein beschäftigte sie; sie wurde von ihnen auf kindliche Weise geliebt und geehrt. Bei jeder Wendung ihres Lebens sahen sie fragend zu ihr auf; sie war ihnen dessen sichtbare Gottheit, aber sie hätte sie auch wie eine solche beglücken mögen und konnte nicht einmal ihre äußere Existenz sichern, sondern sich nur wie eine echte Mutter in der Sorge um die Kinder aufgeben und vergessen.

Die Trauerkunde von dem Tode der Mutter hatte sie sogleich dem Bruder mitgeteilt, dann den kleinen Nachlass geordnet

und das Entbehrlichste verkauft. Sie wollte, da Frau Bernhard aus Freundschaft für die Verstorbene darauf einging, zum nahen Frühjahr die Wohnung räumen und einstweilen mit Amalie ein Kämmerchen bei den Großeltern beziehen.

Während sie diese Vorbereitungen traf, erhielt sie einen Brief von Adolph, in dem er, tief erschüttert durch den Tod der Mutter, Pauline beschwor, zu ihm zu kommen und ihm die jüngere Schwester anzuvertrauen. Er wandte sich an ihr Herz, welches das Wohl der Kinder wolle und an ihren Verstand, der jedes Vorurteil verwerfen müsse. Und obgleich er nicht sagte, auf welche Art er für sie sorgen wolle, versprach er mit liebender Umsicht über sie zu wachen und ihnen der treueste sorgfältigste Bruder zu sein. Seine Frau hatte teilnehmende, einladende Worte hinzugefügt.

Freude und Dank waren Paulinens erste Empfindung, als sie den Brief gelesen. Es tat ihr so wohl, den Bruder wiedergefunden zu haben. Sie richtete sich in der Hoffnung auf, dass die Schwestern nun nicht verkümmern, dass sie geschützt von männlicher Umsicht und Kraft, frei von allen Kämpfen und Beengungen des Lebens sich glücklich entfalten werden! In geordneten sicheren Lebenslagen sah sie schon den Keim jedes Glückes, das sich nun auch ihren Schwestern erschließen konnte. Sie hoffte, dass ein gütiger Gott die Erinnerung an das Unglück der Mutter durch das Glück der Geschwister in ihr verlöschen werde und überall sah sie eine Ausgleichung Sie war so erfüllt davon, dass sie manches, was ihr Bedenken, ja Skrupel erregte, zu überwinden beschloss; aber selbst in späterer ruhiger Stimmung fragte sie sich: ob ihr denn überhaupt eine Wahl gegeben sei? War der Bruder nicht die natürliche Stütze der jüngeren Geschwister? Und konnte, durfte sie bei ruhiger Betrachtung, ja selbst bei wiedererwachtem Misstrauen sie ihm vorenthalten? Indem sie sich das sagte, erwachte aber das Bild ihrer verstorbenen Mutter und die

Erinnerung an ihre Grundsätze so mächtig in ihr, dass es ihr frevelhaft erschien, wenn sie helfen wollte, die Geschwister dem natürlichen Boden, in dem sie wurzelten, zu entreißen; war es auch für die verwaisten Kinder ein harter unfruchtbarer Felsenboden, in den man keinen Samen für die Zukunft senken konnte und der keine Ernte versprach, so war es doch der heilige ihrer Väter. Ihrer Mutter war darüber das Herz gebrochen, sie war darüber in's Grab gesunken, dass eines ihrer Kinder ihn verlassen hatte und sie sollte nun noch helfen, ihm die andern zu entziehen?

Von wo sollte ihr aber eine Entscheidung kommen? Der Großvater, von der Last des Alters gebeugt, hatte schon seit Jahren seine alte Energie verloren und brachte — um dieselbe Zeit, als seine Tochter erkrankte — vom Schlage auf der einen Seite getroffen, die Tage teilnahmslos in seinem Sessel zu. Niemand in der Verwandtschaft war fähig, ihr ratend und helfend zur Seite zu stehen. Auf sich allein angewiesen, beschlichen schmerzliche Zweifel ihr Herz. Sie sann oft Stunden lang mit Tränen im Auge und ließ in ihrem Innern diesen ganzen quälenden Prozess vor sich gehen, in dem sie die Rolle zwischen Ankläger, Verteidiger und Richter oft wechselte. Es wurde ihr endlich dadurch nur klarer, was sie schon früher gewusst: dass sie nicht berufen sei, diesen Zwiespalt zwischen Himmel und Erde zu lösen, wohl aber dem Notgebot des Lebens zu gehorchen. Nicht in ihrem Namen hatte sie eine Sentenz zu sprechen, sondern einer ausgesprochenen zu folgen und so beschloss sie zu tun, was sie musste. — Doch eines schien ihr noch geboten. Sie wollte zuerst prüfen, welche Mittel der Bruder hatte, um seine Verheißungen zu erfüllen, welche dauernden Gesinnungen ihn beherrschten und ob ihre Schwägerin auch edel genug sei, um sie großmütig mit ihnen zu teilen. Sie selbst würde immer so viel geben wie empfangen, aber die Kinder waren auf Liebe und Nachsicht angewiesen; würden sie beide in dem Maße, als sie ihrer bedurften, auch finden? Dieses Bedenken

machte sie sich zum Vorwurf und wurde doch davon nicht frei. Sie beschloss, zuerst allein nach Petersburg zu reisen.

Was sie hoffte, was sie beunruhigte, sprach sie nur zu ihrem alten Freunde unumwunden aus, der sie eines Tages ohne Widerspruch ruhig anhörte, aber nach einer kleinen Pause nicht ohne Bitterkeit sagte: „Nun wirst Du auch die Religion kennenlernen, von der Du einst geglaubt hast, dass sie frei macht und vielleicht wirft Dir der Zufall so viel Gold in den Schoß, dass Du Dir damit die Pforten des Schönen und Edlen erschließen kannst!“

„O, Sie spotten und verkennen mich willkürlich! Mir ist das Herz gedrückt, indem ich diese Räume verlasse und ich weiß nicht, warum mir alles darin so verklärt erscheint; ist es das Andenken meiner Mutter, das sie verschönert? Auf jene kahle Wand zeichnen sich heilige Schatten ab. Um diesen rohen Tisch, der mit seiner plumpen Form jeden Schönheitssinn beleidigt, haben wir oft uns zum kargen, aber stets auch zum friedlichen Mahl vereint! Dieser harte Stuhl ohne hohe Lehne und Polster, war der Sitz meiner teuren Mutter, auf dem sie, gefesselt durch Arbeit ohne segnenden Erfolg, jahrelang gesessen hat, — und diesen Spiegel! o, er gab selten ein frohes, aber oft ein ernstes und bleiches Antlitz zurück! und aus ihm leuchtete mir nicht unser trauriges Bild allein, sondern das der ganzen Menschheit entgegen, als ein harter Mann des Gesetzes einst danach griff! Die Blumenstöcke, die ich in jedem Frühjahr auf's Neue pflanzte und von denen noch einige auf jener Fensterbrüstung stehen, sind aus Mangel an Luft und Sonne verkümmert; nie sah ich eine Blume ihnen hier entkeimen“ aber zwei schöne und frische Pflanzen haben sich doch entfaltet, nun will ich sie in einen weiten sonnigen Raum versetzen helfen, aber alle Fasern meines Daseins scheinen mir heute in diesem Raum allein zu wurzeln und nicht ohne Schmerz reiße ich mich von ihm los!“

„Und wie oft hast Du Dich aus ihm weggewünscht!“

„Aber nicht so dachte ich ihn zu verlassen.“

„Möchtest Du Dich nie danach zurücksehnen,“ flüsterte der Alte leise“ aber laut sagte er: „Siehst Du mein Kind, wie jedes überwundene Leid sich verklärt. Darum verzage nie und vergiss nicht, dass so lange wir noch in die Erde Furchen ziehen, wir nicht ernten können und wenn der Sturm unsern Nachen auf dem Meer hin und her schleudert, wir nicht zu untersuchen vermögen, ob in seiner Tiefe Perlen ruhen. Müssen wir in dunklen Schächten arbeiten, so kann der gefundene Diamant uns nicht mit seinem Glanze überstrahlen. Aber glaube fest: eine Ernte folgt der Aussaat; die edle Perle ruht in des Meeres Grund und der Diamant birgt immer ein glänzendes Licht!“

„Aber was sollen mir diese schönen Worte!“ fragte Pauline sinnend. „Ich will ja meinen Nachen nicht hinausführen auf das offene Meer, sondern still Anker legen vor meines Bruders Haus und der Einsamkeit enthoben, werde ich nicht mehr in des Gedankens Schacht hinabsteigen, sondern mich dem Wechsel des Lebens gefangen geben. Darum nochmals: was sollen ihre Vergleiche? Wollen Sie mich auf neue Schmerzen vorbereiten und dazu weihen?“

„Nein! aber wenn trotz der schönen Hoffnung eine Zeit der Prüfung kommt, Dich dazu stärken.“

„Geben Sie mir statt Ihres Rates, lieber Ihren Segen, dass es dahin nicht komme!“ antwortete Pauline, indem sie Samuels Hand ergriff und ihr Haupt sanft neigte. Er legte seine freie Rechte auf dasselbe und betete still. Aber bald richtete er sich auf. „Wann wirst Du reisen?“ fragte er.

„In einigen Tagen. Ich habe meinem Bruder geschrieben, wie beruhigt mich sein Anerbieten macht, aber dass wir dessen Ausführung erst gemeinsam beraten müssen“ und ich deshalb allein zu ihm kommen werde. Luise bleibt einstweilen bei der Tante.

Die Großeltern, die von Adolph nur wissen. dass es ihm gut geht, sind bereit, Amalie aufzunehmen. Ich habe es ihnen auch verschwiegen, dass ich von Stettin aus die Reise zur See weiter mache, denn ich fürchte, sie möchten mir sonst ihre Einwilligung dazu versagen.“

„Darum willst Du wohl auch nicht unmittelbar von hier nach Petersburg?“

„Es geht jetzt kein Schiff dahin und will ich die Reise nicht bis zum Herbst aufgeben, muss ich über Stettin gehen, wo mir bereits durch die Vermittlung des hiesigen Onkels ein Platz auf einem Schiffe gesichert ist, das künftige Woche segelfertig wird.“

„Fürchtest Du die Seereise nicht?“

„O nein, ich bin immer ruhig, wenn ich mich unmittelbar in Gottes Hand glaube.“

„So möge Er Dich segnen!“ sagte Samuel gerührt.

„Soll das ein Abschied sein,“ rief Pauline ängstlich.

„Nein, wir sehen uns noch!“ versicherte Samuel. Aber er kam nicht wieder. Vergebens suchten ihn die Schwestern, vergebens sie selbst ihn in seiner Wohnung, verschwunden schien er aus allen bekannten Kreisen. Im Posthaus erst, wohin die Schwestern Pauline begleiteten und sie, nach einem schmerzlichen Abschied von ihnen, in den Wagen stieg, war es ihr, als ob sie die gebückte Gestalt ihres alten Freundes in der Entfernung erblicke. Sie halte sich nicht getäuscht Indem der Wagen langsam aus dem Hofraum fuhr, sah sie an dessen Ausgang den Alten an die Mauer gelehnt stehen. Bleich und bekümmert sah er aus und unerwidert ließ er ihre herzlichen Grüße, ja er mied selbst den Blick ihrer Tränen umschleierten Augen, die sich mit rührender Innigkeit so gern noch einmal in die seinen gesenkt hätten. Nur die Hand streckte er wie segnend nach ihr aus! ...

Ende des ersten Teils.

In Banden frei.

R o m a n

von

R a h e l

Zweiter Band.

1865

Erstes Kapitel.

Die Jugend und das Alter hatten Pauline das letzte Lebewohl in ihrer Vaterstadt gebracht; es zitterte noch in ihrem Herzen nach, während sie schon unwillkürlich dachte: dass zwischen der Unschuld und der Erfahrung das echte bewusste Leben liegt, das sich nun auch ihr erschließen sollte. Freier atmete sie trotz des Schmerzes der Trennung auf, als sie durch das imposante, aus großen Quadersteinen zusammengefügte Tor und über die letzte Festungsbrücke fuhr.

Noch einmal sah sie jene Plätze, die ihr so viele Erinnerungen boten: die Wälle, auf denen sie mit ihrem alten Freund so oft gewandert, die Promenaden, die ihre Mutter so geliebt, und jene herrlichen Doppelalleen, die einst Max entzückt hatten, und die jetzt ihre noch schwach belaubten Zweige dem Winde preis gaben. Sie beachtete, als sie durch die Vorstadt fuhr, jedes Haus, als wolle sie es für immer ihrem Gedächtnis einprägen, und mit Wohlgefallen sah sie jene schöne Villen noch einmal, deren schlanke Säulen der wilde Wein umrankte, oder von deren flachen Dächern die Aloen aus großen Busen ihre symmetrische Blumenkrone erhoben.

Und dort an jener Hügelreihe tauchten alle die schönen Punkte auf, von denen aus man die weite Übersicht auf das herrliche Panorama hat, und wo sie einst mit so reichen Hoffnungen gestanden. Alle diese waren verweht wie die welken Blätter, die

der Wind jetzt weiter trieb; aber war nicht unter ihnen ein neues schönes Grün aufgekeimt? War es dieser Gedanke, der Paulines Züge erhellte, oder der Anblick des Meeresspiegels, der ihr jetzt entgegenleuchtete? Die feuchte Frische, die von dort herkam, wehte sie wie Gottes Odem an, und in der klaren Frühlingsluft verfloss der Horizont in die Meeresfläche; beide wurden ihr zu einem Bilde der Unendlichkeit!

In sanften Windungen zieht sich die Landstraße dahin, aber das Meer entschwindet den Blicken bald und zeigt sich nur noch einmal in einer von schroffen Bergesrücken eingeschlossenen Bucht, dann wird der Weg einförmig, aber wenigstens war er Pauline neu. Unwillkürlich zog er sie von der Beschäftigung mit sich selbst ab, denn nirgends macht die Gegenwart sich mit so bestimmten Rechten geltend, wie auf Reisen.

Still drückte sich Pauline in die Ecke des Wagens, aber wenn ihr Blick sich erhob, musste er auf den Personen haften bleiben, die ihr nahe waren. Ihr zur Seite saß eine Dame, deren feine Züge der Hochmut entstellte, sie zeigte nicht das leiseste Verlangen, die Nachbarin aus ihrer Isolierung zu ziehen, nachdem sie mit scharfen Blicken ihren Anzug gemustert hatte. Nur mit sich war sie beschäftigt; ihr Manns musste ihr bald ein Polster zurechtrücken, bald den Mantel fester um sie schlagen; erst als sie alles geordnet hatte, erzählte sie den Herren, welche ihr gegenüber saßen, dass sie auf das Gut ihrer Eltern nach Pommern reise. Von dort her waren auch die beiden Herren und dadurch wurde das Gespräch allgemeiner. Man forschte nach, ob man nicht Beziehungen zu einander habe, aber als die Dame einen bürgerlichen Namen als den ihrer Eltern nannte, meinte der eine Herr, er habe durch eine Ähnlichkeit getäuscht, sie für eine Baronin Zittau gehalten.

Leicht errötete die Dame, sie fühlte, dass er damit sagen wolle, sie gehöre nicht zu seinem Kreis; sich vor einer weiteren Zurück-

weisung zu sichern, antwortete sie ihm nicht; sie lehnte den Kopf zum Schlafen zurück und ihr Mann folgte ihrem Beispiel. Die beiden Herren legten sich deshalb keinen Zwang auf; sie sprachen zwar mit etwas gedämpftem Tone, doch verständlich genug von ihren Gütern, Forsten, Pferden und Jagden. Nur ganz allgemein berührten sie in ihren Mitteilungen das Gewöhnlichste, aber dennoch fesselte es Paulines Aufmerksamkeit. Es erschloss sich ihr dadurch eine Klasse der Gesellschaft, die ihr immer als die beneidenswerteste erschienen war. Schärfer sah sie jetzt die Herren an; es waren große kräftige Gestalten mit militärischer Haltung und festen schönen Zügen, aus denen das Bewusstsein der männlichen Kraft, der bevorzugten Stellung und der gesicherten Lebensverhältnisse sprach. Würdige Repräsentanten freier Männer schienen sie zu sein, die auf eigenem Grund und Boden die wünschenswertesten Güter schon durch ihre Geburt erhalten hatten. Der Besitz, weder durch gewagte Spekulationen noch durch ängstliche Berechnung gewonnen, erbt sich vom Vater auf den Sohn, und mit ihm, dachte Pauline, auch die wahre Unabhängigkeit und die noble Gesinnung. Da hörte sie, wie der eine Herr zu dem anderen sagte:

„Ich glaube, dass dein Wunsch, deinen Güterkomplex zu vergrößern, bald erfüllt werden kann.“

„Unmöglich,“ erwiderte der andere, „denn keiner meiner Nachbarn hat die Absicht seine Besitzung zu verkaufen.“

„Der Oberst wird bald dazu gezwungen sein.“

„Du irrst. Sein Gut ist schuldenfrei und bringt ihm eine bedeutende Revenue.“

„Das mag sein, aber schuldenfrei ist es nicht.“

„Wie. Du glaubst?“

„Ich weiß es bestimmt, dass er schon vor fünf Jahren eine namhafte Summe darauf aufgenommen hat.“

„Aber seine Verhältnisse waren immer wohlgeordnet. Es ist

bekannt, dass der Oberst zu denen gehört, die nicht die leichte Kunst erlernen, viel zu verschwenden.“

„Desto besser verstehen sie seine Söhne. Seit der älteste in der Garde ist, und sich durch den Besitz der seltensten Pferde und der schönsten Mädchen auszeichnen will, muss der Vater beide teuer bezahlen.“

„Das kann ihn nicht ruinieren. Die Familie hat immer einfach gelebt und die Obristin ist eine gute Wirtin.“

„Aber sie hatte drei Töchter, zu denen die Freier sich nicht so leicht finden wollten. Als umsichtige Mutter beschloss sie mit ihrer Familie den Winter in der Residenz zuzubringen. Man suchte zu glänzen, große Gesellschaften um sich zu sehen, und hoffte, dass aus diesem Strudel der Zerstreuungen annehmbare Schwiegersöhne auftauchen würden. Bald bewarb sich auch ein junger Diplomat, Graf Hüben, um die Gunst der ältesten Tochter. Marie war ein schönes famoses Mädchen, und allgemein dafür bekannt. Man rühmte ihr schönes Haar, ihren zarten Teint, das milde Gesicht mit den schwärmerisch leuchtenden Augen, aber anziehender als durch ihre Schönheit war sie durch den Entschluss ihrer reichen Großtante, die sie erzogen hatte, sie für ihre Erbin zu erklären. Auf den Attaché mochte das wohl den verlockendsten Reiz üben, denn immer bestimmter trat er als ihr Bewerber auf. Schon nannte man Marie mit ihm verlobt, als die Tante plötzlich starb, und in ihrem Testament zu ihrem Universalerben nicht sie, sondern den Rittmeister Sternau eingesetzt hatte.“

„Derselbe, mit dem ich in einem Regiment gedient habe?“

„Ganz recht; der wurde der Erbe.“

„Und änderte das die beabsichtigte Verbindung?“

„Das sollte ich meinen. Anders wird eine reiche Erbin von den Herren betrachtet, als ein mittelloses Mädchen. Kaum war Marie das letzte geworden, als sie jeden Reiz für ihren Bewerber verlor. Mit der Aussicht auf eine glänzende Mitgift schwand auch

seine Liebe. Er fügte sich willig in seine Versetzung nach Paris, und was erst Zufall schien, stellte sich bald als Absicht von ihm heraus.“

„Ich erinnere mich. Ich hörte damals auch davon, dass die nahe Heirat der ältesten Tochter des Obersten sich zerschlagen habe.“

„Die Sache machte viel Gerede, um damit zu Ende zu kommen, nahm der Oberst 25000 Taler auf sein Gut auf, und bestimmte sie zu Maries Mitgift. Die Summe reichte eben hin um Lobens Gut schuldenfrei zu machen, darum bewarb er sich um Marie und erhielt sie auch.“

„Loben ist kränklich und unliebenswürdig.“

„Aber es fand sich kein besserer Bewerber. Marie war 25 Jahre alt, die jüngere Schwester blühender und schöner; die Eltern drängten ihre Tochter; sollte kein Unfriede in’s Haus kommen, so musste sie es wohl verlassen.“

„Diese näheren Umstände sind mir fremd geblieben. Ich verwaltete damals noch mein Gut am Rhein, und kümmerte mich wenig um mein kleines Eigentum, das an das Besitztum des Obersten grenzte. Erst als ich die umliegenden Güter erwarb und ganz nach Pommern übersiedelte, lernte ich den alten Herrn kennen, und in ihm den lebensfrischen treuen Nachbar schätzen.“

„Damals war es vielleicht, dass er die ersten 25000 Taler und bald darauf eine ähnliche Summe aufnahm, um die Schulden seines Sohnes zu tilgen, welche sich so gesteigert hatten, dass seine Stellung dadurch gefährdet schien. Vergebens hoffte der Oberst, ein reicher Schwiegervater werde sie decken; es wollte sich keine standesgemäße Partie für den Sohn finden. Ja, nicht einmal eine bürgerliche Erbin oder eine orientalische Perle vermochte er aus dem Gesellschaftsstrom heraus zu fischen, obgleich sich unsere jungen Offiziere jetzt so gut darauf verstehen. Weiß der Himmel, der Alte hat kein Glück mit seinen Kindern.“

„Aber der Sternau hat ja unlängst seine jüngste Tochter geheiratet?“

„Man sagt, dass er sich eigentlich durch ein Versprechen, welches er der Tante gegeben, verpflichtet hatte, die älteste zu nehmen. Wie dem auch sei, gewiss ist nur, dass dem Oberst durch den reichen Schwiegersohn wenig geholfen ist, denn er will sich zu keinem Anlehn verstehen. Der Alte, dessen fester Mut mit dem Vermögen verloren gegangen ist, wird hart von seinen Gläubigern gedrängt. Ihm bleibt nichts übrig, als sein Gut zu verkaufen.“

„Es ist mir leid, dass es so arg mit ihm steht. Glaubst Du, dass ich durch Deine Vermittlung es werde billig kaufen können, und dass der Oberst mäßige Forderungen machen wird?“

„Er ist wohl dazu gezwungen. Er muss bald einen Käufer haben, und findet sich ein annehmbarer, so darf er auf keinen bessern warten.“

„Das Gut hat herrliche Waldungen, große Ziegel- und Branntweinbrennereien. Wie viel können sie wohl tragen?“

Die Herren fingen zu rechnen an, und während der eine sein Taschenbuch hervorzog, um dem anderen verschiedene Notizen zu machen, ahnten sie nicht, dass das unscheinbare Mädchen ihnen gegenüber sich erstaunt fragte: Wie, diese noblen Männer spekulieren, statt einem Nachbar in der Not beizustehen, lieber auf seinen Sturz? Birgt sich der Eigennutz in den glänzendsten Verhältnissen wie in den niedrigsten? Kann die Liebe auch dort zur elenden Berechnung missbraucht, erheuchelt oder willkürlich erstickt werden?

Sie hatte keine Zeit diesen Gedanken weiter zu verfolgen. Der Postwagen hielt, und der Kondukteur rief den Passagieren zu, dass auf dieser Station das Mittagsessen bereit sei. Man verließ rasch den Wagen und fand sich bald an einer gedeckten Tafel zusammen.

Die Herren setzten selbst bei Tisch ihre Berechnungen fort, und die Dame schien sich für ihre Vernachlässigung an ihrer Tisch-

nachbarin rächen zu wollen, denn sie ignorierte sie gänzlich. Nur ihr Mann war gegen alle gleich artig, aber schon auf der nächsten Station blieb das Ehepaar zurück, und gegen Abend verließen auch die beiden Herren den Wagen.

Ohne Bedauern sah Pauline ihre Reisegefährten scheiden. Sinnend blickte sie auf die Landstraße hinaus, die sich gleichmäßig in den bläulich schimmernden Schatten der dichtstehenden Tannen und Föhren fortzog. Nur hin und wieder wurde der ernste monotone Eindruck dieser Bäume durch eine hochgegipfelte Eiche oder eine alte Linde, die weithin ihre Zweige ausstreckten, unterbrochen, allmählich aber alles in Dämmerung gehüllt, denn die Sonne sank immer tiefer. Fester hüllte sich Pauline in ihren Mantel und suchte zu schlafen, aber die Müdigkeit vermochte nicht ihre Aufregung zu besiegen. Die Augen konnte sie schließen, den inneren Blick musste sie bald zurück auf ein frisches Grab, bald in die Zukunft richten: Welche Frage sie aber auch an diese stellte, die Antwort musste sie demütig erwarten, das fühlte sie wohl, und ein Gebet entstieg ihrer Seele.

So zwischen Erinnerung und Hoffnung, zwischen Schlafen und Wachen geteilt, wusste sie wohl, dass mehrere Personen in den Wagen gestiegen waren, aber sie beachtete es nicht. Wie sie die Augenlider für die Außendinge geschlossen hielt, war es auch ihr Geist. Erst nachdem sie schon lange geschlummert hatte, unterschied sie die Stimmen zweier Herren, die sich lebhaft unterhielten, und wahrscheinlich war es in der Fortsetzung eines Gespräches, als der eine sagte: „Wenn Dich die Folgerichtigkeit meiner Auseinandersetzung nicht überzeugt hat, so kann ich zu derselben noch die Erfahrung meiner Praxis fügen!“

„Die kann immer nur einseitig sein,“ antwortete eine wohltönende Stimme.

„Du selbst musst jetzt schon in den Verhältnissen Deiner Kar-

riere eingeweiht sein, und die Aussichten kennen, die sich Dir eröffneten.“

„Ja,“ sagte der andere lachend. „Ich bin eben Assessor geworden.“

„Und mit wie vielem Funktionsgehalt, mit wie vielen Nebeneinkünften? Alles bildet dieselbe Summe, d. h. eine Anzahl Nullen ohne Nennwert. Und welche Hoffnung hast Du denn, die hundert anderen jungen Leute, die Dir an Anciennität voran sind, zu überspringen? Wiederum keine.“

„Der Staatsdienst bietet keine raschen Erfolge.“

„Nein, sicher nicht; man kann darin früher graue Haare, als einen freien dem Talent angemessenen Wirkungskreis bekommen. Aber willst Du Dich bescheiden und in irgendeinem kleinen Städtchen als Gerichtsassessor, vielleicht in idyllischen Verhältnissen zehn bis fünfzehn Jahre bleiben, so ist es wahrscheinlich, dass Du auch dort noch Direktor wirst,“ spottete der Andere.

„Bei Talent und Ausdauer auch Direktor oder Präsident in einer Hauptstadt.“

„O, Du bist noch sehr unerfahren, wenn Du glaubst, dass beide zu einem glänzenden Ziele führen können. Nein, nur Konnexionen, nur Glück.

Der Andere hatte nur einen Seufzer zur Erwiderung. „Aber wozu sollen alle diese Erörterungen führen?“ fragte er nach einer Pause.

„Damit Du das Interesse erkennst, das ich immer für Dich hegte, und das durch unser heutiges Wiedersehn noch gesteigert worden ist. Ich werde bald nach Berlin kommen, vielleicht dahin versetzt werden, und gerne bin ich bereit, meinen Einfluss zu benutzen, um Dir dort einen städtischen Posten zu verschaffen, oder willst Du den nicht annehmen, so rate ich Dir, Rechtsanwalt in einer Provinzialstadt zu werden. Auf beiden Wegen kannst Du

viel früher, als es sonst der Fall ist, zu einem erwünschten Resultat gelangen.

„Ich wünsche im Staatsdienst zu bleiben.“

„Der Ehrgeiz lässt Dich nach Erfolgen streben, die Du nie erreichen wirst. Deine schönsten Jahre werden nutzlos im Kampfe mit den Verhältnissen verkümmern.“

„Freilich, wenn der Vater sein Vermögen erhalten hätte, würde der Weg seiner Kinder sich leichter ebenen lassen,“ erwiderte Jener mit einem Seufzer.

„Ich warnte ihn genug vor dem Anlauf der Güter, die er in dem verwilderten Zustande des Krieges an sich brachte, und nicht gründlich zu heben wusste. Statt mit der Kultur des Bodens fing er mit Verschönerungen an; statt die Einnahme zu vermehren, erhöhte er die Ausgaben. Er wollte mehr seinem Prachtsinn als seinen kaufmännischen Bestrebungen genügen, und um sich würdig in die Reihen seiner adeligen Nachbarn zu stellen, übte er eine Gastfreiheit und eine Generosität, welche seine Mittel weit überstiegen.“

„Er hat auch große Kapitalien verliehen?“

„Aber ohne alle Sicherheit Umsicht und Erfahrung, Gunst und Segen fehlten ihm. Es war ein Glück, dass sein plötzlicher Tod ihn davor bewahrte, in den Abgrund, den er sich selbst graben half, zu stürzen. Gleich nach seinem Tode musste der Konkurs eröffnet werden, und wir konnten weder für die Witwe noch für die Kinder etwas retten.“

„Ja,“ seufzte der Andere, „ich habe eine ernste Jugend verlebt. Den Vater habe ich nie gekannt, und die leidende Mutter schickte mich in eine entfernte Pension, in der ich wahrlich kein inniges Familienleben kennen lernte.

„Auf Dich selbst angewiesen, hast Du zu viel von Dir gefordert. Du lerntest schon als Kind mit einem Eifer, der weit über Dein Alter hinaus ging, und Deine glühende Strebsamkeit hat Dich halb krank gemacht. Aber ich rate Dir, übertreibe es

so nicht weiter. Denke, dass viele Wege nach Rom führen. Manche haben ihr Glück durch . . .“

„Lassen Sie das, lieber Onkel!“ fiel jener ihm rasch in’s Wort.

„Nun, ich verstehe,“ sagte der andere lachend, „das sind Dinge, die man tut, aber über die man nicht sprechen mag. Ich würde Dich noch weiter ruhig Deinen Weg gehen lassen, wenn ich nicht fürchtete, dass Dein Selbstvertrauen und Dein Ehrgeiz durch die Erfolge, die sie errungen, mehr gereizt als befriedigt worden sind. Nun glaubst Du gewiss, durch Deine glänzenden Fähigkeiten und Deine, ich möchte sie verzehrende Tätigkeit nennen, jeden Widerstand besiegen zu können; aber das ist nur bis zu einem gewissen Grad möglich Traue meiner Erfahrung und überlege, was ich Dir gesagt, damit Du mir Deinen Entschluss bei unserm Wiedersehn mitteilen kannst.

„Ich glaube nicht, dass ich darin wanken werde. Jedenfalls erkenne ich Ihre Güte dankbar an.“

„Lassen wir solche Redensarten. Ich bin nur froh, dass wir uns schon in Stolpe begegnet sind, und nun gemeinsam die kurze Reise machen können. Aber ein so flüchtiges Zusammensein mit Dir kann mir nicht genügen; Du musst noch einen Tag in Stettin zurückbleiben.“

„Das war mein Vorsatz, nun aber, wo ein günstiger Zufall Sie auf meinen Weg führte, möchte ich lieber direkt nach Berlin.“

„Nein, nein, das werde ich nicht dulden,“ meinte der Onkel, und da kein Widerspruch erfolgte, schwieg auch er. Beide Herren gaben sich dem Schlummer hin; auch Pauline, die ihrem Gespräch mit Interesse gelauscht hatte, tat es. Erst als der volle Tag durch ihre Augenlider drang, schlug sie sie auf. Ihr Blick fiel auf einen jungen Mann, der ihr gegenübersaß. In einen grauen Mantel gehüllt, beschattete eine Reisermütze nur leicht sein intelli-

gentes Gesicht, das sich keineswegs durch Schönheit auszeichnen. Die Nase war zu groß für die feinen Züge, und die schmalen Lippen, welche Energie und Entschlossenheit verrieten, umspielte auch nicht der leiseste Zug des Wohlwollens; aber das geistige Übergewicht, das aus den grauen Augen leuchtete, flößte unwillkürlich Interesse ein; eben richtete er sie auf Pauline. „Wenn Sie das offene Fenster geniert, so schließe ich es!“ sagte er artig zu ihr. Sie lehnte es errötend ab, und wandte sich ihrem Nachbar zur anderen Seite zu. Es war ein großer alter Herr mit scharfen sarkastischen Zügen, dem gegenüber noch ein dritter saß, der tief in einen Mantel gehüllt, zu schlummern schien.

Mit einigen Scherzworten begrüßte sie der alte Herr. Er behauptete, sie müsse angenehm geträumt haben, denn sie habe wie aus Befriedigung oder wie über eine schöne Verheißung im Schlummer gelächelt.

Pauline gab nur eine flüchtige Antwort: sie fühlte sich allein, den Herren gegenüber befangen, und um es zu verbergen, schaute sie auf die Landstraße hin.

„Wenig Interessantes werden Sie zu sehen bekommen, denn der Weg bleibt monoton und reizlos,“ meinte der alte Herr.

„Ich finde ihn nicht so,“ antwortete sie, denn eben fuhren sie über einen waldumwachsenen Hügel, an dessen Fuß ein Dorf, von großen Teichen durchschnitten, malerisch lag.

„So kommen Sie wohl noch aus einer dürftigeren Gegend?“

„O nein. Man preist die Lage meiner Vaterstadt, in deren Nähe ein mächtiger Fluss sich in das Meer ergießt, das man auf einigen Stellen schon von den Wällen, die die Stadt umgeben, sehen kann.“

„So sind Sie aus Danzig?“

„Ja, mein Herr.“

„Aus Danzig?“ wiederholte der andere Herr. der bis jetzt

geschlummert hatte, indem er aus seiner Umhüllung hervorschaute und scharfgeschnittene orientalische Züge zeigte.

„Zum zweiten Male bin ich jetzt seit fünfundreißig Jahren dieser alten Stadt, welche ich als Jüngling verlassen habe, so nahe gewesen, ohne dass ich dazu kommen kann, sie wiederzusehn. Und ich möchte so gern noch einmal alle die alten Plätze besuchen, die so lebhaft in meiner Erinnerung leben. Sind die Vorstädte noch blühend?“

„Welche meinen Sie?“ fragte Pauline.

„Weinberg und Schottland.“

„Die erste ist kaum dem Namen nach mehr bekannt, und zeigt nur noch einzelne dürftige Häuschen, während die andere sich zwar stattlich hinzieht, aber an Ausdehnung nicht gewonnen haben soll.“

„Das Haus, worin ich geboren wurde, hat in der ersten gestanden.“

„Dort war auch die Wohnung unserer Familie. Lebt die Ihre noch in Danzig?“ fragte Pauline teilnehmend.

„Nein, meine Eltern waren schon tot, als ich in die Fremde zog.“

„Und wahrscheinlich haben sie Ihnen den Reichtum nicht hinterlassen, der jetzt Ihr Haus zu einem so bedeutenden in der kaufmännischen Welt macht,“ sagte der alte Herr lachend.

„Richtig geraten; aber vielleicht habe ich nur ihrem Segen mein Glück zu danken.“

„Nun, es rundet sich immer hübscher ab. Gestehen Sie einmal, wie viel haben Sie bei den Geschäften gewonnen, über die ich Ihnen vor zwei Jahren die Kontrakte abgeschlossen. habe?“

„Es macht eine hübsche Summe.“

„Das muss wohl der Fall sein, sonst würden Sie unter erschwerten Bedingungen nicht das Geschäft erneuern wollen; nur begreife ich nicht, warum Sie es noch immer nicht aufgeben.“

„Davor werde ich mich wohl hüten. Tätigkeit ist mir Bedürfnis.“

„Lebte ich mit Ihren Mitteln in der Residenz, so würde ich gern meiner Praxis entsagen. Ich wünschte, meine heutige Berufsreife wäre die letzte.“

„Aber da Sie in Stettin verweilen müssen, so werden Sie doch die Kontrakte, welche ich dort mit einigen Gutsbesitzern über den Abschluss ihrer Wolle machen muss, selbst vollziehen?“

„Sie können sich darauf verlassen, Herr Leves.“

„Leves?“ fragte Pauline unwillkürlich.

„Ja,“ sagte der Herr, „so heiße ich. Aber was fällt Ihnen bei meinem Namen auf?“

„Nichts, als dass er auch der meine ist,“ antwortete sie schüchtern.

„Der Ihre?“ fragte der Herr erstaunt. „Aber ich ließ keine Verwandte zurück; doch jetzt erinnere ich mich eines Vetters, der Simon hieß.“

„Er war mein Vater.“

„Und was ist aus ihm geworden?“

„Seit neun Jahren ist er schon tot.“

„Hat er meiner gedacht?“

„Oft sprach er von einem Vetter und Schulkameraden, von dem er gehört, dass ihn das Glück begünstigt habe, aber alle Erkundigungen nach ihm blieben teils durch die unruhigen Zeiten gehemmt, teils weil der Vater keine Verbindung mit der Fremde hatte, ohne Erfolg.

„Und Sie trauern jetzt?“ fragte Herr Leves.

„Um meine Mutter,“ antwortete Pauline bewegt.

Der forschende Blick des Herrn Leves streifte über das junge Mädchen. „Haben Sie noch Geschwister?“ fragte er nach einer kleinen Pause.

„Noch einen Bruder und zwei jüngere Schwestern.

„Was ist Ihr Bruder?“

„Arzt in Petersburg, und ich bin auf der Reise zu ihm.“

Man erreichte eben eine Station, und vielleicht wurde Herr Leves nur dadurch an neuen Fragen verhindert. Der Wagen hielt. Pauline, die Hilfe der Herren ablehnend, sprang behend aus demselben und schlüpfte in das Haus, in dem sie ein abgesondertes Kämmerchen zu ihrer Morgentoilette erhielt. Aber anstatt an den Spiegel zu treten, setzte sie sich mechanisch an einen Tisch, auf den sie das sinnende Haupt stützte, während schwere Tropfen ihrem Auge entquollen.

„O, warum bin ich nicht vor Jahren diesem reichen Vetter begegnet!“ flüsterte sie; „mein Flehen hätte sein Herz gerührt und seine Hilfe meiner armen Mutter vielleicht das Leben retten, gewiss es ihr aber erleichtern können!“

Ein Mädchen brachte frisches Wasser und zog sie dadurch aus ihrem schmerzlichen Nachdenken. „Das Fräulein müssen eilen, es sind nur noch zehn Minuten bis zum Abgange der Post,“ sagte es.

Während Pauline mit frischem Wasser die schweren Augenlider kühlte und ihre langen Flechten ein wenig ordnete, sagte der Notar in der Gaststube lachend zu Herrn Leves: „Ich gratuliere zu der entdeckten Kusine. Wenn Sie zu ihren Gunsten eine Summe feststellen wollen, so bin ich bereit, den Schenkungsakt umsonst zu machen. Man muss dem Zufall ein wenig unter die Arme greifen.

„Was fällt Ihnen ein!“ rief Herr Leves. „Ich kenne das Mädchen gar nicht. Wer kann wissen, wer und was sie ist?“

„Es scheint gesittet,“ sagte der Alte ernst.

„Und gebildet!“ bekräftigte der junge Mann.

„Immerhin! Aber wer sagt Ihnen, meine Herren. dass es meiner bedarf?“

„Ihr dürftiger Reiseanzug, ihr bleiches Gesicht, das genugsam zeigt, dass es die Not und die Sorge kennt.“

„Aber das Mädchen reist zu ihrem Bruder, der Arzt ist.“

„Sie können seine Revenüen berechnen, da er es wahrscheinlich erst seit Kurzem ist.“

„Zum Kuckuck! was geht Sie das Mädchen an?“

„Das Mädchen eigentlich nichts; aber ich weiß, dass Sie der Bürde Ihres Reichtums erliegen, dass Sie nur ein Kind und vielleicht nur diese einzige Verwandte haben,“ sagte der Alte.

„Desto mehr Verwandte hat meine Frau,“ seufzte Herr Leves; „doch begreife ich nicht,“ fügte er stolz hinzu, „wie Sie dazu kommen, mir meine eigene Verwandte zu empfehlen. Sie kennen mich ja schon lange und wissen, dass ich gewiss nicht engherzig bin; man nennt mich sogar großmütig.“

„Nun, freilich, Sie haben Ihre großmütigen Stunden,“ begütigte der Alte.

„Also können Sie auch überzeugt sein, dass ich meiner Kusine, wenn sie meiner bedarf, beistehen werde.“

„Das ist brav, das ist rechtlich!“ riefen die beiden Herren, indem ihre Blicke auf Pauline haften blieben, die eben in die Tür trat und die sie kaum wiedererkannten Ihre feine zierliche Gestalt, von dem verhüllenden Mantel befreit, wurde noch durch einen natürlichen Anstand gehoben und ihr bleiches Gesicht, von reichen dunklen Flechten umrahmt, gewann durch die feuchten seelenvollen Augen einen erhöhten Reiz.

„Kommen Sie, Kusinchen,“ rief ihr Herr Leves gutmütig zu, „Sie müssen mit mir das Frühstück nehmen. Ich habe ein Recht, mich zu Ihrem Reisemarschall zu machen.“

Errötend dankte Pauline, und ihr Frühstück schweigend verzehrend, zog auch sie, als es zum Zahlen kam, ihre kleine Börse.

„Das geht nicht, Kusinchen!“ rief ihr Herr Leves zu, „ich habe Rechte!“

„Nun, ich bin bereit, die verwandtschaftlichen anzuerkennen!“ erwiderte sie lächelnd, wie auf einen Scherz eingehend.

„Also sind Sie von der Heiligkeit derselben durchdrungen?“ fragte der Alte.

„Gewiss, so gut wie Herr Leves; er gibt und ich nehme,“ antwortete Pauline lächelnd, indem sie nach einem Brötchen griff und ihren Hut und Mantel zusammennahm; denn der Postillon blies eben zur Abfahrt.

Der Notar hielt Herrn Leves noch in der Haustür zurück und flüsterte ihm etwas zu.

„Zehntausend Taler!“ rief Herr Leves. „Was fällt Ihnen ein. So viel kann ich an meinem ganzen Wollgeschäft nicht verdienen. Welcher Dämon plagt Sie denn heute, dass Sie mich so plagen! Nein, daraus kann nichts werden.“

Der Notar lachte und ließ die Passage frei.

„Ich sehe schon, ich werde nach wie vor für mich selbst sorgen müssen,“ rief Pauline neckend dem Herrn Leves zu, indem sie auf die Reisetasche zeigte, die er trug; „denn Sie scheinen mit der eigenen Bürde nicht fertig werden zu können.

„Ich wollte Herrn Leves die Last ein wenig erleichtern, aber er will ja nicht,“ sagte der Notar, ohne den finstern Blick zu beachten, den er dafür empfing. „Sehen Sie nur, Fräulein, das viele Gepäck!“ fügte er hinzu.

„Und doch fehlt mir ein Tuch, um mein Haupt bequem darauf zu legen,“ antwortete Herr Leves.

„Nehmen Sie das meine,“ sagte Pauline, indem sie es zusammenrollte, „ich kann es entbehren.“

„Nein,“ sagte Herr Leves heftig, „ich danke.“

„Aber warum?“

„Es ist ein Trauertuch,“ sagte er leise.

Pauline lächelte schmerzlich, was hatte sie auch zu bieten? Sie wollte sich wieder schweigend in ihre Ecke setzen; aber der

Notar ließ es dazu nicht kommen. Empfand er wirklich ein Interesse für sie, oder wollte er Herrn Leves keine Ruhe gönnen, genug, er verwickelte sie auf die feinste Weise in ein interessantes Gespräch und war erstaunt, wie leicht und sicher sie darauf einzugehen wusste. Was er nur berührte, durchdrang sie, was er nur andeutete, spann sie weiter aus. Bei ihr wehten noch im frischen Wechselhauch Empfinden und Denken, und Natur und Geist waren in ihr zu einem organischen Einzelbilde verwachsen. Ihre Worte quellen aus dem Innern hervor; jedes war mit ihrem Herzblut genährt, oder in ihrem Kopfe geboren, und alles, was sie in den Bereich ihres Gespräches zog, erhielt dadurch die Weihe der Wahrheit und Ursprünglichkeit.

Erstaunt sah der Assessor zu dem unscheinbaren Mädchen hin. Wo war es her, wo hatte es sich gebildet? Wem hatte es die Beredsamkeit entliehen, mit der es den Onkel oft in die Enge trieb? Hätte er Pauline gefragt, so hätte sie ihm einfach geantwortet: aus der Überzeugung — aber er sprach wenig zu ihr. Er hatte eine Scheu vor so viel Selbstständigkeit im Denken und Empfinden. Ein so festes, ohne Kunst und Anstrengung aus der Wahrheit hervorgegangenes Wesen schien ihn zu beeinträchtigen und zu drücken. Es war dem seinen, dessen moralische und geistige Richtung keine normale war, zu widersprechend. Aber er war ein zu feiner und scharfer Kopf. um sich nicht von ihr angezogen zu fühlen. Doch begnügte er sich, indem er für den Onkel Partei nahm, Pauline zum größeren Widerspruche zu reizen;

Pauline merkte es wohl, und oft suchte sie deshalb durch einen Witz ihren herben Ernst zu dämpfen. Wollte aber dann der Notar zu profan werden, so leitete sie seine alles auf die Spitze stellenden Scherze wieder zur Wahrheit hin. Denn das Gespräch schien ihr noch eine Untersuchung, zu der mehrere sich vereinen. Eine geistvolle angenehme Unterhaltung zu führen, ohne anderen Zweck, als die Unterhaltung selbst, war ihr ein neues Vergnügen, gegen

das sie mit einem Male ein Misstrauen empfand. Sie wurde immer ruhiger und schweigsamer.

Herr Leves sah unter seiner Mütze, die er tief über den Kopf gezogen hatte, verstohlen hervor. Es freute ihn, dass das junge Mädchen dem Notar keine Antwort schuldig blieb; ihm gefiel Pauline immer mehr; sie hatte so etwas Sicheres und bei aller Bescheidenheit doch Selbstbewusstes, Eigenschaften, die nach seiner früheren Überzeugung nur Vermögen und Stellung geben könnten. Vielleicht war das arme Mädchen eine unterhaltende Gesellschaft für seine Tochter Lydia, die so oft über Langeweile klagte. Der Gedanke ergriff ihn, er richtete sich auf, schob seine Mütze aus dem Gesichte und tat, als wäre er erst eben erwacht.

„Ich dachte, Sie hätten die Absicht, bis Stettin zu schlafen," sagte der Notar.

„Nein, ein kurzer Schlummer genügt mir, und in demselben kam mir ein prächtiger Gedanke."

„Gewiss zu einer neuen Spekulation."

„Kann sein."

„Ich errate, Sie wollen das Holz, das Sie in Stettin erwarten, gleich zu Schiffen verarbeiten lassen, — Spinnereien für Ihre Wolle anlegen, oder Tuchfabriken, Dampffärbereien …"

„Halten Sie ein, mir schwindelt — mein armer Kopf! Ich fühle mich wie auf offener See!" rief Herr Leves mit komischem Pathos.

Alle lachten.

„Und Sie scheuen sich nicht, Kusine, Sie wollen es wirklich wagen, zur See zu gehen?" fragte Herr Leves, plötzlich ernst werdend.

„Ich reise eben nach Stettin, um mich von dort aus einzuschiffen. Von unserm Hafen aus geht sobald kein Schiff nach Petersburg, aber ich werde jedes ohne Scheu betreten, denn ich kenne keine Furcht vor einer Seereise."

„Ich wünschte, Sie hätten Furcht, dann könnte ich Sie doch bereden, mit mir nach Berlin zu kommen.“

„Nach Berlin?“ fragte Pauline erstaunt, „was soll ich dort?“

„Nun, Sie haben doch jetzt dort Verwandte, kommen Sie zu uns.“

„Sie sind sehr gütig, mir das zu erlauben; aber Berlin wird wohl nie das Ziel meiner Reise werden.“

„Man kann vorher nie wissen, wie alles sich gestaltet; darum bewahren Sie wenigstens meine Karte auf!“ Mit diesen Worten reichte Herr Leves Pauline seine Karte, die sie mit Dank annahm.

Die Fahrt nach Stettin wurde unter den heitersten Gesprächen zurückgelegt. Jeder schien mit sich und den andern zufrieden; nur der Assessor verhielt sich schweigend. Unbemerkt glitten oft Paulines Blicke über ihn hin. Sie war erstaunt, in diesen feinen Zügen einen so strengen Ernst zu finden.

Die Gedanken, die es barg, schienen zu schwer für dieses jugendliche Haupt und um die festen Linien des Mundes, welchen die Heiterkeit noch hätte umspielen sollen, zog sich ein scharfer, bitterer Zug. Aber die schmalen Lippen lächelten doch vor Befriedigung, wenn das Gespräch eine geistvolle Wendung nahm.

In Stettin wollte sich der Assessor von seinem Onkel trennen; doch dieser bat ihn so dringend, noch bis morgen zu bleiben, dass er sich endlich dazu verstand und selbst eine Einladung von Herrn Leves für den Abend annahm. Pauline entzog sich derselben unter dem Vorwande, der Ruhe zu bedürfen. Aber sie empfand es mit dankbarer Genugtuung, dass die Herren für die Beförderung ihrer Sachen sorgen wollten. Herr Leves ließ sich sein Recht als Reisemarschall nicht nehmen und verlies sie erst, nachdem er sie in ein behagliches Zimmer gebracht hatte.

Am anderen Morgen, als Pauline eben den Kaufmann aufsuchen wollte, an den sie von ihrem Onkel empfohlen war und

der ihre Reise vermitteln sollte, kam Herr Leves zu ihr. Mit Herzlichkeit forschte er nach ihren Verhältnissen und fragte sie, ob er ihr in etwas dienen könnte. Pauline dankte innig und ihm offen gestehend, dass sie und ihre Schwestern fast ganz ohne Mittel wären, wies sie doch diejenigen, die er ihr zuzuweisen bereit schien, entschieden zurück. In ihrem Bruder hoffe sie einen natürlichen und ausreichenden Schutz zu finden.

Herr Leves schüttelte schweigend das Haupt und sagte nur: „Wenn Ihr Wille und die Verhältnisse Sie nach Deutschland zurückführen, so vergessen Sie nicht, dass ich immer bereit sein werde, Ihnen mit Rat und Tat beizustehen. Kommen Sie jetzt," fügte er rasch hinzu, als er Paulines Rührung bemerkte, „ich habe noch ein Stündchen Zeit und will Sie selbst zu dem Herrn, an den Sie empfohlen sind, führen."

Sie fanden ihn nicht zu Hause; aber ein Kommis wusste, dass ein Schiff, welches sein Herr zum Teil befrachtet hatte, bereit sei, nach Petersburg zu gehen und schrieb ihnen den Namen desselben und die Adresse des Kapitäns auf. Pauline wollte sich sogleich zu ihm begeben, aber Herr Leves, der sie zu begleiten wünschte, musste erst in das Hotel zurück. Am Eingange desselben begegnete ihnen der Assessor mit seinem Onkel und nach kurzer Begrüßung sagte der Notar Herrn Leves, dass mehrere Herren ihn in seinem Zimmer erwarteten. „So kann ich auch Sie nicht mehr frei lassen!" rief er, indem er den Notar unter den Arm griff und ihn mit sich fortziehen wollte; aber plötzlich blieb er stehen. „Fräulein Leves will nach dem Hafen fahren, ich habe ihr meine Begleitung zugesagt und muss sie ihr jetzt entziehen," sagte er mehr zu dem Assessor als zu den Anderen gewendet. „Gern will ich Sie vertreten," antwortete dieser artig, sich vor Pauline leicht verneigend. Sie errötete und indem sie von „nicht bemühen wollen, sprach, hatte Herr Leves schon einen Wagen verfahren lassen. Der Assessor hob Pauline schweigend hinein, und wäh-

rend die alten Herren sich zurückzogen, fuhr er mit ihr dem Hafen zu.

Das schöne Wetter, das rasche Fahren in einem leichten offenen Wagen, die Aufmerksamkeit der Herren, alles flößte Pauline ein Wohlbehagen ein, das ihr zum ersten Male von außen zuströmte. So in behaglichem Hingeben sich auf der Oberfläche des Lebens zu wiegen, ohne seine Tiefen erforschen zu wollen, war ein Genuss, den sie nie gekannt hatte; sie gab sich ihm mit jugendlicher Harmlosigkeit hin, und vergaß ganz ihres Nachbarn, der sich gleichfalls zu keiner Unterhaltung verpflichtet fühlte.

Im Hafen stiegen beide aus und nach manchem vergeblichen Nachforschen fanden sie endlich einen Matrosen, der sie zu dem gesuchten Schiffe führte; es war auffallend klein, aber sauber. Der Kapitän, ein alter biederer Mann, empfing sie artig. Er zeigte Pauline eine kleine, für sie bestimmte Kajüte, ihr zugleich mitteilend, dass sie und ein alter Herr, der jährlich Orangenbäume und Vögel nach Petersburg bringe, die einzigen Passagiere seien; denn nur selten entschließe er sich dazu, solche mitzunehmen. Bei ihr geschehe es auch nur aus Rücksicht für den Kaufmann, der sie empfohlen, und mit dem er lange in Verbindung stehe. Auf Paulines herzlichen Dank erwiderte er lächelnd: „Nun, ich sehe, ich werde es nicht bereuen; wir werden uns schon verständigen, denn Sie scheinen mir kein zimperliches Fräulein zu sein, und da ich früher meine Frau, Gott habe sie selig, und später meine Tochter, die nun auch an einen Seemann verheiratet ist, oft auf Reisen mitgenommen habe, wird es sich schon machen. Halten Sie nur Ihre Sachen bereit; denn schlägt der Wind um, wie es zu erwarten steht, so können wir schon morgen aus dem Hafen auslaufen. Pauline versprach auf den ersten Ruf bereit zu sein und gab ihm ihre Adresse.

Indem sie mit dem Assessor zum Wagen ging, fragte er: „Und diesem Schiffe wollen Sie sich wirklich anvertrauen? Nein!“

fügte er, ehe sie noch zu antworten vermochte, hinzu, „das dürfen Sie nicht, das wäre tollkühn. In vierzehn Tagen geht von Lübeck ein Dampfboot nach Petersburg, reisen Sie mit dem.

„Das geht nicht," sagte Pauline ruhig.

„Warum nicht? Sie reisen mit Herrn Leves nach Berlin, von dort nach Lübeck und . . ."

„Und verliere dabei vierzehn Tage."

„Sie wissen nicht, ob Sie nicht noch mehr Zeit verlieren, wenn Sie mit jenem Schiffe fahren.

„Und dennoch werde ich es tun. Meine Überfahrt ist bereits bezahlt."

„Herr Leves ist reich", sagte der junge Mann leise.

„Ich bin es nicht," erwiderte Pauline stolz.

„Sie sollten nichts berücksichtigen, als dass Sie auf einem Segelschiff sich einer größeren Gefahr aussetzen, als auf einem Dampfschiffe."

„Das glaube ich kaum. Ich kenne übrigens keine Furcht vor den Elementen; es weht mir wie Gottes Atem daraus entgegen;will „Er, mich vernichten, so geschehe sein Wille! Nur was von Menschen kommt, ist schwer zu tragen," sagte sie seufzend.

„Doch nur, wenn wir zu der Schuld eines andern noch Selbstverwürfe fügen müssen?" fragte der Assessor forschend.

„Nein, auch ohne sie."

„So müssen wir uns von dem Einfluss anderer frei zu halten suchen — uns isolieren. —"

„Das hieße: Sich zum Frieren verdammen, weil das Feuer nicht bloß wärmen, sondern auch verzehren kann. Nur sich nicht sichern wollen, selbst vor dem Schmerz! Denn besser ist es plötzlich sterben, als langsam erstarren. In wahrer Hingebung an andere finden wir, was wir an uns selber haben. Doch Sie müssen ja das auch wissen!"

„Ich habe keinen Freund!“

„Aber Eltern?“

„Meinen Vater habe ich früh verloren. Ich bin entfernt von meiner Mutter und meinen Geschwistern erzogen.“

„So fehlten Ihnen Die innigsten Bande, die den segensreichsten Einfluss ausüben und uns in jener Hingebung und Selbstentäußerung stärken, welche unserm Herzen, selbst wenn es leidet und zu brechen droht, immer neue Wärme zuführt. Armer junger Mann,“ sagte Pauline wehmütig.

So eigentümlich und seltsam auch Pauline dem Assessor erschien, vermochte er doch nicht über sie zu lächeln, sondern fragte ernst: „Warum arm? Wenn uns nichts von andern kommt, müssen wir alles von uns selbst fordern und in uns selbst erstarken.“

„Aber dann müssen wir uns ja zum Mittelpunkt des Universums machen, und wie leicht können wir in Egoismus verfallen?“

„Der Egoismus ist mir darum ein verpöntes Wort, weil man dessen Sinn nie rein erfasst hat.“

„Sie wollen ihn doch nicht zu ihrem Lebensinhalt machen?“ fragte Pauline fast ängstlich.

„Und wenn ich’s täte, was dann?“ forschte er.

„Wird es Sie gewiss zu einer hohen und glänzenden Stellung führen,“ antwortete sie scherzend; denn sie fühlte, dass sie einem Fremden gegenüber sich zu offen ausgesprochen hatte.

„Ich nehme Ihre Prophezeiung an!“ erwiderte er stolz.

Der kurze Weg bis zum Hotel war bald zurückgelegt. Pauline ging auf ihre Stube und der Assessor wollte sich zu den anderen Herren begeben; aber aus dem Zimmer des Herrn Leves drang ihm eine so laute Unterhaltung entgegen, die sich auf Summen, Prozente und Kontrakte bezog, dass er lieber in die Gaststube eintrat. Nachdem er flüchtig die Zeitungen durchblättert hatte, die ihm nichts Neues boten, trat er an’s Fenster; aber er erblickte

nichts, was ihn von dem Gedanken an Pauline abzog. Er musste über ihre Worte nachsinnen, obgleich er sich sonst nie den Anregungen hingab, die ihm von Andern kamen. Gegen jede überlegene Kraft trat er dreist in die Schranken, und konnte er sie nicht bewältigen, so bekämpfte er sie wenigstens. Er glaubte an seine eigne Superiorität, obgleich er nur eine begabte, nicht eine geniale Natur und von einer mehr zähen als glücklichen Organisation war. Das Studium hatte mehr als das Leben seinen Geist erweitert, ja sein Gemüt hatte sich erst durch die Poesie erwärmt und die erhabenen Gefühle, die der Seele ihren Schwung, dem Herzen seine Glut, der Begeisterung ihr Ziel und dem ganzen Dasein eine höhere Weihe geben, hatte er erst durch Dichtungen kennen gelernt. Nur dort, meinte er, haben sie Raum, sich zu entwickeln; denn er kannte keine großen Emotionen und hatte weder eine tiefe Leidenschaft überwunden, noch befriedigt. Fast nur seiner Karriere lebend, fühlte er einen glühenden Drang nach Bestrebungen, die auf einen großen, wo möglich ungewöhnlichen Erfolg gerichtet waren; und obgleich er einsah, dass er einstweilen nur einen alltäglichen erreichen könne, suchte er dennoch seine Kräfte nach dieser Richtung mehr auszudehnen. Sonst zerfloss ihm das Leben in der unendlichen Breite der Oberflächlichkeit; es waren ihm nur wenige Erscheinungen daraus emporgetaucht, denen er mit wirklichem Interesse folgte. Und nun musste er sich gestehen, dass dieses Mädchen eine eigentümliche Macht auf ihn ausübte, die nicht darin bestand, dass sie seine Sinne bestach oder sein Herz erzittern ließ; denn sie war nicht so schön, um sofort Liebe zu erwecken; aber sie gewann mit ihrer Anmut die Seele, und rief, was in ihr verborgen war, wach. Doch auf seinem Wege konnten ihn selbst die Erinnerungen an entschwundene Träume stören. Wohin sollten ihn Paulines Anschauungen führen? Nein! die hatten nur in einem abgeschlossenen Familienleben Raum, sich zu entwickeln und zu bewähren; aber auf das Allgemeine angewendet,

mussten sicher solche Grundsätze auch in dem gewöhnlichen Leben zerschellen. Die Überzeugung davon würde ihm aber vielleicht nie werden; denn morgen schon trennte sein Weg ihn auf immer von Pauline. Dieser Gedanke weckte in ihm das Verlangen, ihr noch heute so viel als möglich nahe zu bleiben.

Nach dem Mittagessen, das die Herren gemeinschaftlich in dem Speisesaal nahmen, machten sie Pauline einen Besuch. Herr Leves wünschte den Kaffee bei ihr zu nehmen, und mit heiterer Liebenswürdigkeit ging sie darauf ein. Sie bat ihn, sich neben sie auf das Sofa zu setzen, rückte dem Notar einen Sessel an ihre andere Seite, und der Assessor musste für sich selbst sorgen. Das Wetter hatte sich verändert, und bald hob ein heftiger Regen, der an das Fenster rasselte, das Angenehme eines traulichen Zusammenseins noch schärfer hervor. Pauline kredenzte mit anmutiger Sicherheit den Herren den Kaffee und während der Notar sich bemühte, sie durch scherzende Reden in die Enge zu treiben, wusste sie nicht allein, ihm gewandt zu entschlüpfen, sondern ihn auch mit feinen eignen Waffen anzugreifen. Herrn Leves Wohlwollen für Pauline fand darin einen neuen Stoff und nur ungern erinnerte er den Notar, dass sie mit einem Gutsbesitzer noch einen Kontrakt abzuschließen hätten. Dennoch entfernten sich beide Herren nicht eher, als bis sie abgerufen wurden.

Der Assessor erhob sich zögernd und wie um des Anstandes willen. Pauline, die seine Neigung, noch ein wenig verweilen zu wollen, rasch erkannte, sah darin etwas so Natürliches, dass sie selbst darum bat. „Denn," fügte sie hinzu, „zu einem untätigen Warten verdammt, bemächtigt sich meiner, wenn ich allein bin, eine Unruhe, die wohl nicht eher von mir weichen wird, als bis ich mich auf offener See befinde."

„Ich glaube, dass grade die Wellen uns ihre sehnsuchtsvolle Unruhe nach weiteren Zielen mitteilen!" meinte er.

„Auf mich haben sie immer einen anderen Eindruck gemacht.

Wenn ich ihrem melodischen Gesange lauschte, empfand mein Gemüt — auch von dem Geiste der Einsamkeit erfüllt — eine mystische Befriedigung, die keiner weiteren Sehnsucht Raum ließ. Nur im engen Raum eingeschlossen, wurde auch mein Geist beengt und, da er sich nicht ausdehnen konnte, senkte er sich in dunkle Tiefen.“

„Aber die Frau ist auf das Haus angewiesen!“

„Gewiss, es ist ihr schönster Platz; nur muss sie darin die Atmosphäre finden, die sie auch ohne Nachteil für ihre Gesundheit einatmen kann. Zu enge Räume verdichten die Luft, die sich, mit ihrer Schwere erdrückend, auf den Geist senkt, das Herz zusammenpresst und den harmlosen Sinn trübt.“

„So wollen Sie die Frauen entfernen von dem Herd und dem engen Arbeitszimmer?“

„Nein, nein!“ fiel Pauline rasch ein, „das hieße, sie ihrem schönsten Beruf und dem Segen der Arbeit entziehen wollen, in der allein ein Talisman für alle Schmerzen ruht.“

„Für alle Schmerzen?“ fragte der Assessor, indem er sie forschend ansah.

Sie senkte schweigend das Haupt, während sie zugleich mit einer leichten Handbewegung gleichsam abweisend und erklärend auf ihr Trauerkleid hinwies.

Auch der Assessor verstummte und Pauline schien dadurch seine Anwesenheit zu vergessen; denn sie ging bei der einbrechenden Dämmerung, wie in Erinnerungen versenkt, mit leisen Schritten das Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb sie vor dem jungen Manne, der sich in eine Fensternische zurückgezogen hatte, stehen. „Verzeihen Sie mein Selbstvergessen!“ sagte sie mit weichen leiser Stimme; „aber, wenn wir einem neuen Leben entgegengehen, macht das alte sich mit tausend Erinnerungen geltend!“

„Und auf der Grenze zwischen beiden reicht Ihnen ein Freund die Hand!“ sagte er erregt, indem er die seine ihr entgegenhielt.

Sie zögerte, die ihre hineinzulegen; aber sie duldete es, dass er sie fasse … „Ein Freund!“ wiederholte sie überrascht.

„Ja, ich fühle es; wenn ich Ihnen nahe bleiben könnte, würde ich Ihnen ein solcher werden,

„Wer weiß? Die Freundschaft ist nicht wie die Liebe, ein „Strahl“, der in die Herzen fährt und zündet, sondern ein Saatkorn, das, soll es aufgehen, erst in einen sorgfältig bearbeiteten Boden gesenkt werden muss.“

„Aber das Vertrauen bildet seinen nährenden Tau, und ich hätte es zu Ihnen!“

„Es würde Sie auch nicht täuschen; denn, wie es auch kommen mag, ich will mir treu bleiben!“

„Das können Sie nicht wissen; das Leben fordert Zugeständnisse.“

„Aber wir müssen sie uns nicht abringen lassen! Haben wir die Kraft, das Unwürdige von uns zu weisen, so kann es uns nicht berühren.“

„Es erscheint aber oft in so glänzender Gestalt, dass wir es als solches nicht erkennen.“

„Dann hat unser Blick schon seine Kraft verloren, weil er sich mit so vielem Wohlbehagen dem Glanze zugewendet hat.“

„Wenn wir alles in seiner wahren Gestalt sehen möchten, was würde für uns noch seinen Reiz behalten?“ fragte er.

„O, gewiss noch Vieles, und jedenfalls das Forschen nach der Wahrheit selbst.“

„Nein, nein! das glaube ich nicht!“ antwortete er fast heftig.“

„So werden wir uns nie verstehen,“ dachte sie, indem sie ihm ebenso erregt antworten wollte; aber sie besann sich und rief scherzend, während sie die bereitstehenden Kerzen anzündete: „Ich gebe nicht nach. Sie sehen, ich liebe keine täuschende Dämmerung, um mich muss es hell sein.“

„Sie werden das Licht auch nie zu scheuen haben,“ sagte er

mehr ernst als artig; „mir aber erlauben Sie, mich ein wenig im Schatten zu halten.“ Bei diesen Worten stellte er seinen Stuhl Pauline, die sich auf dem Sofa platziert hatte, so gegenüber, dass ihn das volle Licht nicht treffen konnte.

„So wollen Sie Ihre Karriere aufgeben und zur Diplomatie übergehen?“ fragte Sie neckend.

Er sah sie erstaunt an.

„Als Jurist müssen Sie ja jede Täuschung, jedes Dunkel verfolgen, als Diplomat sich aber nie im hellsten Lichte zeigen; nur Ihre Taten müssen leuchten.“

„Sie haben Recht,“ sagte er, „Taten geben erst dem Leben eines Mannes seinen Wert.“

„O nein, nicht Taten, sondern die Fähigkeit, große begehen zu können, d. h. der Charakter macht den Wert des Mannes. Taten hängen von Verhältnissen und Zufall ab, und wer kann sagen, dass er sie regiert? Es ist nur Glück, wenn unsere inneren Bestrebungen eine Bestätigung durch äußere Begebenheiten erhalten; aber auch ohne diese Bestätigung muss unser Bewusstsein uns erheben können. Dem Willen kann man nicht misstrauen, den Erfolgen oft. Kann z. B. nicht jemand, der sonst feige ist, plötzlich von Gefahren umringt, denen er nur durch die mutige Tat eines Moments entgehen kann, eine solche vollführen? Wird er etwa dadurch zum Helden?“

„Aber, was sind wir, wenn keine Taten für uns sprechen?“

„O, wir können dennoch sehr viel sein; denn nicht, was wir erreicht, sondern was wir gewollt, muss uns eine innere Befriedigung gewähren.“

„So können nur Frauen denken. Des Mannes Glück kann auch nicht ohne innere Befriedigung sein, aber nur dann, wenn sie auf äußere Erfolge begründet ist.“

„Sie sind nur ehrgeizig!“ rief Pauline bitter.

„Ich leugne auch nicht, dass ich einen glühenden Ehrgeiz be-

sitze,“ sagte der Assessor. und von einer nie gekannten Mitteilungslust hingerissen, erzählte er Pauline — die Saiten in ihm erklingen ließ, die sonst immer allen Menschen und allen Schicksalen gegenüber stumm waren, — was sie zum Teil schon unfreiwillig gehört hatte. Er wiederholte ihr nicht des Onkels Vorschläge, um sie in dem Widerspruch dagegen zu bestärken, sondern er folgte nur dem unwiderstehlichen Verlangen, endlich einmal sein ganzes Inneres vor einem Wesen zu erschließen, das es warm und rein erfasste. Und er irrte sich nicht. Paulines Teilnahme für ihn wuchs bei jeder weitern Mitteilung; erst hörte sie ihm mit neugierigem Interesse zu; sie war erstaunt, dass in einem so jungen Leben das Verlangen nach Anerkennung und Stellung so vielen Raum gewinnen könne. Ist es eine zerstörende Macht, oder ein fördernder Impuls, fragte sie sich; aber sie war geneigt, darin mehr ein edles Streben, als Eitelkeit und Selbstüberschätzung zu finden und, indem sie sich in diesem Sinne aussprach, fand der Assessor die lebendigste, wohltuendste Anregung. Er dachte nicht daran, dass Pauline ihm fremd gewesen, sondern dass er sie heute zum letzten Male sah; — aber er beklagte es nicht. Er suchte keine persönliche Beziehung zu ihr und ohne Bedauern, aber mit Erhebung schied er von ihr.

Am anderen Morgen kam ein Matrose mit der Aufforderung zu Pauline, sich aufs Schiff zu begeben; denn der Kapitän hoffte, dass sich heute noch ein günstiger Wind erheben würde. Sie rüstete sich zur Abreise und sah mit bangem Zagen der geforderten Rechnung entgegen; denn sie fürchtete, dass sie ihre Reisekasse zu sehr erschöpfen werde; aber, statt des Kellners, den sie erwartete, trat Herr Leves ein. „Ich höre,“ sagte er, dass Sie sich zur Reise rüsten, Ihr Entschluss, nach Petersburg zu gehen, ist also
unerschütterlich?“

„Ich habe keinen Augenblick darin geschwankt.“

„So wünsche ich denn, das Glück möge Ihnen dort günsti-

ger sein, als bis jetzt im Leben; aber Sie müssen auch auf Enttäuschungen gefasst sein.“

„Ich gehe zu meinem Bruder, zu meiner Schwägerin, die mich mit Herzlichkeit zu sich eingeladen haben.“

„Kennen Sie sie persönlich?“

„Nein, aber sie ist mit meinem Bruder durch Liebe verbunden!“

„Schön, sehr schön! Im Falle aber, dass Sie sich mit ihr nicht verständigen können? Haben Sie Geld zur Rückreise?“

„Nein, wozu auch, mein Bruder ...“

„Ist gewiss der beste; aber hören Sie einen erfahrenen Mann, und folgen Sie ihm! Bewahren Sie diese Brieftasche, sie enthält eine Adresse und einige Bankscheine, die für den Fall einer Verlegenheit …“

„Ihre gütige Fürsorge rührt mich tief; aber ich danke!“

„Sie werden sich doch nicht scheuen, von mir etwas geliehen zu nehmen?“ rief Herr Leves mit scheinbarer Gereizteit.

„Ich bedarf dessen nicht.“

„Man kann nichts berechnen.“

„Aber dann kann ich das Geld nicht ersetzen.“

„Es reicht nur hin, Sie zu mir zu führen, und dann können wir uns persönlich verständigen.“

„Edler Mann!“ rief Pauline unter Tränen, „warum haben meine Eltern Sie nicht gekannt?“

„Regen Sie sich nicht auf“ mein Kind! Kommen Sie, ich werde Sie begleiten, der Wagen wartet auf uns.“

„Ich muss erst meine Rechnung bezahlen.“

„Ist bereits berichtigt,“ sagte Herr Leves, indem er Paulines Handtasche ergriff und die Brieftasche hineinschob. Sie ließ ihn still gewähren. Von ihrem Gefühl bewältigt griff sie nach seiner Hand und wollte sie an ihre Lippen ziehen, er aber verhinderte es und umarmte sie herzlich. In diesem Augenblicke steckte

der Notar seinen dicken Kopf zur Tür hinein und rief mit komischem Pathos: „O, warum kann ich mich nicht als Onkel legitimieren?“

„Ich bin bereit, Ihnen die Ehrfurcht einer Nichte zu beweisen,“ rief Pauline schnell gefasst.

„Ich fordere die Liebe einer solchen!“

„Gut, ich werde sie Ihnen bis zu unserm Wiedersehen aufbewahren; einstweilen nehmen Sie freundlichst meinen herzlichsten Dank für Ihre Güte.“

„Hat sie goldene Früchte getragen?“ fragte der Notar leise Herrn Leves, während Pauline ihre Sachen dem Hausknecht übergab.

„Überlassen Sie mir die Sorge dafür,“ antwortete Herr Leves ruhig. Pauline reichte bewegt zum Abschied dem Notar die Hand, die dieser an seine Lippen zog. Sie errötete tief über dieses ungewohnte Zeichen der Artigkeit und folgte rasch dem voranschreitenden Herrn Leves in den Wagen. Eine halbe Stunde später ging sie mit ihm auf dem Verdeck des kleinen Schiffes umher; er konnte nicht begreifen, wie man sich einem solchen anvertrauen könne. Statt aller Antwort aber fragte sie den Kapitän, wie lange er es schon führe. „Fünfzehn Jahre,“ sagte er. Herr Leves schüttelte den Kopf; aber, da er Pauline so vertrauensvoll sah, verließ auch er sie ruhig, nachdem er dem Kapitän noch besonders das junge Mädchen empfohlen und dem Steuermann einige Taler für ihn und die Matrosen in die Hand gedrückt hatte.

_____

Zweites Kapitel.

Gegen Abend fuhr das Schiff aus dem Hafen. Die untergehende Sonne senkte sich dem Horizonte zu, den sie glühend färbte, ehe sie in die Wellen versank. Dieser Anblick rief in Pauline das Bild des Scheidens hervor. und das Gefühl der Zuversicht und Hoffnung, das noch unlängst ihre Brust gehoben, löste sich in die schmerzliche Empfindung der Vereinsamung auf. Sehnsüchtig sah sie nach dem Ufer zurück; warum hatte sie es denn verlassen? Warum vertraute sie sich des Meeres und des Lebens Wogen an? Waren es vielleicht die eignen stürmischen Wünsche, die sie hinaustrieben? Verbarg sich hinter der Mission, die sie zu erfüllen wähnte, auch ein selbstsüchtiges Verlangen? War es wirklich nur die Notwendigkeit, die sie gezwungen hatte, sie zu übernehmen?

Ihr war's in diesem Augenblicke, als müsse sie alle diese Fragen und Zweifel, die in ihr aufstiegen, mit richterlicher Genauigkeit prüfen; sie scheute es zu tun; sie fürchtete, sich von persönlichen Absichten nicht freisprechen zu können; aber ihr Selbstbewusstsein kehrte bald zurück. Es galt, von dem bewegten Elemente aus, auf dem sie sich befand, einen neuen Lebensanker auszuwerfen, an dem sie und ihre heimatlosen Schwestern einen neuen Halt gewinnen sollten. Und welch' glückliche Folgen konnten sich nicht über den Augenblick hinaus für die fernste Zukunft daran knüpfen? Hatte nicht schon das Hinaustreten aus den en-

gen Grenzen ihres isolierten Lebens ihr einen teilnehmenden Verwandten zugeführt?

Pauline wollte nicht mehr grübeln, sondern mit klaren Blicken um sich schauen. Sie näherte sich ihrem Reisegefährten, der eben damit beschäftigt war, unter einer zeltartigen Abteilung Orangenbäume zu ordnen. Sie half ihm die Bäume begießen und die welken Blätter davon absondern. Dieser kleine schwebende Garten hatte für sie einen poetischen Reiz. Überallhin, dachte sie, kann man das Schöne verpflanzen, wenn man es nur sorgfältig hütet. Und so wie diese blühende Orangerie mitten auf der See eine liebliche Oase bildete, so hoffte sie, in dem fernen Norden ein sicheres Asyl zu finden, wo die Liebe und Harmonie ihre Heimat haben!

Ein günstiger aber rauer Wind erhob sich. Pauline hüllte sich fester in ihr Tuch und trat aus dem schützenden Zelt auf das Vorderteil des Schiffes, das mit wunderbarer Schnelligkeit leicht und sicher die Wellen durchschnitt. Das Ufer war schon den Blicken entschwunden, oder in Nebel gehüllt und der Horizont grau und schwer. Über den weißen Schaum der Wellen flogen die Möwen dahin, die sich bald hoch in die Luft erhoben, bald kreischend das Schiff umschwirrten. Ihr Ruf kam Pauline wie eine unheimliche Antwort auf ihre Zukunftsträume vor; denn, wie so manche, die in der Abgeschiedenheit gelebt, war auch sie nicht frei davon, ahnungsvolle Beziehungen zu suchen. Es durchrieselte sie kalt, und willig folgte sie daher dem Rate des Kapitäns, sich ins die Kajüte zurückzuziehen. Bald darauf wiegte sie die schaukelnde Bewegung des Schiffes in einen behaglichen Schlummer.

Die freundliche Fürsorge der alten Herren, deren Gunst Pauline durch ihr ruhiges Wesen und ihr sinniges Eingehen auf das, was sie interessierte, gewann, mehr aber noch ein fortwährend günstiger Wind verwandelten die gefürchtete Seefahrt, deren Einför-

migkeit sie sich so ertötend gedacht hatte, fast in eine Lustreise. Sie empfand nur Befriedigung und Genuss. Der erhabene Anblick des Meeresspiegels rief ähnliche Empfindungen in ihr hervor. Nie hatte sie sich der Natur und Gott näher geglaubt, als jetzt. Es war ihr, als ruhe sie von manchem Leid und Zweifel in seinem Schoße aus, als lerne sie von dem unabsehbaren Bilde der Größe und des Friedens wieder Gottes liebende Allmacht erkennen und ihr vertrauen! Zum ersten Mal fühlte sie sich tief religiös. Ihre Seele jubelte, ihrer Höhe sich bewusst, und fühlte doch zugleich ihre Begrenztheit. Aber indem ihr Geist den Schwung nach dem Ideal fest hielt, das Verlangen empfand sich in Gottes Allmacht zu vertiefen, in Erkenntnis und Wahrheit zu reifen, das Nichtige zu bewältigen, wandte er sich wahrhaft der alles umfassenden Einheit, wandte er sich Gott zu. Sie war von dieser Empfindung so beseligt, dass ihren Blicken selbst die nächste Zukunft entschwand und, wenn sie bei dem milden Wetter abends auf dem Verdeck sich befand und begeistert zu dem gestirnten Himmel aufsah, war es ihr, als ob die glänzenden Sterne sich auch in ihr Inneres senkten; so leicht erschien ihr alles in und um sich.

Der Kapitän selbst nannte die Fahrt eine höchst günstige, und schon am sechsten Tage näherten sie sich dem Golf von Finnland; aber erst einzelne Schiffe verkündigten die Nähe des Hafens. Als sie ihn erreicht hatten, fand Pauline bestätigt, was ihre Reisegefährten ihr von dem großartigen Anblick desselben erzählt hatten, der noch durch das Interessante des Fremdartigen gehoben wurde. Der Hafen war von Schiffen überfüllt, auf denen die Flaggen aller Nationen flatterten, und während andere mit weißen Segeln aus- oder einliefen, flogen Boote, mit Russen in ihrer Nationaltracht bemannt, pfeilschnell zwischen ihnen hindurch. Alles Einzelne fesselte den Blick; aber die Einfahrt zur See in Petersburg ist von unvergleichlicher Schönheit. Überraschend schon ist

die Großartigkeit Kronstadts mit seinen zahllosen Schiffen, endlosen Docks, den merkwürdigen Türmen und Werken, die sich aus den Tiefen der offenen See wunderbar an Kraft und Schönheit erheben; und nicht weit davon sieht man auch das herrliche Schloss Peterhoff mit seinen anmutigen Gärten, dem reizenden Park und den feenhaften Gebäuden.

Von diesem mächtigen Anblick und zugleich von der rastlosen Tätigkeit und dem unruhigen Drängen, das in dem Hafen herrschte, befangen, wurde Pauline bei diesem betäubenden Gewühle von tausend fremden Gegenständen fast bange. Sie hätte einen Ruhepunkt suchen mögen und plötzlich blieben ihre Blicke auf einem kleinen Boot haften, auf dem mehrere Männer in Uniform saßen, die sich ihrem Schiffe näherten. Es waren Beamte der Douane, die die Pässe zu revidieren und die Effekten zu untersuchen kamen. Nachdem sie bei dem Kaufmanne ihre Funktionen beendet, fragten sie Pauline, ob sie steuerbare Gegenstände mit sich führe; sie verneinte es und öffnete ihren Koffer, der ihr nach einer genauen Untersuchung zurückgegeben wurde. Während die Beamten mit dem Kapitän die Schiffsräume durchstreiften, sagte der Kaufmann zu Pauline: „Ich bin nur froh, dass sie die Briefe, die ich bei mir habe, nicht gefunden.“

„Sind Briefe denn steuerbar?“ rief sie erschreckt.

„Gewiss!“

„Hilf Himmels und ich trage zwei in meiner Tasche, die ich von armen Leuten in meiner Vaterstadt erhalten habe, um sie bei deren reichen Verwandten in Petersburg abzugeben und zu befürworten. Was beginne ich nun?“

„Man wird sie in ihrer Tasche nicht suchen.“

„Aber ich weiß, dass sie darin sind,“ sagte sie, indem sie die Briefe aus der Tasche zog, die Adresse sich merkte, sie durchriss und rasch ins Meer warf.

„Was tun Sie!“ rief der alte Herr erschreckt, auf einen

Beamten hindeutend, der in diesem Augenblicke wieder auf dem Verdeck erschien. Seiner Aufmerksamkeit entging Paulines Verwirrung nicht und rasch auf sie zuschreitend, fragte er sie in deutscher Sprache, was sie soeben über Bord geworfen.

„Es war ein nutzloses Papier," antwortete statt ihrer der alte Herr.

„Wir werden sehen," sagte der Beamte, ruhig einen Matrosen herbeiwinkend, und ihm befehlend, das Papier. das noch ganz in der Nähe des Schiffes sich auf dem Wasser schaukelte, herbeizuholen. Er musste wohl gehorchen, und obgleich er die Papiere noch ins Wasser untertauchte, bevor er sie brachte, war doch deutlich zu erkennen, dass es Briefe waren und die Adresse mit der Bezeichnung Petersburg noch lesbar.

Vergebens beteuerte der Kaufmann, das Fräulein habe nicht gewusst, dass man alle mitgenommenen Briefe in Kronstadt auf die Post geben müsse und dass diese nur persönliche Empfehlungen enthielten. Der Beamte forderte ihr nicht desto weniger eine bedeutende Strafsumme ab. Obgleich dieselbe ihre eigne Barschaft überschritt, wollte Pauline von dem Gelde, das ihr Herr Leves gegeben, doch schon zahlen, aber der Kapitän und der Kaufmann widerrieten es; sie meinten, dass sie nach einer Appellation freigesprochen werden müsse, und dass sie nur ruhig dem Beamten ihre Sachen, die er pfändete, zurücklassen solle.

Durch diese Unannehmlichkeit verstimmt und befangen, vermochte Pauline nicht, sich harmlos dem Eindruck hinzugeben, welche die mehrstündige Fahrt stromaufwärts an dem herrlichen Bergkorps vorüber, auf jeden Reisenden machen muss. Endlich legte das Schiff an dem schönen englischen Kai an; aber selbst in die Freude, dem Bruder so nahe zu sein, mischte sich bei Pauline eine peinliche Unruhe. Nur ungern trennte sie sich von dem freundlichen Kapitän und wie betäubt folgte sie dem Kaufmann,

der sie, bevor er sein eignes Logis aufsuchte, erst nach dem Institute, wo ihr Bruder angestellt war, begleitete.

Zögernd stand sie mit ihrer Reisetasche in der Hand an der großen Treppe des palastartigen Gebäudes, auf dessen untern Stufen ein Mann aus der niederen Volksklasse schlafend oder trunken lag. Ein junger Offizier, der in der Nähe stand und sie aus dem Wagen hatte steigen sehen, schritt rasch auf sie zu, musterte sie mit kecken Blicken, griff aber dann wie unwillkürlich nach seiner Mütze und fragte sie in französischer Sprache, wohin sie wolle. Sie nannte leise und verlegen den Namen ihres Bruders. Mit einem raschen Fußtritt den Mann aus dem Wege räumend, wollte eben der Offizier sich ihr zum Führer anbieten, als ein stattlicher Herr in glänzender Uniform die Treppe herabkam und ihn ansprach. Mit allen Zeichen der tiefsten Subordination stellte sich der junge Offizier vor ihn hin und Pauline benutzte den Augenblick, um rasch, sie wusste selbst nicht warum, ihm zu entschlüpfen.

Sie ging, ohne zu fragen oder anzuhalten, mehrere Treppen hinauf, und blieb endlich vor einer Wohnungsabteilung stehen, aus der eine Frau mit einem Korbe kam. Paulines Ansprache schien sie nicht zu verstehen und erst als sie wiederholend den Namen ihres Bruders genannt hatte, besann sich die Frau und führte sie eine Treppe hinab an eine Tür, auf deren Glockengriff „Dr. Leves“ eingraviert stand.

Paulines Herz pochte hörbar. Das rasche Gehen, das Tragen der schweren Reisetasche, vor allem die wechselnden Eindrücke und ihre eignen so mannigfachen Gedanken und Gefühle, hatten sie so aufgeregt dass sie nicht vermochte, die Tür zu öffnen, die ihr ein neues Leben erschließen sollte. Sie lehnte sich an dieselbe, um ein wenig auszuruhen und freier Atem schöpfen zu können; da hörte sie in dem Zimmer eine laute Stimme scheltend erschallen und eine rohe Frauenstimme, sich verteidigend, ant-

worten. Der Streit schien heftig zu werden, er beunruhigte sie, als wäre er ihretwegen entstanden; sie wagte nicht, ihn durch ihr Erscheinen zu unterbrechen; — endlich beschwichtigte er sich. Sie hörte eine Tür heftig zuschlagen und konnte auch eine schluchzende Stimme unterscheiden.

Kaum vermochte sie sich zu regen. Zweimal ergriff sie die Klingel; aber immer entglitt sie ihrer zitternden Hand. Endlich ermannte. sie sich. Was hatte sie denn mit diesem Streit gemein? Hastig zog sie die Schnur. Ein Dienstmädchen mit finsterem, verweinten Gesichte öffnete und zeigte verdrossen, als sie nach der Herrschaft fragte, nach der Zimmertüre.

Leise klopfte sie an; man schien es nicht zu beachten. Da öffnete sie die Türe, konnte aber bei der vorgerückten Dämmerung nichts mehr unterscheiden; aber bald erkannte sie doch, dass sich niemand im Zimmer befand, aus einem anstoßenden erscholl jetzt eine liebliche Kinderstimme, die ihr Mut einflößte; sie ging näher. Eine große stattliche Dame erhob sich bei ihrem Eintritt, kam rasch auf sie zu und wollte sie eben ansprechen, als sie sagte: „Ich bin Pauline.“ Ein Mann, der am Fenster gestanden, wendete sich bei diesen Worten rasch um, stürzte auf sie zu und umarmte sie.

Lange hielten sich die Geschwister schweigend und innig umschlungen. Endlich sagte der Bruder zu seiner Frau: „Marie, das ist meine Schwester, ich hoffe, Du wirst ihr auch eine solche werden; denn sie bringt Dir die Liebe derselben entgegen.“

„O gewiss!“ sagte Pauline mit Innigkeit.

„Die Schwester meines geliebten Adolph wird meinem Herzen immer teuer sein,“ erwiderte Marie mit Emphase, sie umarmend und ihr zugleich ihr Töchterchen zuführend.

Pauline beugte sich gerührt zu der Kleinen hin, die ihr liebliches mit blonden Locken umwalltes Köpfchen fragend und staunend emporrichtete.

„Bist Du die neue Tante?“ fragte sie.

„Gewiss! Mama hat Dir also von mir erzählt?“ fragte Pauline, der es wohltat, so viel Liebe zu begegnen.

„O ja, und dass Du mir etwas Schönes mitbringen wirst.“

„Wer wird sich so unartig zeigen!“ sagte die Mutter, welches dem mit einer Lampe hereintretenden Mädchen den Teetisch ordnen half und, als der Samowar dampfte, Pauline bat sich zu setzen. Nun sollte sie von ihrer Reise berichten, aber ihre Mitteilungen wurden von den stets neuen Forderungen der Kleinen unterbrochen, die erst beschwichtigt werden musste. Da sie nicht willig dem Mädchen folgen wollte, war die Mutter gezwungen. sie zur Ruhe zu bringen. Kaum sah sich Adolph mit seiner Schwester allein, als er sie mit Fragen über das Leiden und das Ende der Mutter bestürmte. Vor allem wollte er wissen, ob sie seiner oft und liebend gedacht habe. Pauline mochte ihm weder die Wahrheit verhüllen, noch ganz offenbaren; sie fühlte nur, dass alle Erörterungen freudeleer und nutzlos seien und eben darum ging sie flüchtig über das Entstehen der Krankheit hinweg und verweilte nur bei der letzten Periode. wo der Zustand der Mutter fast ein schlafähnlicher geworden war und weder bestimmtes Leiden noch Wünsche hervortraten. Nur dem Arzte konnte sie und nicht dem Sohne berichten, und das fühlten beide, wenn auch unklar, zur Scheidewand werden, die sich zwischen ihnen erhob.

Marie, deren Erscheinen die Geschwister über eine peinliche Pause hinweghalf, sagte, ihre Erregung bemerkend: „Ich bitte Euch, unterdrückt für heute jede Gefühlsäußerung; denken wir nur daran, dass Pauline eine ermüdete Reisende ist und Ruhe ihr vor allem Not tut.“

„Aber ich bedarf ihrer nicht; ich fühle nur das Bedürfnis, mich mit Euch zu unterhalten,“ antwortete sie, indem sie zum ersten Male die Schwägerin aufmerksam betrachtete. Wie wenig glich sie dem Bilde, das sie sich von ihr gemacht; sie glaubte sie

blond, frisch und von blühender Schönheit zu finden und fand nur noch die Spuren der letzteren. Dunkle, feurige Augen, die sie fast zu durchdringen schienen, begegneten den ihrigen; sie senkte sie verwirrt und bemerkte erst jetzt, dass Marie in einer Lage war, wo Frauen in der Regel am Unvorteilhaftesten erscheinen.

„Du hast zu bestimmen," sagte sie; „ich wollte Deinen Koffer hineintragen lassen, bemerkte ihn aber nicht."

„Der ist konfisziert worden."

„Hat Dir niemand gesagt, dass man unverarbeitete Stoffe, Spitzen und ähnliche Dinge nicht mitführen darf?" rief Marie.

„Das wäre überflüssig gewesen; meine Garderobe besteht nur aus dem Notwendigsten; aber," fügte Pauline mit anscheinendem Scherz hinzu, „es handelt sich um viel wichtigere Dinge, um Papiere."

„Welch' unverzeihlicher Leichtsinn!" rief der Bruder. „Du hast verbotene Schriften mit Dir geführt? Das kann selbst für mich sehr unangenehm werden."

„Fürchte nichts — es waren nur Briefe, die ich frei glaubte — ich hörte erst, nachdem meine Sachen schon revidiert waren, dass sie es nicht sind und aus Angst, deswegen mit der Behörde in Konflikt zu geraten, warf ich sie ins Wasser, aus dem der Beamte sie herausholen ließ."

„Aber, ist es nicht erlaubt, Empfehlungsbriefe mit sich zu führen?" fragte Marie.

„Deren hätte ich bei der Reise zu Euch nicht bedurft. Nein, es waren solche von armen Leuten, die ich noch befürworten sollte.

„Wer wird solche Aufträge übernehmen! Wie war es Dir nur möglich, Dich damit zu befassen?" riefen der Bruder und Marie zugleich. Pauline mochte sich für etwas nicht entschuldigen, das zu wiederholen sie bereit gewesen wäre. Sie schwieg. „Welche Summe sollst Du als Strafe dafür zahlen?" rief der Bruder finster. Sie nannte dieselbe und da sie nicht unbedeutend

war, steigerten sich Tadel und Vorwürfe. Nicht daran gewöhnt und sie für ungerecht haltend, fühlte sie sich dadurch verletzt, obgleich sie es nicht äußerte. Aber ihre Verstimmung und seine Taktlosigkeit rasch erkennend, meinte der Bruder, die Sache werde sich wohl noch ausgleichen lassen, indem er das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken suchte; doch klärte es sich nicht mehr zu einem unbefangenen Austausch auf. Unter dem Vorwande der Ermüdung verlangte Pauline nach ihrem Zimmer. Marie begleitete sie dahin; es war einfach aber freundlich möbliert und Pauline schien es luxuriös.

„Die Aussicht des Zimmers soll Dich für seine Dürftigkeit entschädigen; aber beim besten Willen kann ich Dir kein bessres bieten. Unsere Verhältnisse machen sich erst, und in diesem Falle muss man froh sein, wenn man nur die Mittel für das Notwendigste findet.

„Ich bin sehr einfach gewöhnt.“

„Ich weiß es;“ sagte sie mit einem Anfluge von Ironie. „Darum hoffe ich, dass es Dir bei uns zusagen wird. Doch lassen wir jetzt jede Erörterung; Du hast über Erschöpfung geklagt, darum gute Nacht!“ Sie umarmte Pauline, die es herzlich erwiderte.

Sinnend ging sie, als sie sich allein sah, in ihrem Zimmer auf und ab, als könnte sie dadurch Erleichterung von einem beengenden Gefühle finden, das ihr krampfhaft Brust und Herz zusammenzog; sie wollte es in einem körperlichen Unwohlsein suchen und öffnete deshalb das Fenster, welches die Aussicht nach einem großen, schönen Garten zeigte.

Es war eine wundervoll klare Nacht, wie man sie nur im Norden findet, wo, ohne dass die Quelle des Lichts sichtbar ist, dasselbe überall doch waltet. Die Bäume, Büsche und Blumen traten erkennbar hervor, ja es schien, als wären ihre Farben nicht

einmal erblichen, selbst die Vögel schlummerten nicht alle, es flogen noch einige von ihnen zwitschernd hin und her.

Der milde Zauber der Natur senkte sich beschwichtigend auf Paulines Erregung, die sie sich durch die vielseitige Wechselwirkung des Tages deutete; denn sie wollte keine andere Ursache dafür suchen. War sie nicht freundlich empfangen worden? Dass das Andenken der Mutter mehr trennend als vermittelnd zwischen sie und ihrem Bruder sich erhob, war etwas, das sie nicht überraschen konnte; aber sie musste darüber wachen, dass es sie nicht ungerecht gegen Marie stimme. Sie beschloss, ihr, wie sie auch sei, die volle Liebe einer Schwester entgegen zu bringen, und sie fühlte sich dadurch milde gestimmt, wie man es immer ist, wenn man mehr zum Gewähren als zum Fordern geneigt ist.

Am anderen Morgen erwachte sie schon früh; sie erhob sich und lauschte an der Türe; es war im ganzen Hause noch still und, als sie das Fenster öffnete, um in den Garten zu schauen, strömte ihr eine feuchte Kälte entgegen. Deshalb schloss sie es und fing an, ihr Stübchen zu mustern, das auch einen bequemen Divan enthielt; aber sie setzte sich nicht darauf; denn durch eine unglückselige Ideenverbindung musste sie daran, denken, dass ihre Mutter einen solchen stets entbehrt hatte. Gewaltsam entriss sie sich dieser trüben Erinnerung und ordnete ihre Wäsche und übrigen Sachen, die sie in der Reisetasche hatte. Gewöhnt sich selbst zu bedienen, bürstete sie ihr enganschließendes Tuchkleid, das einzige, das sie jetzt hatte, und ordnete ihr Haar mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich, um durch Zierlichkeit den Mangel an Toilette zu ergänzen. Schon lange hatte sie dieselbe vollendet, als das Mädchen sie zum Frühstück zu kommen bat; es hatte die Kleine an der Hand, die Pauline anmutiger und schöner als gestern erschien. Sie wollte den rosigen Mund küssen, aber das Kind wandte schelmisch sein Lockenköpfchen ab. „Willst Du der Tante keinen guten Morgen sagen, so nimm wenigstens, was sie Dir mitge-

bracht,“ sagte Pauline, indem sie, von ihrem Halse eine Schnur Bernsteinperlen löste, und sie dem Kinde hinreichte. Das Kind jubelte und ließ sich jetzt willig von ihr durch einen langen Korridor bis in die Wohnstube führen.

An einem zierlich geordneten Tisch saß ihre Schwägerin in einem nachlässigen Negligee; die Morgenhaube war ein wenig nach hinten gegleitet und ließ, da das Haar noch schlicht geschritten war, die Züge scharf hervortreten. Dadurch erschien sie älter als ihr Mann, der eben durch eine entgegengesetzte Türe ins Zimmer trat. Er begrüßte die Schwester herzlich, küsste die Kleine und wandte sich seiner Frau zu.

„Ich bin also erst die Dritte in Deinem Herzen?“ sagte Marie in einem scherzend sein sollenden Tone.

„Nur Gott im Himmel und der Zar sind hier Alleinherrscher; alle übrigen müssen ihre Gewalt teilen!“ sagte er ebenso.

„Ich bin aber keineswegs dazu geneigt;“ erwiderte Marie fast heftig.

„Mit der Liebe geht es, wie mit dem Reichtum,“ fiel Pauline vermittelnd ein; „wo welcher ist, strömt immer neuer zu. Was schadet es, wenn man hier ein wenig teilt, um dort, doppelt zu empfangen?“

„Was hast Du denn bekommen?“ fragte Marie sich zusammennehmend, das Kind, welches mit den Korallen spielte.

„Schöne Perlen!“

Der Vater nahm sie, gleichsam um sie zu bewundern, ihr aus der Hand und ließ sie schweigend durch seine Finger gleiten. Welches mannigfaltigen Empfindungen riefen sie in ihm wach! — Vielleicht hatte er selbst einst am Strande ein Stückchen von diesem Bernstein aufgenommen, vielleicht es auf dem Arbeitstisch seiner Mutter gesehen; O, diese Mutter! — Er wandte sich rasch zu der Kleinen und warf ihr die Perlen zu. Ach! hätte er doch so jeden schmerzenden Vorwurf von sich werfen können!

Mit ihrem schnellen Verständnis ahnte Pauline seinen Ideengang und um ihn davon abzuziehen, trat sie an das Fenster und sprach ihr Erstaunen über die Größe des Gebäudes aus, in dem sie sich befanden. Der gegenüberliegende Seitenflügel erschien ihr durch die reinen und strengen Linien seiner Architektur und durch seine imposante Ausdehnung und Höhe schon wie ein Schloss.

„Alle, sowohl Militär- als Zivilerziehungsanstalten," sagte ihr Bruder, „befinden sich hier in palastähnlichen Gebäuden und mit allen Erfordernissen der Gesundheit und der Bequemlichkeit der Bewohner versehen. Die Behandlung der Schüler entspricht vollkommen den Erwartungen, zu denen der äußere Anblick dieser Anstalten berechtigt. Mit dem Eintritt in diese Corps ist nicht nur für alle leiblichen und geistigen Bedürfnisse des Eleven bis zu seiner vollendeten Ausbildung gesorgt, sondern gewissermaßen für sein ganzes Leben. Die auf dem Eintretenden haftende Verpflichtung nämlich, nach überstandenem Abiturientenexamen dem Staate mehrere Jahre zu dienen, schließt zugleich die Verpflichtung des Staates in sich, nach Verlauf dieser Jahre für eine geeignete Anstellung des jungen Staatsdieners Sorge zu tragen. Die Erziehungsart in diesen Corps ist eine völlig militärische, wie denn überhaupt hier jeder Staatsdiener Rang und Klasse des Militärs erhält."

„Auch Du?" fragte Pauline.

„Gewiss, fiel Marie ein; Adolph kann auch Obrist werden!"

„Hast Du einen militärischen Chef?"

„Ja, den Direktor dieser Anstalt; aber wir alle stehen unter dem besonderen Schutze des Kaisers, ja so zu sagen, unter seiner persönlichen Aufsicht. Vor seinen „Visites domicilaires" sind wir weder Tag noch Nacht sicher. Oft springt Nikolaus von seinem eisernen Feldbette — mitten in der Nacht — auf, schwingt sich auf seine einspännige Droschke und stattet den öffentlichen Instituten seine nächtlichen Inspektionsvisiten ab."

„Man erzählt sich darüber eine interessante Anekdote," sagte

Marie. „Der Kaiser bedient sich nämlich oft des ersten besten Fuhrwerks, das er an den Straßenecken findet. So fuhr ihn diesen Winter ein Iswortschik in einer schneeigen Nacht in seinem Schlitten nach einem entfernten Teil der Stadt. Das Fuhrwerk musste lange warten, und als der Kaiser endlich herauskam, um es wieder zu besteigen, fand es sich, dass er, als er bezahlen wollte, kein Geld bei sich hatte, Schmunzelnd meinte der Iswortschick, das habe nichts zu bedeuten, und als der Zar, sich in den Schlitten werfend“ zerstreut „na domo“ — nach Hause — rief, trieb er sein finnländisches Pferdchen im schnellsten Galopp dem Winterpalais zu und hielt in dessen Nähe, den Herrn mit fragender Miene anschauend. Verwundert stieg der Kaiser ab, bestellte ihn für den nächsten Tag an denselben Ort und fragte weggehend: „Kennst Du mich?“ Ein pfiffiges „Nein“ war die Antwort, und am nächsten Abend erhielt er eine reiche Belohnung, wohl weniger für sein Vertrauen, als für seine schlaue Diskretion.

„Bei solch nächtlichen Visiten in den Instituten,“ fuhr Adolph fort, „finden strenge Untersuchungen statt. Der erste Blick des Kaisers beim Eintritt in den Korridor ist auf den Thermometer gerichtet; wehe, wenn er nicht die vorgeschriebenen 14 Grade anzeigt. Sodann werden die Säle durchwandert, ob überall Licht, überall die diensttuenden Dujouranten wachend sind. Nun werden die Betten der Schüler untersucht. Oft fordert er sie auf, um ihre Stärke zu erproben, mit ihm zu ringen und es muss für den plötzlich hinzutretenden Fremden kein uninteressantes Schauspiel sein, den Selbstherrscher aller Russen zu sehen, wie fünf bis sechs Knaben an seinem gigantischen Körper wie an einem Obstbaume hangen, und die äußerste Kraft aufwenden, den Herrn von so vielen Millionen auf den Erdboden zu werfen.

„Ich bin erstaunt, solche echt menschliche Züge von dem Kaiser zu hören, den ich mir nur als Tyrannen gedacht habe,“ sagte Pauline.

„Was hat Dich zu diesem Irrtum verleitet?“ fragte ihr Bruder.

„Ist es wirklich ein solcher? Wenn ich auch nur als einzigen Grund anzugeben haätte, die Grausamkeit und Inhumanität, die er beim Antritt seiner Regierung durch Vertreibung der Juden aus seiner Residenz bewiesen hat?“ erwiderte Pauline erregt.

„Vielleicht lässt sich das durch staatliche und religiöse Gründe rechtfertigen,“ fiel Marie ein.

„Nimmermehr!“ rief Pauline.

„Wie dem auch sei,“ sagte Adolph vermittelnd, „gewiss ist, dass der Kaiser schon manche Gesetze, die dieses Namens nicht würdig sind, geändert hat.“

Und zu denen, durch welche die Menschenrechte in Russland mit Füßen getreten werden, noch neue hinzugefügt, dachte Pauline, ohne es auszusprechen, weil die Bemerkung ihrer Schwägerin sie verletzt hatte und sie keine Vermittlung über diesen Gegenstand mit ihr zu finden hoffte.

„Er selbst kennt die lächerlichen und abenteuerlichen Gerüchte, die eine korrupte Phantasie über ihn erfunden und die Bösartigkeit verbreitet hat, und oft soll er auf die liebenswürdigste Art darüber scherzen. So sagte er zu dem Vicomte de Custine, als er ihm die Knaben in unserm Corps zeigte, deren munteres Wesen jenem auffiel: „das sind die jungen Leute, von denen ich wöchentlich zwei verschlinge,“ und Graf Orloff, der gerade hinzutrat und ihm dargestellt wurde, Präsentierte sich selbst als „den berüchtigten Vergifter,“ sagte lächelnd Adolph, dem es darum zu tun war, die ernsten Mienen seiner Schwester zu erheitern; aber sie fragte nur: „Bist Du mit Deiner Stellung zufrieden?“

„Ja, sofern sie eine gesicherte ist, — aber ich wünschte, ich hätte eine gute Privatpraxis, dann wäre ich ein freier Mann.

„Wenn Du avancieren möchtest, könnte Dir auch die Deine genügen. meinte Marie, „aber Du verstehst nicht, Deine Mittel

zu benutzen; wäre ich ein Mann, ich hätte schon welche gefunden,
wodurch man fein Glück macht!“

„Du meinst, weil Du es verstehst, immer neue Pläne zu erfinden?“ warf er spottend ein.

„Aber, ich hätte auch die Energie, sie auszuführen!“ entgegnete sie mit Selbstbewusstsein.

„Du vergisst nur eins dabei, die Hindernisse anzuerkennen, welche Verhältnisse und Personen dazwischen bringen,“ bemerkte er.

„Ich hätte den Mut sie zu besiegen.“

„Möglich,“ sagte Adolph ruhig; „denn, wenn Frauen von einem Gedanken durchdrungen sind, werden sie oft genialer, als der gewandteste Mann; ihr Geist begreift alles und betrachtet es deshalb in der Ausdehnung ihrer Ideen.“

„Wenn Du das zugibst, warum folgst Du denn nicht den meinen?“

„Weil sie nicht in mir gereift sind.“

„Also“ aus Eitelkeit verwirfst Du sie?“

„Nein, aus Charakter!“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Wie Du willst,“ sagte er ruhig.

„Du räumst uns Frauen,“ sagte Pauline rasch, „mehr ein, als es sonst die Männer tun. Schade nur, dass ich mir nichts von dem Lorbeer erringen kann!“

„Du warst ja immer ein gut organisierter Kopf.“

„Das höre ich heute zum ersten Male von Dir; aber was hilft es mir; ich bleibe unpraktisch; das habe ich erst gestern bewiesen.

„Ja leider!“ sagte Adolph; „aber vielleicht gelingt es mir, Deinen Fehler gut zu machen. Ich werde mich noch heute Vormittag auf’s Zollamt begeben und um dazu Zeit zu gewinnen, muss ich eilen.“ Er griff nach seinem Hut; aber seine Frau ließ ihn erst

gehen, nachdem er ihr versprochen, eine einflussreiche Person, an die sie eine Empfehlung für ihn verschafft hatte, aufzusuchen.

„Du glaubst kaum," sagte Marie zu Pauline, als sie allein waren, „wie eigensinnig Adolph ist und wie wenig er seine liebenswürdigen Eigenschaften zu benutzen versteht, um Karriere zu machen."

„Vielleicht muss man dazu weniger liebenswürdig als ein Renommist sein."

„O nein, nur gewandt, und mehr als seinen eigenen Verstand, muss man die Schwächen der anderen benutzen. Wir kamen hier an ohne wesentliche Mittel aber mit den besten Empfehlungen, die Adolph von bedeutenden Personen in Berlin erhalten hatte, welche er auf meinen Rat zu seinen Paten gewählt. Sie führten uns bei dem Fürsten P. ein, durch dessen Protektion Adolph hier als zweiter Arzt angestellt wurde, obgleich es schon einen solchen gab. Aber Dr. Horn ist reich, genusssüchtig; als Dichter gefeiert und als Gesellschafter gesucht, hat er weder einen wahren Eifer für seinen Beruf, noch will er darin aufgehen. Er betrachtet seine Stellung zum Institut nur wie einen Anhalt, der, wenn sein Ehrgeiz erwacht, ihn weiterführen kann. Er ist Adolph ein freundlicher Kollege und sehr dankbar, dass er ihn immer so bereitwillig vertritt, wie jetzt, wo er wieder auf Reisen ist. Aber bei weitem nicht so gut steht er mit dem Oberarzte, dem er unkluger Weise opponiert hat. Es ist wahr, der Hofrat ist schweigsam und stolz, zugleich auch unwissend und eitel."

„Und er ist dennoch zum Oberarzt ernannt worden?"

„Nur durch Connexion, die tut hier alles. Übrigens ist er schon sechzehn Jahre bei dem Institut und zu einer Zeit eingetreten, in der deutsche Ärzte in Russland noch sehr gesucht waren. Man hat hier Vertrauen zu ihm; seine vielseitige Praxis gilt dem Laien für vieles Wissen; aber Adolph erkannte sofort, dass er den Fortschritten der Wissenschaft nicht gefolgt sei. Doch

hätte er seiner schonen sollen, um ihn desto besser benutzen zu können.

„Er konnte es wahrscheinlich nicht als gewissenhafter Arzt; denn wenn jener unwissend ist, musste er doch seine eigene Ansicht ihm gegenüber vertreten.“

„Nur, wo es zu einem Resultate führen kann; aber als er das günstigste hätte erzielen können, da schwieg er erst und sprach dann zur Unzeit. Vor einigen Monaten erkrankte im Institut der Sohn eines Grafen, und um dessen Gunst zu gewinnen, beschloss der Hofrat, den jungen Mann allein zu behandeln; eignes Unwohlsein verhinderte ihn daran, und so musste Adolph ihn vertreten. Er erkannte gleich, dass das Übel eine gefährliche Wendung genommen habe, und dass die vom Hofrat angewandten Mittel unzureichend seien. Er beschloss andere und zwar solche zu verordnen, deren Wirkung die neueste medizinische Schule erst festgestellt hatte; aber der Hofrat, der obgleich selbst leidend sich zum Patienten hatte führen lassen, blieb eigensinnig bei seinem alten Systeme, und vergebens beschwor ihn Adolph, nur dieses Mal davon abzuweichen und ihm allein den Kranken anzuvertrauen. Der Hofrat verwarf seinen Rat und wies ihn als einen Überlästigen zurück. Er fuhr fort, nach seiner Einsicht den Kranken zu behandeln, der allerdings nicht lange ein solcher blieb; denn nach drei Tagen war er eine Leiche.“

„O, wie entsetzlich!“ rief Pauline.

„Von Gewissensbissen gepeinigt, zog sich der Hofrat unter dem Vorwande der Kränklichkeit mehrere Wochen von seiner Praxis zurück. Adolph wurde durch den Tod des jungen Mannes so aufgeregt, dass er beschloss, dem Medicinal-Collegium den Fall anzuzeigen; aber ich bewies ihm, dass ein solcher Versuch nur zu seiner Entlassung führen würde. Ich fand es viel geeigneter, dass er mit dem Hofrate selbst rede, ihn einschüchtere und durch-

Drohungen zwinge, seiner Stellung zu entsagen und ihn selbst in Vorschlag zu bringen.“

„Nicht wahr, das wollte Adolph nicht?“ fragte Pauline gespannt.

Marie, die Angst nicht merkend, mit der jene ihre Antwort erwartete. sagte: „Also auch Du kennst seine Unentschlossenheit? Ja ich möchte es seinen Leichtsinn nennen, mit dem er sich fast immer den günstigen Moment entschlüpfen lässt, — und so war es auch dieses Mal. — Der Hofrat ist Oberarzt und unsere Verhältnisse sind dieselben geblieben.“

„Adolph ist jung und tüchtig und hat gewiss noch eine reiche Zukunft. Einstweilen zeigt Dein Hausstand, dass Du sie mit Ruhe erwarten kannst. Wie hübsch Ihr wohnt!“

„Immer noch beschränkt,“ sagte Marie, indem sie sich erhob und Pauline durch mehrere Zimmer führte. Das Bestreben nach Eleganz trat darin bemerkbar hervor, doch von zu wenig Mitteln unterstützt, um einen harmonischen Eindruck zu machen. Pauline empfand es, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können; aber die weiten, hohen Räume erschienen ihr schon wie Luxus.

„Du siehst,“ sagte Marie verstimmt, „überall fehlt es noch.“

„Das würde nicht auffallen, wenn Du Dich mit weniger Stuben begnügen möchtest“

„Ich bin an Beschränkung nicht gewöhnt,“ erwiderte Marie in einem so scharfen und stolzen Tone, dass, wäre Pauline dem Misstrauen zugänglich gewesen, sie in dieser Antwort eine verletzende Anspielung auf ihre eigene, entbehrungsvolle Jugend hätte finden können. Mit dem Maßstabe, den dieselbe ihr gab, erschien ihr alles im Hause so eingerichtet, dass es auch einem verwöhnten Sinne genügen konnte. Das Mittagsmahl wurde ihr zum glänzenden Diner; der große Überfluss und die daraus entspringende Billigkeit der Lebensmittel, von deren Mannigfaltigkeit und Fülle man anderswo kaum eine Vorstellung hat, machten es damals in

Petersburg leichter, als in jeder anderen Residenz, einen gewählten Tisch zu führen.

Pauline berührte kaum die auserlesenen Speisen; denn es war ihr noch unmöglich, sich einem Genuss hinzugeben, den sie ihrer Mutter selbst ans ihrem Krankenbette nie hatte bereiten können. Bis jetzt war noch nichts geeignet, sie so schmerzlichen Erinnerungen zu entziehen. Vergebens hatte ihr Bruder sich bemüht, ihre Sachen von der Douane frei zu bekommen und, obgleich sie den Ihrigen mitteilte, dass sie durch die Großmut eines Verwandten sich im Besitze einer kleinen Summe befinde, wollten sie doch nicht, dass sie den größten Teil davon hergebe, um die Strafe zu bezahlen. Marie hoffte sie von derselben durch die Vermittlung eines Bekannten zu befreien, der dem Direktor des Zollamtes nahestand und seinen Besuch auf einen der nächsten Tage angekündigt hatte. Einstweilen war Pauline auf ihre Reisegarderobe beschränkt, mit der sie, nach dem Ausspruch der Schwägerin, sich auf der Straße nicht zeigen konnte.

„So wollen wir jetzt eine Promenade machen," sagte ihr Bruder den ersten Abend nach ihrer Ankunft, und da es seiner Frau zu spät dazu schien, fuhr er mit Pauline in einer geschlossenen Droschke bis zur Statue Peters des Großen, bei der sie ausstiegen.

„Wahrlich! Nichts Schöneres konnte der Geist Katharina's erdenken", sagte er, „als dieses herrliche Standbild Peters und keinen schöneren Platz konnte sie zur Verherrlichung seines Ruhmes ersinnen, als den, wo es steht: in der Mitte seiner gigantischen Schöpfung. Siehe, wie er segnend die Hand ausstreckt über die Stadt und grade vor sich hin auf die durch ihn bezwungene, der Wucht seiner Schiffe unterworfene Newa blickt. Drüber hinaus schaut er auf die herrlichen Monumente der Kunst, die Wasilii-Ostrow verschönern; die prachtvollen Kais, die Börse mit ihren wundervollen Colonnen, die Sphinxe, die Gebäude: Corps, Schulen,

die Douane; weiter hinaus östlich die Festung, die Peterseite, die herrlichen Brücken; rings um ihn herum der Senat, die heilige Synode, die Isaakskirche, die Admiralität, die prachtvollen Straßen, das Pflaster selbst — alles sein Werk, durch ihn gegründet, ausgeführt durch seinen Geist! Um ihn würdigen zu können, musst Du denken, dass, wo die Causannsy steht, die St. Peter des Nordens, die ungeheure Steinmasse, das riesige Werk — da war noch vor anderthalbhundert Jahren ein grundloser Sumpf. Wälder wurden hineingesenkt und verschwanden in's Bodenlose; wo die Festung jetzt steht, ein Bau von Granit, da sprangen die Fischchen im Rasen umher, die der rückflutende Strom von den alljährigen Überschwemmungen dort zurückgelassen hatte. Wo jetzt Nicolaus seine kaum denkbaren Werke aus der Newa mit Dampfeskraft aufführt, da trugen die Erbauer Petersburgs die Erde zu den Wällen in Schürzen und Mützen zusammen. Eine gewöhnliche Kraft wäre erlahmt an dieser Riesenaufgabe; aber Peter der Große sagte: „Es werde!" und Petersburg ward. — Wahrlich, es freut mich, Dir so Herrliches zeigen zu können, bist Du nicht davon entzückt?"

„Gewiss!" antwortete Pauline das prachtvolle Panorama im Mondschein betrachtend; „aber," fuhr sie nach einer Pause fort, „mir erscheint es nach Deiner Rede, wenn ich mich in diesem mystischen Dämmerscheine umwende, als wäre die Statue auf ihrem kolossalen Fußgestelle gleich einem riesigen Schattenbilde seinem Grabe entstiegen. — Wenn er nun selbst mit seinen ehernen Fingern die Blätter der unverfälschten Geschichte aufschlagen möchte, würden sie nicht neben den Zeugnissen unsterblichen Ruhmes mit blutroten Typen auch alle Gräuel und Schrecken des Verbrechens zeigen?"

„So hat denn Dein unseliger Hang, bei allem zu reflektieren, Dich noch immer nicht verlassen? Das ist schlimm; wenn Du Dich der Gegenwart nicht harmlos hinzugeben vermagst, so wird

sie Dir nie einen reinen Genuss bieten!“ sagte Adolph vorwurfsvoll.

„Nein, nein! Du irrst, ich habe die Fähigkeit dazu nicht verloren; aber, warum soll ich zu Dir nicht einmal einen Gedanken aussprechen? Ist „Denken,“ an sich nicht auch ein Genuss?“

„Bei Frauen nur ein Unglück.“

„Das sagst Du hier, wo eine Catharina gelebt, eine Fürstin Daschkow die Akademie der Wissenschaften geleitet hat?“

„Die eine war Kaiserin, und die andere stand ihrem Thron nahe, doch wer nicht zum Herrschen, sondern zum Dienen bestimmt ist . . .“

„Nun,“ rief Pauline, ihn rasch unterbrechend, „so verhindere mich an das Denken und führe mich dahin, wo das Leben mich reicher umwogt. — Siehe dort, jene leuchtende Straße!“

„Es war gleich meine Absicht, Dich dorthin zu führen,“ sagte Adolph, indem er mit ihr bei dem imposanten Gebäude der Admiralität und der großen Isaaks-Kirche vorüber in die Newsky-Perspektive einbog. Die unvergleichliche Schönheit dieser Straße, deren doppelte Reihe von Fahrwegen mit Holz gepflastert ist, während breite Trottoirs vor den großartigsten Palästen und palastähnlichen Häusern den Fußgängern die bequemsten Promenaden bieten, ist wahrhaft überraschend. Die eleganten Ladenreihen, welche fast ununterbrochen an beiden Seitens der endlosen Straße hinlaufen, durchgängig mit den hellsten Spiegelscheiben versehen, von der strahlendsten Beleuchtung beschienen sind, zeigen die kostbarsten Gegenständen des ausgesuchtesten Luxus und jene prachtvollen Schaustücke, welche die Industrie des Morgen- und Abendlandes hervorbringt. Bewundernd blieb Pauline vor einem der Schaufenster stehen und, während sie die nie gesehenen Luxusartikel betrachtete, rief sie scherzend ihrem Bruder zu: „Siehst Du, wie ich mich als echtes Mädchen bewähre? Aber wir müssen auch wohl unsere Wünsche wie unsere Gedanken beschränken; denn, wozu würde es führen,

wenn ich nach jenem schönen Tuche verlangte, oder möchtest Du es mir kaufen?“

„Gewiss, wenn ich Millionär sein werde.“

„Nun, einstweilen bin ich zufrieden, wenn Du nur Geld genug hast, mit mir nach Hause zu fahren; denn das unsägliche Gedränge der Menge, die hier wie eine brausende Flut durcheinander wogt, diese Unmasse von Equipagen, die den Tumult und das Gedränge noch vermehren, überraschen und ergreifen mich; aber sie betäuben auch so sehr meine Sinne, dass ich es in diesem Gewühle kaum mehr aushalte.“

Adolph winkte einem Iswortschik, und erst als die Geschwister nach Hause fuhren, und bei Pauline das Betäubende der großartigen und neuen Eindrücke sich gemildert hatte, empfand sie den vollen Genuss daran. In der magischen Beleuchtung des Mondes erhielt alles einen erhöhten Reiz, als sie jetzt den stillen Kai, neben dem die sanft hinströmende Newa floss, erreicht hatten.

„Ich werde, so oft ich kann, Dein Führer sein,“ sagte der Doktor, zu Hause angelangt.

Aber diesem vielverheißenden Anfange folgten sobald keine ähnlichen Stunden; denn sein Beruf nahm ihn mehr als je in Anspruch. So sah sich Pauline nur auf ihre Schwägerin angewiesen und bald musste sie erkennen, dass sie sich gegenseitig nicht sympathisch berührten. Noch suchte sie die Ursache davon in sich; sie glaubte, weil sie schon früher ein Misstrauen gegen Marie gehabt, könne es sie ungerecht machen, und da sie nichts mehr fürchtete, als dies gegen andere zu sein, wurde sie es gegen sich selbst.

Durch ihre eigne Unliebenswürdigkeit suchte sie den Mangel an Liebe, den sie bei Marie wahrnahm, sich zu erklären. Aber es schmerzte sie, dass sie auch das Beste, was sie in sich geehrt, nämlich ihre Wahrheitsliebe und Offenheit, von ihrer Schwägerin als Widerspruch und Schroffheit getadelt sah; denn zu dieser kühlen, nur auf die Oberfläche der Dinge Wert legenden Seele

hatte ihr warmes und tiefes Gemüt keinen Schlüssel. Auch ihr Bruder suchte keine innere Berührung mit ihr. Die Charaktere waren so ursprünglich verschieden, dass jede von ihnen, gleichsam in seiner Muttersprache redend, nie von dem andern verstanden wurde. Pauline litt darunter. Sie meinte, wenn man mit vollem Herzen miteinander umginge, so müsste man sich verstehen, und es betrübte sie, dass die Hingebung ihres Herzens zurückgewiesen wurde. Aber nur aus dem gegenseitigen Vertrauen, aus der Gleichartigkeit der Gesinnung entspringt die Übereinstimmung der Seelen!

_____

Dritten Kapitel.

_____

Fragmente aus Briefen und Blättchen an den alten Samuel, die er aber niemals erhielt.

Pauline schrieb: „Mitten unter den Meinen fühle ich mich allein; darum muss ich jetzt schreiben. Der Kopf schmerzt mich vom Denken; das ist wohl natürlich, das Herz treibt es nach dem Kopfe, wenn es nicht hinaus auf das Papier tritt, erdrückt es mich. Nur ein Spaziergang mit Ihnen, mein alter Freund! könnte mich von meinen Gedanken erlösen; aber Sie sagten, dass diese das Höchste in uns sind und dass ein Weiser, ich glaube, Sie nannten ihn Cartesius, gesagt hat: „Ich denke, also bin ich!“

„Warum muss ich alle Strahlen in den Brennpunkt meines Gedankens sammeln? Ich kann doch kein leuchtendes, wärmendes Feuer damit entzünden.“

„Wie leicht muss es der Poesie werden, den Schmerz in ein harmonisches Gebilde aufzulösen! Warum ward mir jene geistige Kraft versagt, die uns nicht allein in das goldene Reich der Träume versetzt, sondern sie auch zu wunderbaren Gestalten zu bilden vermag. Ist die Wirklichkeit schal, so flüchtet der Dichter in ein selbstgeschaffenes Reich, wo er allein regiert und wo die Wahrheit und das Gefühl nicht gegen Verhältnisse zu kämpfen haben, die beide zu unterdrücken gebieten. O, es muss sich herrlich in dem göttlichen Reiche der Poesie leben! Man darf darin seine

tiefsten und reinsten Bewegungen aushauchen und die innersten Eigenheiten offenbaren; denn die Wesentlichkeit wird geschont und geschätzt und nicht wie im Leben zertreten — Mir ward nicht dieser erhebende Trost; meine Phantasie ist kalt und unfruchtbar und aus dem harten Boden meines Geistes sprießen keine Blumen! Ich habe nur die Weisheit errungen, die aus dem Kummer hervorgeht, und die traurigen Wahrheiten entdeckt, die aus eigenem Irrtum und aus der geduldigen Beobachtung der schauerlichen Tiefe des Herzens hervorgehen. Müde des Kampfes, möchte ich einziehen in das Reich der Phantasie; aber selbst mein Stil macht es mir unmöglich; er ist hart, kein Witz, keine Poesie schmückt ihn — und dennoch muss ich schreiben! Es ist, als ob ich Herz und Kopf zur Ader lasse und alles, was darin siedet und gärt, tritt, wenn auch unklar, an's Licht. Nicht jeder Gedanke kann zur Handlung werden: aber zur Sprache. Ich zittere, wenn ich's versuche; ich fühle mich zerrissen und doch glücklich! Welch sonderbares Geschöpf bin ich eigentlich! Jetzt selig — morgen so tief betrübt, als sollte ich das Leben mir ausweinen; ich muss mir das Herz festigen, damit es nicht vergehe und, um das Herzweh abzuleiten — schreiben."

„Nun fühle ich es klar, wie früher unbestimmt, was ein großer Dichter gesagt, dass Traum Leben und Leben Traum nur sei. Nur stört es uns oft in der Betrachtung, dass wir im Traume uns ganz willenlos dem Leben hingeben, während wir machend oft glauben, wir können es anders machen, als es die innere Stimme lehrt. Und doch können wir es nicht ändern! Wer einmal den Gang der Natur geht, muss ihr folgen, wer ihre Stimme hört, den führt sie gut, und füllt sie uns das Auge mit Tränen, so ist auch das gut, und ist das Leben Schmerz, so ist dieser Schmerz schön, und hässlich ist nur Unnatur. Das Unglück zeigt sich nicht immer in Tränen, und Schmerz ist nicht immer Unglück. Recht tun ist Pflicht; und tun wir nicht recht, wenn

wir der Natur folgen, kann sie denn Unrecht wollen? Und handeln die nicht unrecht, die uns von diesem Wege ableiten wollen? Aber, sind sie nur nicht in der Lüge verstrickt, so können sie nichts für den Irrtum; denn der Zwang bildet ihr Leben! Wo Unnatur Bildnerin ist, kann da das Gebilde gut werden? Und doch mag es hohe Gebilde des gewaltigen Zwangs geben; diese stehen aber nicht mehr in, sondern außer der Natur, und das ist traurig!“

———————

„Schließe Dich ab von der Menge, und Du bewahrst ungetrübt Deine Individualität und Deinen Geist; aber Du tust niemandem wohl; es zieht sich eine Rinde um Dein Herz; und nach und nach muss Dein Geist, wenn auch nicht verflachen, sich doch zusammenpressen und verdunkeln. Öffnest Du aber Dein Herz und suchst allen wohlzutun, dann muss Du auf alles, was sie betrifft, eingehen, muss alles verstehen lernen, von jeder Narrheit, jeder Schwäche den Grund aufsuchen; dann findest Du für alles Entschuldigung, für alles einen Grund, kannst alle lieben, brauchst k-einen zu verachten. Aber dann ist es, als zerfließe man vor den eignen Augen, als löse man sich auf in den mannigfaltigsten Gestaltungen.“

———————

„Jeder Mensch hat seine Lebensgeschichte, das ist klar; aber es schreiben die ihrige nur angesehene Leute und in der Regel nur ihre Erlebnisse. Dadurch wird die Welt um kein Haar breit klüger; wenn aber jeder Mensch seine Biographie schriebe und statt der Begegnisse seine Empfindungen, die jene hervorgebracht, ganz wahr und unverhüllt wie vor Gott, dann würde man bald zu der Einsicht gelangen, dass kein großer Unterschied sei zwischen einem König und einem Bettler, zwischen einem Genie und einem natürlichen Menschen, zwischen einem Helden und einem Verbrecher. — Menschen — das Übrige ist Schicksal!“

„Ich gehe mit wahren Menschen lieber um als mit unschuldigen. Seit ich mich erinnern kann, habe ich immer den Geist der Wahrheit angebetet; Unschuld hat mich weniger erquickt als geängstigt. Kinder will man im Gegensatze zur Sünde und Gemeinheit unschuldig erhalten; aber der echte Geist der Wahrheit ist weit mehr von der Gemeinheit entfernt als alle gepflegte Unschuld. Wenn alle Scheinheiligkeit aus der Welt entflohen sein wird, können wir erst wieder rein und dann auch unschuldig werden.“

_____

„Es ist schön, sich selbst bekannt und klar zu werden, und das begreift alle Moral in sich. Wenn wir nicht, was wir fühlen und denken, in uns festhalten, drängt sich so Vieles von außen hinzu, vermischt sich mit unseren Gedanken und Empfindungen, und zuletzt erscheint uns selbst schlecht, was eigentlich rein und gut ist, der Platz fehlt, es von dem schlechten Zusatze zu klären. Je mehr von außen hinzukommt, desto mehr trübt sich der Blick; der getrübte Blick aber ist der Verderber des Guten, der verdunkelte der Mörder desselben; darum kann auch ein guter Mensch plötzlich sich verschlimmern; der beste hat die stärksten Empfindungen und wo sie nicht an’s Licht treten können, müssen sie, vermischt mit dem Schlechten, das hinzukommt, sich verwirren. Das Böse von außen durchdringt das Gute und die Blattern der Seele kommen zum Ausbruch. Mancher geht dabei unter, mancher geneset; aber, wo die Empfindungen nicht so stark sind, wo nur einzelne Blattern sich an den Geist ansetzen und langsam auch das Herz vergiften, da ist es noch ärger. Geimpft sollten die Seelen werden wie die Haut. Die Wahrheit sollte die Lymphe sein, die tüchtige Seelenärzte der Menschheit immer auf’s Neue bringen.

_____

„Oft ergreift mich das Weh der Welt so tief, dass es mir überall und aus allem entgegentritt. Dann frage ich mich oft,

was ich will? Ich fühle mich müde, ohne Etwas getan zu haben; in immerwährendem Erforschen, im Streben ohne Tat mattet man sich ab. Überall Schranke, überall Unverständnis; wie ein drückender Traum hält es uns gefangen, und wenn man sich besinnt, erwacht, möchte man lächeln, sich so in einem Traume gequält zu haben; aber man fühlt sich matt und leer, bis man wieder träumt, strebt, sich quält, um wieder zu erwachen. Nach solchen Träumen will ich oft nichts mehr. Ich esse, schlafe, arbeite, finde es sonderbar, was fast alle großen Menschen zu allen Zeiten gewollt; selbst ihr Ruhm kommt mir nichtig vor; dann wieder bewegt tiefes Mitleid meine Brust und ich erkenne, dass sie viel erstrebt, viel gelitten haben!“

„Schade, dass ich so unwissend bin; denn „Wissen“ ist die eigentliche Legitimation des Geistes; es ist der Pass, auf den man ihn dreist in die Welt schicken kann; sonst kommt gleich einer und ruft: Zurück! Und ein anderer schämt sich sogar unserer Gesellschaft; denn er hat einen guten Pass, wenn er auch wenig damit legitimiert. Selbst bei dem gründlich Unterrichteten muss man, um ohne Wissen mit seinen Ideen durchzudringen, Klugheit anwenden; diese hasse ich; denn für mich ist sie Falschheit.“

———————

„Wenn die Franzosen etwas auswendig wissen, nennen sie es: par coeur. Die Franzosen sind geborene Genies; sie wissen, dass ein Mensch immer nur par coeur lernen kann; wenigstens kann er mit Vorteil im Kopfe nur behalten, was par coeur dahin geht.“

———————

„Was das Lebenso unvollkommen macht, ist das, dass wir, um es zu unserm Vorteil auszudeuten, immer etwas Gemeinheit daran setzen müssen; wer das nicht kann, bleibt immer im Nachteile, wir mögen vorwärts, wir mögen rückwärts sehen; — frei-

lich der höhere Vorteil größerer Schmerzen bleibt uns, und aus diesen erblüht so manche duftende Blume; aber nicht wir, . . . sondern andere erlaben sich vielleicht daran.“

———————

„Warum versuche ich denn eigentlich zu schreiben? Das Beste bleibt doch immerngesagt, weil es im tiefsten Herzen ruht. Wann aber wäre der Geist geschickt genug, es aus dieser Tiefe heraufzuführen, dass es als Schatz dem Auge sichtbar werde, dass es nicht verstümmelt an’s Licht käme und so, einmal von seinem Platze genommen, den ursprünglichen Wert nicht verlöre und, zur Unzeit herausgerissen, das für die Erscheinung werde, was es hätte sein sollen? Nur wenn Empfindungen das Herz anschwellen, dann treiben sie das tief Verborgene herauf, und nicht mehr bedarf es so künstlicher Geisteshebel, um das an’s Licht zu führen, was sich selbst herandrängend Licht verbreitet.“

———————

„Wann die Umstände der Liebe entsprechend sind, bewegt uns Freudeseligkeit, wo nicht, Seelenschmerz. Wann aber entsprachen die Umstände je einem glühenden Herzen? Darum so viel Schmerz! — Reich ist der, welcher viele Empfindung hat; — aber aller Reichtum wird zuletzt tote Masse, wenn er nicht bewegt, verzinst, ausgegeben wird. Und wenn wir nun die beste Weise, den Reichtum zu verzinsen, kennen, und uns die Umstände daran hindern, was dann? Das ist hoher Seelenschmerz. Zwar zehrt der Schmerz den Reichtum nicht auf; aber er vermehrt ihn nicht, und wenn wir andern damit nicht nützlich sein können, vermindert er sich auch für uns. Alles, was wir ausströmen, kehrt vermehrt wieder, was wir geben, empfangen wir doppelt. — Dieses führt mich plötzlich darauf, dass wir doch vielleicht übersehen, wo wir zuerst hätten geben sollen.“

Bei diesen Worten legte Pauline die Feder aus der Hand. Sie fragte sich, ob sie selbst denn nichts versäumt hätte, sich Maries Herz zu gewinnen? Nur die vollständige Selbstverleugnung hätte es ihr erschlossen, und die konnte sie nicht üben; denn hieße das nicht gegen den Geist der Wahrheit sündigen? Musste sie nicht jede Anerkennung verweigern, wo sie dieselbe nicht mit Überzeugung gewähren konnte? Marie aber forderte sie immer und es genügte ihr nicht, dass sie selbst an ihre Unfehlbarkeit glaubte, sie wollte, dass jeder in ihrem Kreise diese Überzeugung teile. Durch ein liebenswürdiges, schmeichlerisches Wesen suchte sie sich die Meinung derer zu gewinnen, die sie für sich einnehmen wollte. Pauline gegenüber gab sie es bald auf. Wozu erst etwas erringen, was ihr von selbst gebührte? Sie hatte ja Wissen, Erfahrung, Schärfe und Gewandtheit des Geistes, leichte und sichere Manieren vor Pauline voraus, die, wie sie selbst gestand, nicht einmal unterrichtet war, und deren Leben in engen Verhältnissen auch ihren Blick verengt, und eckig und schroff wie ihren Geist auch ihre Manieren gelassen hatte. Sie erschien Marie unbedeutend und unbequem und nur, um die Tugend der Selbstaufopferung zu zeigen, war diese auf den Vorschlag ihres Mannes eingegangen, die Schwestern bei sich aufzunehmen, den er, erschüttert von dem Tode der Mutter und vielleicht von Gewissensbissen darüber gequält, ihr machte. Nicht als ein dauerndes Asyl hatte sie der Waise ihr Haus geöffnet, sondern als einen Ausgangspunkt für eine selbstständige Stellung, die sie ihr ermitteln wollte; aber sie war klug genug, diese Absicht ihrem Manne nicht gleich zu gestehen.

Noch behandelte sie Pauline als Gast und schloss sie geflissentlich von jeder häuslichen Beschäftigung aus, obgleich sie sich fortwährend beklagte, dass sie der Last derselben erliegen müsse. Niemand, behauptete sie, könne sie vertreten, und machte Pauline einen Versuch, es zu tun, so fand sie an dessen Ausführung immer zu tadeln. Sie gefiel sich darin, sie mehr zu demütigen als

zu ermutigen und schloss jede rügende Bemerkung mit den Worten: „Es ist natürlich, dass Du es nicht besser weißt, wo hättest Du es auch erlernen sollen!“

Jede bittere Antwort zurückdrängend, bat Pauline das nicht durch ihre Schuld Versäumte nachholen zu dürfen; aber dann wurde Marie wieder die aufmerksamste Wirtin, die gerne ihr Unwohlsein und ihre Beschäftigungen vergessen wollte, nur um ihrem Gast das Leben angenehm zu machen. Schade, dass fast jedes Mal vor der Ausführung dieses Vorsatzes sie eine Schwäche befiel, die sie zwang, sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen, wo sie den größten Teil des Tages zubrachte.

Pauline, an die keine Pflichtforderung sich geltend machte, fühlte sich mehr als je vereinsamt und versuchte in den ersten Tagen die Kleine an sich zu fesseln; es gelang ihr, sie durch Märchen zu beschwichtigen und zu ergötzen. Sie erschloss ihr dieses Paradies der Kindheit, diesen wunderbaren Zaubergarten, in dem alle Gegenstände sich beseelen, und der zuerst den Glauben an die Wahrheit der Idee erweckt. Diese Welt voll Ordnung, Bewusstsein und Liebe geht dann nicht aus bewusstlosen, materiellen Kräften hervor; in den schaffenden Mächten und Stoffen walten auch lebendige, göttliche Wesens Das Wasser hat seine Nymphen, der Wald seine Dryaden, und wenn die Erde im Winterschlaf erstarrt, dann scheint sie selber vom Tode getroffen: aber der Sonnengott erweckt sie wieder mit einem Kusse und mit seinem strahlenden Schwerte spaltet er die Decke von Eis, unter der sie liegt. Da sprießen Blumen hervor, und redende Vögel wiegen sich darauf!

Bald verlangte das liebliche Klärchen, so hieß die Kleine, schon selbst zur Tante, die auch den Strohhalm und die Bohne zu selbstständig handelnden Wesen machen konnte. Aber Marie, die eines Nachmittags auf dem Sofa liegend ein Märchen mit anhörte, bat Pauline, keins mehr zu erzählen.

„Sie regen zu sehr die Phantasie auf,“ sagte sie, „und machen,

dass die Kinder nur in solchen Gebilden leben; dadurch werden sie der Wirklichkeit entfremdet, in die man sich nicht früh genug hineinleben kann!“

„Schilt mir meine lieben Märchen nicht,“ bat Pauline; „das echte hat seinen tiefen Sinn und seinen gehaltvollen Kern und mit ihm entziehst Du Deinem Kinde die schönsten Anregungen. Es zeigt ihm ja auch die Herrschaft und das Walten der sittlichen Weltordnung, und wie das Böse sich bestraft, und müssten selbst Wunder darum geschehen. Es zeigt das Glück der Weisheit und der Ausdauer, denen die Hindernisse nur zum Antrieb werden, ihre Kraft zu entfalten, und wie die verfolgte Unschuld durch das Leiden verherrlicht und endlich doch erhöht wird, und wie, was ein böses Wort, eine unbedachte Tat schlimm gemacht, durch Entsagung, Schweigen und Dulden wieder zum Heile gewendet wird. Es zeigt, was das reine Kindergemüt in seiner Unbefangenheit will: den Sieg des Edlen und Schönen!“

„Nach dem man vergebens in der Wirklichkeit suchen wird,“ sagte Marie. „Nein! durch die Märchen wird der Verstand überflügelt und selbst, wenn sie den Geist nähren, wird dieser, so gebildet, doch immer mehr abstrakte Dinge als das Leben, wie es wirklich ist, erfassen. Versteht man das nicht, so stößt man überall an und kann sich und andern nie nützen.“

Pauline fühlte, dass Marie unter der allgemeinen Ansicht einen Tadel gegen sie aussprach, den sie umso schärfer empfand, weil er in dieser Form jede Verteidigung abschnitt. Kein eingehendes Verständnis erwartend, schwieg sie und nur, als von ihr nochmals das Versprechen gefordert wurde, Klärchen keine Märchen mehr zu erzählen, gab sie es mit wenigen Worten — aber zu halten fiel es ihr schwer; denn die Kleine entfremdete sich ihr wieder; — und mit ihrem glühenden Kopfe und dumpfen Herzweh oft allein, musste sie wohl wieder eine Erleichterung durch das Schreiben suchen. Oft fand sie diese auch, wenn sie das Fenster ihres Zim-

mers öffnete und weit hinausgebeugt, die balsamischen Düfte einsog, welche ihr die Blumen und Blüten des Gartens zuströmten. Der Teil desselben, der sich unter ihrem Fenster hinzog, war auf das Sorgfältigste gepflegt und durch eine hohe Hecke abgesondert; er gehörte dem Oberarzt, der als Blumenliebhaber bekannt, durch besondere Gunst ihn erhalten hatte und ihn, wie Marie es nannte, eigennütziger und unfreundlicherweise mit keinem Mitbewohner teilte. Der große Garten aber war ausschließlich für die Eleven bestimmt, die dort ihre Badeanstalt und ihre Turnübungen hatten. Nur während der Mittagszeit schickte Marie das Mädchen mit dem Kinde hinein. Wie gerne hätte Pauline sie begleitet, sie sehnte sich nach freier Bewegung. Das zwecklose Leben bleichte ihre Wangen. Der Bruder, der viel beschäftigt, jetzt nur die Mahlzeiten mit den Seinen teilte, bemerkte es eines Tages, und da es Marie trotz ihrer Bemühungen nicht gelungen war, die Sachen vom Zollamte frei zu bekommen, riet er ihr selbst, die Strafsumme zu zahlen. Er beachtete es nicht, dass sie damit die Hälfte ihres kleinen Kapitals erschöpfte, wie er denn überhaupt schon durch Paulines Aufenthalt in seinem Hause der Pflicht gegen die Seinen vollkommen genügt zu haben glaubte. Er suchte kein Alleinsein und kein inniges Einverständnis; er entwarf mit ihr keine Zukunftspläne für die jüngeren Geschwister, und überließ es den Frauen, sich zu verständigen.

Erst als er weniger beschäftigt war, erinnerte er sich an den Pfingstfeiertagen, dass er Paulines Führer in der Residenz hatte sein wollen, und er beschloss, ihr ein echtes National-Schauspiel zu zeigen. Marie musterte mit ironischem Lächeln Paulines Garderobe. Sie konnte nicht begreifen, warum sie dieselbe ausgelöst hatte; denn sie behauptete, dass sie sich für das gezahlte Strafgeld wohl eine bessere hätte kaufen können; aber dennoch nickte sie unwillkürlich beifällig, als Pauline am zweiten Pfingstfeiertag zur Fahrt geschmückt eintrat. Ihre hohe, schlanke Gestalt trat edler

unter dem seidenen Kleide, einem Geschenk ihrer Tante, hervor, und der einfache, mit einem weißen Bande geschmückte Strohhut schloss ihr schönes, interessantes Gesicht auf das vorteilhafteste ein. Marie, die sie dieses Mal begleitete, hatte die eleganteste Toilette gemacht, und von dem schönsten Wetter begünstigt, legten sie die kurze Fahrt nach dem Sommergarten zurück.

Der Wagen hielt in der Nähe des Michaelowreter Palais, jenes merkwürdigen Gebäudes, dessen Gitter, Gräben, Zugbrücken und Palisaden die ehemalige festungsähnliche Wohnung Pauls I. verraten.

„Jetzt ist dieser Palast," sagte Adolph, „dem Genie-Corps übergeben und jene Räume, in denen einst kaiserliche Pracht und — Missmut herrschten, sind jetzt von fröhlichen Schülern bewohnt — bis auf ein Gemach, dessen Fußboden noch die Spuren eines entsetzlichen Ereignisses tragen muss; denn unmittelbar nach der schrecklichen Tat wurden Fenster und Türen vermauert. Die Stellen der ersteren sieht man in dem Hofraume düster hervortreten, als finstere Erinnerung einer furchtbaren Vergangenheit."

„Trüben wir uns die heitere Gegenwart nicht mit einem so entsetzlichen Bilde!" sagte Marie.

„Aber ich möchte Pauline wenigstens die Reiterstatue Peters des Großen zeigen, welche im äußern Hofraume steht und welche „dem Ahn der Enkel" hat errichten lassen."

„Ist es Dir denn wirklich darum zu tun, sie zu sehen?" fragte Marie ungeduldig.

„Nein, nein! Gehen wir lieber gleich dahin, wo die Sonne auf fröhliche Gesichter scheint. Nicht wahr, dort blickt schon luststrahlend der Sommergarten hervor?"

„Ja, er ist es, eine der schönsten Zierden der Stadt," sagte Adolph, indem sie darauf zuschritten.

Durch reizende Alleen, bei Statuen vorbei, führte ihr Weg zu den schönsten Rasenplätzen hin, auf denen sich die herrlichsten

Baumgruppen entfalteten. Und das alles war in Sonnenglut getaucht, die das zarte Grün der Bäume durchleuchtete und hin und wieder selbst auf den beschatteten Rasenplätzen Streiflichter spielen ließ; sie zitterten auch auf den sich sanft kräuselnden Wellen der Newa, die nur durch einen Fahrweg von dem Garten geschieden ist, welcher eine Front nach dem Kai hinaus hat, von dem er nur durch ein kolossales Gitter von geschmiedetem Eisen getrennt ist, das einzig in seiner Art, die Bewunderung in hohem Grad auf sich zieht.

Interessanter als der Garten selbst erschien Pauline die Menge, die ihn füllte, und die in ihren verschiedenartigen, malerischen Trachten den buntesten Anblick bot.

„An jedem anderen Tage," sagte der Doktor, „werden diese Gänge nur von Kindern bevölkert, die mit ihren Müttern und Ammen hierher kommen, und mit ihren Jubelrufen die Stille der Raume durchdringen. Heute sind gewiss viele von den Kindern, die hier vor zwölf oder vierzehn Jahren gespielt haben, auch hier, aber mit minder harmlosem Sinne, zu weniger gefahrlosem Spiele; denn sie sind zur Brautschau ausgestellt.

„Du scherzest!" rief Pauline.

„Nein gewiss nicht," versicherte Marie; „jedermann weiß es hier, dass am zweiten Pfingstfeiertage nachmittags in diesem Garten Brautschau ist," und ihre Schwägerin zu einem Hauptplatz führend, zeigte sie ihr, wie die jungen Heiratskandidaten musternd und prüfend bei den jugendlichen Schönen vorbeischritten, die in langen Reihen, stattlich gekleidet, oft mit dem kostbarsten Schmuck bedeckt, nebeneinander schweigend oder plaudernd standen. Bezeichnet ihr Auge den Gegenstand ihrer Wahl, so tritt die Freiwerberin hervor; promeniert mit dem Freier im Garten umher, ihn von den Verhältnissen der Braut, ihrer Familie, ihrem Vermögen unterrichtend und jede Auskunft über seine Person erforschend und, ist man so weit einig, dass es sich nur noch um die Zustimmung der Braut und deren Eltern handelt, so führt die Freiwerberin den

Kandidaten der Mutter zu, diese stellt ihn der Braut vor und ladet ihn in ihr Haus, und fast immer schließt die flüchtige Bekanntschaft mit einer Hochzeit.

„Ich begreife nicht, wie Ihr mit heitern Blicken dieses entwürdigende Schauspiel betrachten könnt!“ sagte Marie.

„Der Reiz der Neuheit fesselt mich,“ antwortete Pauline wie entschuldigend, „und dann erscheint mir das Ganze wie die Dekoration zu einem Lustspiele, die so lachend aussieht, dass man kaum glaubt, es könne sich dahinter noch ein Trauerspiel entwickeln.“

„Das ist auch fast nie der Fall ,“ versicherte Adolph; „denn, so seltsam es erscheinen mag, lehrt doch die Erfahrung, dass diese lediglich auf den wohltuenden Eindruck des ersten Anblicks gegründeten Ehen meistens zu einem gemeinsamen, glücklichen Leben führen. Das liegt wohl zum Teil daran, dass der Russe des Mittelstandes sehr wenig Ansprüche macht, und je reicher er ist, desto weniger. Die Rücksichten, die der deutsche Bürger bei der Wahl einer Lebensgefährtin nimmt: Bildung, Wirtschaftlichkeit, kennt er nicht; denn der reiche Russe des Mittelstandes verlangt von seiner Frau nichts, als dass sie hübsch sei, schöne Toilette mache und sich schon früh elegant kleide. Dann sitzt sie den ganzen Tag auf dem Diwan, tut nichts als einen Roman lesen oder ein wenig Filet stricken.“

„Aber ihr Mann selbst will nicht,“ fiel Marie rasch ein, „dass sie sich bei einer wirtschaftlichen Tätigkeit anstrengt; das sind Beschäftigungen der Dienstleute und sollte sie wirklich irgendwo mit Hand anlegen wollen, so würde sie sich dadurch in den Augen ihres Mannes und ihrer Umgebung nur erniedrigen; aber unsere deutschen Männer halten uns, wie wir auch gewöhnt sein mögen, nie zu gut dazu.“

„Aber auch nicht zu schlecht, ihnen wahre Gefährtinnen zu sein; ihre Sorgen und Arbeit, ja oft ihre geistige Beschäftigung zu teilen!“ meinte Pauline

„Nur sollen wir uns ihrem geistigen Übergewicht beugen und froh sein, wenn selbst unsre zärtliche Hingebung geduldet wird," erwiderte Marie gereizt.

Ihr Mann beachtete den direkten Vorwurf, den diese Bemerkung für ihn zu enthalten schien, nicht. „Wir müssen nach entlegeneren Plätzen zu kommen suchen," sagte er ruhig; „denn das Gewühl wird hier unerträglich, und ich fürchte, dass es Dir, Marie, nicht gut tun wird. Wollt Ihr meinem Rate folgen, so lassen wir alle diese Herrlichkeiten und gehen nach der nahe gelegenen Restauration."

„Wohin Du willst, nur mache, dass wir aus dem Gedränge kommen; Du hast recht, ich fühle, wie meine Migräne sich wieder bemerkbar macht."

Pauline wagte keinen Widerspruch, obgleich eben dieses großartige Gewoge einen eigentümlichen Reiz für sie hatte; denn immer von neuem tauchten Gestalten darin auf, die auch den verwöhntesten Blick gefesselt hätten. Besonders interessant waren ihr die verschiedenartigsten Nationalkostüme, die selbst in der buntesten Menge sich bemerkbar machten. Diese junge Frau von hohem, schlankem Wuchse, vollem kastanienbraunen Haar, schwarzen Augen und Zähnen wie Alabaster, war, wie ihr der Doktor sagte, offenbar aus dem Innern Russlands. Ihre bräunlichen Schultern waren zur Hälfte mit einem glänzend weißen Hemde bedeckt, das mit vielen Farben umsäumt war, wie die weiten bis zum Ellbogen herabhängenden Ärmel. Der Brustlatz war mit Knöpfen und vielen Goldschnüren besetzt und unter dem kurzen, vielfaltig garnierten Rocke sahen die buntscheckigen Strümpfe hervor. Die schöne Form des Kopfes wurde von einer reichen Goldhaube in Form eines Stirnbandes gehoben, von dem Perlen, Korallen und Goldschmuck herabhingen, und Ohren und Hals waren gleichfalls mit wertvollen Kleinodien behangen. Der russische Bauernschlag ist im Allgemeinen ein kräftiger und männlich schöner, aber das gilt mehr

vom Wuchs als vom Gesichte, welches sarmatische Form und Ausdrucksweise an sich trägt; aber der Mann, der an der Seite jener Frau ging, war von wahrhafter Schönheit, und das Paar entzückte Pauline so sehr, dass sie, darüber in Betrachtungen versunken, einige Schritte hinter ihrer Schwägerin zurückblieb. Plötzlich war sie durch mehrere Tscherkessen von den Ihrigen getrennt. Sie merkte es nicht sogleich, sondern sah erstaunt zu diesen hohen, in Eisen gehüllten Rittergestalten empor, aus deren von dem heimatlichen Klima gebräunten Antlitz feuerglühende Augen flammten. In ihren stählernen Panzerhemden erschienen sie ihr wie Gestalten aus anderen Zeiten und sie trat scheu an die Seite, um sie vorbeigehen zu lassen.

Aber wo war ihr Bruder, wo Marie geblieben? Vergebens schweiften ihre Blicke spähend nach ihnen umher. Der Andrang an dieser Stelle war so außerordentlich, dass es ihr unmöglich schien sich aus diesem Gewirre herauszufinden. Gegen ihren Willen wurde sie weitergedrängt und der Reiz des Ortes, der Tumult der wogenden Menge ergötzte sie nicht mehr, ja es bemächtigte sich ihrer nach und nach eine stille Angst.

Noch immer hoffte sie, man werde sie aufsuchen und darum wagte sie keinen Nebenweg einzuschlagen. Erschöpft lehnte sie sich an einen Baum; aber die Blicke manches Vorübergehenden hafteten auf ihr mit einem so seltsamen Lächeln, dass sie sich nach einer Zeit angstvollen Wartens, wo sie in jedem ankommenden Paare vergebens die Ihren zu sehen hoffte, weiter zu gehen entschloss. Ihr Bruder hatte vorher davon gesprochen, entlegenere Plätze aufzusuchen, und voraussetzend, dass ihr das zur Richtschnur dienen würde, wurde sie dort gewiss von ihm erwartet.

Es war ihr schwer, die Menschenmauer zu durchbrechen; Immer neue Massen drängten sich der alten nach, und sowie dieses Geräusch von fremden Lauten hörbar, aber doch unverständlich in ihr Ohr drang, so sah sie das bunte Ganze, ohne einzelne

Gestalten mehr zu unterscheiden. Ihr war es, als müsse sie sich selbst verlieren und sie vermochte weder ein Ziel in's Auge zu fassen, noch einen leitenden Gedanken festzuhalten. Abgespannt und entmutigt lenkte sie die Schritte, wohin sie geschoben wurde, als sie plötzlich ein jauchzendes Kindergeschrei neben sich hörte. Ein Mann aus dem Volke hatte einen bildhübschen Knaben auf seine Schultern gesetzt, und das Kind, das sich zu seinem Ergötzen so hoch erhoben sah, schwang jubelnd in der einen Hand einen grünen Zweig, und ließ in der anderen ein weißes Tuch wie eine Friedensfahne wehen. Aber bald ermatteten die schwachen Ärmchen; auch das Köpfchen senkte sich und die Augen des lieblichen Knaben fielen auf Pauline, die mit freudig leuchtenden Blicken zu ihm emporsah. Er lächelte ihr zu und reichte ihr den Zweig. Erfreut durch diese hübsche Gabe und durch das anmutige Spiel, das sich zwischen ihr und dem Knaben anhob, erheitert, beschloss sie ihn wie ihren Führer zu betrachten. Aber auf dem ersten freien Platz, von wo aus die Menge sich nach allen Richtungen zerstreute, ließ der Mann das Kind von seinen Schultern gleiten und setzte sich mit seiner Frau, die Pauline jetzt erst bemerkte, unter einem großen Baume auf's Gras, um seinen mitgenommenen Mundvorrat gemütlich zu verzehren. Der Kleine vergaß darüber seine neue Freundin, und Pauline sah sich wieder allein.

Die Schönheit der Umgebung verdrängte auf Augenblicke in ihr jede persönliche Besorgnis. Um einen großen Teich, der tief und glänzend wie der Himmel, dessen blaue mit Gold umsäumte Wolken er wiedergab, und den man für das Bild des Glückes in der Ruhe halten konnte, zogen sich etwas entfernt die herrlichsten Baumgruppen hin, aus denen Marmorstatuen hervorleuchteten. Bewundernd standen einzelne Gruppen davor, bei ihnen vorbei schlug Pauline den Weg in eine dieser endlosen Alleen ein, die sich in regelmäßiger Entfernung zwischen den Bäumen eröffneten; sie wählte die am wenigsten besuchte, und leichten Schrittes, ja

fast leichten Sinnes, ging sie unter den hohen, schön belaubten Bäumen, zwischen denen nur einzelne Streiflichter fielen, dahin. Mit vollen Atemzügen sog sie die balsamische Frühlingsluft ein, und in der Ruhe, die um sie herrschte, hob sich ihre Brust freudig, wie in einem wieder errungenen Freiheitsgefühl. Aber diese ihr so wohltuende und so seltene Empfindung musste mit der Elastizität ihres Ganges und Geistes schwinden und unwillkürlich erwachte in ihr die Frage: Wenn sie wirklich, wie sie in diesem Augenblicke wünschte, so fortwandern könnte, welches Ziel sie sich stecken, welches sie erreichen mochte? Das Haus ihres Bruders war ihr noch nicht zur erwünschten Heimat geworden; ihre alte war zertrümmert und die Liebe suchte für sie keine Bausteine zusammen, um ihr eine neue zu gründen.

Ein Gefühl des Mitleids mit sich selber wollte sie beschleichen; aber sie ließ es nicht aufkommen und, als ihr scharfes Auge am Ende der Allee das kunstvolle Gitter erkannte, dass sie vor einigen Stunden bewundert hatte, und durch welches die Newa durchschimmerte, ging sie in der Überzeugung darauf hin, dass sie dort endlich ihren Bruder finden müsse. Auf dem ganzen Wege, den das Gitter einschloss, und den sie in rastloser Eile durchlief, suchte sie ihn vergebens. Ermattet und ratlos setzte sie sich endlich auf eine Bank nahe an einer Fontaine, welche ihren Strahl in die sinkende Abendröte emporschwang, um, von ihr gefärbt, in tausend Brillanttropfen wieder herabzurieseln. Nachdenkend das sinnende Haupt auf die Hand gestützt, glich Pauline, so sitzend, einer Statue der Melancholie. Mancher vorübergehende Herr mochte sie aber für eine solche nicht halten; viele schauten ihr keck unter den Hut und sprachen lächelnd zu einander; ja einige riefen ihr vertrauliche Grüße zu. — Nur ihr stilles, nichts beachtendes Wesen sicherte ihr einstweilen noch die Erholung, deren sie bedurfte, um den Ausgang des Gartens zu erreichen, wo sie erwartet zu werden hoffte; aber bald mahnte sie, mehr noch wie die sinkende

Sonne, das Benehmen einiger Offiziere, die sich neben sie setzten, dass sie eines männlichen Schutzes bedürfe, und ihre Müdigkeit überwindend erhob sie sich. Die Offiziere taten dasselbe, redeten sie in russischer Sprache an und, als sie statt zu antworten ihre Schritte beschleunigte, ergriff der eine ihren Arm und legte ihn lachend in den seinen. Sie riss sich gewaltsam los, und mit fliegender Eile einen Weg verfolgend, von dem sie nicht einmal wusste, dass er nach dem Ausgang führe, verließ sie ihn erst, als sie immer deutlicher hinter sich Säbelgerassel hörte. Rasch schlüpfte sie hinter eine etwas entfernt stehende Baumgruppe und lauschte atemlos, bis ihre Verfolger vorüber waren.

In den Kronen der alten Linden über ihr bewegten sich mit leisem Hauch die zarten, grünen Blättchen, und auf der Rasenfläche des Erdbodens hatte der glitzernde Tau schon seinen Schmuck ausgebreitet, und an den feinen Spitzen der jungen Gräser durchsichtige Tropfen gehängt, welche durch die letzten Strahlen der Sonne im schönsten Farbenspiel des bunten Prismas erglänzten. Balsamische Düfte strömten aus den weißen und rosenroten Blüten, die von einem sanften Abendwind geschaukelt auf den hohen Blumenbouquets, welche sich aus dem sammetartigen Rasen erhoben, in reicher Fülle prangten. Aber der wohltuende, sanft beschwichtigende Reiz dieses schönen Frühlingsabends ging für Paulines feine Sinne heute verloren; sie wünschte nur, dass statt des azurnen Himmels, aus dem schon einzelne schöne Sternenaugen blickten, die niedrige Decke ihres kleinen Zimmers sich über ihrem Haupte wölben möchte; — aber wie sollte sie dahin kommen, wenn sie den Bruder ihrer nicht harrend fand? —

In dem Hauptgange verfolgte die heimkehrende Menge dieselbe Richtung, die sie früher eingeschlagen, dadurch gewann sie die Überzeugung, dass sie zum Ausgang führe und, um ihn so bald als möglich zu erreichen, trat sie entschlossen aus ihrem Verstecke. Kaum war sie eine kleine Strecke gegangen, als sie die

Offiziere, laut sprechend und lachend auf einer Bank sitzend bemerkte und, von dem Wahne geängstigt, dass man sie erwartete, lief sie dem nahen Gittertor zu, ohne zu beachten, dass an demselben mehrere junge Leute standen, die, als sie sie erblickten, einen Halbkreis bildeten und sie darin umschlossen.

„Gefangen, mein wildes Rehchen!“ rief einer von ihnen lachend.

„Nur einer von uns kann Dich aus unserem Zauberkreis erlösen, darum wähle Dir Deinen Ritter!“ sagte ein anderer, indem er, sich selbst dazu anbietend, ihr die Hand reichte.

Pauline erriet nur seine Absicht, nicht seine Worte und gewandt benutzte sie die Lücke, die sein aufgehobener Arm machte, um aus dem Kreise zu entschlüpfen. Sie stürzte auf eine Frau zu, die eben mit zwei Kindern daherkam und sie an ihrem Anzug für eine Finnländerin erkennend, die mit wenigen Ausnahmen ziemlich verständlich deutsch sprechen, ergriff sie ihren Arm und bat um Schutz. Erschreckt blieb die Frau stehen und sie misstrauisch musternd, sagte sie verdrießlich: „Aber was wollen Sie denn von mir, Mamsell?“

„Ich bitte Sie dringend, mir meinen Bruder suchen zu helfen, den ich im Gedränge verloren habe.“

Die Frau lachte laut auf. „Ebenso gut können Sie hier eine Stecknadel wie ihren Bruder finden. Nehmen Sie sich einen anderen!“ sagte sie, indem sie versuchte, Paulines Arm von dem ihren los zu machen.

„Ich beschwöre Sie um des Himmels willen, verlassen Sie mich nicht, ich bin hier fremd!“

„Nun, so nehmen Sie sich einen Wagen und fahren nach Hause!“

Pauline atmete erleichtert auf; in ihrer Angst hatte sie an diese Auskunft nicht gedacht und, obgleich sie kein Geld bei sich

hatte, hütete sie sich wohl, es der Frau zu sagen, sondern bat sie, ihr einen Wagen besorgen zu helfen. Die Frau rief einem Iwortschik zu; aber dieser schüttelte verneinend den Kopf, ein zweiter war bestellt, ein dritter ebenfalls, und niemand wollte sich dazu verstehen, Pauline nach Hause zu fahren. — Die Finnländerin zuckte die Achsel und an jede Hand eins ihrer Kinder nehmend, wollte sie ihren Weg fortsetzen; aber Pauline stellte sich vor sie hin und ihre zitternde Hand auf die Schulter der Frau legend, flehte sie mit bewegter Stimme, dass sie sie nicht verlassen möge, schon um ihrer Kinder wegen, fügte sie hinzu, die einst auch, entfernt von ihr, auf die Hilfe anderer angewiesen sein könnten. Die Frau blickte auf ihre Kleinen herab und sagte nach kurzem Besinnen: „Vielleicht führt mein Weg in die Nähe Ihrer Wohnung, wo liegt sie denn?“

„Jenseits der Newa in dem Kadetteninstitut.“

„Dann kann ich Ihnen nicht helfen; ich wohne auf dem entgegengesetzten Ende der Stadt, und muss, will ich keine Prügel von meinem Manne bekommen, vor ihm zu Hause sein.

„O, begleiten Sie mich erst! In der Nähe des Kadetten-Instituts sind Wagen, ich lasse Sie nach Hause fahren.“

„Nun, wissen Sie was, Mamsell, geben Sie mir einen Rubel, und ich führe Sie bis zum nächsten Platze, wo Wagen zu bekommen sind; wir fahren dann beide und kommen noch zur rechten Zeit nach Hause!“

„Aber ich habe kein Geld bei mir,“ sagte Pauline leise.

„Dann halten Sie ehrliche Leute nicht zum Narren und lassen mich gehen. Sie werden schon einen Begleiter finden!“ rief die Frau ihr laut zu, sich in die Menge verlierend.

„Sie suchen einen Begleiter, Mademoiselle?“ fragte ein alter Herr.

„Nur einen Wagen,“ antwortete Pauline, durch das ehrwürdige Ansehen des Herrn und seine deutsche Anrede ermutigt.

„Ich bedauere, dass ich Ihnen den meinen nicht ganz zur Disposition stellen kann; aber ich bin bereit, ihn mit Ihnen zu teilen. Wo wohnen Sie, mein schönes Kind?“

Das Wort „schön, befremdete Pauline, doch ohne Misstrauen antwortete sie: „Bei meinem Bruder, dem Doktor Leves, dem Arzte im Kadetteninstitute.“

„Ich bin dessen Kollege,“ sagte ein junger Mann, der von Pauline unbemerkt schon ihr Gespräch mit der Finnländerin angehört hatte, und der jetzt hervortretend, den Hut vor ihr zog, indem er hinzufügte: „Erlauben Sie wohl, mein Fräulein, dass ich Sie nach Hause begleiten darf?“

„Warum nicht gar der Bruder selbst?“ erwiderte statt ihrer der alte Herr ironisch. Der andere maß ihn mit ernsten Blicken und Pauline, die verlegen zwischen beiden stand, verneigte sich leicht zu dem Jüngeren mit der Frage: „Hofrat Steinau?“

„Der bin ich Gottlob nichts. antwortete der junge Mann, unwillkürlich lächelnd.

„Das wusste ich wohl,“ rief triumphierend der alte Herr, „Sie sehen also Mademoiselle . . .“

„Fahren Sie nicht fort,“ unterbrach ihn der andere heftig, „hier ist meine Karte!“ Er reichte sie bei diesen Worten dem alten Herrn hin, der laut las: „Doktor Horn.

„Der Freund meines Bruders!“ rief Pauline hocherfreut, und sich zu dem alten Herrn wendend: „Herzlichen Dank für Ihre Güte, mein Herr! Sie sehen, ich bin jetzt gut aufgehoben.

„Wer weiß?“ murmelte er, während Doktor Horn, ohne ihn zu grüßen, Pauline den Arm reichte. „Sie wissen nicht, wie hoch ich den Zufall preisen muss, der Sie in meine Nähe führte,“ sagte sie. — O, gewiss, mehr als sie ahnt, dachte er, laut aber sagte er: „Auch ich bin demselben sehr dankbar. Eben erst von einer Reise zurückgekehrt, wollte ich die schönen Abendstunden zu einem kleinen Ausfluge noch benutzen, und obgleich es gefährlich

ist, heute einen Ort zu besuchen, wo so viele jungen Leute ihre Freiheit verlieren, wagte ich mich doch dahin.

„Der Reiz, den dieses eigentümliche Schauspiel mir gewährte, besonders die vielen Nationalkostüme fesselten meine Aufmerksamkeit so sehr, dass ich darüber vergaß, mich den Meinen anzuschließen und . . .“

„Vergessen Sie die Unannehmlichkeiten, die daraus, entsprangen,“ fiel er rasch ein, „und gestehen Sie lieber, dass diese Brautschau keineswegs so prosaisch ist, wie man sie verschreit. Mir erscheint es sogar poetisch, dass die jungen Mädchen mit dem erwachenden Frühjahr hinausziehen, um, wenn auf diese lieblichen Knospen ein warmer Sonnenblick der Liebe fällt, sich wie jetzt die ganze Natur, in voller Pracht zu erschließen.“

Durch die Worte des Doktors drang ein Ton der Ironie, den Pauline wohl erkannte und lächelnd sagte sie: „Meine Schwägerin hat mir verraten, dass Sie Dichter sind; aber, hätte sie es auch nicht, so würde ich sicher aus der Art es erkennen, mit der Sie es verstehen, aus einem bloßen Handelsvertrag eine heilige Mission zu machen!“

„Sie erkennen also, dass die Liebe eine heilige Mission ist?“ fragte er, indem er leicht ihren Arm an sich drückte. Ein leises Zucken desselben verriet ihm, dass sie ihn frei machen wollte; aber es kam dazu nicht, und das Befremdende seiner seltsamen Frage unbeachtet lassend, sagte sie einfach: „Gewiss!“

Diese Antwort hatte er nicht erwartet, und zum ersten Male wollte er sie schärfer ansehen; aber ihr Hut verbarg ihm ihr volles Antlitz; hätte er den Ernst gesehen, der darauf herrschte, würde er vielleicht nicht gesagt haben: „So müssen wir uns mit ganzer Hingebung ihr weihen, — dieser schöne Abend, wir sind im Monat Mai, wo alle Knospen springen — fordert uns besonders dazu auf. Versuchen wir also sogleich, so gut, wie wir es vermögen, sie zu erfüllen!“

„Die Ritterpflicht steht höher, als die der Minne, besonders wenn man sie freiwillig übernimmt antwortete Pauline in einem scherzend sein sollenden Ton, obgleich sie verletzt war über die Wendung, die der junge Mann dem Gespräch zu geben versuchte und die ihre Lage missbrauchen hieß.

„Aber der Lohn des Ritters war?“

„Eine Blume, ein Band, wenn er siegreich aus dem Kampfe heimkehrte oder die Dame unversehrt durch alle Gefahren führte; für uns beginnen sie jetzt erst; denn, sehe ich recht, so droht uns dort eine, wenn auch nicht in der Gestalt eines Drachen, so doch eines trunkenen Kalmücken, der auf uns zutaumelt. Schützen Sie mich, mein junger Ritter, und führen mich über den Fahrweg!“ Und als ob sie sich wirklich fürchtete, so rasch zog sie ihren Arm aus dem seinen und ging mit elastisch leichtem Schritt vor ihm voran. Jetzt erst hatte er Gelegenheit, ihren schlankem edlen Wuchs zu bemerken, und er fühlte, dass er besser getan hätte, ihr seine Ehrfurcht zu bezeugen als sie erforschen zu wollen; das leuchtete besonders ein, als sie vor einem Wagen stehend, ihm ihr Gesicht zuwandte und zwar lächelnd, aber nicht ohne Ironie, sagte: „Verzeihen Sie, dass ich Ihre Heldenlaufbahn, bevor noch der volle Sieg sie krönt, unterbreche; aber ich fühle mich wirklich zu ermüdet, um heute eine Mission oder Rolle übernehmen zu können. Übrigens fehlt selbst jede Dekoration zur Ausführung Ihres Scherzes. Der Mond mit seinem mystisch verklärenden Lichte will nicht erscheinen und der Glanz der Laternen zeigt uns nur zu klar, dass wir auf dem nackten Boden der Gegenwart stehen. Erlauben Sie, dass ich Sie lieber um Ihre Börse, als um Ihren weitern Schutz bitte; denn ich möchte nach Hause fahren!“

„Meine Börse steht zu Ihren Diensten, Fräulein!“ sagte der Doktor sich verneigend; „ich bedauere nur, dass dieser Wagen Privateigentum ist.“ Pauline streifte ihn mit einem leichten, misstrauischen Blick, und sich zu dem Kutscher wendend, sagte sie

die wenigen Worte, die sie auf russisch wusste, indem sie bittend: „Na mano“, nach Hause, sagte.

Der Kutscher schüttelte schweigend sein Haupt und selbst, als der Doktor, durch Paulines Benehmen mehr gereizt als beschämt. einen Rubel aus der Börse zog, und ihn hinhielt, blieb er bei seinem verneinenden Zeichen. Erst, als der Doktor ihn in geläufigem Russisch anredete und zu dem ersten Rubel noch zwei andere hinzufügte, steckte er sie ruhig ein, stieg langsam von seinem hohen Sitz und hörte aufmerksam zu, was der Doktor zu ihm sprach. Er bezeichnete ihm wahrscheinlich den Weg; denn Pauline hörte, wie er zweimal den Namen des Instituts wiederholte. Daraus schloss sie, dass er sie nicht begleiten wollte, und dass er in ihrer wenn auch scherzenden Ablehnung seiner Begleitung etwas Verletzendes gefunden habe.

Ihre versöhnenden Worte, in denen sie den Dank aussprach, zu dem sie sich ihm verpflichtet fühlte, und die dennoch den milden Vorwurf ahnen ließen, warum er ihn ihr erschwert hatte, wurden durch den Ruf eines Herrn unterbrochen, der ohne sich erst Zeit zu lassen, dem Kutscher seiner langsam fahrenden Droschke ein Halt zuzurufen, aus derselben auf sie zustürzte.

Es war Dr. Leves, der mit freudiger Überraschung Dr. Horn neben seiner Schwester fand, die er mit Ungestüm an sich zog. „Gottlob,“ sagte er zu ihr mit mühsam unterdrückter Empfindung, „dass ich Dich endlich gefunden habe; aber ich würde Dich wahrlich mit solcher Angst nicht gesucht haben, wenn ich Dich unter dem Schutze meines Freundes gewusst hätte. Welch’ glücklicher Zufall hat Sie zum Begleiter meiner Schwester gemacht?“

„Eben nur ein solcher,“ erwiderte er, ehe Pauline noch zu antwortete vermochte.

„Ich habe Sie noch nicht in Petersburg vermutet.“

„Erst heute Nachmittag bin ich eingetroffen.

„Eben zu rechter Zeit, um uns zu tiefem Danke zu ver-

pflichten und sich, so wie immer bei uns, auch sogleich bei meiner Schwester als Freund zu bewähren. Zeigen Sie uns nochmals, wie sehr Sie unser Freund sind und begleitete Sie uns nach Hause, damit wir uns noch durch ein gemütliches Zusammensein für den so unangenehmen, ja entsetzlichen Nachmittag entschädigen können!“

„Ich bedauere, dem Vergnügen entsagen zu müssen!“ erwiderte Dr. Horn, seinen Blick auf Pauline richtend. Sie errötete, aber sie schwieg.

„Wenn Sie noch etwas vorhaben, will ich Sie nicht genieren; aber morgen Abend erwarte ich Sie sicher. Ich muss Ihnen noch vieles mitteilen, ehe Sie sich als zurückgekommen melden. Und nun nochmals herzlichen Dankt. sagte Adolph, dem Dr. Horn die Hand reichend, während Pauline sich vor ihm verneigte und einige undeutliche Worte flüsterte.

Nach den wirren, mannigfaltigen Eindrücken der vergangenen Stunden tat es Pauline doppelt wohl, als sie still, in die Ecke der Droschke gedrückt, neben ihrem Bruder nach Hause fuhr, und er, inniger gestimmt als je, zu ihr die Besorgnis aussprach, die er für sie empfunden und welche durch den Vorwurf, sie nicht besser gehütet zu haben, wie er jetzt lächelnd gestand, sich zu einer wahrhaften Angst gesteigert hatte. Alle Abenteuer, sagte er, alle romantischen, teils schauerlichen, teils lächerlichen Geschichten, die man sich als unwiderlegliche Begebenheiten täglich erzählt und die in einer so großen Residenz sich auch häufig auf wirkliche Tatsachen gründen, sind mir zum Unglück eingefallen, und ich sah Dich, fremd wie Du hier bist, ohne Geld. ohne Sprach- und Lokalkenntnisse, die Nacht umherirren. Marie hatte ich bald, nachdem wir Dich verloren, nach Hause gebracht, und zurückgekehrt Dich vergebens in allen entlegenen Alleen und auf jenen Plätzen, die wir früher durchstreift, gesucht. Meine Erregung steigerte den Ungestüm, mit dem ich mich oft durch die Massen drängte, oder die verzehrende Ungeduld, mit der ich am Ausgange harrend stand,

um jeden Heimkehrenden zu mustern. Darüber sank der Tag, und an meinen erschlafften Kräften fühlte ich, wie erschöpft und hilflos Du sein musstest. Doch wozu Dir wiederholen, was Du vielleicht selbst empfunden hast! Nirgends im Garten und an seinem Ausgange Dich erspähend, nahm ich endlich den Wagen eines Bekannten und fuhr Schritt für Schritt durch die nahegelegenen Straßen, in der Hoffnung, Dich irgendwo zu erblicken. Ermesse daher meine Freude, als ich Dich neben Horn sah und nie werde ich vergessen, von welcher Qual er mich erlöst hat. Wie bist Du denn zu ihm gekommen?“

Pauline deutete es nur an, aber indem sie flüchtig über das einfache Dazwischentreten des Doktors berichtete, erschien es ihr selbst schon wie eine Tat, die sie schlecht gelohnt hatte durch die Empfindlichkeit, mit der sie das Verletzende in einem Gespräche hervorgehoben, das vielleicht nur in dem gewöhnlichen, ihr noch fremden Konversationston gehalten war, und sie zürnte nicht mehr ihm, sondern sich.

Marie, welche die Geschwister schon schlafend glaubten, fanden sie noch in der Wohnstube auf dem Sofa, wie sie sagte, von der Aufregung des Abends todkrank. Aber diese Krankheit hatte nicht ihre Kräfte erschöpft; denn sie empfing Pauline mit einem Strome von Vorwürfen, wobei sie ihr allein die Ursache aller Unannehmlichkeiten zuschob. Vergebens suchte Adolph zu beweisen, dass er sie eigentlich verschuldet, weil er seiner Schwester nicht gleich den Arm gereicht. Diese Entschuldigung erbitterte sie noch mehr und jede Rücksicht vergessend, meinte sie, Pauline sei kein Kind mehr, vielleicht aber durch ihr früheres abgeschlossenes Leben eher geneigt, Abenteuer zu suchen, als sie zu vermeiden.

„Mit dem Maßstabe, den Dir Deine Bekannten für das Wesen junger Mädchen gegeben haben, darfst Du meine Schwester nicht messen!“ sagte Adolph scharf. Pauline hörte nicht mehr,

was Marie ihm antwortete, sondern nur ihre heftige Stimme, die mit der lauten und gereizten ihres Bruders wechselte, während sie, unbemerkt von beiden, das Zimmer verließ und den Gang entlang auf ihre Stube schlich.

_____

Viertes Kapitel.

Eine schlaflose Nacht hatte in Pauline die Überzeugung gereift, dass ihre Stellung hier keine bleibende und das Haus ihres Bruders kein Asyl für die jüngeren Schwestern sein werde; denn bis jetzt hatte Adolph nicht einmal über die Art, wie er für ihr Geschick sorgen wolle, sich ausgesprochen; er ging so leicht darüber hinweg, als hätte er nie darin eingreifen wollen. Eine Entscheidung musste endlich von ihm ausgehen; durch Mitteilungen und Briefe, die sie eben aus der Heimat erhalten, glaubte sie, dieselbe herbeiführen zu können. Sie hoffte, ihren Bruder beim Frühstück allein zu finden, weil Marie es bei einem Unwohlsein immer auf ihrem Zimmer nahm.

Zu ihrer Überraschung fand sie in der Wohnstube ihre Schwägerin in dem gewähltesten Negligé und in der heitersten Laune. Auf die liebenswürdigste Weise neckte sie sich mit ihrem Manne, dem die feinen Schmeicheleien, die sie an ihn verschwendete, so wohl zu tun schienen, dass er in dankbarer Aufmerksamkeit dafür die Schwester kaum beachtete; aber Marie zog sie in ihr anregendes Gespräch und ließ es später selbst ungerügt, als sich Klärchen auf den Schoß ihrer Tante setzte und mit ihr geheimnisvoll flüsterte.

„Ich fühle mich heute so wohl," sagte Marie, während Adolph sich zum Ausgehen anschickte, „dass ich diese freie Stimmung benutzen will, um mit Pauline Visiten zu machen. Schon lange

habe ich mich bei unseren Bekannten nicht sehen lassen; man wird diese Nachlässigkeit mir zum Vorwurfe machen, und ich selbst tue es, weil ich Deiner Schwester dadurch das Vergnügen vorenthielt, unsere Freunde kennen zu lernen, Und ohne Pauline zu fragen, ob es ihr wirklich ein solches gewähren möchte, bat sie ihren Mann, den Sohn des Portiers, der jetzt als Lohndiener fungiere, für den Vormittag zu engagieren, zugleich auch durch ihn einen Wagen bestellen zu lassen. Adolph entfernte sich mit dem Versprechen, ihren Auftrag pünktlich zu erfüllen.

Um jede neue Misshelligkeit zu vermeiden, musste Pauline als eine Begünstigung noch annehmen, was sie so gerne abgelehnt hätte, und mehrere Stunden vergingen in der Beratung und Prüfung der Toiletten. Eine glänzende Equipage, auf deren Kutschersitz sich noch ein Diener schwang, nahm sie und Marie auf, welche sich stolz und nachlässig zurücklehnte, während sie selbst eine bescheidene Haltung annahm. Alles, was nicht in voller Übereinstimmung mit ihren Verhältnissen war, hielt sie für gewissenlose Täuschung, und als ob sie unter einer Maske atmen müsse, so beengt fühlte sie sich.

Zu ihrer Erleichterung wurden sie bei der Frau eines reichen Bankiers nicht angenommen, und die Doktorin, welche den Wagen der Dame vom Hause noch im Hofe bemerkte, ergoss sich in Schmähungen über sie, die mit Mitteilungen aus ihrem Leben wechselten, aus welchen hervorging, dass man ein Zusammentreffen mit ihr eher meiden als wünschen müsse, Pauline konnte den Zorn ihrer Schwägerin nicht begreifen.

Bei der Majorin von Pevert wurden sie durch mehrere elegante Zimmer in einen Salon geführt, in dem eine große hagere Dame mit vornehmsein wollendem Anstand etwas steif und gezwungen sie empfing. Ihre einsilbige Konversation wurde bald geläufiger, doch erst wärmer, als sie sich über die Stellung ihres Mannes beklagte, der selbst als Adjutant eines Prinzen so ge-

bunden sei, dass er sie wohl schwerlich würde ins Ausland begleiten können. „Und doch," fügte sie hinzu, „hat der Ausspruch Ihres Herrn Gemahls die Bedingung meiner völligen Genesung von dem Gebrauche eines Bades abhängig gemacht. Gern möchte ich es schon deshalb besuchen, weil ich dort einige Verwandte zu treffen hoffe und Familien, die mir an Gesinnung und Geburt näherstehen als diejenigen, auf die ich hier angewiesen bin, und von denen," fügte sie rasch hinzu, „nur wenige so liebenswürdig sind, wie meine liebe Frau Doktor."

Marie, welche die Hinweisung auf ihre bürgerliche Geburt wohl verstand, aber nicht zu bemerken schier, versicherte einen wahren dégoût gegen den Aufenthalt in Bädern zu haben, vielleicht eben nur daraus entspringend, dass sie einige Male einen höchst angenehmen Landaufenthalt habe aufgeben müssen, um die Generalin, ihre Tante, in die böhmischen Bäder zu begleiten. Durch die Erwähnung der Tante „Generalin," deren Existenz gewiss sehr problematisch war, steigerte sich das Interesse der Majorin für ihre Gäste; sie wandte sich sogar herablassend an Pauline und bedauerte dass ihre Nichte nicht zu Hause sei. Aber gleich darauf kam das Fräulein, eine zarte, weder junge noch hübsche Blondine, mit deren langen, weichen Locken der scharfe Blick kontrastierte, mit welchem sie Pauline, mehr aber noch ihren Anzug musterte. Das Resultat. das sie daraus zog, musste wohl kein günstiges sein; denn sie begrüßte sie nur flüchtig und wandte sich ganz zu ihrer liebenswürdigen Frau Doktor, deren Pariser Hut ihre Bewunderung erregte. Das Gespräch kam auf die neuesten Moden und schien nicht enden zu wollen; aber Marie erinnerte sich zur rechten Zeit, dass sie noch mehrere Besuche zu machen habe und empfahl sich, nachdem sie die innigsten Freundschaftsversicherungen gegeben und empfangen hatte.

Pauline musste, während sie bei mehreren Damen vorfuhren, die sie nicht zu Hause antrafen, alle die missglückten Hei-

ratsprojekte des Fräuleins anhören, welche gerne, wie Marie meinte, ihre Ahnen hingeben möchte für eine komfortable bürgerliche Existenz, wenn sich nur ein Mann fände, der den Mut hätte, dieses Opfer von ihr anzunehmen.

Ihren letzten Besuch machten sie bei einer Rätin, einer ältern freundlichen Dame, die sie in einem Gartensalon empfing, der zu einer Veranda führte. Während die beiden Damen sich auf das Lebhafteste Mitteilungen über ihr häusliches Leben machten und auch ihre Bekannten vor ihr Forum zogen, blickte Pauline mit Sehnsucht nach der geöffneten Tür, durch die sie draußen mehrere Kinder sitzen sah. Von der unbezwinglichen Lust, sich zu ihnen zu gesellen, ermutigt, bat sie um die Erlaubnis, von der Veranda aus den Garten betrachten zu dürfen. Mit bereitwilliger Güte wollte die Rätin sie selbst dahinführen, aber da Marie es vorzog im Salon zu bleiben, fühlte auch sie sich hierzu verpflichtet und, Pauline nur bis zur Tür begleitend, nannte sie ihr flüchtig die Namen ihrer Kinder, die sich bei ihrem Anblick erhoben.

Das älteste der drei lieblichen Mädchen erbot sich mit anmutiger Freundlichkeit, Pauline durch den Garten zu führen; aber sie lehnte es ab, weil sie nicht wusste, ob Marie noch längere Zeit verweilen würde. Es genügte ihr, sich an dem Anblick der Blumen und Kinder, dieser lieblichsten Blüten der Schöpfung, zu erfrischen. Ihre Blicke streiften von dem kleinen Teich, aus dem sich eine Fontaine erhob und dessen Gitter eine Orangerie einschloss, um welche sich etwas entfernt die mannigfaltigsten Blumenbeete hinzogen, immer wieder zurück zu den schönen Kindern, deren Vertrauen sie rasch durch die Innigkeit gewann, mit der sie auf ihr harmloses Geplauder einging.

„Sieh nur Laura, der Hofrat ist gekommen! — Dort hinter der Hecke geht er mit dem Gärtner.“

„Darf ich zu ihm?“ fragte die jüngere die ältere Schwester.

„Nein! Du würdest ihn stören. Gewiss tauscht er mit dem Gärtner Pflanzen aus, und ist darum an der Pforte vorgefahren.

„Aber er hat versprochen, mir eine seltene Muschel mitzubringen!“ rief die Kleine, wie zur Entschuldigung, dass sie den Ausspruch der älteren Schwester unbeachtet lassend, jetzt die Stufen bis zum Garten hinabsprang. Einige Minuten später kam sie mit einem stattlichen Herrn zurück. dessen interessante, aber strenge Züge durch das Wohlwollen gemildert schienen, mit dem er sich dem mutwilligen Treiben der Kleinen hingab.

„Ich lasse Deine linke Hand nicht eher los, bis Du mir die schöne Muschel mit der anderen gibst!“ rief sie.

„Ist meine Hand denn so lang, dass sie bis zur Wagentasche reicht, in der ich die Muschel habe liegen lassen?“ fragte der Herr, indem er die Stufen zu der Veranda emporschritt.

„Bis Dein Wagen vorfährt, halte ich Dich gefangen. Hab’ ich nicht recht?“ fragte das schöne Kind mit schelmischem Wichtigtun die Schwestern und, als die älteste mit dem Finger drohte, die anderen vor Verlegenheit verstummten, wandte sie sich an Pauline, die den artigen Gruß des Herrn eben erwiderte, und fragte keck: „So sagen Sie doch, was ich tun soll?“ Der Herr richtete so forschende Blicke auf sie, dass sie, schon um sich ihnen zu entziehen, rasch antwortete: „Lass’ die Mutter entscheiden!“

„Ja, ja!“ rief die Kleine, den Herrn nach dem Salon ziehend. Pauline hörte, wie er auf’s Herzlichste begrüßt wurde, ja wie selbst ihre Schwägerin aufstand, um ihn mit den verbindlichsten Worten anzureden. Das Gespräch wurde laut und lebhaft geführt; aber endlich erhob sich Marie. Die Kleine rief Pauline herbei, welche sich mit wenigen Worten von der Dame des Hauses verabschiedete und sich eben schweigend vor dem Herrn verneigte, als Marie sie als ihre Schwägerin dem Herrn Hofrat Steinau, wie sie ihn nannte, vorstellte.

„Ich bin auf das Angenehmste überrascht, mein Fräulein; mir ahnte nicht, dass ich das Glück habe, Ihr Hausgenosse zu sein!“ sagte er artig.

Marie machte ihm Vorwürfe, dass er sich nicht als solcher bewähre, und lud ihn auf die liebenswürdigste und schmeichelhaftigste Weise ein, durch einen baldigen Besuch sein Unrecht zu vergüten.

„Ich werde mir sehr bald das Vergnügen machen,“ antwortete er, indem er sie zum Wagen begleitete, „denn ich wollte mich schon längst nach dem Befinden meines Patchens erkundigen und darf es jetzt in meinem Interesse nicht versäumen, damit ich nicht durch meine eigne Schuld das Vergnügen, Ihr Kind so nennen zu dürfen, für einen künftigen Fall verscherze!“

Über die außerordentliche Artigkeit des Hofrats war Marie so entzückt, dass sie ihr früheres Urteil über ihn mit einem Male änderte, denn sie sprach sich jetzt ganz anders über ihn aus. „Er ist wirklich eine distinguierte Persönlichkeit,“ sagte sie zu Pauline, während sie schon die Treppe zu ihrer Wohnung hinaufstieg.

„Wenigstens keine so unliebenswürdige, wie ich ihn mir vorstellte und, da er Kinder und Blumen liebt, auch keine so unheimliche,“ antwortete sie.

Marie hatte nur die Bemerkung, dass er Kinder liebe, beachtet. „Du hast recht, sagte sie, es ist unverzeihlich von mir, dass ich diese Neigung nicht mehr benutze, um ihn an uns zu ziehen. Klärchen ist sein einziges Pathchen und ...“

„Herr Doktor sind schon lange zu Hause,“ sagte das Mädchen, die Tür öffnend. Marie eilte ihm entgegen, während Pauline auf ihr Zimmer ging, um Hut und Mantille abzulegen.

Angeregt von den Besuchen, die sie gemacht, war Marie bei Tische von der lebhaftesten Mitteilungslust beseelt; sie schrieb die Artigkeit des Hofrats ihrer eignen Liebenswürdigkeit zu und tat sich etwas darauf zu gut, diesen unzugänglichen Herrn zu einer

Annäherung vermocht zu haben. Adolph, der wohl glauben mochte, dass es dazu nicht kommen werde, sagte nur: „Einstweilen ist. es mir doch lieber, dass nicht er, sondern mein andrer Kollege,Dr. Horn, uns heute Abend besuchen wird.

„Das sagst Du mir jetzt erst!“ sagte Marie verdrießlich.

„Wozu auch früher? Du wirst ihn doch mit keiner Gesellschaft empfangen,“ antwortete Adolph gleichgültig, während er von seinem verspäteten Mittagsmahl rasch aufsprang, um seine Visiten zu machen.

„So sind die Männer,“ sagte Marie, als sie mit Pauline allein war; „sie haben kein Eingehen auf unsere häuslichen Sorgen. — Adolph weiß, dass ich Dr. Horn nicht wie jeden anderen jungen Mann empfangen kann; dass ich es liebe, ihm durch meine Aufnahme zu schmeicheln und zu imponieren.“

„Ist das nicht unnötig? Er ist Arzt und Du nanntest ihn einen Dichter; muss er nicht, da er Beides in sich vereint, das Einfache lieben?“

„Du schwärmst wieder!“ sagte Marie. „Er ist geistreich, also eitel, reich, also verwöhnt; Dichter, also der Täuschung zugänglich, und je mehr wir ihm hofieren, desto mehr gefällt er sich bei uns.“

„Aber Du erniedrigst Dich, indem Du die Schwäche anderer schonst, um sie für Dich zu benutzen!“ rief Pauline heftig; denn in ihrem strengen Wahrheitssinne war sie unbeugsam.

„Ich fühle mich weder so weise, noch so erhaben wie Du, um andere belehren oder bessern zu wollen!“ sagte Marie spöttisch, „und darum,“ fügte sie mit einem scharfen Blick hinzu, „übe ich Duldsamkeit, deren wir wohl alle bedürfen.

„Ich hasse diese Duldsamkeit und beschwöre Dich, sie mir gegenüber nicht zu üben!“ rief Pauline.

„Sie ist das Beste, was ich Dir gewähren kann,“ antwor-

tete Marie ruhig, indem sie, jede weitere Erörterung abschneidend, hinausging.

Nicht wie sonst vermochte Pauline sich heute mit einer Handarbeit zu beschäftigen; erregt ging sie auf und ab, sich wegen der Heftigkeit ihrer Äußerung, aber nicht wegen der Gemütsregung, aus der sie entsprungen, tadelnd. „Nie, o Gott!“ flehte sie wie im stillen Gebet, „lass mich zu dieser Duldsamkeit kommen, lass mir die Kraft, zu zürnen; denn sie beflügelt und erhebt meinen Geist zur Wahrheit, wohin auch meine Seele unaufhörlich strebt! Nie will ich erspähen, nie erfragen, was Klugheit ist, nie sie ausbeuten, nie die Schwächen anderer benutzen. Nein! ich könnte es selbst nicht, wenn ich es wollte, ohne den Zwiespalt, den ich in der Außenwelt finde, in meine innere hineinzutragen!“

Die Ermutigung, welche sie aus dieser Erkenntnis zog, musste sie nicht ermatten, wenn sie daran dachte, wie schroff sie denen, auf die sie angewiesen war, entgegentrat? Nicht durch einen Gedanken wollte sie sich über sie erheben, nur den Blick auf das Gute und Tüchtige richten, was in ihnen war; aber sie fühlte schmerzlich, dass auch diese Absicht zu keinem harmonischen Einklang mit ihnen führen könne.

Aufrichtig bewunderte sie Mariens Umsicht, mit der sie nach einem Stündchen Ruhe ihre Anordnungen für den Abend traf; aber es verletzte sie, dass sie ihre Hilfe entschieden ablehnte, indem sie mehr bitter als scherzend sagte: „Ich werde auch ohne Dich fertig, ich danke Dir! Aber selbst Mühsameres möchte ich übernehmen, um nur die Sünde zu vermeiden, Dich aus Deinen hohen Regionen in meinen niedrigen Wirkungskreis herabzuziehen.“

Um eine Träne zu verbergen, die ihr diese schroffe Ablehnung auspresste, beugte sie sich zu Klärchen nieder, welche sie, damit sie die Mutter nicht störe, mit sich nehmen wollte; aber Marie hielt die Kleine zurück. „Ihr Treiben könnte Dir hinderlicher als mir sein!“ rief sie ihr nach, als sie sich schweigend in die

Wohnstube zurückbegab. Ihr war die Brust so gepresst, dass sie sich vor ein Fenster setzte und den gedankenschweren Kopf in die Hand gestützt, in stillem Sinnen es nicht beachtete, dass Stunde auf Stunde verfloß. Plötzlich hörte sie, wie die raue Stimme des Mädchens sagte: „Treten Sie nur herein, Frau Doktorin wird gleich kommen;“ und bald darauf stand Dr. Horn vor ihr.

Pauline erhob sich rasch und nur daran denkend, wie erwünscht ihr gestern seine Dazwischenkunft gewesen, begrüßte sie ihn mit liebenswürdiger Dankbarkeit. Gewandt wusste er diese günstige Stimmung zu benutzen und auf humoristische Weise sie gleich angenehm wie anregend zu unterhalten. Die Art, mit dem Witze gleich Leuchtkugeln alles brillant aber einseitig zu beleuchten, war ihr fremd; dennoch ließ sie sich durch geistvolle Einfälle den Ernst nicht niederschlagen. Die Offenheit, mit der sie immer auf’s Neue ihn geltend zu machen suchte, verriet ein selbstständiges Gemüt. Aber er hörte nicht darauf hin; denn etwas unklar und verworren, wie man immer ist, wenn man ganz in das bunte Gewühl des äußern Lebens ausgeht, hatte er wenig Neigung, das Wesen anderer zu ergründen. Erst, als ihre Worte sich in seine Behauptungen wie der feine, tief eindringende Stachel der Biene senkte, wurde er aufmerksamer und schon begann ihre Unterhaltung ernsthafter und inhaltsreicher zu werden, als Marie eintrat. Bald darauf kam auch Adolph und, während man persönliche Beziehungen geltend machte, und Begebenheiten und Vorfälle, die in den Beruf der beiden Ärzte eingriffen, erörterte, ließ Pauline, so oft sie es unbemerkt tun konnte, ihre Blicke über Dr. Horn schweifen.

Sie musste über sich selbst lächeln, indem sie sich erinnerte, wie sie in ihrer Jugend sich einen Dichter vorgestellt hatte und Horn war ein solcher. Das hatte auch sie aus den Gedichten erkannt, die ihr Bruder unlängst von ihm vorgelesen und aus denen eine heitere und leichte Auffassung sprach, oft aber auch feurige

Geistesblitze sprühten. Sie hatte gewähnt. dass die Dichterweihe selbst die Person edeln und ihr das Gepräge der Einfachheit und Würde ausdrücken müsse und hier sah sie einen elegant gekleideten jungen Mann. Das braune leicht gerollte Haar, das vielleicht nicht unberechnet ihm oft über die Stirn fiel, leicht mit der Hand zurückwerfend, von der er noch nicht einmal den hellen Handschuh gestreift hatte, zeigte sein Wesen zwar nicht männliche Kraft und Energie, aber eine bezwingende Liebenswürdigkeit. Sie begriff nicht, warum sie nicht gleich gestern den rechten Ton für ihn gefunden hatte.

Bei dem Souper erhöhten der vorzügliche Wein und die gewähltesten Speisen die behaglich heitere Stimmung, aber die anderen verstummten bald vor Horn's glänzendem Bilderstrom, auf welchem Witze und originelle Gedanken leicht dahinflogen. Nur Adolph, der zuerst hin und wieder mit Raschheit und Kürze einen anregenden Einwand dazwischenwarf, wechselte später gleichmäßiger mit ihm in Einfällen, Launen und Witzworten. Marie aber richtete, so oft es sich tun ließ, schmeichlerische Phrasen an Horn, in denen sie ihm den Zoll der Bewunderung für seine glänzenden Gaben bot; vielleicht nahm er Paulines Verstummen auch dafür.

Während nach Tische Marie, ermüdet und abgespannt, sich in die Ecke des Sofa's zurücklehnte und Adolph Zigarren herbeiholte, wandte sich Horn zu Pauline, um sie durch seine Fragen zu vermögen, ihm die Eindrücke zu schildern, welche nach ihrem stillen Leben in der Provinz Petersburg auf sie gemacht habe; er war erstaunt zu hören, dass sie es nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte noch gar nicht kenne.

„Wie wollen Sie es entschuldigen," rief er Adolph zu, „dass Sie Ihr Fräulein Schwester gleich einem Eleven unsers Instituts hier einsperren, während die Residenz ihren vollen Glanz entfaltet?"

„Nur freiwillige Unterlassungssünden bedürfen der Entschuldigung; Sie aber werden die meine selbst übernehmen, wenn Sie bedenken, wie sehr mich schon meine Berufspflichten in Anspruch nehmen, und dass ich in letzter Zeit noch die Ihrige habe übernehmen müssen.

„So übertragen Sie mir jetzt Ihr Führeramt bei den Damen; gestern hat mir der Zufall dazu verholfen; doch nein, nicht er, sondern eine höhere Macht und, da Sie, mein Fräulein! gewiss ein gläubiges Gemüt haben, müssen Sie sich ihr unterwerfen.“

„Sie sprechen nicht davon, wie von einem Genuss, sondern wie von einer Prüfung, die mir dabei bevorsteht,“ antwortete Pauline lächelnd, doch nicht ohne Beziehung.

„Sie werden jede bestehen; wir leichtsinnigen Residenzkinder müssen uns erst darin läutern; aber zweifeln Sie nicht, dass wir es auch vermögen! — erwiderte er ebenso.

Marie, die diese Anspielung nicht verstanden, wohl aber sah, dass Pauline die Begleitung des Dr. Horn anzunehmen zögerte, beeilte sich, es mit den dankbarsten Worten für sie zu tun. denn alles , was ihn in nähere Beziehung zu Ihrer Familie bringen konnte, war ihr erwünscht, und selbst nicht die Unbequemlichkeit beachtend, die ihr daraus entspringen konnte, zeigte sie sich bereit, den Cours, wie sie sagte, mitzumachen.

„So beginnen wir gleich morgen!“ rief Horn lebhaft; „denn ich werde mich wohl hüten, meinen Urlaub willkürlich abzukürzen. Acht Tage sind mir noch vergönnt, in denen ich in der Nähe unseres pedantischem würdigen Hofrats nicht zu atmen brauche. Noch darf der sanfte, mir aber doch so schneidende Ton seiner Stimme mein Ohr nicht berühren, noch kann ich seine scharfen Blicke meiden, die er nicht auf mein Inneres, sondern immer nur auf meine lackierten Stiefel, auf meinen neuen Anzug richtet, als hätte nicht ich, sondern er die Rechnung dafür zu zahlen. — O,

warum haben wir Ärzte keine Amtstracht mehr? Wie schön hätte unser Hofrat sich mit einer Allongenperücke und in einem roten, mit Gold gestickten Rocke gemacht, wie würdevoll hätte er in Fällen, wo sein Geist und sein Wissen ihn verlassen, das Kinn auf den goldenen Knopf seines großen Stockes stützen können! — In solchem Anzuge hätte er auch uns leichter die Achtung eingeflößt, deren Tribut er von uns fordert, und den wir so gewissenlos ihm versagen.“

„Dafür haben wir zu fürchten, dass er uns mit der Macht seiner Ungnade bedroht,“ sagte Adolph, geteilt zwischen Ernst und Spott.

„Aber warum entziehen Sie sich ihm nicht auf immer; warum machen Sie sich nicht frei?“ fragte Marie spähend.

„Frei machen?“ fragte Horn mit komischem Erstaunen, „wozu würde das führen? Wir werden doch nie frei. Sind wir nicht abhängig von unserm Ehrgeize, so sind wir’s von unserm Leichtsinne: nicht vom Glauben, so vom Irrtum und so immer fort und fort. Entziehe ich mich dem Hofrat, gewinnt vielleicht mein Jean, mein neuer famoser Diener, über mich Macht.“

„Gewiss ohne innere Freiheit kann die äußere zu nichts führen!“ bemerkte Pauline mehr zu sich als zu den anderen.

Horn beachtete den Einwand nicht, oder er hatte ihn nicht gehört. „Nein,“ sagte er, „es geht nicht! Obgleich meine Stellung mich oft geniert, kann ich sie nicht aufgeben. Mein Lebensnachen muss einen Anker haben, sonst ...“ Er unterbrach sich selbst und sich zu Marien wendend, sagte er lächelnd: „Es ist eigentlich seltsam, dass Sie mich zur Freiheit ermahnen; sonst sind die Frauen nur geneigt, uns mit immer engeren Banden zu umstricken; aber freilich, die Fesseln, die sie uns auferlegen, drücken wohl nicht, nicht wahr Leves?“ sagte er und ohne seine Antwort abzuwarten, wandte er sich zu Pauline und in dem Gespräch mit ihm, wo er so vieles berührte und nichts erschöpfte, fühlte sie

sich wie in einem Wirbel herumgedreht; denn sie konnte bald nicht mehr unterscheiden, was in seinen Äußerungen Witz oder Sonderbarkeit, Gedanke oder Grille war; aber er regte sie vielseitig an und, als er gegen Mitternacht den kleinen Kreis verließ, stimmte sie gern in die Lobsprüche ein, die Marie und Adolph ihm spendeten.

An der Seite ihres geistreichen Führers sah sie mit Marien am folgenden Tage den bewunderungswerten Dom der heiligen Jungfrau von Casan, zu dessen mit kolossalen Statuen geschmücktem Portal zwei zirkelförmige Säulengänge führen. Ebenso großartig wie der Eingang ist das Innere der von den schönsten Marmorsäulen getragenen Kirche. Die Bilder, die sie schmücken, blenden durch den Reichtum der Edelsteine, die darauf angebracht sind, den Blick, statt ihn durch Kunstwert zu fesseln. Das Bild der Jungfrau ist aber förmlich bedeckt mit Diamanten und kostbaren Steinen. „Wer eine solche Jungfrau doch erobern und sein nennen könnte!“ seufzte Horn bei ihrem Anblick und nachdem er den Damen die nahgelegene, noch großartigere Isaakskirche gezeigt, meinte er, „da von dem Göttlichen zum Profanen nur ein Schritt wäre,“ wolle er sie gleich auch zum Winterpalais, das an Großartigkeit selbst dem imposantesten Dom nicht nachsteht. führen.

Marie machte keinen Einwand, und so betraten sie die Zarenwohnung von der Newaseite, weil sie von dort einen wahrhaft überraschenden Anblick bietet. Hier findet die große Auffahrt statt. Eine Marmortreppe, wie man sie selten nur sehen kann, führt in den ersten Stock, der den Zeremonien allein geweiht ist. Hier reiht sich Saal an Saal, einer immer größer und prachtvoller als der andere. Der goldene bildet das Empfangszimmer der Kaiserin und der weiße ist durch eine Galerie, welche die Porträts aller Marschälle des Reiches enthält, mit dem Tore des Georgensaals verbunden, der an Größe und Schönheit alles überragt, was Europa's Paläste Ähnliches bieten.

„Könnte ich Ihnen diese Räume doch am Neujahrsabend zeigen, wo hier ein populärer Ball stattfindet, den der Hof durch seine Gegenwart verherrlicht; wo selbst der Kaiser und die Kaiserin im wogenden Gedränge der bunten Menge sich verlieren und nur mühsam sich ihnen der Weg zur Polonaise durch diese von Menschen dicht gefüllten Säle eröffnet. Wenn Sie als Zeugin dieses Festes seine reiche glänzende Pracht schauen möchten, würden Sie gestehen, dass der Anblick Sie in die Märchenwelt Ihrer Kindheit versetzt und Sie glaubten vielleicht eine Szene aus „Tausend und einer Nacht, erlebt zu haben," sagte Dr. Horn zu Pauline.

„Schon ohne die geputzte Menge fühle ich meine Sinne von dem, was diese Säle an Luxus und Pracht bieten, mehr betäubt als gehoben," antwortete Pauline, und wie um sich zu sammeln, trat sie vor ein Fenster der Hauptfassade. Ein Ausruf der Überraschung entfuhr ihr, als sie auf den Kaiserplatz hinabsah, in dessen Mitte sich die herrliche Alexandersäule erhebt.

„Ihre Bewunderung ist gerecht," sagte Horn, sich an ihre Seite stellend, „dieses kolossale Denkmal erinnert an die großartigsten Monumente des Altertums; vielleicht steht es bis jetzt sogar noch unübertroffen da, mindestens an Höhe ragt diese Säule über die Pompejische und Trojanische hinaus. Sie besteht aus einem einzigen Granitblocke, wie das Piedestal. Der Engel von ungemeiner Schönheit, der auf der Spitze der Säule schwebt, in der einen Hand das Kreuz haltend, die andere zum Himmel erhoben, zeigt sich hier vortrefflich, während man aus der Entfernung seinen Kopf fast gar nicht gewahrt."

„Und wie würdig krönt er die Säule, die noch von der Umgebung gehoben wird" entgegnete Pauline. „Wie prachtvoll ist das gegenüberliegende Gebäude mit seinen bronzenen Verzierungen und seinen herrlichen Arkaden!"

„Das ist das Gebäude des Generalstabes. Westlich sehen

Sie von hier auch den großen Exerzierplatz“ die Admiralität, den Isaaksplatz mit seiner Kirche. Die nördliche Seite zeigt Wasilii-Ostrow mit seiner herrlichen Börse, die Akademie mit ihren Sphinxen, Säulen und Statuen. Doch wir können, so großartig die Aussicht auch ist, hier nicht länger verweilen. Ich irre wohl nicht,“ sagte er auf Marie zuschreitend, „wenn ich annehme, dass Sie, meine Gnädige, mehr aus Ermüdung als aus Ehrgeiz dieses Tabouret in der Nähe des Thrones eingenommen haben. Erlauben Sie also, dass ich Ihnen meinen Arm biete und Sie durch eine verdeckte Galerie, die uns durch besondere Gunst erschlossen werden wird, gleich von hier nach der Erimetage führe!“

Ihre Ermüdung überwindend, nahm Marie schweigend seinen Arm, und während Pauline an ihrer Seite blieb, folgten sie alle einem voranschreitenden Diener, welcher sie durch eine Galerie in die von der Kaiserin Katharina erbaute Eremitage führte.

„Nun sind wir,“ sagte Horn, indem er mit den Damen in einen Vorsaal trat, „in dem „sans souci“ der großen Kaiserin, in welchem sie Krone und Zepter ablegte, um nur allein die geistreiche, reizumflossene Frau zu sein. Hier in ihrem Boudoir feierte sie ihre Erholungsstunden im Kreise ihr geistesverwandter Männer und Frauen; hier hielt sie ihre soirées spirituelles, ihre Lese. ihre Unterhaltungszirkel; hier hatte sie ihr Atelier, wo sie zeichnete, gravierte, drechselte und malte. Der König Stanislaus spricht in seinen Memoiren mit Enthusiasmus von ihrer vortrefflichen Kopie eines Gemäldes von Greuse. Auch wir, denke ich, verweilen nur bei den Bildern und lassen die Medaillen, die Kupferstichsammlung und Bibliothek unberücksichtigt!“

„Wozu auch Bücher und tote Formen betrachten, wenn wir das Schönste in Licht und Farbe sehen können? Mir genügt der Anblick einer meiner Lieblingsbilder, und ich kann stundenlang davor verweilen,“ sagte Marie, während sie die glänzenden Räume

durchschritten und ernst und flüchtig die Bilder betrachteten, die so vielen Geschlechtern schon zur Anschauung und Bewunderung sich darboten. — Plötzlich blieb sie, vielleicht, weil da ein bequemer Sessel stand, vor einem Holbein stehen und pries mit glänzenden Phrasen seine Vorzüge.

„Sie haben Recht, meine Gnädige, Holbein zu Ihrem Lieblingsmaler zu wählen," sagte Dr. Horn. „Die Reinheit und Innigkeit, die in seinen Köpfen herrschen, ziehen auch mich an; es ist mir oft, als könne man durch seine Bilder wie durch ein echtes Volkslied einen tiefen Einblick in das nationale Wesen der Deutschen tun, das in den alten Meistern seine glücklichste und vollendetste Verkündigung gefunden hat."

Vielleicht war Paulines Blick noch nicht erschlossen genug für die Poesie und keusche Schönheit, die darin waltet; denn sie sah mit Sehnsucht nach dem Eingange des Saales, den Dr. Horn als den, der die Meisterwerke der italienischen Kunst enthielt, bezeichnete. „Erlauben Sie, dass ich Sie dorthin führe. Während Sie, meine Gnädige, hier den Holbein bewundern" sagte er, Pauline seinen Arm bietend. Mit Vergnügen ergriff sie ihn, denn heute hätte sie, wäre er ihr nicht schon als Begleiter beschieden, gerne ihn selbst dazu gewählt. Durch ihn wollte sie erst die Schönheiten jeder wunderbaren Schöpfung erfassen lernen, welche die Genies so vieler Jahrhunderte gebildet hatten. Das Erhabene und Schöne, das sie nur mit ihrem Geiste erfasst hatte, bot sich jetzt in Formen und Farben ihren Blicken dar und zeigten ihr die ideale Welt der Kunst, in die nicht einmal ihre Träume gedrungen waren.

Ihre Bewunderung, ja ihre Begeisterung wuchs, je weiter sie in diesen Tempel drang; sie hatte geglaubt, er werde ihr seine Schätze nicht erschließen, als Marie ihren Enthusiasmus für die deutsche Schule ausgesprochen, und ihr so wenig geübter Blick von dem unausgebildeten Formsinn derselben sich nicht eben

angezogen fühlte. Nun führte sie Dr. Horn vor die besten italienischen Meister. Zur Heiligkeit sah sie die Schönheit sich verklären und in der Kunst eine göttliche Offenbarung! —

Zum ersten Male genoss sie die Seelenerhebung, welche die Betrachtung des Schönen gewährt, und in Anschauen versunken, beachtete sie kaum die geistvollen Erläuterungen ihres Begleiters, der es natürlicher gefunden hätte, wenn sie ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet. An ein schmeichlerisches Eingehen von Damen gewöhnt, wollte er sich glauben machen, dass es Pauline an Geist, ihn zu erfassen, fehle; aber er fühlte sich unwillkürlich durch das Bezeichnende ihrer flüchtigen Bemerkungen frappiert. Das machte sie ihm pikant; ihr sprechendes Gesicht, ihre ganze Erscheinung war es auch, und nur ungern musste er sie endlich erinnern, dass ihre Schwägerin sie wohl schon mit Ungeduld erwarte. Träumerisch folgte sie ihm, bis sie vor Marie standen, die, das erkannte sie wohl, nur mühsam einen Ausbruch ihrer Heftigkeit unterdrückte und sie ironisch fragte: welche höheren Lebenskräfte die lange Anschauung der Bilder in ihr erweckt hätte?

„Wir verkürzten sie deshalb nicht," sagte Doktor Horn rasch und auch nicht ohne Ironie, „weil wir sonst einen Zweifel an Ihrem Ausspruch, meine Gnädige, dass Sie sich stundenlang in den Anblick eines Lieblingsbildes versenken könnten, gezeigt hätten? Doch für heute glaube ich, haben wir alle genug des Schönen in uns aufgenommen, und ich selbst muss, so schwer es mir auch fällt, Sie an die Rückkehr mahnen, will ich nicht das Vertrauen meines Freundes verscherzen, durch das, so hoffe ich, mir das Vergnügen, Ihr Führer sein zu dürfen, noch oft erneut werden soll."

„Jedenfalls sind wir Ihnen schon für den Willen, es noch weiter sein zu wollen, dankbar; aber auch ich glaube, Adolph wartet schon unser," sagte Marie, den Arm des Doktors ergreifend, der sie zu dem Wagen führte, und den Damen gegenüber

darin Platz nahm. Er begleitete sie bis zu ihrer Wohnung, indem er bedauerte, nicht weiter folgen zu können. Marie, die ihn auch in der Überzeugung, dass er ablehnen würde, eingeladen hatte, warf, nachdem sie ihr Wohnzimmer erreicht, Schal und Tuch von sich und sich selbst ganz erschöpft auf das Sofa. Sie machte Pauline Vorwürfe, dass sie sie so wenig berücksichtigt habe, ließ es sich aber schweigend gefallen, als sie etwas zu ihrer Erquickung herbeiholte und, damit sie ungestört ruhen könne, Klärchen mit auf ihr Zimmer nahm.

Adolph kam erst sehr spät nach Hause, und nachdem er seine Frau zärtlich begrüßt hatte, fragte er Pauline, was sie denn eigentlich heute vorzüglich angesprochen habe. Mit Begeisterung sprach sie von dem Eindruck, den die Kunst in ihrer Unmittelbarkeit auf sie gemacht, wie sie ihr wie eine durch göttliche Eingebung erzeugte und geoffenbarte, jede Wirklichkeit erhebende und verklärende Kraft erschienen sei; wie die reine und heilige Schönheit der Madonnen sie gerührt, und wie sie besonders in den Meisterwerken der italienischen Schule das Individuum der Endlichkeit entkleidet und zum Ideal erhoben, gefunden habe.

„O!“ rief Marie, „das ist nicht die Kunst, das ist der göttliche, christliche Glaube, der aus ihren Werken zu Dir spricht und dessen Beseligung und Erlösung Dir daraus entgegen leuchtet! — Du hast nun die Bilder gesehen, die der Geschichte Christi, seiner Geburt und Kreuzigung geweiht sind; gesehen, wie bei der Geburt des Heilands Himmel und Erde sich freuten, wie die Hirten in ihrer schlichten Einfalt und die Männer des Morgenlandes in ihrer tiefen Weisheit ihn als das Heil der Welt begrüßen, wie Christus die Kranken heilt, selbst die Kinder zu sich kommen lässt, mit welcher Milde er die Ehebrecherin richtet, den Sündern die Pforten des Himmels öffnet und nur Diejenigen ausschließt, die sich selbst ausschließen, — die Sünder gegen den heiligen Geist, zu denen wir leider bis jetzt Dich auch rechnen müssen. —

Aber die welterlösende Bedeutung seines Todes ist Dir jetzt wohl aufgegangen; auch Du wirst seiner Verheißung teilhaftig und durch ihn zu neuem, würdigem Leben geboren werden! Auch für Dich ist er gestorben, und das hat sich Dir in der von Gott bestellen Kunst, die nur allein die wahre ist, offenbart. Durch die Hingabe und durch seine Anbetung wirst Du erst die Kraft gewinnen, Dich zu einem würdigen Menschen auszubilden; nur durch ihn kannst Du Deine Bestimmung und die Religion der Liebe begreifen lernen!“

Adolph hörte erstaunt die schwärmerischen religiösen Ergüsse seiner Frau an, welche auszusprechen keine innere Notwendigkeit sie zwang; denn er war von deren Wahrhaftigkeit nicht überzeugt. Darum verdross ihn auch die Unangemessenheit derselben, und schon wollte er sie beantworten, als er sich besann und erwartungsvoll Pauline anblickte, deren Antlitz eine dunkle Röte bei der unerwarteten Anrede der Schwägerin färbte. Sie schien die innere Erregung erst bekämpfen zu wollen, bevor sie sprach; endlich sagte sie mit sanfter aber fester Stimme:

„Du täuschst Dich, Marie, wenn Du glaubst, dass Raphael’s oder Correggio’s himmlische Gebilde auch nur die leiseste Idee des christlichen Glaubens in mir erweckt haben. Ich will über seine Göttlichkeit nicht mit Dir streiten, aber am wenigsten bedarf ich seiner zu meinem Seelenheil, über das Du so besorgst scheinst. Meine Überzeugung und mein Glaube bestehen in der Einsicht, dass wir alle von Gott stammen und gleich sind, dass die Vorsehung alle Menschen mit gleicher Liebe umfasst, uns allen gleiche Kräfte verliehen hat, die Tugend, d. h. seine Gesetze zu üben, das Leben zu veredeln und zu genießen. Ob wir Christus als Vermittler nehmen oder jedes Mittelglied zwischen Gott und uns verwerfen, tut hierzu nichts. Das Göttliche, Unendliche und Große muss jeder auf seine Weise finden. Wenn die ganze Welt uns nicht schon wie ein Tempel erscheint, so werden wir uns in

keinem steinernen Tempel Gott näher glauben; Funken des Göttlichen, die unseren Geist erleuchten, unser Herz entzünden, können uns überall entgegen sprühen: aus einem Bilde, aus dem eignen Forschen, aus den Eindrücken der Natur, den Ergebnissen des Lebens oder dem echten Worte eines wahren Menschengeistes. Solche Offenbarungen geschehen immer, wenn wir nur verstehen, sie mit Liebeswärme und höherem Vertrauen aufzunehmen. Aus unserm Herzen muss lauter und stark die religiöse Energie strömen, die uns fähig zu jeder Tat und Wirksamkeit der Liebe macht. Meinst Du, dass ich außerhalb eines inneren Gottesbundes stehe? Ich empfinde ihn in meiner Religion in seiner ganzen Unmittelbarkeit und schöpfe daraus die Kraft und Gläubigkeit, deren ich bedarf. Ich beschwöre Dich, Marie, lass Dir das ein und für allemal genügen und lass uns von nun an Religionsgespräche vermeiden, die, da unsre Ansichten sich nie begegnen können, uns beide nur mehr trennen müssen!“

Nach diesen Worten verließ Pauline die Stube, und Marie, die jede weitere Erörterung abgeschnitten sah, fühlte sich dadurch noch mehr gereizt und ergoss sich in Schmähungen über ihre ketzerisch unhaltbaren Ideen, die erst recht zeigten, wie notwendig ihr christliche Hingebung und Demut sei. Vergebens versuchte Adolph sie zu beruhigen; sie warf ihm erbittert vor, dass er Pauline in ihrer Unbeugsamkeit stärke, und dass er selbst die Segnungen der heiligen Religion noch nicht in sich aufgenommen, sondern nur Formen gewechselt habe, ohne sich um deren wesentlichen Inhalt zu bekümmern.

„Aber ich bitte Dich, Marie, lass wenigstens mir gegenüber diese ungerechtfertigte Bekehrungslust fahren!“ erwiderte er, wie um den Streit in einen Scherz aufzulösen, mehr heiter als ernst; „denn sonst muss ich ja annehmen, Du seiest Pietistin geworden, oder einer heimlichen Missionsgesellschaft beigetreten.“

„Wozu diesen unzeitigen Spott!“ rief sie empört. „Hast

Du denn wirklich geglaubt, ich werde Deine Schwester als Jüdin um mich dulden? Noch kennt sie niemand hier als solche, und sie muss zu ihrem eigenen Heil aufhören, es zu sein. Unsere milde Religion wird die Schroffheit ihres Charakters brechen und ihren geistigen Hochmut beugen, und ehe kann ich sie nicht meine wahre Schwester nennen, bevor sie es nicht in Christo geworden ist.

„Ich fürchte, sie wird es nie werden; denn Euch trennt mehr als Eure Religion. Du willst sie zu der Deinen bekehren, die Du die allein göttliche nennst, und zeigst ihr nur starre Forderungen, nicht den bessern Einfluss, den sie auf die Herzen übt. Das Deine verhärtet sich immer mehr und mehr und verschließt sich jeder mildern Regung; wodurch offenbarst Du denn die christliche Liebe, mit der Du prahlst?“

„Nein, das ist zu viel!“ rief Marie in Tränen ausbrechend. „Solche Worte muss ich von Dir hören, dem ich so viele Opfer gebracht habe? Ist es dafür, dass ich jedes Vorurteil verwarf, dass ich wider den Willen meiner Familie meiner Liebe zu Dir folgte, die Du jetzt so schmählich verrätst und die allein Dich erhoben hat? O, wie sehr verkennst Du sie!“

„Hätte ich sie niemals erkannt!“ flüsterte er, die heiße Stirn an die Fensterscheibe drückend.

Ein heftiges Schluchzen unterbrach die eben eingetretene Stille. Adolph wandte sich erschreckt um und sah seine Frau in Krämpfen auf dem Sofa liegen. Obgleich er wusste, dass ihre Heftigkeit sie allein hervorgerufen, und an ähnliche Szenen gewohnt war, erwies er ihr doch die zarteste Sorgfalt; aber sie stieß die beschwichtigenden Tropfen, die er herbeiholte, zurück und verlangte nur nach Klärchen. Als Arzt und Vater wollte er der Kleinen den zwiefach schädlichen Anblick entziehen; er vermochte es nicht, als Mariens Aufgeregteit sich in einen Tränenstrom brach und sie behauptete, ihre gänzliche Beschwichtigung erst in Klärchens Anblick finden zu können. Aber er regte sie noch

mehr auf; das Kind heftig an sich ziehend, rief sie: „O, mein armer, bald verwaister Engel, wer wird Dich lieben und schützen“, wenn der Tod Deinen Vater von mir befreit, wenn Deine Tante . . .“

„Ich beschwöre Dich, Marie unterbrach sie Adolph, „bedenke, zu wem Du sprichst, bedenke auch Deine Lage und schone Dicht!“

„Tust Du es je?“ fragte sie unter Tränen. Seine schmerzliche und bittere Antwort wurde durch Paulines Erscheinen unterbrochen, die leise hereintrat und sich ängstlich besorgt zu der Schwägerin schlich. Entsetzt sah sie in ihre entstellten Züge; aber kaum hatte Marie sie erblickt, als sie sich wunderbar rasch zusammennahm und zu beherrschen suchte.

„Beruhige Dicht, sagte sie sanft; „meine Umstände führen oft solche Anfälle herbei;“ und — vielleicht nur, um Pauline nicht ahnen zu lassen, dass Misshelligkeiten mit ihrem Manne sie veranlassten, rief sie ihn mit zärtlichen Worten zu sich und küsste innig seine Hand. Wollte Adolph diese Täuschung unterstützen helfen, oder ließ er sich von Mariens Hingebung bestechen, genug, er ging mit Innigkeit darauf ein, und Pauline, die eine unwillkürliche Zeugin dieser Szene war, zog daraus den Trost, dass ihre Schwägerin, obgleich sie ihr immer fremd bleiben würde, doch die Fähigkeit besitze — Adolph zu beglücken!

_____

Fünftes Kapitel.

Das Vergnügen ist eine der seltensten Blüten, die sich erschließen, ohne dass man ihre Zeit bestimmen kann; aber hätte Pauline selbst gewusst, dass es sich für sie immer glänzender und mannigfaltiger entfalten würde, sie hätte es nicht durch jene unangenehmen Szenen erkaufen mögen, die ihren Ausflügen bis jetzt gefolgt waren. Gleichgültig sah sie es deshalb mit an, dass ihr Bruder den Dr. Horn seines Führeramts enthob. Ihr genügte es, dass Marie, wenn auch leidend, doch sanft, ja fast elegisch gestimmt, gegen Adolph voller Liebe und gegen sie duldsamer, als je, sich zeigte. Mit Vertrauen überließ Marie ihr die Leitung der Wirtschaft, und dankbar nahm sie die Bemühungen für ihre Bequemlichkeit und Pflege an. Selbst dass Klärchen der Tante sich inniger anschloss, rügte sie nicht mehr.

Wollte sie durch jene christlichen Tugenden, Demut und Liebe, die Adolph zu üben ihr empfohlen, Paulines Gemüt gewinnen? — O, das wäre ihr leicht geworden; denn sie erfasste es ja tief, dass in der Liebe jenes unerschütterliche Vertrauen wurzelt, das unaufhörlich jede echt menschlich reine Tat und Wirksamkeit erzeugt. — Aber Marie wollte weder Paulines Neigung gewinnen, noch ihre Seele dem Himmlischen zuwenden; sie wollte sie nur vorbereiten zu der bestimmten Gestalt des heutigen kirchlichen Christentums, wo die gereiften Früchte mit den tauben wirr durcheinan-

der liegen, und welches weniger seine Verweisung auf den Geist als den starren Lehrbegriff festhält.

Pauline musste wehmütig lächeln, wenn sie sich erinnerte, wie sie einst das Christentum sich als Freiheit gedacht hatte. — Nun fühlte sie, dass ihr Geist und Charakter viel geeigneter waren, die Offenbarungen der Religion, in der sie geboren, aufzunehmen. Auf den Bund und Glauben der Erzväter konnte sich ihre eigne Religionsentwicklung ruhig stützen. Der unvermittelte Gottesglaube und Gottesverkehr im alten Testament hat etwas Auserwähltes, Persönliches, was ihr wohltat und umso mehr, weil sie überall in den Urzuständen die Wahrheit und die Kraft im Keime sicherer und heiliger bewahrt fand, als dort, wo die menschliche Ausbildung ihre Entstellung und ihren Irrtum hinzufügt.

Aber sie ehrte es schweigend, als Marie, die in das Lesen strenggläubiger Bücher sich versenkte, ihr sagte, dass nur der Glaube „Christus sei auch für sie den Erlösungstod gestorben," sie den Gedanken an die Schrecken des Todes ertragen lasse und ihr die Kraft verleihe, mit Ergebung einer Zeit entgegen zu sehen, indem jede Frau dem Grabe näher als dem Leben sei. Jedoch ihre Duldsamkeit wieder vergessend, fügte sie hinzu: „Wie traurig ist es doch, dass Du nicht die Beruhigung mit Gott durch das Gebet suchst; glaube mir, in ihm allein liegt die Macht, uns von allen Gedanken und Banden des Erdenseins abzulösen!"

„Das will ich auch nicht, sondern erst recht darin Wurzel fassen. Nicht über der Menschheit will ich stehen, sondern innerhalb ihrer Grenzen meine geistige Kraft stärken," sagte Pauline; jedoch als sie sah, dass die Mienen ihrer Schwägerin sich verdunkelten, fügte sie hinzu: „Beruhige Dich, auch mir fehlt der Trost nicht, den man aus dem Gebete ziehen kann; aber jeder verrichtet es auf seine Art, nicht wie er will, sondern wie er kann. Möglich, dass Einer sich durch das Gebet zum Beten stimmen kann, dass seine Seele siech dann ausdehnt bis zu Gott; aber bei einem

andern schwingt sie sich durch einen hohen Gedanken zu ihm empor, und ein Dritter findet vielleicht schon Erhebung durch einen edlen Vorsatz!“

„Du würdest so nicht sprechen, hätte sich Dir die Macht des christlichen Gebets offenbart; ich aber habe sie schon selbst in der Verzweiflung empfunden.“

„So wünsche ich, sie möge sich jetzt Dir immer im Glück bewähren!“ sagte Pauline nachdenkend.

„Das Glück hat sich mir immer nur wie ein Traum gezeigt; denn ich fühle, dass ich bald sterben werde.“

„Woher dieser trostlose Gedanke? — Nichts berechtigt Dich dazu. Was Du wie eine Lebensentscheidung erwartest, wird seine glückliche natürliche Lösung finden. Du bist, dem Himmel sei Dank! gesund und kräftig; weshalb also zagen?“

„O, Dir fehlt jedes liebevolle Eingehen auf mich,“ antwortete Marie gereizt; „sonst hättest Du gewiss längst bemerkt, dass ich mir nur mit Anstrengung den Schein der Gesundheit gebe; aber meine Kräfte sind erschöpft, ich habe sie in dem Kampfe um meine Liebe aufgezehrt, und nun . . .“

„Wird sie immer schönere und reichere Schätze Dir erschließen,“ fiel Pauline rasch ins Wort. „Klärchen ist das reizendste Kind und bald wird ein gesunder Knabe Dir Adolphs liebe Züge doppelt zeigen.“

„Nein, das werde ich nicht erleben, ich fühle mich zu elend, zu schwach dazu.

„Diese Schwäche wird umso eher schwinden, je weniger Du Dich durch trübe Gedanken aufregst.“

„Aber eine innere Stimme sagt mir, dass ich mich auf mein Ende vorbereiten muss.“

„Lass sie durch Klärchens anmutiges Geplauder übertönen!“

„O, dieses Kind! Wer wird ihm Mutter sein! Du kannst es nicht, so lange sich Dein Geist vor unserm heiligen Glauben ver-

schließt, so lange Dein Herz kein Mitleid mit der Sorge fühlt, die das meine drückt. Hätte ich vor meinem Tode nur noch den Trost, Dich als meine wahre Schwester zu sehen, zu wissen, dass Deine Seele in harmonischer Entwickelung sich der meinen zuneigt! Aber, — fuhr sie erbittert fort, als sie vergebens erwartete, Pauline werde ihr durch eine Liebesbeteuerung ins Wort fallen — „Dein schroffer Sinn kennt keine Milde, Dein kaltes Herz die echte Liebe nicht. Ich fühl's, von Dir wird mir keine Erquickung kommen!“ sagte sie hart, indem sie sich wieder in ihre Andachtsbücher vertiefte.

So war denn das eben angebahnte Einverständnis wieder gestört. Pauline konnte für eine Empfindung keine Teilnahme zeigen, die ihr erkünstelt und ohne eine innere Notwendigkeit erschien. Die Worte ihrer Schwägerin ergriffen sie nicht wie eine Ahnung, sondern widerten sie an wie eine Koketterie mit dem Tode; denn sie kamen nicht aus einem beunruhigten Innern, sondern sollten nur als Mittel zum Zwecke dienen. Wenigstens machten sie auf Pauline zuerst diesen Eindruck; da aber ihr Bruder durch zarte Schonung Mariens aufgeregten Zustand anerkannte, kam ihr deren Vorwurf, dass sie nichts von ihr mit ausgleichender Liebe auffasse, bald gerechtfertigt war.

Die traurige Genugtuung, dass sie sich dennoch nicht geirrt, sollte ihr schon in wenigen Tagen werden. Adolph führte seiner Frau den Regierungsrat Rother, einen entfernten Verwandten aus Berlin, zu. Aufs Heiterste durch dieses Wiedersehn angeregt, vergaß sie ganz ihr Unwohlsein. Er musste ihr von ihren Eltern erzählen, von denen er ihr auch Briefe brachte und den mündlichen Auftrag erhalten hatte, sie zu einem Wiedersehn zu bereden. — Mit lebhaftem Vergnügen ging sie darauf ein, ohne an eine Gefahr und ihren prophezeiten Tod, der doch zwischen der Ausführung ihres Entschlusses lag, zu denken. Nur die kurze Trennung von ihrem geliebten Adolph schien ihr unendlich schwer; aber sie

hatte auch gegen ihre Eltern, die alt und kränklich waren, Pflichten, und jetzt ganz von ihrer kindlichen Liebe durchdrungen, hoffte sie die Kraft zu finden, jene zu erfüllen.

Der Regierungsrat, ein nobler, wahrhaft gebildeter Mann, blieb auf Mariens dringende Bitte zum Souper; doch beachtete er sie wenig, sondern unterhielt sich ausschließlich mit ihrem Manne. Fein und taktvoll, sprach er klar und sachkundig über viele Dinge, die dem Gesichtskreis der Frauen fern liegen; doch hörte Pauline ihm mit Interesse zu, das sich noch steigerte, als das Gespräch eine politische Wendung nahm. Man erörterte die verschiedenartigsten Regierungsformen, blickte auf Spanien hin, indem man die Verbindlichkeit der Eide und Versprechungen, welche der Fürst dem Volke leistet, untersuchte; man teilte sich Bemerkungen über die wichtige Krisis mit, die sich wahrscheinlich in Frankreich vorbereitete, und die vielleicht mit einer Katastrophe enden könne. Man suchte eine Vermittlung zwischen den Hoffnungen der Höfe und dem Begehren der Völker zu finden, die Kräfte beider gegeneinander abwägend, und wollte nicht an die Möglichkeit von Revolutionen glauben. Besonders hielt Adolph Russland davor geschützt, wo die große Masse des Volkes religiös und sittlich sei, also die mächtigsten Dämpfer jedes revolutionären Elements noch in sich trage.

„Es freut mich," sagte der Regierungsrat, „dass Sie sich in die hiesigen Zustände so bald hineingelebt haben, und sie nun aus einem günstigem Gesichtspunkte betrachten können."

„Es würde Ihnen ebenso gehen, wenn Sie erst einige Jahre hier leben möchten."

„Nein, nein! Ich wage den Versuch nicht."

„So hat man Ihnen denn Anerbietungen gemacht?" fragte Adolph.

„Ich sagte Ihnen schon,", entgegnete der Regierungsrat,

vielleicht von dieser direkten Frage wie von einer Indiskretion unangenehm berührt, „dass ich nur zu meinem Vergnügen hier bin.“

„So wollen wir denn gerne,“ sagte Marie, die eben wieder hereingetreten, „alles was wir können, dafür tun.“

„Ihre freundliche Bereitwilligkeit verpflichtet mich; aber der Herr Doktor ist durch seinen Beruf gefesselt.“

„Leider haben Sie Recht!“

„Für unsern Freund wird Dir alles möglich sein!“ fiel ihm Marie rasch ins Wort, „und, da sie hoffentlich bis zum Geburtstag der Kaiserin, an welche das Peterhoferfest stattfindet, bleiben, so musst Du Dich dazu frei machen.“

„Gern, sehr gern,“ erwiderte Adolph lebhaft, „und dann will ich Ihnen den Kaiser, den Sie so sehr verkennen, unter seinem Volke zeigen!“

Der Regierungsrat nahm dankbar das Versprechen an; aber die Einladungen für die nächsten Tage lehnte er ab, und nachdem er auch Pauline in das allgemeine Gespräch gezogen, sich lebhaft mit ihr über ihre Vaterstadt. deren schöne Lage er pries, unterhalten hatte, empfahl er sich.

Mit einer Elastizität, die jedes Unwohlsein fernhielt, jede trübe Stimmung unterdrückte, gab Marie sich der Anregung hin, welche der Regierungsrat in ihr erweckt hatte. Ihr unruhiger, immer Pläne machender Geist musste von außen, sollte er sich und andere nicht quälen, seine Nahrung ziehen und alles Gebotene oder nur möglich Erreichbare suchte sie auszudeuten und zu benutzen. Diese praktische Klugheit wollte sie für fürsorgende Liebe geben, deren Mangel sie bei Pauline rügte.

„Willst Du,“ sagte sie am anderen Tage, als der Hofrat seinen angekündigten Besuch endlich abgestattet und sich teilnehmender als je gezeigt hatte, „abweisend und schroff Dich denen gegenüber benehmen, mit denen Deine Verhältnisse Dich zusammenführen, so ist das unklug; aber unverzeihlich ist es, wenn Du es

gegen die Personen bist, welche wir uns verbinden müssen. Wie kalt bliebst Du, als der Hofrat über seine Vereinsamung sprach, wie wenig unterstütztest Du mich, als ich bat, sie durch unsern Familienkreis zu verscheuchen.“

„Aber ich kenne ihn nicht, und Du selbst hast mir gesagt, dass Adolph in keinem Einverständnis mit ihm lebt.“

„Eben darum müssen wir ihn zu gewinnen suchen, und mit Vergnügen habe ich seine Einladung, heute Nachmittag seine Treibhäuser zu besuchen, angenommen.“

„Adolph wird es missbilligen.“

„O, gewiss nicht,“ versicherte Marie. Und sie hatte recht; denn Adolph hatte nur die Bemerkung, dass seine Frau sein Zurückbleiben beim Hofrat entschuldigen möge; im Übrigen schien auch ihm seine Annäherung von Vorteil.

Ihre unfreiwillige Begleitung wurde Pauline zum Genuss, als sie den Garten des Hofrats betrat, in den sie schon oft ihre Wünsche geführt, wenn sie aus dem Fenster ihres Zimmers schauend, durch die Gipfel der Bäume die mannigfache Blumenpracht darin erblickt hatte. Mit Liebe und Sorgfalt war der kleinste Raum darin benutzt und in reizendster Vermischung die Gewächse der verschiedenen Zonen vereint. Eine Menge von Tropengewächsen stand in voller, brennender Blütenpracht gleich am Eingange und im schönsten Kontrast mit dieser südlichen Gruppe junge Birken, deren schlanke Wipfel vom frischen Lufthauch bewegt wurden.

Auf die artigste Weise empfing der Hofrat die Damen und Paulines naive Freude und Bewunderung an seinem schönen Eigentum machte seine etwas gezwungene Haltung freier; sie wurde immer wärmer, je mehr er erkannte, mit welchem feinen Sinne sie, was sie seine Schöpfung nannte, auffasste.

Selbst die Doktorin blickte zum ersten Mal mit Befriedigung zu Pauline auf. Sie glaubte, die Früchte ihrer Lehre zu

sehen; denn die Schmeichelei, sagte sie immer, ist die Brücke, die zu den verschlossensten Herzen führt.

Pauline ahnte nicht, dass das einfache Aussprechen ihrer Empfindung so falsch gedeutet werden könne. Die harmlose Freude, mit der sie ein Blumenbouquet von dem Hofrat empfing, machte sie liebenswürdigen als sie bis jetzt erschienen. Auch darin erkannte ihre Schwägerin eine wohlberechnete Koketterie, die sie unterstützte, indem sie mit zeremoniösem Anstand die Blumen empfing, die für sie bestimmt waren, und wie mit Verlangen auf die zierlichen Bänkchen von Eisenguss blickte, die mit Efeu bedeckt grüne Muscheln bildeten, welche unwiderstehlich zum Sitzen einluden; aber der Hofrat führte die Damen bei ihnen vorbei zu einer Laube, in der auf einem Tische die auserwähltesten Erfrischungen in geschmackvollster Anordnung standen. Die Doktorin blieb, wie der Ruhe bedürftig, darin zurück, während Pauline es verzog, sich überall umherführen zu lassen.

In den fast leeren Treibhäusern fanden sie nur noch hohe Palmen, welche ihre federartigen Zweige neben einer zackigen Aloe wiegten; aber der Hofrat zeigte ihr auch im Freien die brasilianische Tanne mit dem schwanenartig lichtgrünen Gefieder und die peruanische und andalusische Fichte, deren Zweige weich und anmutig niederhingen, indem er sie fragte, ob diese Bäume wohl ahnen lassen, wie nahe sie unsern nordischen Tannen verwandt sind.

„O, unsere nordischen Tannen haben auch ihren Reiz!“ rief Pauline, „und eine habe ich in meiner Kindheit am einsamen Dünenstrande gesehen, nach der ich mich noch heute zurücksehne.“

„So kennen Sie den Zauber, den oft auch eine dürftige Vegetation zu üben vermag?“ fragte der Hofrat.

„Gewiss; denn als zuerst die Schönheit der Natur sich meinen kindlichen Sinnen erschloss, lebte ich auf einem Dorfe, dessen sandigem Boden nur die Heideblume entspross.“

Der Hofrat verstand es, diese unwillkürlich erwachte Erinne-

rung zu beleben, und, nachdem er mit Teilnahme ihr zugehört, sagte er: „In Ostpreußen am einsamen Strande lag das Dorf, wo mein Vater Pastor war, und seltsamerweise war es auch eine Tanne, die unfern davon stand, zu der ich täglich wanderte. Auf der Höhe eines Hügels, der sich inmitten einer ansteigenden Waldlichtung erhob, und auf dem sonst kein Strauch und kein Baum vorhanden, als ob der Raum frei gehalten werden sollte für die herrschende Majestät dieser uralten Tanne, stand sie einsam und schaute still und ernst auf die zu ihr Wandelnden herunter. Um sie allein zog sich in fast immer gleichmäßiger Frische ein üppiger Rasenteppich hin; denn dieses Fleckchen Erde war von jeher gesegnet, weil nach einer freilich unverbürgten Sage der heilige Adalbert bei seiner ersten Landung hier den heidnischen Preußen das Christentum gepredigt haben soll.“

„Keine religiöse Weihe erhöht den Reiz der Erinnerung, der mit meiner Tanne verknüpft ist; aber sie ist dennoch heilig und schön; denn sie führt mich in die glücklichste Zeit meines Lebens, in das Paradies meiner Kindheit zurück,“ sagte Pauline warm.

„Das unbewusste Glück der Kindheit kann man nicht das höchste nennen; selbst der Aufenthalt im Paradies konnte nur ein Durchgangspunkt sein, der das Menschengeschlecht zu höherer Erkenntnis führte,“ meinte der Hofrat.

„Aber Erkenntnis ist ja Schmerz. nicht Glück!“ wollte Pauline rufen; doch sie besann sich und mit der Hand über die weichen Zweige der peruanischen Fichte streifend, sagte sie: „Aber diesem schönen Baume fehlt der herzkräftigende Duft, der unseren Tannen entströmt.“

„Die südliche Schönheit entschädigt für die nordische Kraft, wie die Bildung für die Ursprünglichkeit,“ meinte der Hofrat.

„Mich nicht!“ sagte Pauline, mehr leise für sich als zum Hofrate, der es dennoch hörte. — „So sehnen Sie sich wohl mitten in dem Glanze der Residenz nach Ihrem Ostseestrande zu-

rückt. fragte er forschend, und, ehe sie ihm noch antworten konnte, fügte er wie bedauernd hinzu: „Warum kann unser Körper nicht auf immer dort sein, wo unsre Seele ist?“

„Aber ich bin mit vollem Herzen hierhergekommen!“ rief sie rasch. "

„Und finden sich jetzt enttäuscht?“ fragte er.

Erschreckt sah sie zu ihm auf. Beobachtete er so scharf, und was berechtigte ihn zu dieser Indiskretion, die sie verletzte? „Ich kenne Petersburg noch zu wenig.“ antwortete sie ausweichend und weiter gehend, „um schon dem Zauber zu erliegen, den das großartige Leben hier ausüben soll; täglich sehe ich, was meine Bewunderung erregt, wohltuender aber empfand ich nichts, als den Eindruck Ihres herrlichen Gartens. Sie haben es so schön verstanden, seine Grenzen mit Blütenpracht zu überkleiden, dass man willkürlich seine Schritte zu beschränken glaubt, wenn man vor diesen so verschiedenartig blühenden Schlingpflanzen stehen bleibt, oder hier, von dem stark duftenden Jasmin betäubt, umwendet.“

Sie tat es — weil der Hofrat ihr Scheu einflößte und selbst seine Artigkeit sie unangenehm berührte; denn sie glaubte mehr Lauerndes als Wohlwollendes in seinem Wesen zu erblicken. Ihre Absicht, sich ihrer Schwägerin wieder zu nähern, wusste er zu durchkreuzen, indem er mit ihr vor einer riesigen gefüllten Datura, die ihre langen weißen Blütendolden auf und nieder senkte, stehen blieb, und sie dann wieder durch kleine bedeckte Gänge führte, die gleichsam ein Blütendach bildeten von roten und blauen Winden in seltener Größe, welche sich in zierlichen Festons durch die Kronen einer Reihe von Oleandern schlangen, die auf beiden Seiten aus dem dunkeln Hintergrunde ihre rosafarbene Glut hervorleuchten ließen. Überall wusste er selbst wider ihren Willen sie zu Bemerkungen und Mitteilungen anzuregen, welche er mit warmer Aufmerksamkeit aufnahm. Er selbst aber beschränkte sich

nur darauf, sie in die Geheimnisse der dem Laien so fremd erscheinenden Pflanzenwelt einzuführen.

Vor einem frischen Rasen, auf dem sich einzelne Gruppen großer Hortensien mit ihren mächtigen Blüten erheben, blieb Pauline plötzlich stehen. „Ich muss mich," sagte sie lächelnd, „als echte Provinzialbewohnerin bekennen und Ihnen gestehen, dass ich von dieser Blumenpracht mich schon geblendet fühle, und mein Auge jetzt schon gern auf dem dunklen, ehrwürdigen Grün der alten Kastanienbäume, welche sich in Alleen in dem großen Garten hinziehen, ausruhen möchte."

„Also, Sie finden," sagte er nicht ohne Empfindlichkeit, „dass ich des Schönen hier zu viel aufgehäuft habe?"

„Nur dass ich es erst nach und nach erfassen kann," fiel sie rasch ein.

„Befehlen Sie, dass ich Sie zu Ihrer Frau Schwägerin führe; in ihrer Nähe ebnen sich wohl alle Fluten. Sie müssen sich eigentlich vorzüglich ergänzen; Sie so warm und frisch und die Frau Doktorin …"

Pauline gereizt, dass der Hofrat heute so oft auf persönliche Beziehungen kam, fiel ihm rasch ins Wort. „Ich fühle, dass ich noch so manches von ihr lernen muss; denn wo ich bei dem Anblick des Schönen übersprudele, genießt sie es gewiss nicht minder aber ruhiger." Beide mussten lächeln, als sie jetzt, um ein Gebüsch biegend, vor dem Sitze der Doktorin standen, welche in diesem Augenblicke eine der schönen Früchte aß, mit denen der Hofrat den Tisch hatte schmücken lassen.

„Während Du Dich an den Blüten labst, erquickt ich mich an den Früchten. Du repräsentierst die Jugend, ich neige mich dem Alter zu!" rief Marie scherzend ihrer Schwägerin zu.

„Nach den Blüten die Früchte! Ich hoffe, das Fräulein wird sie auch nicht verschmähen," sagte der Hofrat, indem er mit prüfendem Blick die kleine Tafel musterte, auf der in geschliffe-

nen Kristallflaschen Wein und kühlende Getränke, wie in silbernen Körben Kuchen und Konfitüren standen, und nach einer kunstvoll gearbeiteten Schale griff, von deren Rand er rasch einige Weinblätter zurückbog, unter denen zwei Pfirsiche von der seltensten Schönheit lagen.

Pauline errötete mehr vor Unwillen als aus geschmeichelter Eitelkeit über eine Aufmerksamkeit, die eine solche bemerkbare Form annahm, und als der Hofrat ihr die seltenen Früchte darreichte, tat sie, als beachte sie es nicht und griff nach den Kirschen, welche sie verdeckt hatten. Er aber hielt noch immer die grünen Blätter, unter denen die Pfirsiche verborgen lagen, zurückgebogen und zog die Schale nicht zurück, und so nahm sie denn mit scheinbarer Unbefangenheit eine der Früchte und legte sie auf eine Porzellanmuschel, die vor ihr stand.

„Schon Pfirsiche!“ rief die Doktorin erstaunt.

„Sie sind noch so selten,“ sagte der Hofrat gleichmütig, „dass der Gärtner mit den ersten zweien, die in meinem Treibhause gereift sind, die Fruchtschale heute krönen sollen, anstatt sie nach unten zu legen. Wollen Sie, Frau Doktor, versuchen, ob ihr Geschmack ihrer Schönheit und Größe entspricht?“

„Man weiß ja, dass Sie in Ihren Treibhäusern Erfolge erzielen, um die der Hofgärtner Sie beneiden könnte; aber, dass Sie so großmütig sie preisgeben!“

„Das Seltenste und Schönste gebührt den seltensten und schönsten Gästen,“ erwiderte der Hofrat artig, sich dabei leicht mehr vor Pauline als vor ihrer Schwägerin verneigend.

„Wenn die Seltenheit den Reiz erhöht, so dürfen wir nicht wiederkommen,“ scherzte sie.

Der Hofrat schien mit feinem Takte diese Bemerkung nur auf seine Schöpfung zu beziehen; denn er sagte: „Nicht alles entlehnt von der Neuheit seinen Wert, und ich wage zu behaup-

ten, dass mein Gärtchen auch in allen Tages- und Jahreszeiten so manches Schöne bietet.

„Gewiss!“ rief Pauline lebhaft.

„Sie sollten sich davon überzeugen,“ sagte er.

„O, wie gern!“ rief sie unwillkürlich.

„Aber man weiß, dass Sie nur wenig Auserwählten Ihr Heiligtum erschließen,“ bemerkte die Doktorin nicht ohne Empfindlichkeit.

„Gerne hätte ich Sie stets dazu gewählt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, dadurch bei allen höheren Beamten des Instituts anzustoßen; denn alle haben mir mehr oder minder ernst ihre Berechtigung, die Freude, die mir mein Gärtchen gewährt, mit mir zu teilen, nachgewiesen. Ich aber habe sie nicht anerkennen wollen; räume ich sie nun einem Mitgenossen des Instituts ein, so darf ich sie den anderen nicht entziehen, und die Gäste würden bald den Wirt verdrängen. Aber Ihr Fräulein Schwägerin ist fremd, ist eine Landsmännin von mir, und in einer Zeit, wo sie Ihre Begleitung entbehren muss und mehr auf das Haus angewiesen sein wird, sucht und findet sie vielleicht hier eine Erholung.

„Sie bewähren sich als echter Freund unsrer Familie, indem Sie so gütig gegen meine Schwägerin sind,“ sagte die Doktorin, noch ehe Pauline zu danken vermochte und, indem sie bedauerte, dass sie selbst so wenig für ihren lieben Gast tun könne, ergab es sich nur wie folgerichtig, wenn sie auf die Beschäftigung ihres Mannes und auf den schweren Beruf eines Arztes, der sich, wenn er Beamter sei, noch drückender mache, überging. Sie pries den glücklich, der nicht durch Verhältnisse und Familienbande gebunden, sich von so schweren Fesseln frei machen könne.

Der Hofrat ging mit Verständnis, doch ohne eine persönliche Beziehung aufkommen zu lassen, auf ihr Gespräch ein; er hatte mehr noch ihr wie anderen Personen gegenüber etwas Abweisendes; von vielen wurde es für ein nobles Wesen, von den Mei-

sten aber für Mangel an Wohlwollen genommen. Er sprach klar und bestimmt; aber im Allgemeinen schien er lieber zu hören. Pauline, von dem Urteil ihrer Schwägerin über ihn befangen, wollte darin etwas Lauerndes und Beobachtendes sehen, und selbst in dem sinnenden Blick, den er oft auf ihr ruhen ließ, wenn er sie auch in das Gespräch hineingezogen, sah sie weniger Schmeichelhaftes als Prüfendes. Wie erleichtert fühlte sie sich, als unerwartet ihr Bruder sie abzuholen kam und, während er mit dem Hofrate sich auf's Herzlichste begrüßte und aufs Freundlichste unterhielt, dachte sie: „Wenn der Widerwille diese Form annehmen kann, erscheint oft auch das Wohlwollen als Kälte; wenn aber alles sich in trügerischen Schein hüllt, wo soll man dann die Wahrheit finden?“

———————

Sechstes Kapitel.

Die einzelnen Ausnahmen von Meinungsverschiedenheit und Streit heben nur die herrschende Regel des Friedens umso mehr, der in jedem echten Familienverein, soll dieser nicht zur bloßen Form herabgewürdigt werden, in segenswirkender Kraft sich bewähren muss. Die Prosa des Lebens lockert oft dieses heilige Band; aber es wird sich immer auf's Neue befestigen, wenn diejenigen, die es umschließt, sich nur verstehen. Aber, wenn in einem kleinen Kreise die darin Gebannten keinen harmonischen Einklang bilden, wirkt die Dissonanz noch stärker.

Pauline fühlt das mit herbem Schmerz; denn nur auf flüchtige Stunden gelang es ihr, im Einverständnis mit Marie zu bleiben, das aber nie zu einem inneren sich erhob. Vergebens ersehnte sie auch einen Austausch mit ihrem Bruder, der ihn zu meiden schien und keineswegs in seiner Ehe so glücklich war, als es ihr zuerst erschienen. Zu diesem Resultat hatte also seine Liebe, die wie ein wilder Strom alle ihr im Wege stehenden Hindernisse fortgerissen oder in seine Fluten begraben hatte, geführt? Ein weniger klarer Geist hätte hier gedacht: die Leiden meiner Mutter sind gesühnt. Aber Paulines reines Gemüt sah nur die vergebens gebrachten Opfer, sie trauerte tiefer darum, wie um ihre eigenen entschwundenen Hoffnungsträume, deren letzte Schimmer sie mit Ruhe erlöschen sah. Mit derselben Resignation vermochte sie nicht an das Geschick der Schwestern zu denken; welche Wen-

dung konnte es nehmen, wenn Adolph so wenig seinen Verheißungen entsprach? — Er schien zu vergessen, weshalb er sie herbeschieden. Marie wollte sie für einen freiwillig gekommenen Gast nehmen; denn bald sprach sie von den Merkwürdigkeiten, die sie ihr in Petersburg noch zeigen müsse, bald, ohne Beziehung zu ihr, von ihrer eignen Reise nach Berlin, zu der sie schon Vorbereitungen treffen wollte.

Pauline sah sich wieder in ihre alte Ratlosigkeit zurückgeführt, in der ihre Kräfte mehr ermatten als erstarken mussten; aber das Bewusstsein. dass sie ihrer bedürfe, gab ihr den Mut, sich nicht willenlos den wechselnden Meinungen andrer zu fügen. Als Marie eines Tages ausging, bat sie ihren Bruder, der sich auf sein Studierzimmer zurückziehen wollte, ihr ein Stündchen zur Beratung zu gewähren.

„Ich begreife nicht," antwortete er hart, „warum Du Marie ausschließen willst, wenn es sich wirklich um eine Beratung handelt, ebenso wenig, was eine solche überhaupt notwendig machen kann."

„Vergisst Du denn wirklich, welcher Zweck mich hier hergeführt hat?" fragte sie scharf.

„Also doch ein Zweck! Ich glaubte, die Liebe zu uns; nun begreife ich auch, dass Marie den Mangel derselben empfinden muss," antwortete er ebenso.

„Lass uns jetzt nicht untersuchen, was ich hätte geben, was empfangen sollen," sagte Pauline weich, „sondern im innigsten Einverständnis überlegen, wie wir das Wohl der jüngeren Schwestern fördern, wie wir diese verlassenen . . ."

„Warum verlassen?" fiel Adolph rasch ins Wort. „Du beleidigst durch diese Äußerungen die Großeltern und die Tante, deren Güte sich stets gleich bewährt hat, und bei denen sie ja aufs Beste aufgehoben sind!"

„Einstweilen nur; denn die Großeltern sind alt und die Tante, Mutter von zwei Kindern, kann die Verpflichtung für

Amalie nicht mit übernehmen Wir glaubten nach Deinen Briefen, dass Du . . .“

„Ich sie aufnehmen werde. Nun wenigstens habe ich daran gedacht, und auch Marie war, als sie meinen Schmerz über den Tod der Mutter und Eure Verlassenheit sah, dazu geneigt; aber ich mag es nicht leugnen, dass die Art, wie Du Dich ihr gegenüber gibst, sie wenig anziehen kann.“

„Diese Art entspringt ja nicht aus meinem Willen, sondern ans meinem Wesen, das ich nicht ändern kann.“

„Sage lieber, nicht willst! — Was Deine Eigentümlichkeit schmeichelt, nährst Du immer noch in Dir und vergisst, dass Philosophieren leichter ist, als richtig handeln, bequemer, Gefühle nähren, als sie überwinden; bis jetzt hast Du weder Dir noch den Deinen genützt!“ —

„Nie hatte ich Gelegenheit dazu.“

„Du brachtest nicht die, welche Du Dir hast entschlüpfen lassen. Herr Baum wollte Dich heiraten. Durch die Ehe wärest Du versorgt gewesen und hättest Louise zu Dir nehmen können.“

Pauline suchte das Verletzende, das in diesem Vorwurfe für sie lag, zu bekämpfen und erwiderte ruhig: „Du irrst, wir hätten die Mittel dazu nicht gehabt, und wahrscheinlich hätte ich an seiner Seite ein sorgenvolles Leben führen müssen.“

„Warum hast Du nicht verstanden, Max zu fesseln, da Du ihn doch angezogen?“

„O Adolph!“ rief sie schmerzlich. Er beachtete es nicht, sondern sagte: „Frauen vermögen viel über Männer!“ „Ja solche wie Marie!“ dachte sie, ohne es auszusprechen. „Und,“ fuhr er fort, „Max wäre zu leiten gewesen!“

„Du nanntest Dich seinen Freund!“ sagte sie mit Vorwurf.

„Auf meinem Lebensweg war für solche Freundschaft nicht Raum!“ Auch nicht für Kindes- und Geschwisterliebe, dachte Pau-

line, und um das ihr peinliche Gespräch zu enden, vielleicht aber auch aus wiedererwachter Teilnahme für Max, fragte sie: „Weißt Du nicht, ob er durch die Hingabe an den Freiheitskrieg der Griechen sich geläutert? oder hat er den Tod darin gefunden?“

„Keins von Beiden; denn kein Eifer für eine heilige Sache, sondern die Sucht zum Außergewöhnlichen führte ihn zu den Griechen, von denen er, in seinem Ehrgeize und in seinen Erwartungen bitter getäuscht, bald zurückgekommen ist. Nun soll er, wie ich höre, auf Reisen sein; ob er wieder sein Studium aufgenommen oder ziellos herumvagabundiert, weiß ich nicht. — Davon aber bin ich überzeugt, nicht, was wir besitzen, entscheidet, und wären es selbst Gaben wie Reichtum, Geist und Talent, sondern wie wir es benutzen. — O, möchte diese Erkenntnis auch Dich durchdringen, mögest Du endlich praktisch werden!“ sagte er mit mehr Empfindung als früher.

„Du hast recht!“ antwortete Pauline nach kurzem Nachdenken; „aber ich kann den Vereinigungspunkt zwischen Liebe und Praxis nicht finden; ich fühle tief den Mangel der letzteren in mir und habe doch keine rechte Neigung, nach ihr zu streben. Du sagtest unlängst: „Fühlen und Denken verzehre, nur Tätigsein sei das Beste, weil dieses allein die Kraft vermehre; aber ich kann die Lösung darin allein nicht finden, wenn es das Höhere ausschließt. Wie aber alles vereinen? Heute sah ich in den Hof hinab, wo der eine Flügel des Palastes vergrößert wird; es wurden Steine angefahren; die Pferde, die sie zogen, erlagen fast der Last; können die Arbeiter darauf achten, kann selbst der Bauherr den einzelnen Arbeiter berücksichtigen? Muss die Tüchtigkeit nicht die Empfindung zurückweisen? Weil der praktische Vorteil in die Rechte des Herzens eingreift, ist er mir oft unfassbar erschienen; so habe ich auch nie etwas lernen können, weil das Lernen bei mir in die Rechte des Geistes eingreift. So stehe ich eigentlich ohne praktische Stütze in mir. Ich bin nicht unzufrieden mit

mir; aber ich fühle, dass ich nach der Einrichtung der Gesellschaft wenig Rechte an sie habe; deshalb möchte ich auch lieber geben als empfangen, und auch dies ist unpraktisch.“

„Gewiss!“ sagte Adolph entschieden, obgleich er ihr mit Teilnahme zugehört hatte.

„Euch aber,“ fügte Pauline rasch und entschlossen hinzu, „kann ich nichts geben. Ich fühle, dass ich in eurem Haus überflüssig, vielleicht sogar störend bin!“

„Wie kommst Du darauf, hat Marie es Dich empfinden lassen?“ Pauline schien diese Frage zu überhören. „Sie will,“ sagte sie, „nach ihrer Entbindung zu ihren Eltern reisen, bei ihnen vielleicht einen Teil des Winters zubringen, und deshalb glaubte auch ich, einen Entschluss fassen zu müssen. Mein Reisegefährte hat mich heute aufgesucht, um von mir Abschied zu nehmen. Das Schiff geht in einigen Tagen zurück; ich möchte...“

„Nein, nein! davon kann nicht die Rede sein,“ rief Adolph heftig. Pauline, der dieser Widerspruch wohltat, schwieg; — nach einer Pause fügte er hinzu: „Du kannst uns so plötzlich nicht verlassen wollen. Bleibe wenigstens, bis Marie zu ihren Eltern geht. Ihr könnt dann die Reise bis Stettin gemeinsam machen.“

Dahin zielt seine brüderliche Liebe! dachte Pauline, deren Herz sich krampfhaft zusammenzog; doch suchte sie sich zu beherrschen, wenngleich man ihrer Stimme noch die innere Erregung anhören konnte, als sie sagte: „Wenn Du glaubst, dass ich Marie nützen kann, so will ich noch bleiben.“

„So ist es recht!“ rief Adolph, „und wer weiß, ob sich bis dahin nicht noch manches besser gestaltet. Jedenfalls hab, Dank; denn ich erkenne es wie eine Gunst, dass Du mir zu lieb Dein Heimweh beherrschen willst.“

Die Tränen, welche Paulines Augen entströmten, als sie sich allein sah, hatten ihren Ursprung wahrlich nicht im Heimweh,

obgleich sie nur noch mit Überwindung blieb. Sie beschloss, ihren Aufenthalt in Petersburg wie eine Prüfung zu betrachten, aus der sie erkennen wollte, ob sie nicht auch auf einem fremden Boden, ohne innere Beziehung und Befriedigung, in treuer Pflichterfüllung sich eine Stellung erringen konnte. Gerne übernahm sie die Führung der Wirtschaft und Klärchens Leitung, die Marie ihr willig abtrat, seit sie durch ihren Mann die Überzeugung gewonnen, Pauline selbst wünsche in die Heimat zurückzukehren und bliebe nur noch zu ihrer Bequemlichkeit; aber ihre Rücksicht auf ihre Schwägerin wurde dadurch nicht erhöht, ja sie steigerte noch ihre Forderungen, während sie selbst, so oft es ihre Zeit und Mittel erlaubten, ausging, um Einkäufe zur Reise zu machen.

In diesen Tagen vermehrten sich Paulines Blättchen an den alten Samuel, oder vielmehr ihr Tagebuch füllte sich. Sie schrieb:

„Man muss das Leben versuchen, ehe man es beurteilt und einen Weg betreten, ehe man sich ein Ziel darauf steckt; das ist sicher ein allgemeines Gesetz, und ich darf mich nicht sträuben, ich muss mich ihm unterwerfen."

_____

„Wie einem Pharus muss man immer dem Rechten zusteuern und selbst durch Klippen und über Abgründe den Weg zu ihm suchen; zerschellt unser Nachen, ehe wir ihn erreichen, so ist auch das besser, als auf sumpfigem Wasser, das vergiftete Dünste ausströmt, vor Anker liegen."

_____

„Die Wimpern schützen unsere Augen vor den Strahlen der Sonne; sie würden erblindem wollten sie sich an ihnen festsaugen. Müssen wir auch unsern Geist vor den hellen Strahlen der Wahrheit schützen, damit sie ihn nicht verwirren? Die einzelnen Strahlen aber können wir in dem Brennpunkt der Gedanken sammeln."

_____

„Ich denke, also bin ich!“ soll ein Philosoph gesagt haben. Was sind nun denn alle Leute, die nicht denken? Sie bilden sich nur ein, dass sie seien, während sie nichts als da sind; . . . aber sie empfinden ihr Dasein mit Vergnügen, die Denkenden ihr Sein oft nur durch Schmerzen.“

———————

„O, warum habe ich, wie früher im Erlernen, so auch jetzt im Leben Niemanden, der mir helfend zur Seite steht! Was Adolph mir geben will, kann ich nicht zum Leitfaden nehmen. Marie aber zahlt jede Hingebung und Liebe mit falscher Münze. Wie sie mir heute wieder die Tugend des Weibes definierte — bald als Sanftmut, bald als Opferfreudigkeit; dann als Tätigkeit und — Selbstverleugnung der Schwäche unsers Nächsten gegenüber. Ich merkte es wohl, sie wollte nur den Mangel dieser Tugenden in mir nachweisen. Indem ich hier „Tugend“ schreibe, erinnere ich mich, dass dieser Ausdruck für mich immer etwas Fremdes gehabt hat; obgleich ich nicht begreife, wie ich dazu komme. Bis zur eigentlichen Tugend hoffe ich es nie zu bringen, d.h. was man gewöhnlich darunter versteht. Wenn ich von tugendhaften Menschen höre, schließt sich mir das Herz gleich ein bisschen zu, und ich habe es auch immer gesehen, es war hinterher nicht viel mit ihnen. Im besten Falle hatte die Beschränktheit sich mit dem Kleide geputzt; das darf man aber ja nicht laut werden lassen; sonst halten einen die Leute für toll; und dann — es ist grade, als ob man den ärgsten Lumpen beleidigt, wenn man die Tugend im Individuum nicht anerkennen will. — Ich erkenne sie, seit mir vieles im Leben klarer wird, als hohe geistige Verbindung der Menschheit; ich glaube und hoffe, die Völker werden tugendhaft emporstreben; sie werden freier, glücklicher werden, und alles. was sie dazu machen wird, wird Tugend sein, mögen diese Schritte auch mit ganz entgegengesetzten Namen bezeichnet werden. Aber

der Einzelne im Besitz der Tugend wird mir immer auf die eine oder andere Art verdächtig bleiben.“

_____

„Oft ist es mir, als ob alles Lebendige einen unzerreißbaren Zusammenhang hätte, als ob nichts für sich bestehe, sondern alles erhaltend, tragend oder beschädigend aufeinander wirke, selbst zwischen der Natur und unserm eignen Geist sich unauflösbare geheimnisvolle Fäden ziehen. Dieser Gedanke hat viel Erhebendes; könnte er sich bis zur Gewissheit von der Einheit der Menschen steigern, so müsste er uns stolz und demütig zugleich machen. Alle Kräfte müssten dann geschont und geehrt werden, die dem Ziele der Gemeinnützigkeit zuströmen und jeder müsste sich forschend und handelnd stets klar machen, dass er sich dem großen Ganzen unterordnen, zur höchsten Vollkommenheit herausbilden muss, damit alles der Vollkommenheit entgegen reife. Welcher Trost, dass kein Atem in der Natur verloren geht, alles befruchtet den Keim einer neuen Schöpfung in sich trägt! — Selbst was im kleinsten Raum geschafft wird, nicht spurlos verschwindet. — O, nun werde ich auch nur den frühen Tod, nicht mehr das unglückliche Leben meiner Mutter betrauern. Die hohe Sittlichkeit ihres Wesens und Seins, ihre aufopfernde Liebe, muss sie nicht tröstend und erhebend fortwirken?“

_____

„Der Durst, die Wahrheit suchen zu wollen, verzehrt nicht; es ermüdet nicht einmal, den Weg allein gehen zu müssen, der zu ihrer Erforschung führt; aber es ist demütigend, wie wir schwanken, unsre sinkenden Kräfte energisch zu beleben, wie wir immer auf’s Neue straucheln und irren. Wir klagen über die Richtigkeit der Verhältnisse, über die Unvollkommenheit, auf die wir überall stoßen und, sind wir ehrlich, muss es uns mehr noch betrüben, die eigne Unzulänglichkeit so oft gestehen zu müssen.“

_____

„Wenig Auserwählten nur ist es vergönnt, für eine große Idee zu leben und zu sterben; versuchen wir einer nachzuleben, sie gleich einer Barke zu benutzen, die uns auf den Wogen des Lebens tragen soll, dann kommen gleich die Klagen und sagen: Die Barke ist viel zu klein; wenn der erste Sturm sie nicht gleich zerschellt, so werden die hohen Wogen sie gewiss verschlingen. Oder die Erfahrenen behaupten: sie ist viel zu groß, der Lebensstrom ist zu seicht, nur das Leichte erhält sich oben, diese Barke trägt er nicht…. Und das eigne Vertrauen schwankt, und die Zweifel zersplittern die Kraft, die ungeteilt die Hindernisse wohl hätte besiegen können.“

_____

„Wir sollen den Schmerz wie einen Prüfstein des Charakters betrachtete: den das Unglück läutert, das ist der echte; wenn es ihn aber verhärtet, dann hätte das Glück ihn auch nicht edler gemacht. Eigentlich muss der Schmerz wie das Gebet reinigen; er ist weniger eine Prüfung des Schicksals als eine Selbstprüfung. . . . Ich fürchte, darin nicht zu bestehen.“

_____

„Heute wollte mich Marie wieder bekehren; welch’ unerquicklicher Disput! — Will die christliche Religion, wie weltbeherrschend auch weltbeglückend werden, muss sie ihre Trinität ändern, und statt: „Gott, Sohn und heiliger Geist“ lehren: „Liebe, Gleichheit, Freiheit. Gott muss alle als Liebe durchdringen; der Vermittler muss die Gleichheit hervorrufen und der heilige Geist, kann er etwas anderes als die Freiheit sein?“

_____

„Bei den Griechen war die erhabenste Eigenschaft ihrer Götter, deren Schönheit; bei den Christen ist es die Heiligkeit ihres Gottes; bei den Juden die Gerechtigkeit.“

_____

„Marie hat mich in mehrere Kirchen geführt; meine stille, gesammelte Haltung erregt in ihr eine Hoffnung, die ich nicht erfüllen kann. Wir begegneten auch dem Kaiser; sie war darüber außer sich vor Entzücken und ärgerte sich über meine Ruhe. Aber ich glaube, wenn wir auch mit Ehrfurcht Thron und Kirche betrachten, so ist man doch nicht berechtigt, von uns zu fordern, dass wir vor dem einen knien und in der anderen beten sollen.

_____

„Was habe ich heute nicht alles wieder über Religion hören müssen! Mir ist der Kopf davon ganz wirr; — Marie würde sich wundern, wenn sie wüsste, welchen Gedanken ihr — Vortrag in mir erweckt hat; aber ich kann die Idee nicht los werden, dass — um die reine Stimme der Natur zu besiegen, die nur Liebe und Wahrheit ist, ein finsterer Dämon die bösen Mächte: die Heuchelei, die Unvernunft und den Aberglauben heraufbeschworen und, um ihnen bessern Eingang zu verschaffen, sie alle unter dem schönen Namen „Religion, eingeschmuggelt hat. Ach, wie anders ist der Glaube, wie beseligend hebt er uns mit seiner Kraft empor bis zu Gottes Thron.“

_____

„Marie muss mich doch nicht für so arg nehmen, wie sie oft äußert; sie vertraut mir ja ihr Liebstes ihr Kind . . . Welch reizendes Geschöpf ist Klärchem wenn sie mit mir allein ist. Könnte ich sie doch wieder so einfach, ursprünglich und wahr machen, wie sie aus Gottes Hand hervorgegangen, aber Marie wird es nicht dazu kommen lassen; sie folgt nicht der Spur der Natur; sie verdirbt sie erst, um sie dann zu meistern. Aber was will ich? Jeder Vogel trägt seinem Jungen die Speise zu, mit der er sich selbst nährt; die ihrige aber ist verfälscht; wie soll da echte Gesundheit gedeihen! Sie aber beweist mir mit einer Folgerichtigkeit, vor der ich verstumme, dass der Nahrungsstoff, den ich

bereite, nur schädlich sei. Ich fürchte mich vor Mariens Sophistik, die mich an mir selber noch irre machen wird.“

_____

Paulines instinktiver Sinn ließ sie richtig die Gefahr ahnen, die in dem verderblichen Einfluss ihrer Schwägerin ihr drohte, welche in ihre Seele, die rein wie frischgefallener Schnee war, ihre eigene Spur abzudrücken suchte. Die ungeschwächte Kraft, mit der sie zuerst sich dagegen sträubte, tauchte nur noch selten in alter Stärke auf; dann verteidigte zwar ihr Geist, was ihm heilig war; aber er bemerkte ebenso wenig das Gift, das er empfangen, wie der Krieger im heißen Kampfgewühl der schweren Wunde achtet, bis ein stechender Schmerz ihn jäh durchzuckt.

Eine solche Wirkung fühlte sie eines Tages nach einem Gespräch mit Marie, das zu ihrer Freude durch den Eintritt des Dr. Horn unterbrochen wurde. Er schien die Erregung der Damen nicht bemerken zu wollen; aber Marie selbst forderte ihn auf, durch seine Entscheidung einen Meinungsstreit zu beenden, der von ihrer Schwägerin nur aus Mangel an Erfahrung so hartnäckig geführt werden könne.

Mit dem wohltuendsten Dank und der liebenswürdigsten Gewandtheit verstand Horn dieses schwere Richteramt von sich abzulehnen, und indem er alle Phasen der Verlegenheit, in die er dadurch versetzt werden könnte, beschrieb, zeigte er zugleich, dass er vor jeder durch seinen Geist geschützt sei, der mit sicherer Macht nicht einmal die Frage, die ihn zur Parteinahme zwingen konnte, aufkommen ließ. Er sprühte bei dieser Gelegenheit wieder förmliche Witzesfunken, und mit Vergnügen musste man ihm immer zuhören; eine große Belesenheit und ein glänzendes Gedächtnis, in dem bis auf die kleinsten Umstände alles haftete, eine glückliche Phantasie, die es ihm nie an einem bezeichnenden Bilde, einem geschickten Übergang fehlen ließ, bildeten eine Vereinigung der seltensten Art. Er war sich dieses Vorzuges wohl bewusst;

denn er verdankte ihm seine schönsten Erfolge, namentlich bei Frauen. Er betrieb die Kunst, gut zu sprechen, noch eifriger als die zu dichten; denn die Blüten, die er davon erntete, spendeten ihm sogleich ihren berauschenden Duft, während literarischer Ruhm ihm zwar einen Nimbus, aber keinen Dank von schöner Hand, keinen ermutigenden Blick aus schönen Augen gewährte.

Der lachende Humor, den er zuerst gezeigt hatte, ging bald in einen vielleicht nur scheinbaren Ernst über, mit dem er den seltenen Scharfsinn und die Erfahrung der Doktorin pries.

„Sie nehmen also dennoch gegen mich Partei!“ rief Pauline zwar mit einem Lächeln, jedoch nicht ohne Bedauern.

„Das könnte ich nie,“ sagte er entschieden; „denn wenn Sie, mein Fräulein, eine Ansicht aussprechen, so finde ich immer, dass sie mit Ihrem Herzblut getränkt und in Ihrem Geiste gereift ist. — Wie sollte ich da einen Widerspruch wagen? Ich achte jeden Kultus und sehe mit gleicher Ehrfurcht die Religionsübungen der Juden, Christen und Mohammedaner an, werden sie nur mit wahrer Andacht geübt.“

Pauline wusste nicht diese Antwort zu deuten, obgleich es ihr wohltat, dass er zugab, sie könne nicht anders werden, als sie sei; aber Marie rief eifrig: „Diese Toleranz zeigt nur, dass Sie kein echter Christ sind, und ich wette, Sie kennen nicht einmal die Bibel!“

„Zum ersten Mal muss ich bemerken, dass auch Ihr Scharfsinn falsche Schlüsse ziehen kann,“ antwortete er nicht ohne Ironie.

„Wie! Sie lesen in der Bibel? und auch jetzt noch?“ fragte sie eifrig.

„Auf Ehre!“

„O, wie wohl das tut! Nun weiß ich auch, warum ich Sie...“

„Preisen Sie mich nicht zu früh,“ unterbrach sie Horn; „ich

tue es nicht in Ihrem Sinne, sondern wie ein Advokat, der auch die Akten seines Gegners kennen lernen will.

„Das ist unerhört, das ist abscheulich! Ich muss von nun an mehr für Ihr Seelenheil sorgen!“

„Erquicken Sie, gnädige Frau, einstweilen nur meinen Magen und gewähren mir eine Tasse Tee. Ich bin viel herum gewesen, und um das Vergnügen zu haben, Sie noch besuchen zu dürfen, ließ ich mir nicht einmal Zeit, ein Kaffeehaus zu betreten.“

Pauline erhob sich, um den Tee zu besorgen; aber Marie ließ es dazu nicht kommen; sie wollte für den erwünschten Gast noch manche Delikatesse hinzufügen, und so war die Absicht Horns, sie zu entfernen, gelungen. Pauline interessierte ihn, weil sie eigentümlicher war, als die Frauen, die er bis jetzt gekannt. Ihr offenes und doch abgeschlossenes Wesen reizte ihn, es zu durchdringen, und zum ersten Male beschäftigte ein Mädchen mehr seinen Geist als seine Sinne und, sicher, dass sie sich nicht in sein Herz einschleichen könne, — weil er wohl wusste, in welchen Spielen er es zersplittert hatte — wollte er sehen, ob er das ihre erregen könne. Ein geistiger Genuss war ihm jedenfalls sicher; denn er verstand es, in das gleichgültigste Gespräch Worte wie haarscharfe gefiederte Pfeile hineinzuschleudern, die einen ebenbürtigen Gegner, auf den sie sicher zielten, wohl zum Kampfe reizten.

Und wenn Pauline dann darauf einging, war es fast unmöglich, von ihrer beredten Sprache nicht ergriffen zu werden, obgleich deren Sinn nicht in sein Inneres drang. Aber er sah, wenn von einer Idee ergriffen, ihre Augen so wunderbar aufflammten, ein leises Rot über ihr bleiches Gesicht spielen, gleich dem ersten matten Frühlingssonnenstrahl, von dem er wusste, dass er an Intensivität wachsend alles Schöne hervorruft. War es nur eine Gunst des Zufalls, dass er es verstand, ihre Begeisterung zu erwecken? Horn war eitel genug, bald zu glauben,

dass sich nur für ihn diese beredten Lippen öffneten, dass er Teil hätte an dem erregten Tone ihrer Stimme, deren geheimnisvoller Klang ihm oft Erinnerungen an seine edle zu früh verstorbene Mutter hervorrief. Aber ihr Blick traf ihn noch nicht, er schaute weit weg über ihn hinaus in andre Regionen.

Horn war bald ein beständiger Gast, und sein Kommen war Pauline nicht mehr gleichgültig; auch sie war auf ihre Weise ebenso selbstsüchtig wie nur irgendein anderer Mensch. Ihre Absicht war, Horn aus dem Kreise, in dem er gebannt war, nach und nach loszulösen und die früheren Eindrücke seiner reineren Jugend zu beleben. Sie wusste, dass in ihm das Licht der Wahrheit erloschen war, dass keine reine Flamme mehr in ihm brannte, die seinen Weg erhellte, dass er, vom Wirbelwind des Zweifels erfasst, überall hingeschleudert wurde, dass in der dumpfen Luft des Alltäglichen alles Bessere in ihm erstickt werden musste. Sie empfand wie Zorn und Schmerz darüber, dass dieser glänzende Geist sich selbst geblendet hatte, dass er an seinem eignen Reichtum zu Grunde gehen sollte! Horn hatte den Glauben an sich selbst und die Wahrheit verloren, und seine schönen Gaben konnten seine innere Öde nicht decken. Pauline fühlte die Kluft, die sie trennte; aber sie glaubte, der Mut und die Freundschaft könnten sie ausfüllen, und es sei so leicht, ihn für ein höheres Leben zu gewinnen.

Wie sehr täuschte sich Pauline! Wir können bei dem besten Willen einen Grundsatz oder eine Wahrheit, die wir anerkennen, nicht so rasch in unser Leben hinübernehmen; denn es ist nicht genug, dass unser Ohr sie hört, unser Verstand sie begreift, wir müssen sie erst mit unserm Herzblut nähren, soll unsre theoretische Einsicht sich in praktische Tätigkeit verwandeln. Horn hatte noch nicht einmal die Absicht dazu; er wollte nichts als Pauline studieren und sie für sich einnehmen; aber er sah mit Erstaunen, wie ihre reine Natur dem Gift der Eitelkeit und der Schmeichelei widerstand. Er konnte sich in ihre Unbefangenheit

nicht finden und nicht begreifen, wie ihr Auge noch so frei in das seine schauen konnte, wie auch nicht die leiseste Spur von Verwirrung in ihr sich zeigte. Aber warum zog er sich nicht von ihr zurück, wenn sie ihm den schuldigen Tribut vorenthielt? Weil er nicht an seiner Macht zweifelte und überzeugt war, dass sie doch früh oder spät sich ihr unterwerfen müsse; denn er setzte seinen Ehrgeiz darein, über den Geist der Frauen zu herrschen und von ihnen gesucht zu werden.

Bald wurde das Vergnügen erkennbar, mit dem Pauline ihn empfing; vielleicht hatte es seinen Ursprung in der Offenheit, mit der sie sich zu ihm aussprechen konnte; denn er vermochte sie immer zu begreifen, wenn er auch nur selten mit ihr übereinstimmte. Vielleicht aber dankte sie es ihm auch, ohne es auszusprechen, dass sie jetzt im Hause mit der Rücksicht behandelt wurde, auf die sie so gerechte Ansprüche hatte; denn seit Dr. Horn ihr so entschieden seine Aufmerksamkeit zuwandte, schien sie für die Ihren eine andere Persönlichkeit geworden zu sein.

Mariens Berechnungen hatten oft die entferntesten Gegenstände vereinen, die kühnsten Folgerungen schließen wollen; ja selbst das Unausgesprochene hatte sie oft mit Scharfsinn kombiniert; aber nie war es ihr eingefallen, mit der Liebenswürdigkeit ihrer Schwägerin spekulieren zu wollen, Auch jetzt fragte sie sich noch, ob es denn wirklich möglich sei, dass die halb Verachtete, halb Gehasste ohne Absicht, ohne Koketterie eine so glänzende Eroberung habe machen können. Zu welchem erwünschten Ziele konnte sie führen? Aber wird Paulines starrer, eigensinniger Wille sich nun ihrer Leitung fügen wollen? Wird sie verstehen, zu halten, was ein launenhafter Zufall ihr wunderbar beschert? Wenn sie ihre Ratschläge nur befolgen wollte, dann würde sie es schon verstehen, den wilden Vogel kirre zu machen, — sie müsste nur schmeichelnd seine Schwingen zusammenlegen; denn mit Anmut zu fesseln ist schwerer als anzuziehen. Aber Marie wusste, dass

Pauline nur aus ihrem Innern den Impuls zu ihren Handlungen schöpfte, und dass keine Berechnung sie selbst dem glänzenden Ziele zuführen könnte; ja sie glaubte es gefährdet, wenn sie ihr die Unbefangenheit raubte. Sie kam ihr vor wie eine Somnambule, welche, wenn man sie nicht stört, im Schlafe die sonst unersteigbaren Höhen erreicht!

Ihrem Manne teilte sie selten ihre Pläne mit, weil sie seiner Mitwirkung nie sicher war. Ihre flüchtige Äußerung, dass Dr. Horn sich gewiss um Pauline bewerben möchte, wenn sie durch ihr Betragen ihn dazu reizen würde, ließ er unbeantwortet, und als sie immer wieder darauf zurückkam und mit glänzenden Farben das Glück schilderte, dass selbst für sie aus dieser Verbindung entspringen möchte, nannte er es ein chimärisches, behauptete sogar, Pauline sei eines anderen Glückes würdig.

Zu absurd fand Marie diese Behauptung, um sie zu widerlegen. Sie glaubte, ihr Mann wolle sie persönlich dadurch demütigen und verletzen, dass er seine Schwester so hochstellte; aber, obgleich sie dieselbe sonst nur nach Laune tyrannisiert oder beschützt hatte, jetzt war sie ihr doch wichtig.

Marie hatte die Kraft, ihren Charakter, wenn es zu einem erwünschten Zwecke war, so beherrschen zu können, dass nur dessen liebenswürdige Seiten: ein kluges, schmeichelndes Eingehen auf die Eigentümlichkeiten anderer und eine gewinnende Unterhaltungsgabe hervortraten und, da sie Pauline wohltun, den Dr. Horn anziehen wollte, wurde das Leben im Hause bald ein friedliches und angenehmes. Das rohe Schelten mit den Dienstboten war weniger häufig und Szenen die das Zartgefühl Paulines verletzten, wurden jetzt geschickt verborgen oder fielen nicht mehr vor. Je klarer und reiner sich Paulines Leben gestaltete, umso ursprünglicher trat ihr wahres Wesen hervor. Sie fand bald ihre Ruhe wieder, die durch Vorwürfe und Selbstzweifel bis jetzt so oft gestört worden war, und auch die wohltuende Wärme, mit

der sie alles auffasste und die sie, wie eine Schwäche, hatte verbergen müssen. Ihr ernster, trüber Blick, der sich so oft melancholisch gesenkt hatte, strahlte in erhöhtem Glanze und der feingeschnittene Mund, der so oft verschlossen schien, zeigte jetzt lachend das blendende Weiß der Zähne. — Sie atmete, wie von einer ertödenden Schwere befreit, wieder aus, und obgleich der Grundton ihres Wesens ein milder Ernst war, konnte sie frohgestimmt auch humoristisch und witzig sein. Marie selbst glaubte, dass Pauline, von einer vorteilhaften Toilette unterstützt und von dem Wunsche zu gefallen belebt.,jeden anziehen könne.

Sie gab ihr jetzt manche erwünschte Freiheit. Pauline konnte sich stundenlang eingeengt in ihre Stube zurückziehen oder mit Klärchen in den ihr durch die Gunst des Hofrats geöffneten Garten gehen, Sie wählte dazu die Stunden, in denen sie ihm nicht begegnen konnte; denn selbst bei dem wiedererwachten Wohlwollen für alle konnte sie doch an ihm keins finden, obgleich sie selbst nicht wusste, warum sie es mied, ihm zu begegnen. — Das letzte Mal, als er sie besuchte, waren sie im Begriff gewesen, auszugehen; denn Marie benutzte die Anwesenheit des Regierungsrats, um kleine Ausflüge zu arrangieren, bei denen sie es immer so einzurichten wusste, dass Dr. Horn der Führer ihrer Schwägerin wurde, oder an ihrer Seite bleiben konnte; auch setzte sie mit ihm hin und wieder die Besuche im Museum fort, und eben damals wollten sie eine Ausstellung neuer Bilder besuchen. — Die Herren begrüßten sich bei dieser Begegnung so ausfallend artig, dass diese Höflichkeit Pauline wie Feindseligkeit erschien. In ihrem Gespräch warnte der Hofrat den Dr. Horn, sich nicht zu tief in das Studium des Schönen zu versenken, und obgleich es in scherzendem Tone geschah, hatte es doch wie eine Drohung geklungen. Horn bedauerte, dass sein Rat zu spät komme, und indem er Pauline den Arm bot, fügte er hinzu, dass er hoffe, sich bald für immer dem Dienst des Schönen weihen zu können.

Sie hatte darin eine Anspielung auf seinen jetzt oft geäußerten Entschluss, seine Stelle bei dem Institut aufzugeben, erkannt und nicht begreifen können, warum sie den Hofrat bei seinem offenen Widerwillen gegen Horn irritierte.

Über diese Szene hatte Dr. Horn noch oft gescherzt und ergötzliche Genrebilderchen, wie er sie nannte, von seinem jedesmaligen Begegnen mit dem Hofrate entworfen, woran Pauline ihm mit dessen Ungnade drohte. „Die werde ich leicht ertragen, aber die Ihrige könnte ich nie verschmerzen!“ antwortete er ernst . . .

„Davor sind Sie sicher;“ sagte sie, sich ihm zum tiefsten Dank verpflichtet fühlend. Wie viel Unangenehmes hatte er selbst unbewusst von ihr abgewendet! Seinem erheiternden Umgange schrieb sie die bessre Stimmung ihrer Schwägerin zu. Seine Aufmerksamkeit aber glaubte sie mit allen jungen Mädchen, mit denen er in Beziehung kam, zu teilen, wie sie die äußern Zeichen derselben, die schönen Blumen die er mitbrachte, mit ihrer Schwägerin teilte. Sie blieb ihm gegenüber so unbefangen, weil Horn nur zu ihrem Geiste, nie zu ihrem Herzen sprach, und in diesem geistigen Austausch wuchsen ihr die Schwingen, mit denen sie über die gewöhnliche Misere sich erheben konnte. Immer stiller wurde sie aber, wenn er über etwas sprach, was sie lebhaft und tief empfand; denn was die Freude ihrer Seele, ja der eigentliche Nerv ihres innersten Lebens war, konnte sie ihm doch nicht mitteilen; sie wusste, dass er zwar dafür ein anziehendes Wort oder ein beifälliges Lächeln, aber nicht jenes Verständnis hatte, das aus der Harmonie gleich gestimmter Seelen entspringt. . . Ihm gegenüber kam sie sich wie eine gelehrige Schülerin vor und merkte in ihrer Bescheidenheit nicht, dass sie oft den Lehrer belehrte; denn bewusst war sie sich nur, dass sie ihn für das Bessere gewinnen wollte; aber sie ahnte nicht, dass sie selbst ihm bald wie das Beste erscheinen würde.

Auf dem Gebiet der Literatur trafen sie beide am meisten zusammen, weil es für Pauline, wenn es sich mit dem der Kunst und Wissenschaft vereinte, zwar ein unsicheres war, ihr aber doch einen neutralen Boden gewährte. Dr. Horn war darauf ganz heimisch. Er hatte auf seinen Reisen mit kunstsinnigen Augen viel gesehen, in seinen Schilderungen erblickte man die herrlichen Gestalten der Antike und die Meisterwerke der Italiener und Spanier schienen, von seinen Worten beleuchtet, in all ihrer Schönheit aus dem Rahmen hervorzutreten; aber begeistert war er nur, wenn er von der Poesie sprach, wie er denn überhaupt für die Literatur sich am meisten interessierte; er brachte Pauline die neuesten Erzeugnisse derselben und vor allem empfahl er ihr seinen Lieblingsdichter Heine. Zuerst las sie seine Lieder, die mit unbeschreiblichem Zauber auf sie wirkten und immerfort in ihr nachtönten, bald aber auch seine anderen Schriften.

Diese literarischen Anknüpfungspunkte kamen Marien erwünscht und, obgleich sie bei ihrer realen Richtung wenig das Bedürfnis nach Büchern empfand, las sie Heine doch mit mehr Aufmerksamkeit, als sie sonst einem Dichter zuwandte, teils, weil Horn ihn so dringend empfohlen, teils, weil sie die Absicht hatte, durch einen Angriff auf ihn Pauline aus ihrem schweigenden Gleichmut herauszureißen Aber was sie zuerst aus Berechnung tun wollte, tat sie bald aus Überzeugung. Sie wollte in Heine kein Genie anerkennen, das mit zwingender Kraft sich über veraltete Standpunkte hinwegsetzt, um mit seinem schlagenden Witz hohle Autoritäten zu stürzen, sondern einen kühnen Frevler, der in trunkenem Übermute und schamloser Rücksichtlosigkeit an Thron und Altar rüttele.

„Den moralischen Maßstab muss man nicht an ein Genie anlegen!“ erwiderte Horn; „es befreit sich von allein, weil es sich über alles stellen kann.

„Und in diesem Befreiungseifer wirft Heine auch das Hei-

ligste über Bord und tastet selbst die ewigen Ideen an!“ sagte sie heftig.

„Lassen Sie mich seine Verteidigung mit seinen eigenen Worten führen. Er sagt: Man muss ja einsehen, dass sein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblüht, die wo nicht besser, doch wenigstens ebenso respektabel ist, wie jene triste, niedere Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblümt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert hat.“

„Damit meint er das Christentum und spricht es ja offen aus, dass er unsern erhabenen, sündenentsühnenden Gott durch die Götter Griechenlands verdrängen möchte, unter deren Fahne er gewiss leichter als jetzt, Liebe für Sentimentalität, Sittlichkeit und Treue für Beschränktheit geben kann!“ antwortete Marie erregt.

„Aber er hat den Glauben an den heiligen Geist, welcher die Zwingburgen und des Knechtes Joch zerbricht, und von diesem Geiste nennt er sich einen Ritter, eine Bezeichnung, die er wohl verdient, weil er in tiefer Beziehung zur Anregung der patriotischen Jugend ist. Er greift die Schwächen seiner Zeit durch Ironie und Witz an, und in seiner Hand werden beide zu mächtigen Waffen. Es bedarf starker Geißeln, um aus der allgemeinen Erschlaffung zu wecken; denn selbst der Idealismus der Romantik und die Begeisterung für Gott, Moral und Vaterland sind hohl. Heine zeigt uns, wie in diesem Philistertum alles Wahre und Schöne untergehen muss und, da die Geistesarmut der Deutschen selbst mit allem Aufwande nichts hervorgebracht hat als das alte Christentum und das alte Reich, so können beide Herrlichkeiten mit ihren vermoderten Idealen in der Wirklichkeit nicht mehr bestehen; denn alle Bewegung in dieser abgeschlossenen Welt ist Heuchelei, ihr wahres Wesen der Indifferentismus!“

„Das wagt nur die Frivolität zu behaupten, weil sie keine Ahnung hat von dem wahren Glauben. rief Marie heftig.

„Für den dürfen Sie nie etwas fürchten,“ sagte Horn ein-

lenkend. „Der Glaubenssonne droht von Heine keine Finsternis, nur die Nebel der Heuchelei, die sie verhüllen, möchte er durch ein Gewitter zerteilen, und glauben Sie, wo er mit seiner Satire und seinem Skeptizismus einschlägt, wird er nur reizen und aufstacheln, nie erschlaffen. Er hilft nur die Luft reinigen und dem Odem der Freiheit und Wahrheit einen Durchweg bereiten.

„In Ihrer Begeisterung für diesen Dichter möchten Sie ihn am Ende noch zu einem Apostel der Wahrheit und Schönheit machen; aber er ist nur frivol, und sein witziges Selbstbewusstsein ringt nicht nach Freiheit, sondern nach Willkür. Ihnen erscheint er voll Poesie, ich finde in ihm nur die realste Prosa. Verteidigen Sie ihn nicht so warm; sonst könnte man glauben, Sie sehen nicht einmal den Pferdefuß, der aus seinem schönen Gewande herausblickt, und ihre Nase sei nicht einmal fein genug, die verpesteten Dünste zu riechen, die er heraufbeschwört, wenn er im Kot wühlt.“

Dr. Horn errötete vor Unwillen; schon wollte er etwas Heftiges erwidern; aber er besann sich und sagte lächelnd: „Ich sehe schon, wir werden uns nie über diesen Schriftsteller einigen. . . . Aber, wenn Sie, meine Gnädige! des Trostes darüber bedürfen, so können Sie ihn bei den vielen Kritikern finden, die sich alle gegen Heine erheben, weil jeder ihn auf seinen Gesichtspunkt zieht, der freilich nicht dahin gehört. Heine sagt von ihnen: das Huhn stellt sich auf ein Bein und gluckt: der Sänger habe kein Gemüt, der Truthahn kollert: es fehle ihm der wahre Ernst, die Taube girrt: er kenne nicht die wahre Liebe, die Gans schnattert: er sei nicht wissenschaftlich gebildet, der Dompfaff zwitschert: er habe keine Religion, und so geht es weiter fort.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, für die Verbündeten, die Sie mir so großmütig aus dem Tierreich geben!“ sagte Marie gereizt.

„Verzeihung, gnädige Frau! Das habe ich nicht getan.

Ich wollte Ihnen nur sagen, dass viele bedeutende, wissenschaftliche Kritiker über Heine, wie Sie denken.

„Ich bedarf deren Bestätigung nicht, um zu wissen, welch unsauberer Geist er ist. Mais chacun à son goût; doch so wenig wie Sie sich zu der meinen, werde ich mich zu Ihrer Ansicht bekehren. seichter könnte es Ihnen bei meiner Schwägerin werden; denn ich habe es Dir, Pauline, wohl angesehen, dass Du trotz Deines Schweigens Partei nimmst."

„Wie Du glaubst."

„Nein, ich bin sogar davon überzeugt, dass Du Heine goutierst. . . . Halte ihm nur immerhin eine Apotheose, mich wirst Du dadurch nicht verletzen; denn ich höre sie nicht an, ich will den Tee bereiten."

„Wie!" rief Horn, als Marie sie verlassen hatte. „Sie sind nur heimlich meine Verbündete und scheuen sich, es zu bekennen? Gewiss! Das hätte ich von Ihrer Wahrheitsliebe nicht erwartet!"

„Sie haben recht, mich zu schelten. Ich schwieg, um meine Schwägerin nicht noch mehr zu reizen; aber es fiel mir so schwer, als ob ich meinen Glauben verleugnen müsste; denn ich liebe Heine, obgleich ich ihn nicht so bewundere wie Sie. Es weht aus seinen Gedichten eine unsägliche Frische mich erquickend an und, um ihrem Zauber zu widerstehen, müsste man engen Herzens und Geistes sein. Ich begreife nicht, wie man bei den Erzeugnissen eines Genie's zuerst die Verletzung der Moral herausfinden kann; denn es gibt etwas Höheres als das Gegebene; es ist das Uranfängliche, ewig Bleibende, das das Genie nur allein zu finden und zu beleuchten vermag. Aber dennoch hat meine Schwägerin recht, wenn sie von ihrem Standpunkt aus Heine verdammt."

„Tun Sie es etwa auch?" sagte Horn gespannt.

„Nein, nein! Wenn die Welt ihn frivol nennt, so hat sie ihn dazu gemacht, und wenn er seinen Spott mit dem Heiligsten treibt, so hat es sich sicher nicht als solches bewährt. Wer

kann spotten, wenn ihm dazu die Gelegenheit fehlt? Aber wenn alles hohl ist, wenn das Herz ohne Nahrung bleiben muss, dann verzweifelt man leicht an dem Idealen! Er hätte seinen Witz gerne für die Geliebte, für die Freiheit und den wahren Glauben hergegeben; aber da er diese höheren Güter nicht erringen konnte, so beleuchtete er sie mit Ironie.“

„Sie nehmen Heine zu ernst,“ meinte Horn.

„Das schließt nicht aus, dass ich mich an seinen lustigen Wandelungen auf’s Höchste ergötze, besonders, wenn er mit seinem Stab auf Misthügel schlägt, und die glänzende Wunderblume des in tausend Farbenstrahlen sich brechenden Witzes daraus emporsteigt.“

„Ja!“ rief Horn mit komischem Pathos, hinter den er den Ernst verbarg. „Sie vor allen Frauen verstehen Heine, Sie müssen ihn besitzen, weisen Sie deshalb sein Buch der Lieder nicht zurück!“

„O, sicher nichts. rief Pauline, es annehmend. „Aber, ist es nicht herrlich, dass eine schöne Frau vor ihm floh, und als er ihr nacheilte, in die Erde sank? Er weint vor Hass, dass sie ihn meiden wollte, vor Kummer, dass sie ihm entschwunden war, eine Träne und siehe, eine Quelle sprudelt daraus hervor, die Quelle der Liebe — seine Lieder! — Alle durstigen und öden Herzen, die davon trinken, werden sich stets erfrischen und wiederbeleben!“

„Mein Herz belebt sich auch“ — bei Ihren Worten, wollte Horn sagen; aber er besann sich und fügte hinzu — „bei seinen Liedern.“

„Alles behandelt er wie ein Genie,“ fuhr Pauline eifrig fort. „Im Fluge eilt er auf den klippigen Fels der Philosophie und lacht der unten stehenden Menge zu, ihr winkend und zurufend, es sei gar nicht so schwer und halsbrechend, wie alte Leute mit grauen Köpfen es behaupten, ihn zu ersteigen. Und wie er wie-

der herabkommt, ist er ein wenig warm geworden und kühlt die Schweißtropfen in einem alten Wald, und rings herum fängt alles wieder zu grünen und zu duften an.“

„O, Sie denken gewiss an seine romantische Schule; aber lieb ist es mir doch, dass Sie nur Weniges von ihm kennen; obgleich ich gerne den Schalksstreichen des Humors ein weites Feld einräume, fürchte ich doch, dass er zuletzt noch in Zynismus ausarten kann.“

„Freilich schwingt er das Messer der Satire zu kühn; er kann auch unverdiente Wunden damit schlagen; aber er schneidet doch so sicher allen Schaden aus, oft freilich zu tief, wo noch immer etwas Gesundes hätte bleiben können. Indem man ihn in dem Zerstörten so herumwühlen sieht, muss man unwillkürlich glauben, er finde eine Lust daran, noch auf das zu treten, was er schon als nutzlos fortgeworfen hat, und das ist widerlich. — Aber man kann ihm nicht lange zürnen, schon weil seine Poesie das Alltagsleben erfrischt und über sich selbst erhebt. Das Unmittelbarste wird ihm zum poetischen Stoff; wo er hingreift, holt er sich die Poesie heraus, und so übt er seine welterobernde Berechtigung; aber nicht immer verletzt er die Gegenstände, die er ergreift, oft. taucht er sie auch in ein erfrischendes Lebensbad, um sie zu verjüngen.“

Mit Interesse hatte Horn Pauline zugehört; erregt ergriff er ihre Hand, als Marie in’s Zimmer trat und beide in dieser vertraulichen Stellung fand. „Haben Sie sich verständigt!“ rief sie überrascht. „Gewiss!“ antwortete Pauline rasch, nur an Heine denkend. Horn aber, den es ärgerte, dass Maries fragender und forschender Blick ihn erröten sah, erwiderte mit ironischer Artigkeit: „Schönen Damen gegenüber bin ich immer dazu bereit.“

„Wie Heine die süßen Klänge seiner Lyrik immer mit einer gellenden Katzenmusik übertäubt, so ironisieren Sie auch Ihre eigne Empfindung!“ sagte Marie scharf.

„In diese Sünde werden Sie, gnädige Frau! nie verfallen.

Die Reinen können ihrem Herzen vertrauen! Wir aber sehen und fürchten überall den Schein, obgleich wir mit Heine sagen: „In den Küssen, welche Lügen! Welche Wonne in dem Schein! Ach, wie süß ist das Betrügen, süßer das betrogen sein.“

„Unerhört!“ rief Marie heftig, während Pauline Horn lächelnd ansah; aber er selbst wusste nicht einmal mehr, ob denn wirklich „das Betrügen und betrogen werden,“ etwas Süßes sei. O, es müsste etwas Schöneres noch geben, das wert ist mit allen besserte Kräften erstrebt zu werden, aber konnte es auch über solche gebieten und lohnte es denn noch zu erkämpfen, was er unlängst wie einen lästigen Besitz von sich gewiesen hätte? Aber, wohin sollte es führen, dass er jetzt anscheinend danach strebte? Ei nun, weshalb daran denken! Die Kunst ist ihrer selbst willen da und soll eigentlich keinen weiteren Zweck verfolgen. Warum sollte er das ihm so neue Vergnügen, in eine reine Mädchenseele zu schauen, vermeiden? Er, der weit gereist war, um ein herrliches Kunstwerk kennen zu lernen, der kein Konzert versäumte, um eine schöne Musik zu hören. Und mehr als ein hohes Kunstwerk ist ein reines Gebilde aus Gottes Hand und schöner als jeder harmonische Ton klangen Paulines Worte tief aus ihrem Herzen hervor. Ihre Nähe umgab ihn mit einem Zauber frischesten Lebens und unmittelbarster Anschauungen, die ihm, der nur in der Gesellschaft existierte, gänzlich fremd geblieben waren. Ihr Wesen riss ihn grade vermittelst seines inneren Gegensatzes zu ihm selbst fort. Oft beredete er sich, der gleiche geistige Stoff sei in ihnen beiden verkörpert, während sie doch durch eine ganze Welt von Gedanken und Empfindungen auseinandergehalten wurden. Aber der Reiz den Pauline auf ihn ausübte, verminderte sich nicht bei fernen immer häufigeren Besuchen, bei denen ihn nichts genierte, als der forschende Blick der Doktorin.

Marie wurde ungeduldig, da Horns Annäherung noch immer nicht zu dem gewünschten Resultat führen wollte. Sie wusste

nicht, wie sie in Pauline eine Idee erwecken sollte, die sie ganz erfüllte; sie konnte nicht begreifen, warum sie nicht in ihr erwache, Und oft wähnte sie, dass ihre Schwägerin nur feiner als sie, nur versteckter und sicherer nach demselben Ziele strebte. Es sei nur Berechnung von ihr, glaubte sie, dass ihre Freundlichkeit zu Horn nicht in Koketterie und ihre Annahme seine Aufmerksamkeit nicht in Ermutigung dazu überging. Um ihre Gefühle zu sondieren, pries Marie eines Tages das Glück, das eine Frau an Horns Seite finden würde. indem sie lebhaft seine guten Eigenschaften und seine außerordentlich günstigen Verhältnisse hervorhob.

„Eben deshalb," erwiderte Pauline, „wird er sich wohl sobald nicht zu einer Ehe entschließen, und ich finde, dass er recht daran tut; denn ihre Fesseln würden ihn nur drücken."

„Du irrst," sagte Marie, „alles zeigt, dass er jetzt eine andere Ansicht hat. Mit inniger Empfindung sprach er unlängst über das Glück der Ehe und gestand mir, dass er schon oft sich nach ihr gesehnt habe. Die Medizinalrätin hat mir auch erzählt, dass er seine Liaison mit der Französin, die für seine Freunde kein Geheimnis war, aufgelöst habe."

Pauline zeigte für das Mitgeteilte kein Interesse, ja es schien, als hätte sie es überhört. Nur Verstellung wollte Marie darin sehen und hätte sie ihrem Schicksal überlassen, wäre es ihr nur möglich gewesen, sich bei etwas passiv zu verhalten, von dem sie sich Vorteil versprach. Aber die Rolle der Sanftmütigen zu spielen fiel ihr schwer, und sie sann auf ein neues Mittel, ihren Zweck zu fördern. Mit dem kleidsamsten Putze, der ihre Reize erhöhte, und den sie ihr zu lieb, wie sie sich ausdrückte, immer tragen musste, beschenkte sie Pauline. Sie wollte ergänzen, was Paulines Harmlosigkeit vernachlässigte und, da sie die Männer kannte, meinte sie, sicherer sei es, sie durch die Sinne als durch den Geist zu gewinnen. Sie schien sich hierbei nicht verrechnet zu haben; denn Horns künstlerisches Auge war immer mehr

von Pauline befriedigt; es leuchtete in einem verräterischen Glanze, wenn sie in's Zimmer trat und folgte ihr, wenn sie es verließ! Nur noch ein günstiger Zufall" dachte Marie, und er erklärt sich.

Eines Abends, als Horn, wie jetzt so häufig, bei ihnen war, trat auch der Regierungsrat ein. Er kam, um seine baldige Abreise anzuzeigen und sich von Marie Aufträge für die Heimat zu erbitten. „Ich hoffe, Sie bald dort wieder zu finden," sagte sie. „Vielleicht finden Sie mich nicht mehr dort, entgegnete er; und nun erzählte er Adolph, dass er, von dem Bruder seines Königs protegiert, oft mit wichtigen Aufträgen beehrt werde, und dass ihm die Gunst des Fürsten hier eine vorteilhafte Laufbahn habe eröffnen wollen, die er aber abgelehnt, weil er die Aussicht habe, bei der Gesandtschaft in London attachiert zu werden, wo ihm das Leben mehr als in Petersburg zusage.

„Sie kennen es hier nur nicht und wollen es nicht kennen lernen, weil Sie mit Vorurteilen hergekommen sind!" rief Adolph, der immer Russland verteidigte, wenn man es angriff. Das brachte das Gespräch wieder auf die inneren Verhältnisse des Landes und auf seinen Regenten.

„Nun wohl," sagte der Regierungsrat lächelnd, „so will ich noch vor meiner Abreise den Kaiser unter seinem Volk sehen. Ich erinnere Sie deshalb an Ihr Versprechen, mich auf dem Fest zu Peterhof, das übermorgen stattfindet, führen zu wollen."

Adolph erklärte sich dazu bereit, Dr. Horn bat, sich der Gesellschaft anschließen zu dürfen, zu deren Führer in Peterhof er sich, wie er versicherte, durch seine Bekanntschaft dort besonders eigne. Marie beschloss, die Gelegenheit zu benutzen und dieses Mal selbst den Zufall zu spielen, den sie so sehr herbeigewünscht.

Siebentes Kapitel.

Der Weg von der Residenz nach dem Lustschlosse Peterhof ist einer der reizendsten, indem er sich einige Werste entlang durch kleine Lustwälder und Gärten mit den herrlichsten Anlagen und Wasserpartien hindurch zieht, die außerdem mit den schönsten Villen und Tempeln aller Art geschmückt sind. Anfangs Juni begibt sich der kaiserliche Hof von Zarskoje-Selo, wo er den Frühling zubringt, nach Peterhof. das von allen kaiserlichen Sommersitzen das Interesse der Fremden am meisten auf sich zieht. Schon seine Lage bietet einen vorzüglichen Reiz. Gegen Norden am Ausfluss der Newa gelegen, dem Hafen Kronstadt gegenüber, imponiert es von dieser Seite nicht minder durch die Großartigkeit der Naturszenen, welche es bietet, als von der entgegengesetzten durch die Fülle des Reizes, in dem die lieblichsten Blumengänge, die üppigsten Garten- und Parkanlagen in ruhiger Schönheit prangen. In der Regel ist Peterhof wenig besucht; aber am 13.Juni, dem Geburtstag der Kaiserin, strömt das Volk in buntem Gemische und ungeheurer Menge zu dem berühmten „Peterhofer Feste,“ wo das Schloss in der Tat die herbeiflutenden Scharen nicht zu fassen vermag. Vom frühsten Morgen an ist die Newa mit Dampfschiffen, Kähnen und Gondeln bedeckt, die Landstraße mit glänzenden Fuhrwerken aller Art gefüllt, die den Staub nicht scheuen, um den Ort des mannigfaltigen Vergnügens zu erreichen, wo

von allen Genüssen der der Bequemlichkeit den Besuchern am wenigsten zu Teil wird.

Marie wusste das wohl, aber dennoch war sie an dem Morgen des Festes liebenswürdiger als je, während sie ein auserwähltes Dejeuner servieren ließ, das sie für die kleine Gesellschaft hatte bereiten lassen. Unter heitern Gesprächen verzehrten die Herren die kalten Braten und Pasteten und tranken dazu den vorzüglichsten Wein, indem sie sich diese Stärkung zu ihrem Ausflug wohl gefallen ließen. Aber nur Marie beteiligte sich an dem Frühstück, Pauline war nicht zugegen; sie hatte noch häusliche Anordnungen zu treffen und suchte Klärchen zu beschwichtigen, die nicht allein zurückbleiben wollte. Erst, als man sich zur Abfahrt rüstete, kam sie herein. Ein weißes, klares Kleid umwallte leicht die hohe Gestalt, deren edle Formen dadurch noch bemerkbarer wurden. Ein weißer Krepphut milderte die ernsten Züge, und die dunkeln, sprechenden Augen leuchteten mit doppeltem Glanze daraus hervor. Die Wangen, mehr als sonst gerötet, harmonierten mit dem etwas dunkeln Teint, der schärfer unter der leicht gehobenen Oberlippe den Schmelz der Zähne hervorschimmern ließ. Kein flatterndes Band, kein glänzendes Armband unterbrach die Einfachheit des Anzuges, den eine schwarze Taftmantille vollendete.

Horn begrüßte sie mit lebhafter Erregung; „feiern Sie heute auch Ihren Geburtstag, wie die Kaiserin?“ fragte er scherzend; „Sie strahlen ja wie zu einem Fest.“

„So bin ich ja in Übereinstimmung mit dem herrlichen Wetter und Ihrer heitern Laune,“ antwortete sie ebenso.

„Ich wünschte nur, diese Übereinstimmung erstreckte sich bis auf meinen Wagen.“

„Auf Ihren Wagen?“ fragte Pauline erstaunt.

„Ich habe ihn in der Hoffnung herkommen lassen, dass ihn jemand mit mir teilen wird. Vertrauen Sie sich mir zu einer Fahrt — nach Peterhof?“

„Das werde ich tun!“ rief Adolph, der hinzutretend die letzten Worte gehört hatte; „denn es ist mir nicht gelungen, einen so bequemen Wagen zu finden, wie ich wünschte. Fahre ich also mit Ihnen, so gewinnen die anderen an Raum.“

Pauline wusste es ihrem Bruder Dank, sie einer Entscheidung überhoben zu haben, während Horn gegen dieses Arrangement noch protestierte, als man schon die Wagen besteigen wollte; aber alles, was er dadurch errang, war die Begleitung des Regierungsrates, der den Platz im Fond, den Pauline ihm einräumen wollte, nicht annahm und deshalb vorzog, in Dr. Horns Wagen zu fahren.

Die drückende Hitze, welche in den letzten Tagen den Aufenthalt in der Stadt fast unerträglich gemacht hatte, war heute von einem leichten Winde gemildert, welcher mit erfrischender Kühle von der Newa her wehte, in der vielfache Inseln auftauchen, die sich an reizenden Anlagen und prachtvollen „Daltschen“ (Villen) überbieten. Die Gärten, die sie umgeben, verdanken nur einer sorgsamen Pflege ihren Aufschwung; denn für diese schönen Bäume und Sträucher, so liebliche Erscheinungen im hohen Norden Europa’s, sorgt die Kunst mehr als die Natur und ihre ganze Herrlichkeit dauert jährlich höchstens zwei bis drei Monate; darum ist man desto mehr geneigt, sich der Reize, die nur so kurze Zeit währen, zu erfreuen.

Der Fremde, der zum ersten Male die Brücke von Kamini Ostrow überschreitet, und von der Mitte aus rechts und links die lieblichen „Daltschen“ gewahrt, die im schönsten italienischen Geschmack gebaut, von den prächtigsten und üppigsten Gewächsen umgeben sind, wird, wenn er den staunenden Blick zu beiden Seiten des Newa-Arms hinabschweifen lässt, sich leicht an die reizenden Ufer des Arno oder der Brenta versetzt wähnen. Auch Pauline, deren Blick verwöhnt war durch die Schönheit der Umgebung ihrer Vaterstadt, war entzückt von den herrlichen Aussichten, die ihr

diese Fahrt bot, und ihre Freude darüber blieb nicht ohne Rückwirkung auf ihren Bruder und Marie.

In der heitersten Stimmung kamen sie nach Peterhof, um dort sogleich die Wanderung von einem Palast, von einem Garten in den anderen einzutreten. Adolph führte seine Frau, Dr. Horn gab Pauline den Arm, während der Regierungsrat bald an der Seite der einen, bald der anderen Dame blieb und die kleine Gesellschaft, welche die wogende Menge immer auseinander zu sprengen suchte, zusammenhielt. Man steuerte mit vereinten Kräften erst dem Palast zu, von dessen Balkon die Kaiserin die Parade abnimmt. Dr. Horn, der sein erobertes Recht, Pauline zu führen, einstweilen dem Regierungsrat abtrat, entfernte sich, um sich nach einem bessern Führer, als er hier sein konnte, umzuschauen. Bald kam er triumphierend zurück. „Ich bin wie Saul ausgezogen, meines Vaters Esel zu suchen und fand ein Königreich!“ rief er lachend. „Sehen Sie dort in der kaiserlichen Livree jene hohe Gestalt, einen Partierstock schwingen; die muss unser Führer sein, doch nur auf fünf Minuten. Folgen Sie mir guten Mutes. Sehen Sie, mein Stern winkt, nun wird er gar zum Kometen und bricht sich selbstständig seine Bahn. Benutzen wir die Lücke, die er macht. So, nun sind wir bald am Ziel.“

Dieses Ziel war zu aller Überraschung kein anderes als der kaiserliche Palast selbst, in welchem — war dieses Wunder durch seine Börse oder Konnexionen hervorgerufen — Dr. Horn für seine Gesellschaft ein Zimmer in einer Beamtenwohnung eingeräumt wurde, das zwar in einem Seitenflügel, aber höchst vorteilhaft lag. Man konnte auf die bequemste Weise ein Schauspiel sehen, das durch seine glänzende Pracht Pauline blendete und selbst dem Regierungsrat einen Ausruf der Bewunderung entlockte. Bald versammelte sich auf dem Platze ein zahlreicher Generalstab in den glänzendsten Uniformen, und die Pferde, die diese herrlichen Kriegergestalten trugen, waren ihrer würdig.

„Sie müssen doch gestehen," sagte Adolph, sich zum Regierungsrat wendend, als nach der Infanterie die Kavalerie vorbeidefilierte, — „dass diese Truppen in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen finden. Sehen Sie, wie schön die Pferde sind, eins so hoch wie das andere, an keinem irgendein Abzeichen."

„Dieses Mal gebe ich Ihnen gern recht!" antwortete der Regierungsrat, „besonders jetzt, wo die Husarenregimenter mit ihren Apfelschimmeln anrücken und hinter ihnen, welch' interessanter Anblick! die Tscherkessen; das sind wahre Rittergestalten mit ihren ehernen Helmen, Panzern und eisenbeschienten Knien! Und ihre Pferde!"

„Die werden förmlich mit Liebesblicken von ihnen überwacht," fiel Adolph ein. „Der Tscherkesse reitet nicht sein Pferd zur Parade oder Revue, er lässt es hinführen; die Bürde könnte ihm sonst ein Tröpfchen Schweiß erpressen. Dann erst, wenn es aufs Neue gebürstet und die Hufen schwarz angestrichen worden sind, schwingt sich der Reiter auf sein Pferd, und Beiden sieht man es an, welcher Stolz sie gegenseitig erfüllt. Aber ich wünschte, Sie sähen sie einmal dahin springen in gestrecktem Galopp über Zaun und Graben, und derselbe Reiter, der noch einen Augenblick vorher gezittert haben würde, sein Tier durch eine raue Handberührung zu verletzen, achtet seiner bis zum Absitzen so wenig, als ritte er den allerschlechtesten Gaul."

„Sind Sie auch eine solche Verehrerin des Militärs?" fragte Horn Pauline, sich über ihren Stuhl neigend.

„Ich finde nur, dass schöne Männergestalten in Uniformen sich am vorteilhaftesten machen," antwortete sie unbefangen.

„Aus dem Grunde", sagte er, „war es vielleicht auch, dass ich diesen Stand habe erwählen wollen."

„Sie wollten Militär werden?" fragte Pauline erstaunt, indem sie ermüdet von dem Anblick der glänzenden Parade sich zu ihm wendete.

„Warum befremdet Sie das?“

„Weil ich es nur natürlich finde, dass man zum Schwerte greift und willig Gut und Blut hingibt, um sein Vaterland zu verteidigen und die Freiheit zu erringen, wie die Deutschen im Kriege gegen Napoleon, aber nie begreife ich, wie ein Mann von Geist einen Stand erwählen kann, der ihm die Pflicht auferlegt, Henker und Opfer zugleich zu sein.“

„Welche Bezeichnung!“ rief er, doch unwillkürlich davon berührt. „Nein, nein, ich kann sie nicht gelten lassen,“ fügte er nach einer Pause hinzu. „Sie sehen alles zu einseitig und scharf. Blicken Sie lieber unbefangen um sich. Von all’ den Tausenden, die Sie hier die Uniform tragen sehen, und von denen sie sicher viele unfreiwillig angezogen, teilt nicht ein Einziger ihre Ansicht, und fast alle betrachten diesen Stand als den ehrenvollsten und glänzendsten. Sehen Sie nur die vielen stolzen Männer, die Brust mit Orden bedeckt!“

Pauline warf lächelnd den Kopf zurück, als wollte sie sagen, was sind denn, Orden? Aber sie schwieg. Horn erriet zwar diesen Einwurf; aber er forderte sie nicht aus, ihn auszusprechen; denn ihn beschäftigte die Frage. ob Pauline ihn durch das Eigentümliche ihres Wesens und ihrer Denkweise mehr anziehe oder abstoße. Er fand die Antwort nicht, wohl aber, dass ihre Schönheit dadurch noch einen Reiz mehr erhielt, und dass mit dem seelenvollen Ausdruck ihrer dunkeln Augen auf die anziehendste Weise das Lächeln ihres geistvollen Mundes kontrastierte.

Die Parade war zu Ende, ohne dass die Damen Neigung zeigten, das behagliche Zimmer zu verlassen; besonders scheute Marie sich in die Sonnenhitze und das Gewühl hinauszuwagen. Sie zogen es vor, statt die Herren auf ihrem Eroberungszuge nach einem Mittagsmahl zu begleiten, lieber von ihrem begünstigten Standpunkt aus die Auffahrt zur großen Cour anzusehen, die unmittelbar der Parade folgte. Dr. Horn wollte bei ihnen zurück-

bleiben. „Nein, nein!“ rief Marie entschieden; „wir wagen dabei zu viel;“ und als Pauline sie deswegen erstaunt ansah, sagte sie: „Weißt Du es denn nicht, törichtes Kind, dass die Männer nur nach einem guten Diner liebenswürdige Gesellschafter sind?“

„Versuchen Sie es einmal“ ob ich mich nicht auch ohne das Diner solchen bewähre!“ bat Horn.

„Vielleicht will der Herr Doktor sich an dem Anblick der Schönheit sättigen und die Damen bewundern, die zur Cour kommen;“ meinte Pauline.

„Nein, mein Fräulein! dies Verlangen wird mich nicht zurückhalten. Ich sehe die Damen der großen Welt nur gern beim verschönernden Kerzenlichte, das weder die mangelnde Frische noch den gelben Teint entdecken und trotz der bösen Fältchen manche Erscheinung wie ein Wunder der Schönheit erscheinen lässt!“

„Wenn dies der Fall ist, rate ich Ihnen lieber mitzugehen; sehen Sie, Adolph wird schon ungeduldig“ . . .

„Zur Konversation haben wir zu Hause Zeit genug!“ rief Dr. Leves, den Arm des Freundes ergreifend und ihn mit fortziehend. Seine Frau benutzte ihr Alleinsein mit der Schwägerin, um sich bequem aufs Sofa zu legen, während Pauline mit Bewunderung die Damen musterte, welche mit Blumen und Federn geschmückt, mit Brillanten und Spitzen behangen, in ihren langen Sammet- und Seidenroben daher gefahren kamen, um gleich dem Militär bei der Kaiserin vorbei zu defilieren.

„Wenn hohe Stellung so vielen Zwang auferlegt,“ sagte Pauline, „so hatte ich doch recht, mir nur den Reichtum zu wünschen; denn nur er allein macht frei!“

„Aber, warum ihn bloß wünschen, warum nicht ihn lieber erobern?“ warf Marie leicht hin.

„Als ob wir Frauen das könnten!“

„Wenn er uns durch die Neigung eines Mannes zugänglich

werden kann, so müssen wir diese anfachen, statt sie zurückzuweisen.“

Pauline errötete: „Das heißt darauf spekulieren wollten!“

„Du siehst zu einseitig und bezeichnest alles zu scharf, hat Dir Dr. Horn selbst gesagt. Achte doch mehr auf ihn, es kann zu Deinem Glück führen,“ sagte Marie doppelsinnig.

Pauline schwieg und wandte sich wieder dem Fenster zu. — Mit einer Aufmerksamkeit sah sie auf die wogende Masse, als wollte sie einen Einzelnen herausfinden. Aber gab es denn wirklich jemanden, dessen Auge ihren Blick suchen, dessen Herz höherschlagen würde, wenn ihr Mund ihm zulächelte? Und das sollte Horn, der verwöhnte Liebling der Gesellschaft sein? O, Marie irrte und nahm für Tatsachen, was nur in ihren Wünschen existierte; aber, wenn Pauline dies glaubte, warum errötete sie denn, als Horn wieder hereintrat und sie — nachdem auch die Damen von den kalten Speisen, die die Herren ihnen gebracht, genossen hatten, — in den Park führte? Woran dachte sie, als sie, auf seinen Arm gestützt, durch die drängenden Menschenmassen ihm folgte? Sie hielt keinen Gedanken fest; sie empfand es nur mit Behagen, dass er sie führe, dass es sich so sicher, von männlicher Kraft und Sorgfalt beschützt gehe, dass jeder Ton angenehm unser Ohr berührt, wenn er nur für uns erklingt. Und Horn schien sich wirklich des glänzenden Festes heute nur zu freuen, um es ihr zu zeigen.

Sie streiften durch den schönen Park, in dessen entlegenen Teilen ihnen ein fröhlicher Gesang entgegen klang, den die einzelnen Gruppen anstimmten, welche in den verschiedenartigsten malerischen Trachten sich unter den Bäumen hingelagert hatten und ungestört sich im eigenen Kreise amüsierten, während Tausende und aber Tausende hin und her strömten. Schärfer noch als Paulines Blick, der diese mannigfaltigen Bilder erfassen ordnen wollte, stellten die geistvollen und witzigen Bemerkungen

ihres Begleiters sie in das rechte Licht. Sie fand es so schön, dass ein geläuterter Geschmack dem ihren seine Richtung gab, und mit der Fülle des Dargebotenen, das sich immer reicher häufte, wuchs ihr Vergnügen daran, das durch Horns Unterhaltung zu einem Genuss wurde, den sie früher nie gekannt.

Marie aber fühlte bald ihre Kräfte erschöpft, und so suchten denn alle Ruhe und Erquickung in einem der großen Zelte, welche auf den Rasenplätzen aufgeschlagen waren. Aber der Andrang in denselben wurde so groß, dass man das mühsam erkämpfte Plätzchen kaum behaupten konnte und es der Hitze wegen freiwillig aufgab. Bald waren sie wieder von dem wirren Gewühl umgeben, das durch den Reiz des Ortes und die Mannigfaltigkeit der wogenden Menge immer von Neuem ergötzte. Man hatte Mühe, zusammen zu bleiben, und Adolph, der um seine Frau besorgt wurde, beredete sie, mit ihm zurückzufahren. Pauline zeigte sich bereit, sie zu begleiten, obgleich ihr ein Seufzer bei dem Anerbieten entfuhr. Dr. Horn erhob seinen Einspruch, und Marie, die beider Einverständnis um keinen Preis stören wollte, behauptete, sie könne ohne Nachteil für ihre Gesundheit bis zur Illumination bleiben. Adolph’s Bedenken verscheuchte Dr. Horn durch den Vorschlag, dass er sich mit seiner Frau in das Zimmer zurückziehen sollte, welches sie schon früher benutzt und ihnen für das ganze Fest zugänglich blieb.

Mit Mühe mussten sie sich den Weg dahin bahnen, und glaubten ihn vergebens gemacht zu haben, als sie das Zimmer verschlossen fanden; aber Dr. Horn gelang es endlich, eine alte Aufwärterin zu finden, der man den Schlüssel für die Fremden zurückgelassen hatte, während der Beamte, ein alter Bekannter des Doktors, sich mit seiner Familie am Fest beteiligte.

Ein roter blendender Glanz floss durch das dem Abendhimmel geöffnete Fenster den Eintretenden entgegen, als sie das Zimmer aufschlossen, und vergoldete mit seinem warmen Lichte die

Ausschmückung und die hellgrünen Wandtapeten, denen die zarten, schwankenden Schatten des Weinlaubs vor dem Fenster eine bewegliche Dekoration verliehen. Die angenehme Kühle, welche hier herrschte, tat allen wohl; denn Marie war es nicht allein, die sich ermüdet und abgespannt fühlte. So aus den Wellen des Genusses, auf denen man sich nicht behaglich fühlen konnte, weil sie immer zusammenzuschlagen drohten, sich in diese friedliche Ruhe flüchten zu können, war eine Erholung, für die alle dem Dr. Horn dankbar waren. Man rückte traulich zusammen, scherzte und lachte. Marie zerteilte die Orangen, mit denen man sich in den Zelten versehen hatte, der Regierungsrat bot den Herren seine Zigarren an und die Stunde, die man hier in traulichem Gespräch verplauderte, war eine der angenehmsten des Tages, der sich jetzt seinem Ende zuneigte.

Die Glanzpunkte des Festes bilden die Illumination und der Ball; indem man von dem letzteren sprach, sagte Adolph zu dem Regierungsrat: „Geben Sie acht, man wird im Auslande selbst an der Wahrheit Ihrer Worte zweifeln, wenn Sie erzählen werden, dass Sie den Tyrannen, den Herrscher aller Reussen, auf einem Balle gesehen haben, auf dem jedermann ohne Ausnahme ihm willkommen ist.

„Könnte ich nur davon berichten; aber ich fürchte, ich dringe nicht bis zu den Ballsälen vor,“ antwortete der Regierungsrat.

„Unter meinem mächtigen Schutz ist alles möglich,“ sagte scherzend Dr. Horn, der unlängst das Zimmer verlassen hatte und jetzt wieder hereintrat. — „Mein Glückstern wird uns durch eine Galerie leiten, die, von hier aus unmittelbar dahin führt. . . . Also rasch, mein Fräulein! damit ich bald von ihren schönen Lippen hören kann, Sie hätten die Pracht Ihrer Kindermärchen verwirklicht gesehen!“

„Wie!“ fragte Pauline erstaunt, „diese Wunder wollen Sie mir erschließen, und ich soll wirklich den Ball besuchen?“

„Sie werden doch nicht zögern, sich dem Schutze zweier Kavaliere, wie der Herr Regierungsrat und ich es bin, anzuvertrauen?“

„O, gewiss nicht!“ antwortete Marie statt ihrer.

„Aber meine Toilette!“ . . .

„Ist kein Hindernis; denn wir bleiben in einer Galerie, von wo man in den Hauptsaal hinabsehen kann.

„Beeile Dich also!“ sagte Marie, indem sie Pauline den Hut abnahm und eine Rose in’s Haar steckte, die sie aus einer Vase genommen, und ihr die Mantille hinreichend, fügte sie hinzu: „Vergiss nicht, Dich darin zu hüllen, wenn Du die Illumination ansiehst und die Kapuze über den Kopf zu ziehen.“

„Aber, wo finden wir uns?“ fragten Pauline und Adolph zugleich.

„Nach der Illumination in diesem Zimmer,“ antwortete Marie „Nun wohl, es sei,“ schallte es untereinander und gleich darauf befand sich Pauline an Horn’s Arm auf dem Gange, wo sie dessen Bekannter, der Beamte, erwartete. Dr. Horn stellte ihm den Regierungsrat vor, und beide Herren schritten nach kurzer Begrüßung in den labyrinthischen Gängen ihnen voran.

Endlich kamen sie in eine Halle, die einem Treibhause glich, und wo sich eine bunte Menge drängte, welche nur langsam eine mit Teppichen belegte und mit Blumen besetzte Treppe emporsteigen konnte. Das Licht in den Kandelabern schien gedämpft; sollte es nur einen mattgoldenen Schein auf Blätter und Büsche werfen, oder noch schärfer den Lichtstrom erglänzen lassen, der von unzähligen Gasflammen aus dem Saale entgegen leuchtete? — Überrascht blieb Pauline am Eingange der Galerie stehen, und manchen leisen Ruf der Bewunderung hörte sie an ihrer Seite erschallen. Nichts fehlte, um das Großartige, das der Anblick dieser Prachtsäle gewährt, noch zu erhöhen. Man schaute nur auf ein einziges, magisches Zaubernetz von Eleganz und Pracht

hinab, und Pauline richtete, um nicht verwirrt zu werden, den Blick auf ihren Begleiter. „Habe ich Ihnen zu viel verheißen?“ fragte er mit einem Vergnügen, als ob er ihr zu Ehren alles angeordnet hätte.

„Welche Pracht!“ lispelte sie. Aber auch der Regierungsrat wiederholte diesen Ausruf; denn ein strahlendes Lichtmeer, das außer den großen Kronleuchtern noch vielarmige Girandolen und unzählige Kandelaber ausströmten, und das sich in den glänzenden Kristalltropfen, mit denen sie behangen waren, reflektierte, ergoss überall hin seinen blendenden Glanz und erhöhte den Zauber, den Schönheit und Eleganz verbreiteten, und der hier noch einen besonderen Reiz durch das Gemisch der glänzendsten Uniformen und der bunten Trachten des Landes erhielt.

Plötzlich erschallte das Wirbeln der Musik. Durch die geöffneten Flügeltüren traten zwei Kammerherren, welche die Anwesenden auf das Artigste ersuchten, für die nahenden Majestäten Raum zu geben. So viel es der ungeheure Andrang erlaubte, sah man die Masse sich zurückziehen, und die Polonaise bewegte sich, den Kaiser an der Spitze, durch die ausgedehnte Saalreihe, bis sie, von allen gesehen, von allen auf das Freudigste begrüßt, in dem großen Saale, wo sie begonnen, wieder endete.

„Mehr als die Pracht dieses Festes imponiert mir seine Volkstümlichkeit, die es wirklich zu einem einzigen in seiner Art macht,“ bemerkte der Regierungsrat.

„Und sehen Sie, antwortete Horn, „selbst jetzt, wo das Gewühl unentwirrbar scheint, findet doch die größte Ordnung statt. Es ist nur zu bedauern, dass zum Tanzen kein Raum bleibt, denn, bevor sich eine Tanzwelle hier entwickeln könnte, müsste sie schon wieder zusammenfließen.“ „Könnte ich doch mit Ihnen,“ sagte er, zu Pauline sich wendend, „mitten in der flutenden Menge so in maßvollem Wirbel dahinschweben! Es ist

so hübsch, wenn der Rhythmus der schönen Bewegung den Rhythmus der Töne wiedergibt — Lieben Sie nicht auch den Tanz?“

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete sie ohne Bedauern.

„Wie!“ sagte Horn erstaunt, „Sie kennen nicht die schönste Schöpfung der Minute, nicht den Traum von hoher Götterkraft, von jener heißen Daseinslösung in Einheit und in Seligkeit? Ist nie vom Arm eines Freundes umschlungen, durch Ihre Brust jenes geheimnisvolle Klingen gezogen, jene beseligende Ahnung, welche die schöne Gegenwart mit einer noch schöneren Zukunft vereint?“

Leise schüttelte sie das schöne Haupt.

„Sie haben gespart, um reiche Schätze für den Glücklichen aufzuhäufen, dem Sie einst gehören werden,“ sagte Horn, ihren Arm, den er noch in dem seinigen hielt, leise an sich drückend.

Pauline errötete lächelnd. „Was sind Sie großmütig,“ sagte sie scherzend. „Sie machen mir zum Verdienst, was die Verhältnisse bedingten . . . Doch, da Sie mich nicht in das Zauberreich des Tanzes einführen können, so führen Sie mich noch ein wenig in dieser glänzenden Märchenwelt umher.

„Sie haben recht!“ bemerkte der Regierungsrat. „Sehen wir uns noch weiter um.“

„Wie Sie befehlen,“ sagte Horn; aber, indem sie ihren Platz aufgaben, wurden sie von dem Menschenstrom, der von den Wellen der Musik getragen, auf und ab wogte, mit fortgerissen und mehr gezwungen als freiwillig die Treppe hinab und in den Saal gedrängt.

Die ganze Reihe dieser prachtvollen Gemächer wollten sie nicht durchstreifen, sondern den Ausgang zum Garten zu gewinnen suchen. Wohin man aber schaute, immer bot sich etwas der Beachtung und der Bewunderung dar. Zwischen malerisch geordneten Bouquets und hohen Gebüschen standen schwellende Diwans und Fauteuils, schauten die Büsten von Russlands Herrschern

hervor , und die bis zum Plafond reichenden venezianischen Spiegel strahlten die lieblichsten Huldgestalten zurück. „Oft aber stimmt die Pracht der Roben mit dem Luxus der Blumen und des Schmuckes mehr überein als mit der Schönheit der Damen, welche sich darin zeigen," bemerkte Dr. Horn zu Pauline, deren ungeübtes Auge überall Schönheiten von Gottes Gnaden zu sehen wähnte, zu denen sie vor allen gehörte. Ihr Begleiter musste dies annehmen, da seine Blicke immer zu ihr zurückkehrten. Die ihren aber streiften mit Vergnügen über die Menge hin; bald darauf sagte sie doch: „Es ist mir unbegreiflich, dass trotz der tropischen Hitze, die im Saale herrscht, Behagen aus allen Gruppen zu strömen scheint, und Freude und Genuss sich immer auf gleiche Höhe zu erhalten vermögen. Ich wenigstens fühle mich von dem Gewoge, der Musik, dem Lichtstrom und all dieser Pracht wie betäubt."

„Willst Du Dich en parure vergnügen — so musst Du die
Natur besiegen,
Und was sonst dünkt Dir eine Qual — Dir rechnen zu der
Freuden Zahl,"

sagte Horn lächelnd.

„Nein, nein! ich vermag es nicht; ich bitte Sie, mich von dieser Freuden Zahl zu erlösen."

„So halten Sie nur meinen Arm fest; wir wollen versuchen, den Ausgang zu erreichen."

Es gelang ihnen leichter, als sie glaubten; denn alle drängten dahin, wo die Illumination beginnen sollte, und bald atmete Pauline im Freien auf; aber vergebens schauten sie sich nach dem Regierungsrat, der bis jetzt immer in ihrer Nähe geblieben war, um.

„Es ist nur gut," sagte Pauline. „dass wir wissen, wo wir uns wieder treffen; denn sonst . . ."

„Wären Sie nur auf meinen Schutz angewiesen," fiel Horn

ihr ins Wort. „Warum fürchten Sie es, warum sehen Sie nicht lieber, da es, schon zum zweiten Male geschieht, darin eine Fügung der Vorsehung Gottes?“ fragte er mehr dringend als scherzend.

„Nun, wohl denn,“ antwortete Pauline rasch; „so will ich Sie denn zu meiner Vorsehung machen, die mich hüten soll — vor Erkältung. Geben Sie mir rasch die Kapuze meiner Mantille über den Kopf.“

Er tat es nicht ohne Empfindlichkeit; aber indem sie ihr Haupt beugte und seine Hand ihr weiches, schönes Haar streifte, fühlte er seinen Missmut von dem Atem ihres Mundes, der ihn anwehte, verscheucht und mit einem von Freude und Stolz gemischten Gefühle legte er wieder ihren Arm in den seinen und führte sie aus dem Portal, in dem sie standen, hinaus in den Garten.

Es war ein wunderbar schöner Abend, der die Reize von Tag und Nacht in sich vereinte; denn er hatte auch die ganze Wärme des Sonnenscheins bewahrt und zeigte zugleich die hohe Pracht des Sternenhimmels — „O, wie schön ist dieser große, grüne Baumpalast, er kann alle Gäste umfassen, und seine Schönheiten übertreffen jedes Erzeugnis der Kunst!“ sagte Pauline.

„Sehen Sie doch, wie das Halbdunkel vieles, was die Illusion stören könnte, deckt, und wie das Geheimnis der tiefen Schatten alles in zauberhafter Form erscheinen lässt!“

„Diese Geheimnisse werden bald von dem strahlendsten Licht enthüllt werden, und diesem Park, den Sie einen Naturpalast genannt haben, wird seine Beleuchtung nicht mehr fehlen. Schon tritt die Kaiserin auf den Balkon und schwingt ihr Taschentuch wie einen Zauberstab, und sehen Sie nicht, wie plötzlich der ganze Garten erleuchtet wird!“

Und es war, wie Dr. Horn es verkündigte. Tausend Flämmchen flogen zu gleicher Zeit von den untersten Sprossen blitzschnell

bis oben hinauf in die Gipfel der Bäume. Kaum war eine Viertelstunde vergangen, so standen Garten und Park wie in Flammen.

„So endet denn heute die Märchenwelt nicht, und ich kann wohl noch das Wunderwerk eines Sommernachtstraumes sehen?“ fragte Pauline.

„Und wir brauchen dabei nicht einmal wie in der Zauberflöte durch Feuer und Wasser zu gehen! Sie wissen doch, dass in dieser Oper die Liebenden vor ihrer Vereinigung so schwere Proben bestehen müssen?“ fragte er, nur um zu sehen, wie sie den Vergleich zwischen sich und Liebenden ausnehmen würde.

„Ich kenne die Oper nicht,“ sagte sie unbefangen weiter schreitend“ „aber welche großartige Erscheinung strahlt uns dort entgegen; haben sich Wasser und Feuer vermählt?“ fragte sie überrascht.

„Das ist die goldene Treppe. Im rauschenden Strome stürzt sich die Welle der Kaskade über die scheinbar brennenden Stufen, deren wohl geschützte Flammen den zischenden Strom in hundertfarbiger Glut erscheinen lassen!“ erwiderte er.

„Welch zauberhafter Anblick!“

„Nirgends können Sie ihn von so überraschender, imponierender Art finden. Doch nun lassen Sie uns zu dem „Herkules“ gehen, der ein Wasserspiel entfaltet, mit denen sich selbst die „großen Wasser“ in Versailles in keinen Wettstreit einlassen dürfen!“

Pauline wanderte an Horn`s Seite wie in einem Zaubergarten; sie wähnte den Traum eines Poeten verwirklicht und fühlte sich selbst poetisch angeregt von allem, was sie sah. Die großartigste Illumination spiegelte sich nicht bloß in den herrlichsten Wasserkünsten, sondern diese himmelanstrebende Glut warf ihren Reflex sogar bis in die Bucht des Meeres. Das Rauschen der Musik im Palast wurde unterbrochen durch das Krachen der Kanonen, welche in Kronstadt am Bord der Schiffe gelöst wurden,

von denen auch zahllose Raketen aufstiegen. Ein unbewölkter, tiefblauer, sternbesäter Himmel wölbte seine Kuppel über alle diese Herrlichkeiten und erhöhte sie dadurch noch.

Um 10 Uhr endete der Ball. Der Hof machte seine Fahrten durch den Park, um Heerschau über die Armee von Flammen zu halten, die überall hier verbreitet waren. Selbst in den entferntesten Gängen erhoben sich Riesenkandelaber, Perlschnüre von kleinen farbigen Ballons und eine unübersehbare Reihe von Ballonlüster und Ballontempeln. Und diese glänzende Beleuchtung fiel auf unzählige Gruppen, die von Tausenden gebildet waren, welche hier bei fröhlichen Gesängen lagerten oder sich in ihren so fremdartigen, schönen National-Trachten unter freiem Himmel ein Nachtquartier wählten, wo sie oft am Feuer jubelnd oder träumend dem anbrechenden Morgen entgegen harrten. Denn die meisten der Anwesenden suchen ihre Ruhestätte, so gut sie sich findet, in Zelten, in oder unter den Wagen, endlich an großen Wachtfeuern auf.

Noch hatte die Zeit der Ruhe nicht begonnen, denn mit der Illumination erst erreicht das Fest, das unbedingt die großartigsten, schönsten Volksbelustigungen bietet, seinen Gipfelpunkt. So auch für Pauline und ihren Begleiter. Sie ging so heiter an seiner Seite, als gebe es für sie weder Vergangenheit noch Zukunft, sondern nur eine freudenerfüllte Gegenwart, der sie sich ohne Rückhalt hingeben konnte. Nicht der Garten allein, alles schien ihr heute in magischem Lichte, alles hatte seinen Reiz und seine Schönheit verdoppelt. Das Wasser leuchtete in den Gluten des Feuers, und selbst in den Blumenbeeten loderten neben den Blüten als verschiedenartige Flammen die Blätter empor.

Nicht der Zauber des Anblicks, der für ihn kein neuer mehr war, erhöhte wie bei Pauline Horn’s Stimmung; es war das Bewusstsein, dass die Sympathie, die er beim ersten Begegnen für

sie empfunden, sich bei jedem neuen Zusammensein steigerte, dass Pauline mit seiner Liebe zugleich seiner Verehrung wert sei und sein Herz wie seinen Geist beschäftigen könne. Diese Überzeugung hatte ihm bis jetzt noch nie ein weibliches Wesen eingeflößt; aber war sie hinreichend, ihn zu einem Glück verheißenden Entschluss zu bringen? Jedenfalls gab sie ihm mehr Innigkeit und Wärme und jene wahre Empfindung, die eine ähnliche zu werten vermag.

Nicht das Gewoge um sich beachtete er; ihm war es, als wandle er mit Pauline allein in dieser milden Sommernacht durch die Vorhallen eines Tempels und zum ersten Male drängte es ihn, sich über sich selbst auszusprechen; der Übermut, mit dem er sonst das Leben betrachtete, ging in eine ernstere Auffassung desselben über. Es war, als hätte er seinen Glauben an die absolute Machtvollkommenheit des Individuums verloren, als könne er sich nicht mehr über jedes Objekt stellen, als müsse er jedem gerecht werden. Er wollte sich nicht mehr genießen, sich aber auch nicht mehr ironisch vernichten. In einem kleinen eingeschränkten Lebenskreis wollte er von jetzt ab das Glück suchen; in der natürlichen Gebundenheit und in den sittlichen Beziehungen, die sich daraus gestalten, glaubte er es leichter zu finden. — Aber müsste er da nicht, fragte er sich, mit einer bestimmten Tat beginnen, deren Folgen dann wie eine reich verschlungene Gliederkette sich durch alle seine Tage hinziehen würden? Sollte er wirklich allen Freuden eines freien Lebens entsagen und den Flügelschlag, mit dem er sonst von einer Mädchenrose zur anderen flog, in das Netz der Häuslichkeit binden? Er hatte keine bestimmte Antwort darauf, aber gab sie ihm die innere Stimme, welche ihm zurief: „Strebe nach Klarheit und Einheit und suche dir das Glück zu erhalten, welches diese Stunde dir bietet; denn sonst schwindet es für immer!“ Aber das verminderte nicht seine Unschlüssigkeit, und die Erinnerung an sein bis jetzt von ihm geführtes und gepriesenes Leben machte sich mit der zwingenden Kraft der Gewohnheit

geltend, die immer auf's Neue treibt, das zu tun, was man sonst getrieben.

Warum den Moment mit Zukunftsträumen erfüllen, warum nicht lieber ihn voll genießen? Pauline war weicher und eingehender, als er sie bis jetzt gesehen. Er untersuchte nicht, ob diese erhöhte Stimmung aus Dankbarkeit zu ihm für alle die heitern Stunden, mit denen er die Monotonie ihres unbehaglichen Lebens unterbrochen hatte, oder einem tieferen Gefühl entsprungen war; genug, dass sie so war, dass es ihm vergönnt sei, sie zu benutzen. Er sprach immer wärmer und beziehungsvoller, und sie hörte ihm träumerisch zu. Sie lauschte schweigend darauf wie auf eine schöne Melodie; aber, ob diese eine Erinnerung wachrief oder in eine bis jetzt unerfüllte Seele einzog, konnte er nicht unterscheiden. Eine lärmende Menge, die ihnen entgegenkam, verscheuchte die elegische Stimmung, der beide bewusst oder unbewusst sich hingaben. Ängstlich verlangte Pauline, auf dem nächsten Wege zu den Ihren geführt zu werden, und Horn, der es erst auf Umwegen tun wollte, musste, von ihr gedrängt, sich dazu entschließen. Sie fanden das Zimmer leer, und Pauline hörte zu ihrem Schrecken von der Aufwärterin, dass die Frau Doktor unwohl geworden und mit den beiden Herren zurückgefahren wäre, nachdem sie dem Fräulein noch ein Tuch und den Bescheid zurückgelassen habe, so lange, wie es ihr gefiele, zu bleiben. Empört über diese Rücksichtslosigkeit Mariens, suchte Pauline dennoch ihre Empfindlichkeit darüber zu verbergen. Sie wollte es vermeiden, ihrem Alleinsein mit Dr. Horn eine besondere Wichtigkeit beizulegen, und doch verbreitete es den Ausdruck einer Weichheit und Hilfslosigkeit über ihr Wesen, der ihm sehr reizend war, und erfreut rief er: „Nicht der Zufall allein, auch die Ihrigen weisen Sie auf mich an. Folgen Sie also dem Ruf des Geschickes, und nehmen Sie mich von nun freiwillig zu Ihrem Führer!“ fügte er mit einer Innigkeit hinzu, die mehr als seine Worte seine Empfindung verriet.

„Schutzlos und verlassen wie ich bin, würde meine Wahl heute, wie von der Notwendigkeit bedingt, erscheinen. Frei muss man sein, um freiwillig Gaben gewähren zu können," antwortete Pauline, schon ruhig geworden.

„Verschließen diese Worte eine Abweisung oder eine Verheißung?" fragte er dringend.

„Wir formen nach unseren Wünschen, was eine Deutung zulässt," sagte sie leicht hin.

„O, dann will ich mich einstweilen bescheiden!" rief er, indem er ihre Hand ergriff und sie küsste. Sie entzog sie ihm rasch, setzte sich den Hut auf und hüllte sich in das Tuch, das ihre Schwägerin zurückgelassen hatte. „So," sagte sie, „nun bin ich bereit, Ihnen zu folgen."

„Aber Sie bedürfen erst der Erholung; Sie müssen ermüdet und abgespannt sein; der Tumult hat Sie gewiss betäubt, das vielfach Neue, das sich Ihnen heute aufdrängte, erregt. Ruhen Sie erst ein wenig auf jenem Diwan, ehe wir die Heimfahrt antreten," sagte Horn besorgt.

„Ihre freundliche Fürsorge ist unnötig," erwiderte Pauline, indem sie, statt sich auf den Diwan zu setzen, an das Fenster trat. „Ich fühle mich noch vollkommen rege genug, die Schönheiten dieses wundervollen Abends zu empfinden, richtiger — dieser Nacht; ich vergesse immer, dass hier die Dunkelheit einige Stunden früher als bei uns beginnt."

„Ja," sagte Horn, der zu ihr an's Fenster trat, aber nur das Profil ihres Gesichtes und das sinnende, in die Ferne gerichtete Auge sehen konnte. „Mitternacht ist vorüber, der andere Tag hat schon begonnen und vereint werden wir eine neue Morgenröte begrüßen.

Pauline zuckte leise zusammen. „Alle Lampen sind bereits erloschen?" sagte sie ängstlich, „und von allem Glanze. . ."

„Bleibt allein das Unvergängliche, die Natur," fiel er ihr

in's Wort. Sie sah ihn erstaunt an. „Sie wundern sich," fuhr er fort, „diesen Ausruf von mir zu hören. Glauben Sie mir auf Ehre, ich habe das Scheinleben in der Gesellschaft herzlich satt; denn mein Blick ist jetzt scharf genug, um ihre Irrtümer und Berechnungen, ja das Unwahre ihrer Ehre und selbst ihrer Tugenden zu erkennen, und das danke ich Ihnen, Pauline!"

„Mir?" fragte sie zögernd.

„Ja, Ihnen, der ich mehr noch, ein neues glücklicheres Leben verdanken möchte!" sagte er warm.

Er sucht nicht die Wahrheit allein, er sucht eine nähere Beziehung zu Dir, — dieser Gedanke durchfuhr Pauline mit Blitzesschnelle und beleuchtete alles, was ihr bis jetzt in Horns schwankendem Wesen unklar war; aber, ehe sie noch von ihrer Überraschung sich sammeln konnte, wurde ihr Alleinsein mit ihm durch die eintretende Magd unterbrochen, die verdrießlich fragte, ob die Herrschaft noch etwas zu befehlen hätte.

„Nein, wir werden Sie nicht länger stören," sagte Pauline, rasch der Tür zuschreitend. Horn folgte ihr nur zögernd. Als sie aus dem Palais in's Freie traten, bot er ihr den Arm. „Sie zittern, Ihre Hand ist kalt," rief er besorgt; „die Folgen der Übermüdung zeigen sich. Ich kann es nicht wagen, so mit Ihnen die Fahrt nach Petersburg zu machen. Wollen Sie nicht dem Freunde, so müssen Sie dem Arzte folgen. Gehen wir in das nächste Zelt, die Menge hat sich schon verloren, und wir finden dort wohl ein bequemes Plätzchen."

Erst, als Pauline es erreicht hatte, fühlte sie, wie sehr sie erschöpft war; sie sank fast auf den Sessel hin und mit Behagen sah sie, wie das Tischchen vor ihr mit kalten Speisen, Wein und Tee serviert wurde. Sie war in der einen Ecke des Zeltes mit ihrem Begleiter allein, der in der Sorgfalt um sie eine bezwingende Liebenswürdigkeit entfaltete. Die Innigkeit seines Tones hatte sich nicht vermindert; aber seine Worte wurden schon hin

und wieder von sprühenden Witzfunken durchleuchtet. Dies gab Pauline ihre Unbefangenheit wieder, und ihre Unterhaltung, welche der Reiz der inneren Beziehung erhöhte, gewährte ihnen so viel Anregendes, dass sie immer lebendiger wurde. Die wohltuende Wärme des Tee's war es nicht allein, die Paulines Wangen mit einer verschönernden Röte überhauchte; denn selbst ihre Augen leuchteten von Befriedigung, als sie den Worten ihres Begleiters lauschte oder seinem scherzenden Angriff siegreich zu begegnen wusste. Sie fühlte im Kampfe mit einem ebenbürtigen Geiste die Schwingen des ihrigen wachsen, und es überraschte sie nicht mehr, wenn die in Horn unbewusst entkeimten Gefühlsblüten mächtig aufschossen und mit ihrem bewältigenden Dufte die karge Übung ihrer unergiebigen Verständigkeit betäubten. Sie gab sich willig ihrer erhöhten Stimmung hin und schien mehr auf die beflügelten Schläge ihres Herzens als auf die Mahnung zu lauschen, welche auf eine strengere Zurückhaltung hinwies,

Nie hatte sie Horn so von innen heraus freudestrahlend gesehen, obgleich er nicht des Sieges, vielleicht aber der Überzeugung gewiss war, dass er ihn erringen werde. Er dämpfte die Glückshymne, die sein alter Übermut anstimmen wollte und zog es lieber vor, mild, wie edle Überwinder es sind, zu sein. Aber, wollte er die Gluten, die in ihm wogten, nähren oder dämpfen, indem er die Flasche Wein fast leerte, die vor ihm stand? Oder tat er es aus alter Gewohnheit, die Stimmung froher Stunden noch durch den Genuss des Weines zu erhöhen? Gern hätte er der Glücksgöttin noch eine Libation gebracht.

Vergebens hatte Pauline bis jetzt an die Heimkehr gemahnt. Eben wollte sie sich entschieden erheben, als einige Offiziere auf einen Platz in ihrer Nähe zuschritten. Einer von ihnen schien ein genauer Bekannte Horns zu sein; denn er rief, indem er sich näherte, ihm schon entgegen: „Was zum Teufel! Doktor, treiben

Sie denn? Schon seit Wochen machen Sie sich unsichtbar, warum besuchen Sie nicht mehr unsern Klub?“

Horn war aufgesprungen und antwortete ihm in russischer Sprache. während die beiden anderen Offiziere auch hinzutraten und ihn flüchtig begrüßten. Der eine von ihnen zog gleich darauf sein Lorgnon und begaffte Pauline auf die unverschämteste Weise, während der andre lachend und halb laut Horn fragte: „Est elle aussi française? Ah! elle est charmante.“

Aus dem wirren Durcheinanderreden und den einzelnen Worten, welche sie verstand, erkannte Pauline, dass die Rede von ihr und zwar nicht auf die achtungsvollste Weise war. Sie erblasste vor Schrecken und, obgleich diese Szene nur einige Minuten währte, dünkte sie ihr eine Ewigkeit; denn in jeder Sekunde erwartete sie, dass Horn sie auf eine ihr Genugtuung gewährende Art beenden würde. Endlich sah sie fragend zu ihm hin. Ihre Blicke begegneten sich; aber in dem seinen las sie Unentschlossenheit. Ruhig, obgleich sie es nur scheinbar war, ergriff sie ihren Schal und schritt hart an den Herren vorbei, die ihr unwillkürlich Platz machten, dem Ausgange zu. Horn war rasch an ihrer Seite und bot ihr den Arm; sie lehnte ihn schweigend ab, und vor Erregung verstand sie nicht einmal, was er zu ihr sprach; denn seine Worte waren für sie jetzt nur noch leerer Schall. Immer fühlte sie noch die beleidigenden Blicke der Offiziere auf sich ruhen, immer hörte sie noch ihr halblautes Gelächter und Geflüster. Atemlos, als verfolge man sie, schlug sie dieselbe Richtung, die die Menge nahm, ein. Da fühlte sie eine Hand auf der Schulter; sie zuckte zusammen und schüttelte sie wie ein Gewürm von sich ab; aber sie blieb stehen. Doch hatte sie für Horns Fragen oder Mitteilungen, — sie konnte es nicht mehr unterscheiden — nur die Worte: „Der Wagen, wo ist der Wagen?“

Am Ausgange des Parkes standen nur noch einige Equipagen, und es war leicht die gesuchte zu finden; Pauline berührte

nicht die Hand des Doktors, als sie hineinstieg. Schweigend drückte sie sich in eine Ecke, und erst als er eine Weile begütigend und sanft zu ihr gesprochen, sagte sie, dass sie todmüde und betäubt sei und nur das Bedürfnis nach Ruhe empfinde. — Er verstummte; aber dieses unfreiwillige Stillschweigen reizte ihn und machte ihn auf's Neue ungerecht. Früher geneigt, es sich zum Vorwurfe zu machen, dass er Pauline feige in einer peinlichen Situation gelassen und nicht lieber durch eine geniale Benutzung des Moments aus dem Begegnen der Offiziere den Vorteil gezogen hatte, sie als seine Braut zu präsentieren, erschien sie ihm jetzt viel zu launenhaft und bizarr, um zu wünschen, dass sie es sei. Was war denn geschehen, dass sie sich so entschieden von ihm wandte? — Aber vielleicht entsprang es nur aus einem Überreiz der Nerven, mit deren Beschwichtigung wieder alles auf den alten Standpunkt kommen würde. — Mit vielem Geiste und wenig Herz ist es leicht, sich vor sich selbst zu rechtfertigen; der Egoismus findet immer Gründe zu seiner Selbstverteidigung. Horns glänzender Geist war nicht durch die Wahrheit und Erkenntnis gebildet; darum verzehrte sein Feuer nicht das Falsche allein; es warf auch glänzende Streiflichter auf das, was besser im Dunkeln blieb. So glich er eigentlich einem Schauspieler, der in allen Rollen gleich exzelliert, der auf alles zu antworten weiß, der sich erniedrigen und sich erheben, sich verleugnen und sich schminken kann.

Bald mit sich versöhnt, wurde er es auch mit Pauline, die sich so still an seiner Seite verhielt, als wäre sie eingeschlummert. Die milde, frische Nachtluft, die durch die geöffneten Wagenfenster drang, kühlte ihr die heiße Stirn und beschwichtigte die lauten Schläge ihres Herzens, während die Ereignisse des Abends und die wechselnden Bilder des Tages im wirren Durcheinander sie umschwirrten. Sie hatte weder die Neigung, noch die Klarheit, sie zu sondern und, sowie sie die Augenlider senkte, um keine äußern Eindrücke mehr aufzunehmen, so schloss sie auch ihr inneres Auge,

um nicht zu schauen, was sie sich klar zu machen scheute. Willenlos ließ sie sich von der sanften Bewegung des Wagens in eine schlummerähnliche Betäubung wiegen und vergaß darüber, wer an ihrer Seite war. Aber Horn empfand ihre Nähe nur zu gut. In den Schatten der Morgendämmerung, in denen das Laub der Bäume mit den sich färbenden Wolkenstreifen zu verschmelzen schienen, und die Gegenstände sich nur unklar zeigten, empfand er doch deutlich den Reiz des jungen Mädchens, dessen gleichmäßige Atemzüge ihre Ruhe verrieten, die er nicht teilte. Ihm ward es, als ginge ein elektrisches Fluidum von Pauline aus, als müssten die dunklen Flechten, die aus dem leicht verschobenen Hut hervorquellen, sich wie ein Band um seinen Hals schlingen, ihn nie mehr aus ihrer fesselnden Nähe frei zu lassen. Aber er wollte sie auch nicht fliehen, hätte er doch so mit ihr vereint, in die Unendlichkeit fahren mögen! — Wozu auch die vielen Umständlichkeiten, waren sie nicht beide frei; fühlte er sich nicht mächtig zu ihr hingezogen? Hatte nicht manch' inniger Blick aus ihren dunklen Augen heute auf ihm geruht? — Er fühlte das Blut in seinen Adern mächtiger rollen und in sich eine Lebenskraft und Lust, die selbst den Moment nicht unbenutzt entfliehen lassen mochte. Er wandte sich Pauline zu. Wollte er sich mit ihr verständigen? Sie schien zu schlummern; die Mantille war ihren Schultern entglitten und unter dem leichten Kragen, der sie verhüllte, zeichneten sich die edlen, schwellenden Formen der Büste verführerisch ab. — Erregt von Paulines Nähe, vielleicht auch von dem genossenen Wein und seinem Verlangen, fühlte er sich in Liebe zu ihr entbrannt; er glaubte im idealen Sinne der Jugend, während er es nur von jener Leidenschaft war, wie sie die Schönheit heißen Sinnen abgewinnt. Leise legte er seinen Arm um ihren Leib und plötzlich fühlte Pauline, wie seine glühenden Lippen ihren Nacken berührten. Sie zitterte heftig; — noch heißere Küsse schienen ihre Schulter zu versengen. Das war zu viele Schmach! — Mit einer raschen Wendung entzog sie

sich ihm und drückte sich so fest in die Ecke des Wagens, dass nur offene Gewalt sie davon loslösen konnte. Ihr bleiches Antlitz, welches sie ihm zuwenden musste, schreckte ihn aus dem Taumel, in welchem seine leidenschaftliche Aufwallung ihr eine schwer zu sühnende Beleidigung zugefügt hatte.

War er zur Erkenntnis seines Unrechts oder wenigstens des Gefühls gekommen, dass er Pauline auf's Neue und dieses Mal auf's Schmerzlichste beleidigt hatte, oder sagten es ihm erst einzelne schwere Tränen, die auf seine Hand fielen, als er die ihre ergreifen wollte? Sie ließ es dazu nicht kommen. „Rühren Sie mich nicht an, oder ich stürze mich aus dem Wagen!“ rief sie. Die gestörten Züge des Mädchens, ihr Ausruf, in dem mehr der Zorn, als die Angst wiederklang, brachten ihn vollständig zum Bewusstsein. Eine Pause des tiefsten Schweigens ward nur durch das Wehen der scharfen Morgenluft und das laute Schlagen ihres Herzens unterbrochen. Pauline presste ihre zitternde Hand an die Stirne; aber gewaltsam suchte sie ihre Tränen zu unterdrücken, und um den Mund bildete sich schon ein kalter, stolzer Zug.

Vergebens suchte Horn nach Worten. Wie lebendig und begeisternd waren sie ihm sonst von den Lippen geströmt vor vornehmeren, schöneren Frauen, die ihm so leicht einen Kuss verziehen hatten! Endlich fasste er Mut. Er sprach von seiner Liebe zu ihr, und dass das Übermaß derselben ihn auf einen Augenblick seiner Vernunft beraubt, weil es ihm Bilder vorgegaukelt, die, so hoffte er, die Zukunft verwirklichen werde. Seine Phantasie habe das Ziel schon erreicht gesehen, wonach er strebte. Warum ihn also büßen lassen, weil er jung, Dichter und von ihren Reizen erfüllt war? Einen neuen Sonnenschein habe ihr Auge in seine Seele gelächelt und ihr Herz und ihr Geist ihn mit einem Zauber umstrickt, gegen den er weder ankämpfen könne noch wollte. Längst hätte sie schon erkennen müssen, was sie ihm sei, wie sehr er sie liebe. . . .

Schweigend schüttelte Pauline das Haupt, indem sie eine leichte, abwehrende Bewegung mit der Hand machte. War sie zu erregt, um sprechen zu können, oder wollte sie es nicht? Horn wagte nicht weiter in sie zu dringen. Er wollte ihr Zeit lassen, sich zu beruhigen, und sprach erst sanft begütigend zu ihr, dann erst wieder von seiner Liebe. Aber so erregt sie war, so klar fühlte sie doch, dass es keine reine Liebe war, die zu ihr sprach; denn ihr Herz blieb unberührt und der Zorn und die Verachtung, welche Horns Betragen ihr einflößte, wurden erst nach und nach durch die ehrerbietige Entfernung begütigt, in welcher er sich hielt.

So fuhren sie still in den anbrechenden Morgen hinein. Konnte für sie, noch vereint, ein neuer Tag beginnen? Horn mochte es wohl annehmen; er hatte die Welt immer mit nüchternem Blick beobachtet und mit seinem kalten Verstande nahm er tiefe, seelische Schmerzen und Irrungen, weil er sie nicht begriff, für Hirngespinste, die verwehen mussten. Sein Selbstbewusstsein half ihm rasch über alle Grübeleien und Skrupel hinweg, und umso leichter, weil er fühlte, dass, soweit sein Wesen und seine Weise es zuließen, seine Neigung für Pauline Wahrheit und Innigkeit besaß, ja sogar eines poetischen Hauches nicht entbehrte. Er hoffte sicher auf ihre Verzeihung; er wusste, dass jedem Mädchen seine Huldigung erwünscht, und dass die meisten dieselbe schon seines Reichtums und seines vorteilhaften Äußern wegen freudig erwiderten. Gehörte denn Pauline zu den Überspannten und Ausschließlichen, die in dieser Welt des Scheines nach Idealen trachten und im törichten Verfolgen derselben die wirklichen und greifbaren Güter von sich stoßen?

Still und ernst sah sie die Straße entlang, ohne die Schönheiten zu beachten, die sie gestern entzückt hatten, ohne eine Bemerkung oder ein Lächeln für die oft so seltsamen und komischen Gruppen der hinziehenden Wanderer zu haben, die in dem zweifelhaften Lichte des beginnenden Morgens oft nur wie Schatten em-

portauchten. Endlos, so schien es ihr, dehnte der Weg sich aus; . . . aber plötzlich bemerkte sie, dass sie schon in der Residenz waren, und bald darauf, dass sie in wohlbekannte Straßen einbogen. Vor dem Institut hielt der Wagen. Horn sprang rasch hinaus; aber, ehe er Pauline die Hand reichen konnte, war sie gewandt an ihm vorbeigeschlüpft, und als er sich nach ihr umsah, verschwand sie eben in dem hohen Portal.

_____

Achtes Kapitel.

Wähnte Pauline, man könne ihr die ihr angetane Schmach ansehen, als sie mit beflügelten Schritten ihr Zimmer zu erreichen suchte, oder glaubte sie sich verfolgt? Sie atmete erst freier auf, als sie hinter sich die Tür verschlossen hatte. Unwillkürlich trat sie vor den Spiegel, als müsste sie darin die entstellenden, unverwischbaren Feuermale sehen können, die jene entweihenden Küsse ihr aufgedrückt. Sie sah aber nichts als ihr bleiches Gesicht; das brachte sie zur Besinnung. Was war denn geschehen, dessen sie sich zu schämen brauchte? Können wir uns vor dem Regen schützen, der uns an schönen Tagen überfällt und unser Gewand verdirbt? Und doch erglühte sie vor Scham und Zorn, wenn sie an das Erlebte dachte; aber sie wollte nicht denken, sie wollte versuchen zu ruhen und wirklich verhalf die körperliche Ermüdung ihr zu einem erquickenden Schlummer.

Noch vor dem Frühstück, als Pauline kaum ihren Anzug beendet hatte, kam das Stubenmädchen geheimnisvoll mit einem Brief des Dr. Horn auf ihr Zimmer. „Der Diener wartet auf Antwort," hieß es. „Er soll sie sogleich bekommen," antwortete Pauline und, als das Mädchen nach einigen Minuten wiederkam, erhielt es den eben empfangenen Brief nur mit einem anderen Kuvert und einer anderen Adresse versehen wieder zurück. Es stand noch, mit dem Diener plaudernd, in dem Vorzimmer, als die Frau

Doktorin in demselben erschien; ihr scharfes Auge entdeckte leicht in der Hand des Mädchens den Brief; sie nahm ihn ab, erkannte lächelnd Paulines Handschrift und empfahl ihn dem Diener zur aufmerksamen Besorgung.

So war endlich eine Verständigung angebahnt und das erwünschte Ziel erreichbar. Triumphierend über ihre gelungene List und neugierig zu erfahren, auf welche Weise deren Erfolg sich gemacht, begab sich Marie auf das Zimmer ihrer Schwägerin. Sinnend, den Kopf in die Hand gestützt, saß Pauline wider ihre Gewohnheit unbeschäftigt auf dem Sofa. Rasch erhob sie sich bei Maries unerwartetem Eintritt; doch statt sie zu begrüßen, rief sie ihr zu: „Wie war es gestern Euch möglich, mich so rücksichtslos zu verlassen?!“

„Ich könnte Dich dasselbe fragen; denn der Regierungsrat stellte sich pünktlich nach dem Feuerwerk ein, Ihr aber nicht, und da wir Dich in dem Schutze eines lieben Freundes wussten, ich mich auch sehr angegriffen fühlte, fuhren wir in der Überzeugung zurück, dass Ihr bald folgen werdet. — Aber Ihr seid lange geblieben; habt Ihr Euch denn so gut unterhalten?“

„Unvergesslich wird mir die Illumination bleiben!“ antwortete Pauline ausweichend.

„Ich glaube, das ganze Fest,“ entgegnete Marie lächelnd.

„Gewiss, es umstrickte mich wie mit einem Zauber, und ich nicht allein war davon entzückt, sondern auch der Regierungsrat, der doch ähnliche Feste schon in Paris und London gesehen.

„Und Dr. Horn?“ fragte Marie forschend.

„Du kennst ihn ja; bald gab er sich den Eindrücken des Augenblicks hin, bald scherzte er darüber und im Allgemeinen blieb er, wie immer, indifferent . . .“

„Wahrlich, Du hast Dich nicht zu beklagen, dass er es Dir gegenüber ist. Was wollte denn sein Diener schon so früh hier?“

„Er holte etwas ab,“ antwortete Pauline errötend.

Wie? Auch sie konnte die Wahrheit umgehen? Marie sah sie erstaunt und forschend an. Schon wollte sie ihr triumphierend sagen, dass sie besser unterrichtet sei; aber sie besann sich, dass es vielleicht Paulines Eigensinn reizen und ihr das entschlüpfen könnte, was sie sowohl berechnend eingeleitet hatte. Leicht ging sie darüber hinweg und, mild und aufmerksam, wie sie in der letzten Zeit gegen Pauline gewesen, schien sie auch im Laufe des Tages ihr träumerisches Wesen nicht zu beachten. Oft war es ihr, als wolle Pauline ihr etwas anvertrauen; aber, wenn sie dann ihren scharfen Blick auf sie richtete, gingen ihre Mitteilungen auf allgemeine Dinge über.

Vergebens erwartete sie die Entscheidung von dem kommenden Tage; er verging, ohne dass Horn sich sehen ließ oder Pauline es beachtete. Sie schien weder beunruhigt, noch selbst beleidigt durch sein längeres Ausbleiben, aus dem aber Marie ernste Besorgnisse schöpfen wollte. „Gewiss ist er krank," sagte sie, „und es ist unverzeihlich von uns, dass wir ihm kein Zeichen der Teilnahme geben. Ich will zu ihm schicken, Erkundigungen einzuziehen."

„Frage doch erst Adolph," riet Pauline.

Dr. Leves konnte die beruhigendste Auskunft geben; nur fiel es ihm jetzt erst auf, dass Horn in seinem Wesen ungleich und verändert, bald von welcher Stimmung, bald einsilbig war. Maries Unruhe wurde durch diese Mitteilung erhöht; selbst ihr Scharfsinn scheiterte an dem Bestreben zu erraten, was vorgefallen, und von Pauline etwas zu erfahren, misslang jeder Versuch wegen ihres schweigsamen Gleichmutes. Marie konnte ihr nicht das kleinste Geständnis abgewinnen; sie wollte nicht einmal zugeben, dass Horn sie früher bemerkbar ausgezeichnet hätte und sie jetzt ebenso vernachlässigte. Sie beteuerte sich nie in Beziehung zu ihm gedacht zu haben, und schien nicht eben betrübt, dass sich jede gelöst hatte.

Sollte die Veranlassung dazu von ihr ausgegangen sein?

fragte sich Marie; aber gleich darauf wies sie diese Annahme als unglaublich zurück.

Gewissheit musste sie haben, und sollte sie durch Horn selbst sie erst erlangen Sie ließ ihn, ohne es Jemandem mitzuteilen, unter einem passenden Vorwande um seinen Besuch bitten, und als er zur bestimmten Stunde kam, empfing sie ihn in ihrem Zimmer. Er begrüßte sie mit einer ihm ungewöhnlichen Herzlichkeit und schien mit mehr Behagen als Schuldbewusstsein die Vorwürfe hinzunehmen, die sie ihm über sein Ausbleiben machte. „Ich fürchtete schon, durch meine häufige Besuche Tadel verdient zu haben; aber es ist mir schwer genug geworden, sie zu beschränken," erwiderte er ernst, sich gleich darauf mit unverkennbarer Teilnahme nach Pauline erkundigend. „Sie ist in der vorderen Stube," sagte Marie, indem sie ihn bat, ihr dahin zu folgen.

In demselben weißen Kleide — Horn nahm es für ein versöhnendes Zeichen — das sie während des Peterhofer Festes getragen, saß Pauline, nichts von der unangenehmen Szene ahnend, welche ihre Schwägerin ihr bereitet hatte, mit Klärchen auf einem kleinen Diwan in der Ecke des Salons. Sie hatte sich zu der Kleinen gebeugt und erklärte ihr Etwas in einem Bilderbuche. Plötzlich hörte sie sich von der wohlbekannten Stimme des Doktors begrüßt. Sicher hatte sie darauf gerechnet, dass er sich für immer ihrem Anblick entziehen werde, und nun stand er vor ihr!. . . Sie zitterte, dunkle Röte überhauchte ihr bleiches Antlitz. „Was ist Dir, Tante?" rief Klärchen. Die Frage des Kindes gab ihr die Besinnung wieder; sie fühlte Maries forschenden Blick auf sich ruhen und ihren Mut zusammennehmend, vermochte sie schon auf Horns Frage „wie es ihr gehe," ruhig zu antworten:

„Heute nicht besonders; ich leide an Kopfschmerzen und fühle immer mehr, dass mir der Wechsel des Klimas nicht wohl getan hat. Wenn meine Schwägerin nicht eine gemeinsame Reise nach Preußen bestimmt hätte, würde ich jetzt schon meine Rückfahrt

antreten," sagte sie mit der schonungslosen Härte, die oft junge Mädchen so rücksichtslos üben.

Erblassend biss sich Dr. Horn auf die Lippen und schwieg. Marie warf ihr einen vernichtenden Blick zu. „Welche bizarre Idee!" rief sie heftig, aber sich besinnend und sich zu Horn wendend, fügte sie ruhiger hinzu: „Bei Pauline kommen und schwinden sie mit dem Moment, und wenn sie das Heimweh plagt, vergisst sie selbst uns, doch nur, um sich desto inniger uns wieder zuzuwenden. Gewiss, Du wirst uns so bald nicht verlassen," sagte sie schmeichelnd zu ihr, „und bist zu gerecht, um undankbar gegen unsere Liebe zu sein."

„Jede wahre Liebe erkenne und würdige ich," erwiderte Pauline bewegt, aber Horns Blick, der dem ihren zu begegnen suchte, meidend.

Marie ergoss sich in einen Strom sentimentaler Phrasen, in denen sie als das Höchste: die Liebe und das häusliche Leben pries; der Doktor hatte weder ein zustimmendes, noch ein ironisches Wort dafür. Als auch Pauline schwieg, lenkte sie gewandt das Gespräch auf allgemein interessante Gegenstände; aber sie vermochte nicht, Horn nur ein scheinbares Interesse abzugewinnen; er ließ sich ruhig von Klärchen die Taschen untersuchen, in denen er immer Bonbons für sie hatte, sogar ungerügt sein schön geordnetes Haar zerzausen. Nur dann und wann warf er dunkle Blicke auf Pauline, die emsig sich mit einer Handarbeit beschäftigte.

Erstaunt und forschend sah Marie von einem zum anderen hin; es beunruhigte sie des Doktors Erregung, mehr aber noch Paulines abweisende Ruhe. Sie fürchtete alles auf das Spiel gesetzt und verloren zu haben. Eben sann sie auf ein vermittelndes und begütigendes Wort, als ihr Mann hereintrat. Erleichtert blickten alle zu ihm auf. Pauline wusste ihm im Innern Dank, dass er sie aus dieser peinlichen Situation befreite. Herzlich begrüßte

er Horn, den er hier zu treffen umso mehr erfreut war, weil er ihn eben vergebens gesucht hatte. Ein ihnen Beiden gleich wichtiger Vorfall im Institut war zu besprechen, welcher ein gemeinsames Verhalten erforderte. Sie zogen sich zur Beratung in den entfernten Teil des Zimmers zurück, und Pauline erhob sich, um in das ihre zu gehen. Ihre Absicht erratend, trat Marie rasch zu ihr hin und, indem sie sich neben sie setzte, machte sie ihr Vorwürfe über ihr schroffes, abweisendes Wesen.

„Du wirst uns dadurch noch unsre einflussreichsten Freunde verscheuchen," sagte sie bitter.

„Welchen Einfluss kann ich auf sie haben?" entgegnete Pauline ausweichend.

„O, den größten, wenn Du ihn nur benutzen willst, und ich beschwöre Dich, es zu Deinem und unserem Heil zu tun!" bat Marie so dringend, dass Pauline dadurch in eine peinliche Verlegenheit kam.

Die Herren erhoben sich, Marie näherte sich ihrem Manne und sagte, dass ihn jemand in der vorderen Stube erwartete; während er sich dahin begab, blickte Horn zu Pauline hin. Sie saß allein, rasch entschlossen ging er auf sie zu.

„Ich beschwöre Sie um eine Unterredung," sagte er mit bewegter und gedämpfter Stimme. „Wann kann ich Sie allein sprechen?"

„Nie, mit meinem Willen!" entgegnete sie fest, ohne ihren Blick zu ihm zu erheben.

„So sehen wir uns heute zum letzten Male!" rief er halblaut und schmerzlich.

„Ich erwartete es," sagte sie leise, doch nicht ohne Erregung.

Marie hatte seinen Ausruf gehört und wollte eben vermittelnd eingreifen, als ihr Mann zurückkam und sich bei ihr beschwerte, dass man die Leute, die nach ihm fragten, nicht genug beachtete; denn er habe niemanden in der anderen Stube gefunden.

Ohne ihre Erklärung oder Entschuldigung abzuwarten, forderte er Horn zum eiligen Fortgehen auf. Dieser verneigte sich schweigend vor den Damen und, ehe Marie noch Zeit hatte, ihn um seinen baldigen Besuch zu bitten, war er mit ihrem Manne verschwunden.

Mit fast vor Zorn erstickter Stimme fragte sie Pauline: „Was hast Du mit Horn vor? ich muss es wissen!“

„Ich beschwöre Dich, Marie, forsche nicht danach; es wäre mir nur schmerzlich, es zu erörtern, und würde doch zu nichts führen.“

„Unsinnige! Du hast Dein und unser Glück von Dir gestoßen!“ rief Marie fassungslos.

„Nie war es mir ferner,“ antwortete Pauline ruhig.

„Um das zu glauben, musst Du eine Wahnsinnige sein!“ rief Marie mit gesteigerter Empörung, „und wir müssen Dich als solche behandeln, wenn Du nicht an Horn begütigend schreibst. Ich habe seine unerklärbare Neigung zu Dir erkannt; aber auch Dein abweisendes Betragen, wodurch willst Du es rechtfertigen? Das Glück bietet sich uns höchstens einmal im Leben; wenn wir es nicht zu halten verstehen, so schwindet es uns auf immer, das bedenke wohl! Nur durch die Ehe kannst Du die Freiheit und Selbstständigkeit, nach der Du ringst, erreichen und bist Du denn wirklich so eitel und töricht, zu glauben, dass sich noch einmal für Dich eine Gelegenheit, sie zu schließen, finden könnte? Deine Jugendblüte ist abgestreift; schön bist Du nie gewesen, an Anmut und Liebenswürdigkeit hast Du wahrlich keinen Überfluss. Vermögen hast Du nicht und keine Kenntnisse, keine Talente, Dich aus einer abhängigen, gedrückten Lage zu ziehen. Wir haben Dir keine Stellung, die Dir genügen könnte, zu bieten. Nur aus Leichtsinn hat Adolph versprochen, etwas für die jüngeren Schwestern zu tun; er kann es nicht. Sie werden also dasselbe klägliche Dasein weiterführen und weder zu ihrer noch zu der Freude anderer leben. Du wirst Dir von nun an Vorwürfe machen

müssen, wenn sie verkümmern. Tue es ihretwegen. Nimm Horn's Bewerbung an. Wie viele reiche, hochgestellte, schöne, junge Mädchen würden sich dadurch geehrt und glücklich fühlen, und Du — besinnst Dich? . . .“

„Er hat sich wahrlich nicht um mich beworben!“ versicherte Pauline.

„So hättest Du ihn dahin bringen können, es zu tun, und sicher hatte er auch diese Absicht. Gewähre ihm nur die gewünschte Unterredung. Tödlich hast Du zwar seinen Stolz verletzt; aber Männer verzeihen, wo sie lieben! Lass mich vermitteln, und Du wirst sehen, ich gleiche alles aus!“

„Vergebens würdest Du es versuchen. Kein Missverständnis trennt uns, weil kein Einverständnis zwischen uns je stattgefunden hat.

„Aber er liebt Dich!“

„Nein, Marie, Du irrst!“

„Törichte! Ich werde mit Dir nicht über die Liebe streiten! Nur eins, wenn Horn Dir einen Antrag machen möchte, würdest Du ihn annehmen?“

„Nein!“ erwiderte Pauline fest.

„Entziehe mir den Anblick einer Wahnsinnigen, gehe auf Deine Stube!“ rief Marie im heftigsten Zorn.

„Vergiss nicht, Marie, dass ich Dein Gast bin; Du behandelst mich wie ein Kind!“

„Du bist unvernünftiger und nicht einmal zu leiten wie ein solches!“

„Wenn Du es glaubst, werde ich für immer gehen und diese Woche noch abreisen!“ rief Pauline erregt, indem sie das Zimmer verließ.

Bis zum Hasse steigerte sich nach dieser Unterredung Maries Zorn gegen Pauline, welche ihr als das absurdeste, überspannteste Wesen erschien. Um jeden Preis wollte sie ihren Willen geltend

machen und sie selbst zu ihrem Glücke zwingen. Das „Wie“ war ihr freilich noch nicht klar; aber ebenso wenig vermochte sie den Gedanken zu fassen, dass sie dem glühend erwünschten und sorgfältig berechneten Ziele entsagen müsse. Und wenn sie selbst von allem egoistischen Verlangen sich frei machen konnte, war es nicht ihre Pflicht, zu erstreben, was allein das Glück ihrer Schwägerin zu fördern vermochte? Aber was half jede Vermittlung, wenn nicht zuerst Paulines Eigensinn gebrochen war! Misstrauisch zum ersten Male gegen ihren eignen Einfluss, wollte sie den ihres Mannes benutzen, und als er zurückkam, teilte sie ihm mit, welchen Plan sie verfolgt hatte, und wie dessen Erfüllung an Paulines Unvernunft zu scheitern drohte.

„Bist Du heftig gegen sie geworden?“ war Adolph’s erste Frage.

„Kann Dich das Wunder nehmen?“ erwiderte Marie. „Wer könnte ruhig bleiben, der Teil an ihrem Geschick und dem Deiner Geschwister nimmt. Aller Glück hat Pauline in ihren Händen, aber sie stößt es in ihrer Überspanntheit von sich, weil Horn vielleicht nicht ihrem Ideal gleicht.

„Du irrst, Pauline erfasst mit scharfen Blicken die Wirklichkeit; sie will sich von ihr nur nicht unwürdige Zugeständnisse abzwingen lassen. Gewiss hat sie wichtige Gründe, Horn, an dessen Absicht sie zu heiraten, nebenher gesagt, ich entschieden zweifle, abzuweisen.

„Nein, Sie hat keinen haltbaren sonst hätte sie mir ihn gesagt, und auch Dir wird sie nichts mitteilen. Versuche nur durch Güte, es wird doch vergebens sein; denn alles gleitet bei ihr an dem Dünkel ab, dass sie nur allein das Rechte will und das Wahre erkennt. Ihre Fehler selbst rechnet sie sich als Verdienste an; wie willst Du sie denn überwinden? Nie wird sich wieder ein Mann finden, der ein Mädchen mit so unbeugsamem, starren Charakter, mit so vieler Anmaßung, Pedanterie . . .“

„Du schreibst Pauline Eigenschaften zu, die sie wahrlich nicht besitzt. fiel ihr Adolph in's Wort. „Erscheint sie Dir aber so unzugänglich, so lass' sie reisen. Keine Vereinigung, die ich früher geträumt und jetzt noch innig gewünscht habe, sehe ich zwischen Euch; … so will ich ihr wenigstens den eignen Weg nicht erschweren!"

„Er führt sie in's Verderben. Du musst sie davor zu bewahren wissen; Du bist der ältere Bruder, brauche Deine Autorität. Für die jüngeren Schwestern können wir nichts tun; genug, dass wir einer Gelegenheit gegeben haben zu einer glänzenden Versorgung. Reisen darf sie jetzt in keinem Falle. Was würden unsere Bekannten sagen, wenn sie uns jetzt in meiner Lage verließe? So herzlos kann sie nicht sein; genese ich, dann machen wir gemeinsam die Reise, sterbe ich . . . so . . ."

„Ich beschwöre Dich, Marie, verscheuche diese Todesahnungen," unterbrach sie Adolph, der wohl wusste, dass sie nur, um andere zu bedrohen und zu erschrecken, sie aussprach. „Du hast Dich wider jede schuldige Vorsicht aufgeregt und musst Dich jetzt wieder beruhigen. Ich werde versuchen, was ich bei Pauline vermag!" Durch diese Versicherung ließ Marie sich beschwichtigen, und Adolph begab sich auf das Zimmer seiner Schwester.

Die heiße Stirn an eine Scheibe gedrückt, stand sie am Fenster, dessen eine Hälfte geöffnet war. Es schien, als suche sie in einer freieren Atmosphäre zu atmen, als drohe die, welche sie umgab, sie zu ersticken. Gedankenvoll starrte sie in den Garten hinab und bemerkte nicht, dass der Bruder hereintrat.

Er ergriff sanft ihre herabhängende Hand. Erschreckt wandte sie sich um. „Ach!" sagte sie, „wie gut ist es, dass Du zu mir kommst, ich wünschte Dich zu sprechen."

„Hast Du mir etwas zu vertrauen?" fragte er milde.

„Ich wollte Dich nur bitten, meine Rückreise befördern zu helfen.

„Das werde ich nicht," rief er erbittert; „das hieße nur Dir alle Mittel abschneiden, um begangene Torheiten wieder gutmachen zu können."

„Torheit?" fragte sie erstaunt; „was nennst Du so?"

„Ich könnte Deine Ideen und Deine Handlungsweise als gleich töricht bezeichnen und, um Dir mein Recht dazu zu beweisen, darf ich Dir nur wiederholen, was Marie mir gesagt: Du hast Horns Antrag abgelehnt."

„Er hat mir keinen gemacht."

„Weil Du es dahin nicht hast kommen lassen. Aber noch ist es Zeit, auszugleichen, was unterlassen zu haben Du Dir später zum bittersten Vorwurf machen wirst. Bedenke, dass Horn ein Mann ist, der allen idealen Mädchenträumen, den Forderungen und Ansprüchen des Verstandes und selbst den gesteigertsten Erwartungen und Wünschen entsprechen kann. Was konntest Du also gegen eine Vereinigung mit demselben einwenden?"

„Ich darf Dich ja nur an unsere verschiedenen Konfessionen erinnern."

„Dein Verstand führt Dich über ein Glaubensbekenntnis hinweg."

„Meinst Du, dass er dazu stark genug sei? — Aber Du irrst, nie werde ich meine Religion wechseln! . . ."

„Welch' kleinliches Bedenken bei einer bloßen Form!"

„Ich will über deren Heiligkeit mit Dir nicht streiten; aber ich könnte mich diesem Formwechsel — wie Du ihn nennst — schon deshalb nicht unterziehen, weil ich den Eintritt in das Christentum durch eine Lüge erkaufen müsste. Nein! Nein! das ist keine bloße Form, wo ich die Wahrheit, meine innerste Überzeugung, alles, was mir das Heiligste ist, verleugnen müsste!"

„Wer fordert jetzt noch den Glauben? die Überzeugung kann

man für sich behalten — die Form genügt," rief Adolph leichtfertig lachend. Doch sich besinnend sagte er: „Ist es Deine Religion allein, das Dich von Horn trennt?"

„Vielleicht auch die Verschiedenartigkeit unsrer Ansichten; sein Charakter . . ."

„Auf den hättest Du in der Ehe Einfluss ausüben können," meinte Adolph.

„Aber, um sie einzugehen, hätte ich ihn lieben müssen."

„Die Liebe ist zur Ehe nicht notwendig; sie führt selten zum Heil." Beide dachten in demselben Augenblicke an Marie und schwiegen.

Endlich sagte Adolph: „Hast Du auch bedacht, dass sich Dir nie wieder ein ähnlicher Antrag bieten wird?"

„Ich weiß es nur zu gewiss," sagte sie fest.

„Auf was rechnest Du denn?"

„Nicht auf Dich!" erwiderte sie sanft.

„In Dir findest Du auch keine Stütze. Du hast ja selbst gestanden, dass Du unpraktisch bist; kein glänzendes Talent ergänzt oder deckt diesen Mangel. In ähnlichen Verhältnissen weisen die Frommen mit Vertrauen auf die Hilfe des Himmels hin; Du aber hast zu oft an den Verstand appelliert, um es tun zu können; was Dir eine Lüge und Berechnung erscheint, heißt nur ihm folgen. Selbstverleugnung wird Dich zum Sieg über Dich selbst führen. Glaube mir, das Leben ist überall unvollkommen; man muss es sich zum Vorteil zu bilden suchen."

„Ach," seufzte Pauline, „so werde ich denn ewig im Nachteile bleiben; denn ich kann mich nicht zur Berechnung verstehen."

„Willst Du das nicht, was bleibt Dir denn?"

„Ich mir selbst und der traurige Vorteil unverschuldeter Schmerzen; — manche Blume erblüht auch daraus; aber ich weiß es, ich kann mich daran nicht laben," sagte sie wehmütig, „und doch," fügte sie entschlossen hinzu, „kann ich nicht anders. Mir

selbst muss ich treu bleiben, soll der Boden nicht wanken, in dem ich wurzele.“

„Du hast nie auf einem natürlichen gestanden. denn der Deinige ist hohl. — In der Einsamkeit hast Du ihn mit phantastischen Gebilden bevölkert, die vor der Wirklichkeit in Nebel, woraus sie bestehen, aufgehen müssen!“

„Ist denn das der natürliche, feste Boden, auf den Du Dein Haus gebaut hast?“ rief Pauline, sich vergessend.

„Du hast mich zu Metaphern verlockt,“ antwortete Adolph gereizt. „Vernünftig zu bleiben ist keiner in Deiner Nähe sicher. Darum nur noch eine Frage: Was willst Du beginnen? mit Deinem unzerstörbaren Glauben an ein ideales Leben, das weit obliegt, wenn es überhaupt vorhanden, von der Sphäre, in welcher die Menge sich bewegt?“

„Mir genügt jeder Platz; ich will auf jedem eine treue Pflichterfüllung üben, wenn ich zunächst mir nur selbst treu bleiben darf.“

„Das heißt: Du willst keine Nachsicht gewähren; aber Du forderst sie. Sage, wie willst Du unter anderen Leuten fortkommen, wenn Du es nicht bei uns kannst?“

„Ich fühle, wie wenig ich zu Euch passe; gern glaube ich, es sei meine Schuld, deshalb lass’ mich reisen!“

„Wieder Dritte bizarre Idee, die mich kränken und Marie, die es so gut mit Dir meint, verletzen muss. Du wirst es einst bitter bereuen, ihre Ratschläge nicht befolgt zu haben; aber das bist Du wenigstens ihr und mir schuldig, uns jetzt nicht zu verlassen. Du sprichst immer von Liebe und verleugnest alle natürlichen Bande, von Rechten, und willst die Deiner nächsten Verwandten nicht anerkennen. Der Wahrheit folgen, heißt bei Dir nur, Deinen eben erregten Gefühlen nachgeben; denn Selbstprüfung führt bei Dir nur immer zur Selbsttäuschung, weil Du nur an Dich, nie an die Berechtigung der anderen denkst!“

„Du bist sehr hart. sagte Pauline bewegt.

„So zeige endlich, dass Du gut, dass Du wahrhaft gerecht bist. Deinem weiteren Nachdenken überlasse ich Dein Verhältnis zu Horn, aber das zu Marie bitte ich Dich zu achten; darin musst Du mit Güte und Nachsicht Dich fügen; Marie verdient schon jede durch ihren guten Willen, Dein Glück zu fördern; dann ist sie jetzt durch ihre Lage reizbar und muss geschont werden! Herzlos wäre es unter diesen Umständen von Dir, auf Deine Reise zu bestehen, in höchstens zwei oder drei Monaten könnt Ihr sie vereint machen; dann trennen wir uns vielleicht für immer, sei wenigstens bis dahin eine Schwester.“

Er reichte ihr versöhnend die Hand; zaudernd und mit unterdrückten Tränen legte sie die ihre hinein; aber er hatte doch wenigstens die Genugtuung errungen, Marie die Versicherung bringen zu können, dass Pauline noch bei ihr bleiben werde.

Machte sie an das Leben, oder wurden an sie unberechtigte Forderungen gestellt? Mit lähmender Gewalt empfand Pauline, dass auf die hoffnungsreichen Erwartungen, mit denen sie das Haus ihres Bruders betreten hatte, nur eine entmutigende Ermattung gefolgt sei, die ihre eigne Kraft hemmte und sie aufs Neue in Grübeleien über sich versenkte. War es wirklich das Rechte, was sie erstrebte, und das man ihr hier als etwas Überflüssiges und Lästiges bezeichnete? Warum wollte man ihr nie Raum gewähren, nie anerkennen, was sie als das Beste in sich gehegt und gepflegt hatte? Waren es wirklich Irrtümer, die sie genährt hatte? Selbst die Personen, die sie liebten, hatten sie als solche bezeichnet. Hatte nicht die volle Zustimmung ihrer Mutter ihr zu allem gefehlt, was sie gedacht und getan, wie die zwingende Kraft Max zu fesseln und zu läutern? — Wozu hatte ihr Denken und Fühlen geführt, da sie niemanden damit beglückt, niemanden gefördert hatte? Nicht einmal sich selbst hatte sie gesünder und freier aus allen diesen Kämpfen herausgebildet.

Erfinderischer konnte Marie nicht sein, Zweifel in ihr zu er-

wecken, die sie sich selbst entfremdeten, als Pauline es in diesem Augenblicke war. Sie schien jeden inneren Halt verloren zu haben; sie wähnte, eine fremde Hand müsse sie stützen; warum also nicht die Hand Horn's annehmen, wenn er sie ihr reichen wollte? Bot er ihr damit nicht alles, was das Leben leicht und froh machen konnte, was sie zu Höhen erhob, die ihr sonst immer unerreichbar blieben, was ihr die Mittel gewährte, durch welche sie wahrhaft ihren Schwestern nützen konnte? — Sie durfte ja nichts als den Gott ihrer Väter, den Geist der Wahrheit verleugnen . . . nur tun, was Tausende getan, die geehrt und geachtet dastanden.

Aber was half alles gewinnen, wenn sie sich selbst darüber verlieren musste? fragte sie sich nach Stunden eines nutzlosen Kampfes, aus dem nur die Überzeugung hervorging, dass sie nicht anders könne, als sich selbst treu bleiben.

Keine heitere Zuversicht folgte dieser Gewissheit; sie gab ihr nur eine ruhige Entschlossenheit. Mit Nachsicht und Geduld wollte sie ertragen, was sich für sie daraus Unangenehmes, ja Schweres entwickeln musste; denn was sie tat, war wie aus innerer Notwendigkeit ihr geboten.

Jetzt war es ihr lieb, dass sie ihrem Bruder das Wort gegeben, noch zu bleiben. Sie wollte seinen Anforderungen nach jeder Richtung hin genügen bis auf die eine, in der es ihr unmöglich war, und sich dadurch, wenn auch nicht seine Zustimmung, so doch seine Verzeihung erwerben. Ja sie musste sich in sich selbst festigen, damit sie einen neuen Lebensplan fassen und verfolgen konnte.

So lange Marie noch hoffte, durch Überredung und Schmeicheleien, durch Güte und List Paulines Widerstand zu brechen, war ihr gegenseitiges Verhältnis noch leidlich; aber, als sie endlich sich gestehen musste, dass die glänzenden Bilder von Reichtum, Ansehen und Stellung, mit welchen sie Paulines Sinn befangen machen wollte, ohne Wirkung blieben, und sie nichts durch sie erreichen werde, ließ sie jede Rücksicht fallen. Und bis zur Uner-

träglichkeit steigerte sich ihre wechselnde Laune nach einem Billettt, in welchem Dr. Horn auf die artigste Weise sich den Damen bei seiner Abreise nach den Bädern am Rhein empfahl.

Von so vieler Aufregung leidend, oder vielmehr sie noch zu größerer Rücksichtslosigkeit benutzend, steigerte Marie ihre Anforderungen an Pauline auf die quälendste Weise. Alles forderte sie von ihr, aber nichts genügte ihr. In der Führung der Wirtschaft erkannte sie mangelnde Umsicht und unaufmerksame Überwachung der Dienstboten, welche sie wie Sklaven und Diebe behandelt wissen wollte. Die Einkäufe für das Haus waren zu teuer, und zu geschmacklos die Ausführung ihrer eignen Anordnungen. Überall fand sie Ursache zum Tadel und zur Rüge. Ihren Mangel an praktischer Übung gern zugebend, glaubte Pauline ihn durch ihren Eifer und ihre Aufmerksamkeit ausgleichen zu können; niemals aber gelang es ihr, ein beifälliges Wort von Marie zu erringen.

Schmähende Angriffe, deren Ursache von äußeren Dingen herzuleiten waren, ertrug sie mit Geduld, aber es schmerzte sie, wie Marie ihre Liebe und Einsicht auch bei ihrer Beschäftigung mit dem Kind bezweifelte und verdächtigte. Flüchtete die Kleine zur Mutter, die sie verwöhnte, wenn Pauline ihrem Eigensinn keinen Vorschub leisten wollte, so sagte Marie schroff: Ein Kinderherz empfindet instinktiv den Mangel an Liebe. Gelang es ihr ein andermal Klärchen zu fesseln; lauschte sie lieber ihren Erzählungen, als dass sie dem Ruf der Mutter folgte, so hieß es: Du gehst nur darauf aus, mir die Liebe meines Kindes zu entziehen. Kein Widerspruch wurde gescheut, um Pauline zu verletzen; immer wusste Marie ihre verwundbarsten Seiten zu treffen, denn sie verstand es, erdichtete Fehler mit ihren wahren Eigenschaften zu vermischen.

Vergebens erwies sie ihrer Schwägerin die Schonung, welche

ihr Bruder ihr zur Pflicht gemacht hatte, und zu welcher sie selbst gern geneigt war; es gelang ihr nicht, sie zu gewinnen. . . .

„Du behandelst mich mit der Rücksicht einer Krankenwärterin!“ sagte Marie gereizt, „welche immer zur rechten Zeit das Rechte gibt, nie aber das helfende Mittel mit einem Wunsch verstärkt, die uns das Polster zurecht rückt, ohne mit beschwichtigender Hand unsere heiße Stirn zu berühren, und mit keinem Ton, der aus warmen Herzen quillt, unsere Fieberangst verscheucht. Sie ist uns fremd; ihr Beruf hat sie zu uns geführt. Du gleichst ihr, denn Liebe hat auch Dich nicht zu uns geleitet. Gewiss bist Du nur gekommen, um unsere Lage zu erspähen, um zu sehen, was wir Dir und den Schwestern bieten können.“

Den herbsten Stachel ließ dieser Vorwurf in Pauline zurück, weil er ihr begründet schien. Die Liebe hatte sie nicht hierhergeführt; obgleich es leicht geworden wäre, sie zu fesseln. Konnte sie aber fordern, was sie nicht entgegenbrachte? Ihre strenge Wahrhaftigkeit wandte sie jetzt wie eine Waffe gegen sich, und verschärfte damit die Wunde, an der sie litt, und in die Marie immer auf’s Neue manchen ätzenden Tropfen fallen ließ.

Von außen kamen ihr keine frische Luftströmungen zu, welche die trübe Atmosphäre, in welcher sie atmen musste, gereinigt hätten; so machte sich denn bald ihr nachteiliger Einfluss geltend. Von Kopfschmerzen gepeinigt, verlor sie die Kraft und die Neigung, Maries Ansichten ihre eignen entgegen zu stellen; ja es gab Augenblicke der Mutlosigkeit, in denen sie ihr selbst haltlos erschienen. So gab sie denn das Recht auf, sich in ihrer Eigentümlichkeit zu verteidigen und zu behaupten, aber ihre Nachgiebigkeit und Unterordnung gewannen ihr nicht das Wohlwollen ihrer Schwägerin, nur zu immer neuen und erniedrigenden Forderungen schienen sie zu berechtigen. Als ein Heilmittel machte sie Marie geltend, durch das sie Pauline von ihren idealen und

fixen Ideen, wie sie sie nannte, befreien und in die praktische Wirklichkeit verpflanzen wollte.

„Dein Glück," sagte sie meist zu ihr, „hast Du, von unhaltbaren törichten Gründen geleitet, für immer verscherzt, vielleicht weil der Egoismus einen Nebel um Deine von Natur klaren Augen gewoben, es nicht einmal erkannt. Das ist traurig, und oft genug wirst Du noch beweinen, nicht meiner besseren Einsicht gefolgt zu sein. Könnte ich Dich nur vor dem unheilvollen Ende, das, wenn Du Dich nicht änderst, Dich sicher erwartet, bewahren!"

„Und welches siehst Du denn für mich voraus, wenn ich bliebe, wie ich bin?" fragte Pauline erregt.

„Sehen wir erst, wohin Deine Eigentümlichkeit Dich führen muss. Weit ab von der Straße, auf der man, von Klugheit und Energie geleitet, immer noch ein erstrebtes Ziel erreichen kann, führt Dich Deine Sucht und Eitelkeit, Dich über das Gewöhnliche zu erheben. Du willst Deinen eignen Weg einschlagen, und lässt Dich entweder, weil es romantisch leuchtet, von einem Irrlicht in den Sumpf locken, oder erklimmst — um dem Himmel näher zu sein, einen Felsen, von dem kein Steg mehr zurückführt. So musst Du Dein Ende entweder im Elend oder Wahnsinn finden."

„O, warum bist Du so hart und grausam gegen mich!" rief Pauline erschüttert.

„Der Arzt, der heilen will, muss es nicht scheuen, die SoSnde recht tief in die Wunde zu senken," antwortete Marie kalt.

„Ja der Arzt!" rief Pauline unwillkürlich.

„Ich weiß es, Du willst mich als solchen nicht anerkennen. Du glaubst vielleicht, ich bringe erst Deinem gesunden Körper eine Wunde bei, um das Recht zu gewinnen, darin wühlen zu können. Das ist ein unheilvoller Irrtum. Die Wunde ist vorhanden und verjährt, aber tiefer noch als sie erscheint, und meine Prophezeihung. ..."

„O, schweige davon," rief Pauline empört.

„So mache sie doch zu Schanden," erwiderte Marie.

„Was soll ich denn beginnen?" fragte sie ängstlich.

„Suche zuerst Dir die christlichen Tugenden, die Liebe und Demut, zu erringen."

„Ok!" rief Pauline plötzlich wie zum Bewusstsein erwachend, oder von dem Instinkt der Selbsthilfe geleitet: „Du möchtest mich moralisch töten, um mich christlich auferstehen zu lassen!"

„Unsinnige, frevle nicht an Christus, wenn Du ihn als Vermittler nicht annehmen willst, so wirst Du schmählich untergehen."

Zum zweiten Mal erschütterte diese Prophezeiung Pauline nicht, aber ihr Denken und Empfinden kamen ihr wie zerrieben vor. Sie wusste nicht mehr klar, was sie an sich selbst hatte, und der Bruder wollte ihr nicht zum Halt werden, an dem sie sich aufrichten konnte. Wohl merkte er, dass Marie seine Schwester rücksichtslos behandelte, aber kein Mann kann ahnen, welche tief verletzenden Kränkungen eine Frau der anderen, selbst in einem anscheinend friedlichen Familienleben bereiten kann.

Um nur einigermaßen Mariens Betragen gegen Pauline zu regeln, welche sie, seit sie Horn von sich gewiesen, wie eine Torin behandelte, suchte ihr Adolph zu beweisen, dass seine Schwester ihrer Religion damit ein Opfer gebracht hatte; aber statt Marie dadurch zu beschwichtigen, fachte er die Flamme ihres Religionseifers umso mehr noch an.

Mit erneuerter Kraft erwachten die Vorurteile ihrer Jugend, und wie sie einst die Juden verachtet hatte, so wurde ihr auch Pauline schon als solche unleidlich. Sie vergaß, dass aus deren Reihen ihr Mann hervorgegangen, und sprach in seiner Gegenwart alle Beschuldigungen, welche sie je gehört hatte, gegen sie aus, aber er nahm sie nicht so ruhig hin. Die Schonung, welche er Pauline empfohlen hatte, übte er nicht, und es kam zu einer jener

stürmischen Szenen, die sie früher so sorgfältig jedem Dritten verborgen hatten. Die Versöhnung folgte dieses Mal nicht unmittelbar, und Pauline, die sich gleich bei dem Beginn des Streites entfernt hatte, musste später den Vorwurf hinnehmen: dass sie ihn veranlasst, dass sie die Fackel der Zwietracht in einer glückliche Häuslichkeit entzündet habe.

Diese Anschuldigung musste Pauline, deren Herz eine Genugtuung darin suchte, jedem wohl zu tun, schweigend hinnehmen, und doppelt litt sie, als sie auch Marie leidend sah. Von so vieler Aufregung wirklich unwohl, musste diese das Bett hüten. Beunruhigt darüber, erwies ihr Adolph mit der Sorgfalt des Arztes die Aufmerksamkeit des Gatten, und um sein Einverständnis mit ihr herzustellen, gab er die Schwester preis.

Den Rationalismus seiner Denkweise verleugnete er, und lies es ruhig geschehen, wenn seine Frau, über Schwäche in den Augen klagend, von Pauline forderte, dass sie ihr aus pietistischen Andachtsbüchern vorlese. „Es gewährt ihr Beruhigung," war alles, was er wie entschuldigend sagte. Unbegreiflich war es Pauline, wie Marie, die keineswegs zu den Naturen gehörte, welche aus phantastischer Sehnsucht oder unbegrenzter Empfindung immer des Hinblickes auf das Unendliche bedürfen, mit Hingebung jene Gebete und religiöse Vorträge anhören konnte, welche das Selbstdenken als die größte Sünde bezeichnete Ermüdet von dem Lesen jener Bücher, welche ihren Sinn befangen nehmen sollten, ohne es zu vermögen, verriet erst eine flüchtige Bemerkung Marien, dass sie, statt sich ihnen hinzugeben, sie kritisierte.

„In Glaubenssachen ist sich der Autorität beugen ein Glück, weil sie dem Menschengeiste und seinem fruchtlosen Forschen Schranken setzt und zur Selbstentäußerung führt, welche eine innere Notwendigkeit für die Frauen ist, und ihnen allein die höchste Befriedigung gewähren kann," sagte Marie. „Zum demütigen Gehorsam geboren, erst den Eltern, dann dem Manne unterwürfig,

kann es sie nur beglücken, wenn sie sich der Kirche, oder vielmehr dem Gebot des Heilandes unterwerfen, der ihre Sünden auf sich nimmt. Und als Pauline schwieg, fuhr sie eifrig fort: „Selbstdenken und Selbstbestimmen ist Dein Unglück. Du musst untergehen, lässt Du Dich nicht von andern auf Deinem Lebensweg, von der christlichen Religion auf den Weg zum Himmel leiten.“

„Und muss ich untergehen,“ erwiderte Pauline mit mehr Wehmut als Trotz, „so kann ich dennoch, selbst um den Preis aller Herrlichkeiten, nicht der Freiheit entsagen und die Wahrheit verleugnen.“

„Deine Verstocktheit wird sich erst im Unglück lösen. Zu Deinem wahren Heil muss man wünschen, dass das Leben Dir seine Nachtseiten zeigen, schwere Schicksalsschläge Dich treffen und beugen mögen, damit Du durch die bittere Schule des Leidens zum Lichte geführt werdest.“

Empört über diese frommen Wünsche, die nicht einmal ihre Entschuldigungsgründe in einem grausamen und duldungslosen Fanatismus hatten, zog sich Paulines Herz immer mehr von ihrer Schwägerin zurück, deren vernichtenden Einfluss sie zu fürchten begann. Marie wollte, dass Pauline ihren Verstand verleugne, während sie den ganzen Scharfsinn des ihren anwandte, um sie zu quälen und irre zu leiten.

Wie eine paradiesische Zeit erschienen jetzt Pauline die traurigen Tage ihrer Jugend, nicht weil sie sie schon in einem poetischen Duft sah und geheiligt durch die Weihe des Todes, sondern weil Empfindung und Geist voll und ungehemmt darin hatte strömen können. Wie töricht war sie gewesen, als sie sich von dem Zeremonialgesetz des Judentums beengt fühlte, das zwar die Beachtung von Formen, aber keine Knechtschaft des Geistes fordert, und das ihr jetzt wie ein ehrwürdiges, altes Bauwerk auf fruchtbarem Erdreich erschien, in welchem die kräftigsten Bäume Wurzel fassen und gedeihen können.

Und welches sind denn die Tugenden, die Marie nur dem Christentum zuschreibt? Haben sie nicht in jeder Religion Raum sich zu bewähren? Die reinste Lehre Christi, hatte ihr Freund Samuel ihr gesagt, findet man schon bei Hillel. Der sprach: Vernimm, das Wesen des Judentums ist: Was Dir missfällt, das tue auch dem Andern nicht. Und ein ander Mal: Das Wesen des Judentums ist Menschenliebe und gegenseitige Anerkennung, ist Achtung des Menschen in seiner Würde und Ebenbürtigkeit, das ist der Grund und die Wurzel, das andere ist Erklärung. Oder der Spruch: Du sollst lieben Deinen Nächsten wie Dich selbst. Und: Mensch sein und überall den Menschen erkennen als gleich und ebenbürtig.“

Als streng gläubige Jüdin hatte ihre Mutter alle Tugenden geübt, welche Marie nur predigte; keine heilige Lehre war in das Herz dieser gedrungen und hatte es befruchtet; sie kannte nicht die hingebende Liebe, welche die verklärte Mutter besessen; wie eine Märtyrerin und Heilige erschien sie jetzt ihrem Kinde. Pauline hätte zu ihr beten mögen — nicht dass sie segnend ihre Zukunft lenke, sondern dass sie ihr vergebe, wo sie aus Irrtum sie verkannt hatte.

Wie gerne hätte Pauline in einem Gespräch mit ihrem alten Freunde Samuel ihr Herz und ihren Geist von den Banden, die sie drückten, frei gemacht, aber sie kam nicht einmal zu einem schriftlichen Austausch mit ihm, so vielen Anforderungen sollte sie genügen.

Keine häusliche Beschäftigung gab es, für deren Ausführung sie nicht verantwortlich sein sollte, und Marie häufte sie auf kaum bezwingbare Art. Ihre nahe Entbindung, ihre beabsichtigte Reise erforderten Vorbereitungen, die aller Tätigkeit absorbierten. Es wurde gewaschen und geschneidert, sauber gemacht und eingekocht; aber die Anordnung, die sie eben getroffen, rief sie in der

anderen Stunde zurück, und die Verwirrung, die sie selbst hervorrief, schrieb sie Pauline zu.

Eine Tätigkeit, die kein bestimmtes Ziel hat, ermüdet doppelt, und zwecklos wie das, was sie treiben musste, kam Pauline sich oft vor. Selbst den Dienstboten wurde nicht Zeit und Raum zur Ausführung dessen gelassen, was ihnen oblag, und so war es wohl natürlich, dass sie in Widerspruch verfielen, dessen Veranlassung Marie Paulines Nachsicht zuschrieb. Aus diesem wirren Treiben konnte sie nicht einmal in freier Bewegung Erholung suchen, und wie sie selbst, so mussten Empfindung und Gedanken sich in ihr im engen unerquicklichen Kreis drehen.

Nach einem heftigen Streit, den Marie eines Tages mit dem Mädchen hatte, das Klärchen wartete, verließ dieselbe das Haus. Pauline fiel es zu, die Kleine zu hüten und, von peinlicher Pünktlichkeit bei ihrem Kinde, wünschte Marie, dass sie es auch spazieren führe, aber die Umständlichkeit, welche es verursachen würde, erkennend, riet sie ihr den Garten des Hofrats zu ihren täglichen Promenaden zu benutzen.

Wie gern war Pauline dazu bereit! Nie war ihr die Luft so erquickend, der Sonnenschein so mild, die Schöpfungen der Natur so schön vorgekommen, als in dem Augenblick, wo sie mit Klärchen an der Hand den Garten betrat. Ihr war’s, als ob die Zweige der Bäume sich tröstend zu ihr neigten, als ob der Vogel, der in sicherem Fluge sich erhob, ihr die rasche Entscheidung des Willens zeigen, und in feinem frohen Auf- und Niederflattern das Glück der Freiheit verkünden wollte. Die Blumen dufteten stärker; den wunderbaren Bau ihrer Kelche, in welche die Sonne tief eindrang, indem sie zugleich die Farbenpracht ihrer Blätter erhöhte, hatte sie so nie wahrgenommen. Die Schmetterlinge, welche sie mit leise bewegten Flügeln umgaukelten, schienen sich eben erst aus ihnen gebildet zu haben; das edle Obst, das an den Spalieren hing, vor Freude sich zu röten. Diese Fülle von Friede

und Schönheit drang mit zauberischer Kraft in ihre verdüsterte Seele, in welcher der Glanz des Lichtes die breiten Schatten verdrängte. Sie fühlte ihr zusammengepresstes Herz sich wieder erschließen, und als sie bis zu den frisch glänzenden Rosen gekommen, aus denen jene herrliche Baumgruppe sich erhob, vor welche der Hofrat sie geführt, sah sie durch ihre Kronen mit Dankbarkeit und Lust zu dem sonnendurchleuchteten Himmel empor!

Ein seliger Friede kam über sie; sie fühlte sich nicht gottverlassen, wie man es sie glauben machen wollte; seine liebende Allmacht verkündete alles, was sie umgab, und schon der Gedanke an jene unauflösliche und liebende Zusammengehörigkeit alles Erschaffenen erweiterte ihr das Herz.

Diese gehobene Stimmung drückte sich auf ihrem Antlitz aus und gab ihrer Stimme jene weiche Modulation, welche dem Ohr wie dem Herzen wohltut. Liebevoll neigte sie sich zu der Kleinen, deren Wünsche bald durch eine Blume, bald durch eine Frucht gereizt wurden, aber beschwichtigt durch Paulines Worte wurde sie sanft und gehorsam, und erhöhte durch ihr anmutiges Wesen noch den Reiz dieser schönen Stunde.

Bei dem Ausgang des Gartens, den sie eben verlassen wollte, begegnete Pauline dem Hofrat, der seine Überraschung, sie hier zu sehen, nicht ohne Empfindlichkeit und Ironie äußerte. Sie beachtete es nicht. Harmonisch, wie sie gestimmt war, suchte sie jeden Misston aufzulösen, und indem sie ihm nur flüchtig andeutete, welche Erhebung und Erfrischung sie in seinem schönen Eigentum gefunden, verriet sie ihm, dass sie nicht aus Wahl davon zurückgeblieben war; ja vielleicht ahnte er auch, was sie litt. Sein Missmut verschwand vor dem sanften Blick ihres schönen Auges, und zu dem Wohlwollen, das ihr erster Anblick ihm eingeflößt, und dem Interesse, welches ein Begegnen mit ihr immer noch er-

höhte, gesellte sich ein warmes Mitgefühl, das schützend über sie zu wachen wünschte.

Alles, was sonst Pauline an ihm gestört hatte, wurde durch die wahren und innigen Worte ausgeglichen, mit denen er jetzt wie ein väterlicher Freund zu ihr sprach, und selbst als Arzt ihr das Versprechen abnahm, so oft sie konnte, nach dem Garten zu kommen.

Mit feinem Takte vermied er es, die erste Zeit ihr zu begegnen. Ungestört sollte sie die erfrischende Ruhe finden, deren sie gewiss bedurfte, aber so viel ihr auch die Stunde war, die sie dort zubrachte, jene freudige Erhebung des Gemütes, jenes seelenruhige betrachtende Genießen vermochte sie ihr nicht mehr zu gewähren. Ihr Gemüt war zu sehr gedrückt, ihr Geist zu sehr gehemmt durch ihr Zusammenleben mit Marie, die ihr geflissentlich nicht den kleinsten Raum für ihre Wesenheit gewährte. Im Freien fand sie nur jene Windstille, die einem vom Sturm zerrütteten Schiffe so wohltuend ist, aber erst wenn es mit vollen Segeln, vom frischen belebenden Winde getragen, gegen sich auftürmende Wellen siegreich kämpfend, durch die lebendigen Fluten des Meeres zieht, kann es ein erstrebtes Ziel erreichen. Wird Pauline es je erringen?

Immer wohltuender berührte sie das Begegnen mit dem Hofrat In sanfter und andeutender Weise suchte er ihr gegenüber sie in ihre Rechte einzusetzen; und er ließ sie es mehr empfinden, als dass er es aussprach; wie gern seine Freundschaft vieles ausgleichen und vergüten möchte. Nie klagte sie, aber er erkannte leicht, dass sie sich verändert, dass ihre Kraft sie verlassen hatte. Ihr eignes Rechtsbewusstsein schien ihr nicht mehr zu genügen, des Urteils eines Freundes bedurfte sie, um mit sich selbst wieder zum Frieden und Einklang kommen zu können.

Die Feinheit des Herzens, womit er ihre Schwächen schonte, die Klarheit des Verstandes, mit der er sie davon frei zu machen

suchte, zeigten Pauline, wie sehr sie, von dem Urteil der Anderen befangen, ihn misskannt hatte. Er war ein vornehmer Geist, der sich nur in der entsprechenden Haltung zeigen konnte, und dadurch leicht schroff und abweisend erschien. Seine kurze Sprechweise ließ dem Übelwollenden Raum, seinem Geist zu misstrauen, und viele seiner schätzbaren Eigenschaften blieben unbekannt, weil er sie nicht geltend machen wollte. Ließ man aber unbefangen seinen Verstand und seine Güte auf sich wirken, so empfand man bald den wohltätigsten Einfluss. Durch ihn fühlte Pauline sich von ihren bekümmerten Gedanken abgezogen und von heitern Vorstellungen die trüben Bilder, mit denen sie selbst sich quälte, verdrängt. Oft bot er ihr schon Hilfe, ohne nach der Ursache ihres Leibes zu forschen. Sicher wäre es ihm auch gelungen, sie in ein Gleichmaß zurückzuleiten, und von der lähmenden Gewalt, die auf ihr ruhte, zu befreien, wäre ihre Schwägerin nicht eben um diese Zeit entbunden worden.

Durch ihre Lage glaubte Marie sich berechtigt, ihren ganzen Egoismus zu entfalten. Sie forderte die aufmerksamste Rücksicht von ihrem Manne und Paulines ununterbrochene Pflege, die auch Adolph für bessere, als bezahlte Hilfe erklärte, und so verlor das arme Mädchen noch jede ausgleichende Nachtruhe.

Nicht zur Dankbarkeit gegen das Geschick stimmte Marie das neue Glück, nicht milder gegen alle, die sie umgaben. Nur Blumen, die Wohlgerüche ausströmen, duften süßer beim Sonnenschein, als wenn der Sturm sie schüttelt. Aus ihrer dürren Seele aber konnte nie Balsam fließen. Ihre Todesahnungen hatten sie ebenso wenig läuternd durchdrungen, wie jetzt die vermehrten Mutterfreuden. Nicht die fürsorgendste und zärtlichste, nur die pünktlichste Liebe hatte sie für ihre Kinder; kein Dienstbote sollte sie entkleiden, oder ihnen die Nahrung reichen, und durch diese Anordnung legte sie Pauline wieder neue Pflichten auf. Wenn sie nur auf Maries Pflege und die Wartung der Kinder angewiesen gewesen, es wäre

ihr möglich geworden, ihren Verpflichtungen zu genügen, aber Maries oft unnütze Forderungen fanden kein Ende. Die Dienstboten, immer heftig von ihr getadelt, wurden ungeduldig, lässig, zuletzt unhöflich und so verdrießlich, dass es Pauline fast unmöglich wurde, sie zu beschwichtigen, und in allen diesen Widerwärtigkeiten den Hausstand mit Ordnung zu führen. Von diesem unordentlichen, ja sie hätte selbst sagen mögen, unsittlichen Treiben fühlte sie sich verwirrt und erniedrigt.

An ununterbrochene Tätigkeit gewöhnt, war sie schon als Kind dem Vater eine aufmerksame Krankenwärterin, später, während den Reisen der Mutter, Wirtschafterin und Erzieherin der Kinder gewesen. Der Küche und dem Haushalt hatte sie vorgestanden, aber eine geregelte Einteilung ihr alles erleichtert. Hier, wo nirgends Ordnung herrschte, musste natürlich nach irgendeiner Richtung etwas unterbleiben, und das wurde mit Schonungslosigkeit ihr immer zum herben Vorwurf gemacht.

In kurzer Zeit bist Du erlöst, sagte sich Pauline wie zum Trost, aber dennoch vermochte sie aus diesem Gedanken keine Beruhigung zu ziehen. Immer ernster und trüber wurde ihre Stimmung. Aus jedem Unglück war sie sonst kräftiger und geläuterter hervorgegangen, nun aber wurde sie haltungslos. Fern war ihr bis jetzt die Gemeinheit des Lebens geblieben, nie war sie von ihr berührt worden, und nun war sie gezwungen, in ihrer Atmosphäre zu atmen, ja sie sollte sie als das allein Berechtigte anerkennen. alles Bessere schien ihr durch ihre Umgebung wie verleugnet, alles Reine wie entweiht.

Und dennoch hielt sie fest an dem, was ihr als das Rechte, Gute und Wahre erschien; ihr Glaube daran konnte nicht erschüttert werden, wohl aber die Zuversicht zu sich selbst. Was sie erdulden musste, was ihr Quälendes und Erniedrigendes begegnete, wollte sie als folgerichtig aus ihrem eignen Sein und Tun entspringend herleiten.

Hättest Du Charakterstärke, sagte sie sich, so würdest Du nicht mehr hier sein; wärest Du unantastbar reinen Sinnes, so hätte sich Dir weder die Gemeinheit noch die Sinnlichkeit zu nahen gewagt. Mit einem ausgebildeteren Geist hättest Du vermocht, der Sophisterei und der Berechnung zu begegnen, und mit einem warmen Herzen voller Liebe und Milde, alles zu überwinden, und jeden Misston in Harmonie aufzulösen. Deine eignen Mängel machen Dich nur so haltungslos, und Marie hat recht, Dir das Trübste aus Dir selbst zu prophezeien.

Seit Wochen war sie nicht aus Maries Nähe gekommen; alles was sie dadurch dulden musste, wirkte niederdrückend auf sie. Welche Freude konnte sie auch an einem Leben haben, das Niemandem zu frommen schien? Zu der Unduldsamkeit, die man ihr zeigte, gesellten sich noch die eignen Vorwürfe, und ihr lautloser Gram legte sich wie ein Panzer um ihr Herz und schlug selbst ihren Geist in beengende Bande. Der Kopfschmerz, an dem sie litt, steigerte sich eines Tages auf so empfindliche Weise, dass sie unwillkürlich immer mit der Hand an die Stirn griff. Marie, die es bemerkte, riet ihr, in den Garten des Hofrats hinabzugehen, und um ihr auch eine wirkliche Erholung zu sichern, hielt sie Klärchen bei sich zurück.

In dumpfes Sinnen verloren, ging Pauline achtlos bei den schönsten Pflanzen vorbei, nicht einmal den Blick erhebend, als sie an jene herrliche Baumgruppe kam, bei der sie sonst immer so gern verweilte. Mehr Betäubung als Erfrischung schien sie zu suchen, indem sie in den Hauptgang einbog und mit gleichmäßigen Schritten darin auf und ab ging. Ungeöffnet hielt sie den Sonnenschirm in der Hand, obgleich brennende Strahlen sie senkrecht trafen. Endlich wandte sie sich den schattigeren Gängen zu, und wie sie in einen entfernten einbog, stand plötzlich der Hofrat vor ihr. Überrascht sah er sie an. Was war mit ihr vorgegangen? Welche Veränderung! Verschwunden war von ihrem

bleichen Gesicht der sprechend milde Ausdruck, der es belebte, und ihr dunkles seelenvolles Auge war wie verschleiert.

„Um Gottes Willen, was ist Ihnen, mein teures Fräulein!“ rief er, ihre Hand ergreifend. Wie aus einem Traum erwachte sie durch diese Berührung, und so verwirrt war sie, dass sie nicht wusste, war es Hohn oder Teilnahme, die zu ihr sprach.

„Ich leide an Kopfschmerzen,“ antwortete sie, sich besinnend.

„Solche Veränderungen können Kopfschmerzen nicht hervorbringen,“ sagte er wie zu sich selbst, und in immer wärmer werdendem Ton zu ihr. „Was Sie auch leiden mögen, fassen Sie Mut! O warum kann ich nicht das Recht einer alter Freundschaft geltend machen, warum nicht fordern, dass Sie mir vertrauen? Vielleicht würde ich dann ein Mittel finden, die Schatten von ihrer Stirn zu verscheuchen, und wieder ein mildes Lächeln um Ihren Mund hervorzurufen. Vertrauen Sie mir, o glauben Sie doch, dass ich Ihr wahrer Freund und stets bereit bin, Ihnen mit Rat und Tat in jeder trüben Lage, in jeder Stunde Ihres Lebens beizustehen. Möchten Sie doch, damit ich Ihnen gleich nützen darf, mir sagen, womit ich es kann.

„O, Sie sind gut,“ sagte Pauline mit Überzeugung, „aber glauben Sie, ich habe wirklich Kopfschmerzen,“ und fügte sie seufzend hinzu, „ein unendliches kaum zu überwindendes Heimweh!“

„Es würde diese Macht nicht über Sie gewinnen können, wenn man Sie nicht so unwürdig hier behandelt hätte. Vergebens schütteln Sie verneinend das Haupt. Von allem was Sie betrifft, bin ich unterrichtet; ich weiß, dass Ihre Schwägerin ...“

„Marie will mich tüchtiger, brauchbarer für das Leben machen, als ich bis jetzt gewesen,“ fiel Pauline ihm in’s Wort.

„Sie will Sie herabziehen zu sich, sie will. …“

„Wozu sollen diese unerquicklichen Erörterungen führen?“ fragte sie sanft.

„Zu der Überzeugung, dass Sie eines Freundes bedür-

fen. Ich beschwöre Sie, hören Sie mich ruhig an; prüfen Sie was ich ...“

Der Hofrat konnte seinen Satz nicht vollenden, denn in demselben Augenblick kam Klärchen auf Pauline zugesprungen. „Du sollst zur Mama kommen!“ rief sie ihr entgegen. „Es sind Gäste oben,“ ergänzte das Mädchen, das die Kleine geführt hatte.

Bereit, dem Ruf zu folgen, wendete sich Pauline dem Hofrat zu, und ihm die Hand zum Abschied reichend, sagte sie mit bewegter Stimme: „Stets wird in meiner dankbaren Erinnerung Ihre wohlwollende Teilnahme leben, und noch in weiter Ferne wird sie wie ein mildes klares Abendrot mir in die Seele leuchten!“

„Nein, wir können so nicht scheiden!“ rief der Hofrat, indem er sie bis zum Ausgang des Gartens begleitete „Ich muss heute noch zu Ihnen aussprechen, was ich Ihnen eben mitteilen wollte. Wohl weiß ich, Sie können nicht in den Garten kommen, darum bitte ich Sie, um 5 Uhr in Ihrem Entree zu sein; mein Diener wird Ihnen dort einen Brief von mir übergeben.“

Was mag er mir nur zu sagen haben? dachte Pauline, indem sie die Treppe hinauf ging, aber dem Sinnen darüber vermochte sie sich nicht hinzugeben, obgleich der Besuch sich bereits entfernt hatte. Marie war heute von einer Unruhe, die alle um sie her wie ein Wirbelwind ergriff. Pauline wollte sich durch Unempfindlichkeit gegen die kleinlichen Quälereien waffnen, aber indem sie darauf nicht achtete, erhöhte sie durch ihre Zerstreutheit noch die Widerwärtigkeiten. Selbst Adolph, der sie immer unbrauchbar nennen hörte, richtete bei Tisch, als sie vergaß, Klärchen die geforderte Aufmerksamkeit zu weihen, einige scharfe Worte an sie, und vermehrte dadurch ihre Pein. Ein freies Ausatmen gewährte ihr erst Maries Mittagsruhe, sie benutzte sie, um auf ihr Zimmer zu schlüpfen. Im Entree fand sie den Die-

ner des Hofrats ihrer harrend, kaum aber hatte sie ihm den Brief abgenommen, den er ihr überbrachte, als Klärchen sie in Anspruch nahm, und es ihr unmöglich machte, das Schreiben zu lesen. Erst am späten Abend war ihr ein ungestörtes Alleinsein vergönnt.

Uneröffnet und wie abwägend, hielt sie einige Augenblicke den Brief in der Hand; ruhig floss dabei das Blut durch ihre Adern, denn was er auch Wichtiges nach den Worten des Hofrats enthalten mochte, sie hatte die Überzeugung, dass sie vor keinem Wendepunkt, vor keiner Entscheidung ihres Schicksals stehe, dass er darin weder eingreifen noch bestimmen könne. Aber des gewonnenen Freundes freute sie sich, schon als sie die losen Blättchen in der Hand hielt, mit den kleinen festen Schriftzügen. Es tröstete sie, Jemand nahe zu wissen, der ihrer mit Wohlwollen gedachte. Es war aber nicht Wohlwollen allein, was zu ihr aus dem Briefe sprach; mit tiefer Erregung erkannte sie, dass der Hofrat ihr das Höchste bot, was ein Mann einem Mädchen bieten kann: seine Hand! Damit vertraute er ihr sein Glück und seine Ehre, die Leitung seines Hauses, die Erziehung und Bildung seiner Kinder an! Alles wozu man des reinsten Willens und der wahren Einsicht bedarf.

So ehrend sprach er von ihr, so überzeugt von ihrem wahren Wert, dass sie den Brief wie ein Dokument, welches ihr verlorene Güter wieder sicherte, betrachtete. Hatte sie nicht selbst sich schon für verloren gehalten, um sich getrauert wie die alten Juden, die sich um Verstorbene Asche auf das Haupt schütteten. Auch auf ihr lag die Asche der Ermattung; aber plötzlich zuckte ein lebendiger Strahl daraus und entzündete das innere Feuer. Sie fasste den Vorsatz: sich, wie es auch kommen möge, nicht brechen, nicht untersinken zu lassen!

Wenn ein Mann, wie der Hofrat, mir sein Schicksal vertrauen will, so steht es doch um mich so traurig nicht, wie man

es mich glauben machen will; so gibt es einen doch, der mich für fähig hält, seinen Lebensweg zu verschönen und zu beglücken. Für alle bin ich also nicht das nutzlose träumerische Wesen, das die Meinen in mir finden. Nur diesen Antrag darf ich annehmen, um gepriesen und gelobt zu werden.

Unwillkürlich musste sie an alle die verführerischen Vorstellungen denken, die Marie ihr von einer Verbindung mit Horn gemacht, und sich dessen erinnern, was ihr Bruder von dem Einfluss gesagt, den sie, durch glänzende Verhältnisse gesichert, auf das Geschick der jüngeren Schwestern haben könnte. Dieselben Vorteile entsprangen ihr aus einer Vereinigung mit dem Hofrat, die ihr den ehrenwertesten Wirkungskreis eröffnete und die beruhigende Garantie bot, geschont und geschützt von einem ehrenwerten Manne durchs Leben gehen zu können.

Mit erhebender Genugtuung durchdrang sie sein Antrag; sie verfiel darüber in träumerisches Sinnen, doch statt in die Zukunft zu schauen, zogen wie in einer Camera obscura die Schattenbilder der Vergangenheit an ihr vorüber. Alles was sie im Leben bewegt und erschüttert, erfreut und erhoben hatte, worüber sie gelitten, wonach sie sich gesehnt, wogte in ihr auf und nieder. Wovon sie Glück erwartet hatte, das war wie flüchtiges Gewölk an ihrem Horizont vorüber geglitten, und alle ihre Hoffnungen lagen wie geknickte Blumen vor ihren Füßen. Kein leuchtender Stern durchdrang mit seinem leitenden Lichte das Dunkel, das sie umgab, und das, dicht und farblos alles verhüllend, keine neue Morgenröte ahnen ließ.

Aus diesem Dunkel sie zu leiten, war ein Ehrenmann bereit; nur ihre Hand durfte sie in die seine legen, um mit einer friedlich würdigen Ehe zum Abschluss zu kommen. Aber in ihr lebte noch der Glaube, dass nur eine wahre Liebe sie schließen müsse, dass man sie entheiligt, wenn man sie als Zufluchtsstätte betrachtet.

Nein, nicht der Berechnung konnte sie folgen, die sie immer

weiter bis in das Gewebe der Lüge führen würde. Müsste sie nicht mit dem Antrag des Hofrats zugleich das Christentum annehmen? Nein, das kann ich nicht. Sollte ich immer auch an irdischen Gütern darben, sagte sie, sich entschlossen aufrichtend, so muss ich doch den Schwur: mir selbst treu zu bleiben. halten. Nicht mit dem Strom kann ich schwimmen, auf dem nur die Lebensklugheit oben auf erhält, die sie mich hier durch ihre Sentenzen lehren wollen, und die doch nur heißt: Sichere Dir den Vorteil um jeden Preis! Nicht Teil nehmen kann ich an der Lüge, wenn mir auch nicht die Kraft bleibt, sie siegreich zu bekämpfen! Das äußere Leben kann ich nicht beherrschen, nicht mir bilden, wie ich gerne möchte, aber mein inneres ungetrübt mir erhalten; bleib ich mit mir in Harmonie, so übertönt sie vielleicht noch alle Dissonanzen.

Über das, was sie tun musste, konnte sie nicht schwanken, aber dankbar fühlte sie, dass der Hofrat sie aus einer verderblichen Apathie gerissen. Wie an einen teuren Freund dachte sie an ihn; sie wusste nur nicht, wie sie schauend genug ihr Nein umhüllen sollte. Schreiben wollte sie ihm nicht; das tote Wort schien ihr so kalt und schwer; so beschloss sie denn ihn noch einmal zu sprechen.

Den anderen Tag wollte sie eben in den Garten schlüpfen, als Marie ein unüberwindliches Verlangen empfand, auch hinab zu gehen. Nur unter Paulines Schutz wollte sie dort vor dem Hofrat erscheinen, darum forderte sie ihre Begleitung. Jetzt, wo Pauline die Möglichkeit, den Hofrat ungestört sprechen zu können, vernichtet sah, schrieb sie auf ein Blättchen die Worte:

„Das Schicksal trennt uns. Ich bin Jüdin und werde es immer bleiben; aber mit tiefer, dankbarer Empfindung erkenne ich das Ehrende Ihres Antrages, zu dem Sie die erste Anregung gewiss in Ihrer Hochherzigkeit gefunden haben. Aber wenn er selbst nur aus Mitleid mit der Verlassenen hervorgegangen wäre, hat er

mir doch unendlich wohlgetan, denn er hat mein erschüttertes Selbstvertrauen wieder gehoben. Gewiss, auch Ihnen wird Heil daraus entspringen, indem Sie sich mit dem Gedanken, ein häusliches Glück aufs Neue gründen zu wollen, befreundet haben, werden Sie auch bald eine Würdigere, als ich es bin, dafür finden!“

Sie steckte das Billett zu sich; wie sie es befördern sollte, wusste sie nicht, wohl aber, dass jede Verzögerung ihrer Entscheidung dem Hofrat zur Pein werden müsste. Bei ihrem Eintritt in den Garten sah sie ihn nicht. Mit erhöhtem Herzpochen horchte sie nach seinem Schritt, während sie anscheinend ruhig längere Zeit an der Seite ihrer Schwägerin saß. Ihre Seele war ihm nicht zugewendet, aber alle ihre Gedanken; sie sehnte sich, ihn zu sprechen, und wünschte doch, ihn vermeiden zu können. Schonen hätte sie ihn mögen, ihm wohltun, wie er es ihr getan, und doch musste sie ihn tief verwunden. Das machte sie betrübt und zerstreut. Marie, die es merkte, leitete daraus den Vorwurf her: dass Pauline für ihren ersten Schritt ins neue Leben, wie sie es nannte, nicht einmal eine freudige Teilnahme zeige. Ihre Antwort befriedigte ihre Schwägerin ebenso wenig wie ihr ganzes Benehmen; sie erhob sich um den Garten zu verlassen.

In dem Augenblick erschien der Hofrat und schritt rasch auf die Damen zu. Während er die Doktorin begrüßte und beglückwünschte, suchte er Paulines Blick zu begegnen, dass sie ihn senkte, empfand er wie ein trübes Zeichen; auch dass Marie seine Spannung nicht bemerkte, nahm er dafür. Sie wusste also nichts. O, etwas Freudiges, was uns ein Glück erscheint, verschweigt man nicht! War er zurückgewiesen? Er musste Entscheidung haben. Eine Königin der Nacht blühte in seinem Treibhause, er bat die Damen mit ihm dahin zu gehen. Zögernd folgte Pauline und verweilte noch sinnend am Eingang, als Marie schon bewundernd vor der Blume stand, Rasch kehrte der Hofrat zu ihr zurück;

erblassend reichte sie ihm das Billett hin. „O mein Gott, Pauline, warum?“ fragte er leise, es bergend. Ehe sie noch die zitternden Lippen zu einer Antwort öffnen konnte, war Marie neben ihr. Sie beklagte sich über die drückende Hitze im Treibhause, und empfahl sich, als sie die erwartete Aufmerksamkeit von Seiten des Hofrats nicht fand, ja er vergaß sogar die Damen bis zum Ausgang des Gartens zu begleiten. Marie schwur, ihn nicht wieder zu betreten und ergoss sich über seinen Besitzer in die boshaftesten Bemerkungen.

Seit diesem ersten Ausgang nahm sie wieder lebhaft ihren Reiseplan auf, und indem sie voraussetzte, dass ihr Leben keinen Zusammenhang mehr mit Pauline finden werde, verschonte sie dieselbe mit ihren Bekehrungsversuchen, ohne im Allgemeinen rücksichtsvoller gegen sie zu sein. Ihr ganzes Wesen war ihr verhasst, weil es einen so entschiedenen Gegensatz zu dem ihren bildete. Nichts hatten die Schwägerinnen gemeinsam, als jetzt den Wunsch, recht bald Petersburg verlassen zu können.

Adolphs Einwilligung war das Wesentlichste, dessen sie noch zu ihrer Reise bedurften. Er zögerte sie zu geben, aber sein Widerstand wurde bald durch Maries Überredung gebrochen. Heilige Pflichten riefen sie zu ihren bejahrten Eltern zurück; sie wollte ihre Kinder von ihnen segnen lassen; zu ihnen noch einmal alle Liebe aussprechen, die sie für sie empfand; ihnen zeigen, welche glückliche Frau und Mutter sie geworden. Auch materielle Dinge gab es zu besprechen und festzustellen, ehe ein älterer Bruder, der auf den Vater vielen Einfluss hatte, ihn beredete, sein Grundstück zu verkaufen und das Geld dafür in seinem Geschäft anzulegen. Wie leicht konnte es da verloren gehen. Musste sie nicht das Alter der Eltern vor jeder Sorge schützen, ihnen ratend und helfend, wenn es sein musste, selbst einschreitend zur Seite stehen?

Mit solchen Ansichten und Beweisgründen gewann Marie ihren Mann für eine Reise, welche mit so zarten Kindern viel

Umständliches bot, aber ein Aufschieben meinte sie, könnte zu einem Aufgeben führen. Und zu oft hatte sie andern schon deren Notwendigkeit bewiesen, um nicht jetzt selbst daran zu glauben.

Ihres Mannes Zustimmung sicher, verletzte es sie wieder, dass er sie ihr so leicht gewährt hatte, dass es ihm möglich war, sich von ihr zu trennen. Die Eifersucht, zu der sie geneigt war, sog daraus neue Nahrung, und bei der leisesten Anregung gab es die heftigsten Szenen. Ungleich wie ihr Wesen Adolph gegenüber auch war, immer verriet es doch eine tiefe Leidenschaftlichkeit, die oft unerwartet wie die Ausbrüche eines Vulkans erschien. Geteilt zwischen Angst und Verwunderung staunte Pauline sie an; bei aller Verirrung war dennoch die starke Empfindung, aus der sie entsprungen, ihr bemerkbar; aber Adolph zeigte sie nie. Es fehlte ihm selbst an einem beherrschenden oder vermittelnden Willen; das entfremdete ihr den Bruder noch mehr, der sich auch weder durch Teilnahme noch Fürsorge für sie als solcher bewährte.

Die fortdauernden Gemütserregungen waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen; sie fühlte sich abgespannt und kraftlos. Heftiges Herzpochen regte sie oft auf und raubte ihr den Schlaf. Kopfschmerzen verließen sie fast nie und betäubten sie so sehr, dass sie wirklich, wie Marie sagte, alles nur mechanisch tat. Selbst als Arzt hatte Adolph für sie kein wohltuendes Eingehen, kein aufmerksames Beachten. Klagte sie einmal, so sagte er: „Das sind Übel, welche Du Dir allein schaffst, also auch allein nur haben kannst; meine Kunst hat dagegen keine Mittel; die, welche unser Rat Dir gewähren kann, verwirfst Du, darum wirst Du noch oft und lange leiden müssen!“

Mehr als die verweigerte ärztliche Hilfe schadete Pauline diese Lieblosigkeit, welche ihr Gemüt verdüsterte und sie vollends einschüchterte. Wirklich qualvoll wurde ihr Zustand bei gänzlicher Schlaflosigkeit, aber sie war zu stolz, sich wieder an den Arzt zu

wenden, in dem sie doch immer den Bruder nur sah, der sie kalt zurückgewiesen hatte. Sie veränderte sich merklich, aber niemand beachtete es. Keiner hatte für ihren leidenden Zustand auch nur eine Frage.

Mit den verschiedensten Anordnungen zu ihrer Reise beschäftigt, benutzte Marie ihre Schwägerin wie eine Untergebene; alle verwandtschaftlichen und geselligen Rücksichten waren gelöst. Wie stumpf gegen Beleidigungen und Missachtung tat Pauline das Geforderte, aber durch Körper- und Seelenleiden angegriffen, nur mit höchster Anstrengung, doch mit Ruhe. Kaum hielt sie sich aufrecht, nur die Gewissheit, dass sie in acht Tagen reisen werde, belebte ihre erschöpften Kräfte.

Mit der Taufe ihres Kindes wollte Marie zugleich ein Abschiedsfest für ihre Freunde vereinen. Sie veranstaltete ein glänzendes Dejeuner und ließ allen Bekannten Einladungen zukommen, auch der Hofrat hatte zugesagt. Seit jenem Vormittag, an dem sie ihr Billett in seine Hand gleiten ließ, hatte Pauline ihn nicht wiedergesehen. Tröstend wäre es ihr gewesen, in ihm den Freund aufsuchen zu können, aber es hatte ihr an Mut und Zeit dazu gefehlt. Auch des Arztes hätte sie bedurft, denn sie fühlte oft, wie Fieberglut und Kälte in ihr wechselten. Am Tauftag sah sie so leidend aus, dass ihr Bruder sie von der Patenstelle, die er ihr trotz Maries und ihres eignen Widerspruchs erteilt hatte, enthob. Ihr häufiger Farbenwechsel fiel ihm auf, und er riet ihr, während der Taufzeremonie aus ihrer Stube zu bleiben, um später bei dem Mahle erscheinen zu können.

Mit halbgeschlossenen Augen, den Kopf in die Hand gestützt, saß sie, sie wusste selbst nicht, wie lange schon, auf dem Sofa. Die höchste Abspannung machte sie gleichgültig für alles um sich her. Sie beachtete es nicht, dass die Tür geöffnet und geschlossen wurde, nur als sie ihre herabhängende Hand ergriffen fühlte, schreckte sie zusammen.

„Ich musste Sie noch einmal sprechen," hörte sie neben sich eine bekannte Stimme sagen. Sie blickte auf; der Hofrat stand vor ihr. Entsetzt sah er in ihre bleichen entstellten Züge. „Sie sind krank, Pauline!" rief er angstvoll.

„Mein Bruder findet es nicht!" antwortete sie mehr traurig als bitter.

„Wie ist dies möglich! aber immerhin, Sie können, Sie dürfen nicht reisen! Ich beschwöre Sie, Pauline, bleiben Sie an meiner Seite. Alles, was der reinste Wille, wahre Hochachtung und Neigung vermögen, soll Ihnen von mir werden.

„Haben Sie vergessen, was uns trennt!"

„Ist es unser verschiedenes Glaubensbekenntnis allein?" fragte er dringend.

„Ach!" sagte sie bitter, „wäre es das auch nicht, so würde ich doch eine Sünde begehen, legte ich meine Hand in die Ihre; nie könnte ich Ihnen ein reines Glück gewähren! Sehen Sie denn nicht, wie wenig Kraft ich zum Dulden, wie wenig Mut ich zum Handeln habe? Ich müsste erliegen, wüsste ich nicht, dass ich in einigen Tagen reisen werde."

„Freveln Sie nicht an sich! Man hat Sie dahin gebracht, man hat Ihre Kraft und Ihren Mut gebrochen; aber wenn selbst Ihr Leben Ihnen jetzt nutzlos erscheint, dürfen Sie es nicht durch eine Reise in Gefahr bringen. Ihr ganzes Nervensystem ist erschüttert, ein bedenkliches Fieber kann sich daraus entwickeln. Sie müssen noch hierbleiben, als Arzt fordere ich es; ich werde mit Ihrem Bruder sprechen. Vertrauen Sie dem Freunde!"

„Sind Sie mir ein solcher," rief sie bittend zu ihm aufsehend, „so helfen Sie meine Reise fördern, nicht sie hemmen. Der Boden brennt hier unter mir, die Luft droht mich zu ersticken.

„Ein Beweis mehr, dass Sie krank sind."

„Muss ich bleiben, so sterbe ich hier! Nur auf der Reise kann ich genesen. Die Seeluft wird mir Erfrischung bringen; mit den schwellenden Segeln sich mein Mut heben, und trägt das Schiff mich erst der Heimat zu, werde ich mit aller Kraft mich wiederaufrichten.“

„Was erwartet Sie dort?“ fragte er forschend.

„Liebende Verwandte und die Verpflichtung, mit allen meinen Fähigkeiten für jüngere Schwestern einzustehen. Sie sehen also, dass ich leben will und werde!“

„O Pauline!“ rief er; doch ermannte er sich und sagte mit feuchten Augen ihre Hand drückend: „So möge Gott Sie geleiten.“

„Und Sie beglücken!“ erwiderte sie gerührt.

Nach der Entfernung des Hofrats schwanden Paulines Kräfte, welche das Wiedersehn mit ihm belebt hatte; von einem nervösen Zittern bezwungen musste sie ihr Lager suchen. Wohltuend war es zum ersten Mal für sie, dass sowohl ihr Bruder wie Marie, von dem Fest in Anspruch genommen, nun ihre Existenz vergessen hatten; dadurch wurde ihr eine Erholung vergönnt, welche es ihr möglich machte, später ihren leidenden Zustand zu verbergen. Sie tat es mit jener Energie, welche oft Fieberkranke anwenden, um die Aufmerksamkeit ihrer Wächter zu täuschen. Und da weder die Liebe noch die Sorgfalt sie überwachte, so gelang es ihr nur zu gut.

Man hatte so viel zu besprechen und zu ordnen, dass man sie kaum beachtete. Nicht bei der Vorbereitung zur Reise, nur auf derselben sollte sie Marie nutzbar sein, die beschlossen hatte, keine Kinderwärterin mitzunehmen. Adolph war damit nicht einverstanden, aber vergebens bemühte er sich, eine von seinen Dienstmädchen für die Begleitung zu gewinnen. Niemand wollte sich dazu verstehen, und Marie kam das gelegen. Auf eine rasche

und glückliche Reise rechnend, wie sie Pauline gemacht, sollte ihre Hilfe zur Wartung der Kinder genügen. Auch sie wollte nicht die Reise mit einem Dampfschiff über Bremen, sondern bis Stettin mit einem Kauffahrteischiff machen. Bald hatte Adolph ein passendes gefunden, dessen Kapitän ihm besonders empfohlen war, und auf dem die große Kajüte zu alleiniger Benutzung seiner Familie eingeräumt wurde.

Schon einen Tag vor der Abreise stürzte sich Marie oft weinend in die Arme ihres Mannes; sie schien sich von ihm nicht trennen zu können, und Pauline fürchtete, sie werde sich besinnen ein Opfer zu bringen, das niemand von ihr forderte. Aber trotz der rührenden und zärtlichen Szenen wurde alles zur Abreise geordnet, und bald standen die Koffer gepackt.

Die letzte Unterredung, welche Pauline mit ihrem Bruder hatte, wurde nur dadurch veranlasst, dass er ihr die Pflege seiner Kinder an's Herz legte, und die Sorge für Maries Gesundheit und Bequemlichkeit dringend empfahl. In der Liebe zu ihr schien wieder wie einst alles unterzugehen, in seinem Bewusstsein die Erinnerung an jede andere Familienbande geschwunden. Wie er seiner hingebenden aufopfernden Mutter kein echter Sohn gewesen, so wenig vermochte er seinen Schwestern ein wahrer Bruder zu sein. Kein Wort entschlüpfte ihm, das eine Teilnahme an ihrem Geschick verriet, keines, was den Willen zeigte, darin helfend einzugreifen. Er verleugnete den Boden, dem er entsprungen, aus dem er seine Nahrung gesogen, und machte, dass auch Pauline darauf schwanken musste. Wo sollte sie einen Halt finden, da sie ihn nicht bei ihm gefunden, wohin die Schritte lenken, wenn er ihr keinen Ruhepunkt gewährt hatte?

Mit schneidendem Schmerz empfand sie es, dass sie Petersburg hoffnungsloser verließ, als sie es je gewesen, obgleich ihre Fähigkeit, darüber klar nachzudenken, Folgerungen zu ziehen oder Ent-

schlüsse zu fassen, gelähmt war. Sie war so leidend, dass die Füße ihr fast den Dienst versagten. Nur eine Art unbestimmter Empfindung war in ihr rege, und dumpf fühlte sie, dass sie zum letzten Mal ihrem Bruder gegenüberstand, aber wenn sie es aussprechen, wenn sie ein Wort der Liebe und Versöhnung ihm sagen wollte, waren ihr die Lippen wie verschlossen.

Neuntes Kapitel.

Mit dem Lotsen zugleich erst verließ Adolph das Schiff. Er hatte Marie in der Kajüte sich einrichten helfen, gesehen, wie sein kleiner Sohn sanft gebettet lag, und das Schaukeln des Schiffes ihn in Ruhe wiegte; wie Klärchen ermüdet von der ungewohnten Aufregung der Fahrt einschlummerte. Bei allen Anordnungen hatte Pauline sich nicht hilfreich gezeigt, sie war oben auf dem Deck geblieben, und Adolph sah darin eine Gleichgültigkeit, die ihn empörte. Erst als er bei ihr vorbei in das Boot gehen wollte, fiel ihm ihre Ähnlichkeit mit seiner verstorbenen Mutter auf, und milder dadurch gestimmt, reichte er ihr noch einmal die Hand. Mechanisch legte sie die ihre hinein; die Fieberglut, welche sie ausströmte, erschreckte ihn; aber nun war es zu spät, für sie etwas zu tun. Der Steuermann drängte zur Abfahrt; Marie hielt ihn schon wieder umfangen.

„Pauline ist krank, schone sie!“ flüsterte er ihr zu.

„Wie kannst Du jetzt allein an sie denken!“ rief sie vorwurfsvoll.

Mit einem Abschiedskuss verschloss er ihr den Mund; noch eine Umarmung, ein Lebewohl! Er sprang in’s Boot. Marie winkte mit dem Tuche, und drückte es dann an ihre feuchten Augen.

Trotz des dumpfen Kopfwehs an welchem sie litt, und der eisigen Kälte, die ihren Körper durchrieselte, näherte Pauline sich

ihr, und sagte ihr einige beschwichtigende Worte, aber sie verfehlten ihre Wirkung. Marie erinnerte sich, dass sie es sei, mit der sie die letzte Fürsorge, ja vielleicht die Liebe Adolphs teilen musste. Gereizt antwortete sie, und riet ihr weniger teilnehmend als ironisch: in die Kajüte hinab zu kommen, wo sie bereits alles für ihre Bequemlichkeit bereitet habe.

Schweigend folgte ihr Pauline, aber die Luft erschien ihr unten so dumpf und schwindelerregend, dass sie darin nicht frei zu atmen vermochte, und eben die Kajüte wieder verlassen wollte, als Klärchen und der Kleine zugleich erwachten. Während Marie ihrem Knaben zu trinken gab, sollte Pauline Klärchen wieder in den Schlaf bringen, aber die Kleine wollte nicht eher ihr Köpfchen in die Polster zurücklegen, bis die Tante ihr Lieblingslied anstimmen würde.

„Warum erfüllst Du nicht ihren unschuldigen Wunsch?“ fragte Marie heftig, als Pauline zögerte, es zu tun.

„Die Stimme versagt mir,“ antwortete sie.

„Für die Kleine wird sie noch umfangreich genug sein,“ sagte Marie ironisch.

„Bitte Tante, singe, singe!“ wiederholte Klärchen immerfort, und so gedrängt begann Pauline mit leiser eintöniger Stimme ein Wiegenlied, dessen Wirkung sie mit Ungeduld erwartete, denn sie glaubte in dem engen Raum ersticken zu müssen.

Klärchen schien eben einzuschlummern, als Pauline den Vers sang:

Engel des Himmels, so lieblich wie Du,
Umstehen Dein Lager und lächeln Dir zu.
Später steigen sie auch noch herab,
Aber sie trocknen nur Tränen Dir ab.

„Welcher Uhugesang!“ rief Marie, „der klingt ja wie eine Unglücksprophezeiung! die verbitte ich mir für meine Kinder ein-für allemal. An ihrer Wiege müssen nur heitere Lieder ertönen.

Der Frohsinn soll sie in's Leben einführen, damit er ihnen treu bleibe. Aber um es zu wünschen, um daran nur zu denken, muss man ein Herz für sie haben, und das hast Du nicht; darum passt Du nicht einmal dazu, meinen Kindern ein Wiegenlied zu singen!"

„Singe, Tante, singe, singe!" bat Klärchen, welche durch Paulines Verstummen und Mariens lautes Sprechen erwacht war, und als ihre Bitte nicht gewährt wurde, aufzustehen verlangte. Pauline musste sie ankleiden und sollte sie unterhalten, während sie selbst sich kaum aufrechterhielt; aber Kinder sind bald befriedigt. Klärchen, deren Haar die Tante eben geordnet hatte, wollte sie nun auch frisieren, und Pauline gab dazu willig ihre Flechten Preis; ruhig konnte sie während dessen sitzen und den Kopf an die Wand der Kajüte zurücklehnen, was sie wie eine momentane Erleichterung empfand. Nur zu bald wurde Klärchen des Spielens müde, sie verlangte zu trinken. Eben hatte Marie den Kleinen von der Brust genommen, und legte ihn in die Polster zurecht; sie wies auf eine Flasche hin, und Pauline erhob sich mühsam, um daraus dem Kinde einzuschenken. Der Boden schien unter ihr zu schwanken, und ihre Hand zitterte, als sie Klärchen den Becher reichte. War es dadurch, oder durch eigne Ungeschicklichkeit beim Trinken, dass sich die Kleine beschüttete.

„Ich bin ganz nass, Mama!" rief sie. Marie ging rasch auf sie zu, und Pauline heftig den Becher entreißend, überschüttete sie dieselbe mit rohen Scheltworten „Ich bitte Dich, reize mich nicht noch mehr, und verlasse die Kajüte," sagte sie zuletzt. Dieses Verlangen kam Paulines eignem entgegen; sie ordnete flüchtig ihr Haar, hüllte sich in ein Tuch und stieg langsam auf das Verdeck.

Es war bereits Abend. Die Sonne hatte ihre schöpferische Kraft verloren, aber selbst im Entschwinden zeigte sie noch ihre ganze Pracht. Mit ihrer Glut färbte sie das Meer. in das sie

sich senkte, und auf den entfernten schaumgefiederten Wellen glitzerten einzelne goldene Pünktchen, während am klaren Himmel unter den weißen Wölkchen, welche seine tiefe Bläue noch mehr hervortreten ließen, schon hin und wieder ein blasser Stern sich zeigte. Die Luft war mild und frisch und kühlte Paulines glühende Schläfen. Wie einen Labetrunk sog sie die feuchte salzige Ausdünstung des Meeres ein, und wie auf ihrer Hinreise fühlte sie sich Gottes Allmacht näher. Auf Augenblicke vergaß sie alles, was sie drückte; es war ihr, als könne sie ausruhen in Gottes Schoß Diese Empfindung währte nicht lange; ein kalter Schauer durchrieselte ihren Körper, und rief den Zustand des Unbehagens und Leidens wieder in ihr wach. Fester hüllte sie sich in ihr Tuch, um nicht eher, als die äußerste Notwendigkeit es erforderte, in die Kajüte hinabgehen zu müssen.

Der Kapitän, ein gutmütiger alter Schwede, warnte sie vor der Abendkühle, aber als er hörte, dass sie bereits eine Seereise gemacht hatte, und sich in dem engen Raum unten unwohl fühlte, brachte er einen dicken Mantel, indem er ihr zugleich einen bequemen, am meisten vom Wind geschützten Platz anwies. Eng ihr Tuch zusammenrollend, benutzte sie es wie ein Polster, auf das sie ihr müdes Haupt legte, während sie sich auf ihrem Sitz hinstreckte, und so zwischen Wachen und Träumen schwankend eine Zeitlang ruhig liegen blieb.

Als sie die müden Augen wieder öffnete, zog am wolkenlosen Himmel der Vollmond herauf, die Sterne um sich her verdunkelnd, die nur entfernt von seinem Glanze in ihrem eignen zu leuchten vermochten, während sein breiter Lichtstrom sich über die zitternden Wellen senkte und das ganze Meer wie mit flüssigem Silber übergoss, aus dem die Spitzen der Wellen, gleich durchsichtigem Kristall hervorleuchteten. Leise flüsterten sie, und nur sanft rieselnd schlugen sie an das Schiff, das in regelmäßiger Bewegung die Fluten durchschnitt Seine weißen ausgespannten Segel

glichen den entfalteten Flügeln eines Schwanes, wenn er ruhig über die Wellen dahingleitet.

Die erhabene Pracht dieser Mondscheinnacht auf dem Meere, welche sich in ihrer ganzen himmlischen Glorie offenbarte, gewährte Pauline einen Anblick, der so schön war, dass er sie mit Glück, Sehnsucht und Schmerz zugleich erfüllte, denn sie wähnte, nicht mit sinnlichen Augen allein zu schauen. So fieberhaft war sie noch erregt, dass es sie nicht Wunder genommen, wenn die Wolken sich geteilt, und das schöne Antlitz ihrer Mutter sich mild zu ihr hernieder geneigt hätte.

Immer wieder richtete sich ihr bleiches Gesicht, aus den dunkeln Hüllen geisterhaft hervorschauend, zu dem Himmel wie in stummem Gebet empor. In der tiefempfundenen Anschauung der Herrlichkeit und Allmacht Gottes liegt ein lobpreisendes und läuterndes Gebet verborgen, dessen tröstende Kraft selten verloren geht. Die Sehnsucht nach dem Höchsten, das Hinaufringen nach dem Unendlichen, fühlend die eigene Beschränktheit, mit voller Hingebung an die ewige Weisheit, ist schon Religion. Pauline besaß dieselbe mehr, als sie es wusste, und eine läuternde Kraft schöpfte sie aus der erhabenen Ruhe, die um sie herrschte; ihr war’s, als sollte sie auch ihrer teilhaft werden, als müsse alles Kleinliche und Nichtige von ihr abfallen. Von nichts wollte sie sich beirren lassen, und in dem kurzen Zusammensein mit Marie ihr nur wohlzutun suchen. Aber um das zu können, musste sie gesund sein. Den wohltätigen Einfluss der Seeluft hatte sie schon empfunden und um sich vor ihrer nachteiligen Wirkung zu schützen, ging sie in die Kajüte.

Nur spärlich war der kleine Raum von einer trüben Lampe erhellt, deren Licht am schärfsten auf Marie fiel, welche mit ihrem Kinde im Arm sanft schlafend auf ihrem Lager lag. Der Anblick einer Mutter hat immer etwas Rührendes und Heiliges, das Pauline tief empfand. Nicht an Maries Schwächen, an die

ihrigen dachte sie; wollte sie sie beherrschen, so musste sie zuerst nach Ruhe streben.

Mit glühenden zitternden Händen streifte sie ihr Gewand von sich, und ihre schwankenden Füße trugen sie nur mit Mühe auf ihr Lager. Hätte sie darauf nur einen stärkenden Schlummer finden können, aber ihr Fieber verscheuchte den Schlaf, wenn er sich auf ihre schweren Augenlider senken wollte. Im wirren Durcheinander zogen phantastische Gebilde an ihr vorüber, deren sich ihre Phantasie noch bemächtigte, um sie weiter auszuspinnen, während ihr Verstand keinen folgerichtigen Gedanken, um sie zu bekämpfen, fassen konnte. Dieser peinliche Zustand wurde noch durch einen quälenden Durst erhöht, aber ihre verschmachteten Lippen lechzten vergebens nach einem erquickenden Trank, der für sie in unerreichbarer Ferne stand, denn sie vermochte nicht, sich zu erheben.

Gegen Morgen erst nahm ein wohltuender Schlummer sie befangen, aus dem Klärchens Weinen sie aufschreckte, dennoch bewährte sich seine belebende Kraft. Es wurde ihr viel leichter, als sie glaubte, die Kleine unter ihre Obhut zu nehmen, und später selbst Marie hilfreich zu sein. Sicher hätte sich noch ein leidliches Verhältnis zwischen beiden herausgebildet, hätte Pauline immer ihr Unwohlsein besiegen können, oder wäre die Reise eine rasche und angenehme gewesen.

Am anderen Tage meinte der Kapitän, der Wind werde in eine ungünstige Richtung umschlagen, denn der bleifarbene Himmel wurde durch große, schwere, zusammengeballte Wolkenschichten bis auf einzelne lichte Streifen am Horizont verdunkelt. Die hohen breiten Wellen erschienen ganz schwarz und waren nur hin und wieder von einem dünnen Schaumstreifen umsäumt, aber noch von keinem Luftzug erfasst und stärker getrieben. Das Schiff ging schwer und bewegte sich kaum merklich vorwärts. Die Luft war dumpf und drückend und vermehrte das Unbehagen, welches alle

empfanden, und welches Marie verdrießlich, die Kinder unruhig und Pauline wieder leidend machte.

Nachmittags wurde es plötzlich ganz dunkel, ein Windstoß erhob sich, und die Prophezeiung des Kapitäns war erfüllt. Der Wind hatte sich gewendet, und stürmte in heftigen kurzen Stößen, welche immer kräftiger und anhaltender wurden, dem Schiffe entgegen, das in Schwankungen geriet und, schwer arbeitend, den Widerstand nicht zu besiegen vermochte. Immer von Neuem jagten die Wogen zischend und brausend dagegen, und warfen ihren Schaum bis auf das Verdeck. Immer wilder brauste der Sturm heran, und schien bald das Schiff in die Höhe heben, bald in die dunkle Wassertiefe untertauchen zu wollen.

Die Segel wurden beigelegt und hoch aufgerollt, aber obschon das Schiff jetzt etwas leichter ging, legte es sich doch stark auf die Seite, oder wurde oft in erschreckender Weise hin und her geschaukelt.

Marie und Pauline wurden von der Seekrankheit zugleich ergriffen und befanden sich in jenem schrecklichen und unbeschreiblichen Zustand, der so viel Widerliches und Peinigendes in sich schließt. Sie waren am Morgen übereingekommen, dass Marie ihren Kleinen, Pauline Klärchen auf der Reise hüten und versorgen sollte. Mit ihrem Sohne an der Brust streckte sich Marie auf ihr Lager und konnte so doch einigermaßen Erleichterung finden, während Pauline Klärchen, welche ganz wohl blieb, beschäftigen und unterhalten sollte. Dass man bei einer zweiten wie bei einer ersten Seereise leiden könne, schien Marie unglaublich, und deshalb rügte sie die kleinste Unterlassung der übernommenen Verpflichtung bei Pauline wie eine willkürliche unverzeihliche, ja böswillige Vernachlässigung.

Am fünften Tage, als Klärchen nachmittags schlummerte und Paulines Kopfschmerz einen Höhepunkt erreicht hatte, der es ihr unmöglich erscheinen ließ, noch in dem engen Raum fortatmen zu

können, schlich sie sich nicht ohne Schwierigkeit zu der Kajütentreppe hin, auf deren Höhe sie stehen blieb, um sich an der kühlen Seeluft zu erfrischen.

Kahl ragten die Masten des Schiffes empor, an dessen Steuer ein Mann schwer arbeitend saß, die stürmende hochanschwellende See beobachtend. Schaum und Flugwasser schwammen auf dem Vorderteil des Schiffes, von dem alles Bewegliche weggeräumt war. Die Wellen hatten sich zu einer Masse geballt, welche, mit dickem Schlamm versetzt, dunkle Höhlen zeigte; aber noch immer behielten sie eine gleichmäßige, entgegenstemmende Richtung ja oft, vom Sturm gepeitscht, erhoben sie sich in gewaltiger Hast um ihre furchtbaren Häupter zu schütteln und das Schiff scheinbar in ihre Tiefe zu ziehen.

Dieser großartige Anblick fesselte Pauline durch seine Erhabenheit, und verscheuchte die Furcht, welche sie in der Kajüte empfunden hatte, als ihr gereiztes Gehör die entsetzlichen Windstöße, die zischenden Wellen, das Pfeifen durch Tauwerk und Sparren vernommen hatte, und sie mit fieberhafter Angst das schnelle Niedergleiten des Schiffes von den Wellenhügeln verfolgte, weil sie glaubte, dass es sich nun nicht mehr erheben könne. Der Sturm hatte sie aus ihrer Apathie gerüttelt, und die Seekrankheit einstweilen das Fieber verdrängt. Mit der Kraft, welche die Aufregung oft gewährt, hatte sie vermocht, sich aufrecht zu halten, Klärchen zu warten und Marie nützlich zu sein, aber jetzt war alles wieder erschlafft, und die vorbeigehenden Matrosen empfanden Mitleid mit dem bleichen jungen Mädchen, das wie gebrochen am Ausgang der Treppe hinkauerte, und sich an eine feste Stütze anklammerte.

„Der Sturm lässt nach!“ rief der Kapitän ihr zu, rasch bei ihr vorüber an’s Ruder schreitend. Sie konnte also gefahrlos verweilen, denn der Wind blies bald darauf nur stoßweise und wurde immer schwächer. Ein lebhaftes Treiben entwickelte sich

aus dem Verdeck, alle Matrosen waren beschäftigt, das Tauwerk zu entwirren und die Segel aufzuziehen. Die See ging zwar noch hoch, aber die Wellen waren nicht mehr schaumbedeckt. Die dunkeln herabhängenden Wolken lichteten sich; ein rötlich glänzender Punkt zeigte sich am Himmel, noch wurde er von den fliegenden Wolkenzügen bedeckt, aber bald durchdrang er sie siegreich, und die Sonne trat leuchtend hervor.

In diesem Augenblicke konnte man begreifen, dass die Wilden die Sonne wie eine wohltätige Gottheit anbeten, denn selbst über die harten gebräunten Gesichter der ältesten Matrosen flog es bei ihrem Anblick wie ein heiteres Lächeln. Ihr leuchtender Schein verscheuchte die Düsterkeit in den Gemütern und verwandelte den vorher so trüben, großartigen, aber auch furchterregenden Anblick des Meeres in ein lachendes Schauspiel. In ihrem heiteren Licht erschienen die Wellen durchsichtig grün, und goldige Tauperlen säumten in flimmernder Beweglichkeit ihren Rand. Unter ihren Strahlen zerfloss der trübe Schaum, welcher noch hin und wieder die Silberfläche des Meeres deckte, das bald wie ein grünes, vom Wind durchstreiftes Saatfeld wogte.

„Mit dem Sturm wird auch die Seekrankheit schwinden," sagte der Kapitän tröstend bald darauf zu Pauline, „aber wie ich den Lauf des Schiffes mit meinen Segeln verstärke, so müssen auch Sie Ihrer Natur durch Nahrung nachhelfen. Kommen Sie herab, ich werde Ihnen Schiffszwieback geben, den ich ein wenig in Likör tauchen will, das wird Ihnen guttun.

Sie folgte seiner freundlichen Einladung und empfing dankbar die wohltuende Stärkung, aber mit Schrecken hörte sie aus der Kajüte Maries scheltende Stimme erschallen. Sie zankte mit dem Koch um das Essen, das ihr zu schlecht bereitet war, und er verteidigte sich eben nicht mit sanften Worten.

„Die Dame sollte. heute auch lieber Gott preisen, als mit den Leuten zanken!" sagte der Kapitän den Kopf schüttelnd.

Pauline wollte versuchen den Streit durch ihre Dazwischenkunft zu enden, aber es gelang ihr nur, den Koch zu entfernen. Kaum hatte er die Kajüte verlassen, so wendete sich Marie mit dem Vorwurf zu ihr, dass sie ihren Ruf absichtlich überhört habe, und ihre übernommenen Verpflichtungen gewissenlos vernachlässige. Das Verhältnis zwischen ihnen wurde wieder getrübt, und bald fand Marie in dem schweigenden Dulden Paulines nur Hartnäckigkeit; ihre Erschöpfung nannte sie Bequemlichkeit, und ihr Unvermögen, etwas zu genießen, Eigensinn; ja selbst in ihrer fieberhaften Röte wollte sie nur den Verdruss erkennen: ihr beistehen zu müssen. Auch mit dem Kapiteln kam sie bald in unangenehme Berührung, denn der Koch, erbittert über ihre immerwährenden Forderungen und ihr rücksichtsloses Befehlen, wollte, dass man die Rechte untersuche, welche ihr gebührten. Und manches Unangenehme, das durch gegenseitiges Entgegenkommen hätte erleichtert werden können, wurde durch Anmaßung und Unfreundlichkeit noch vermehrt.

Die Gefahr des Sturmes war glücklich überwunden, aber kein günstiger Wind schwellte die Segel und beförderte den Lauf des Schiffes; nach zehn Tagen hatte es noch nicht die Aussicht den Hafen zu erreichen, denn es musste stets lavieren. Dichter Regen, der nur mit heftigem und anhaltendem Wind wechselte, erzeugte ein Unbehagen, das Marie durch ihr ganzes Verhalten bis zur Unerträglichkeit vermehrte. Der Kapitän mied jede Gemeinschaft mit ihr, und so war denn Pauline das willenlose Werkzeug ihrer Launen.

Die Hitze, welche in der Kajüte aus Fürsorge für die Kinder unterhalten wurde, war eben nicht geeignet, Paulines fieberhaften Zustand, der während der Nacht oft in Phantasieren überging, zu mildern. Oft fürchtete sie, nicht mehr von ihrem-Lager sich erheben zu können, und klar war sie sich des Verlangens bewusst, selbst bei dem schlechtesten Wetter auf das Verdeck zu gehen.

Endlich hörte der Regen zu strömen auf; die Luft war zwar kühl, doch rein und durchsichtig, und einzelne Sonnenblicke tauchten hoffnungsverheißend auf. Gleichmäßig hob und senkte sich das Schiff, kam aber bei plötzlich eintretender Windstille nicht von der Stelle. Der Kapitän, dessen tätiger Geist diese unfreiwillige Ruhe kaum zu ertragen vermochte, fluchte zum ersten Mal, und der Steuermann behauptete: das mache das böse Weib, welches sie an Bord hätten, und mit dem der Wind selbst nicht zu zanken wage. Pauline allein fand in dieser Ruhe eine Erholung.

Spät des Abends, als alle in der Kajüte schliefen, schlich sie sich auf das Verdeck. Die Matrosen schienen auch schon zur Ruhe gegangen, denn weder einer von ihnen, noch der Kapitän. war zu sehen, Kein Geräusch unterbrach die heilige Stille. Der Mond, nicht mehr in seiner vollen Pracht, beleuchtete nur geisterhaft das ruhige Meer, dessen einzelne Wellen in seinen matten mystischen Strahlen erzitterten.

Pauline näherte sich dem Rande des Schiffes. Seine zusammengerollten weißschimmernden Segel zeichneten sich wie Schneespitzen an dem klaren Himmel ab, während sein dunkler Rumpf unbeweglich in dem durchsichtigen, in immer langsameren Pulsschlägen sich hebenden Wasser dahingestreckt lag. Sie erhob den getrübten Blick zu dem leuchtenden Firmament, aber bald senkte sie ihn wie müde in die glänzende Tiefe unter sich. Welche Welten mögen in beiden sich verbergen! dachte sie. Ein geheimnisvoller Schauer erfüllte sie dabei; sie vermochte ihn nicht zu unterdrücken, nicht den Blick von den Fluten zu erheben, aus denen ein reiner Wasserduft ihr entgegen strömte, welcher sie hinab zu locken schien, und die bewältigte Seele zu erlösen verhieß! Wie erquickend mussten die Wogen ihr die heiße Stirn, das glühende pochende Herz kühlen, wie beschwichtigend es decken können!

Immer tiefer neigte sie sich über den Rand des Schiffes; immer anhaltender schaute sie in das Meer hinab. Wie wohl

muss die tiefe Stille darin tun! Dahin vermag kein Irrtum und keine Tyrannen keine Berechnung, keine Gemeinheit zu dringen!. . . Erlöst von jedem Erdenleid, von jedem Zweifel und Zwiespalt, ruht es sich sicher und kühl in seinem Schoß! dachte sie, während sie sich dunkel Maries unheilvoller Prophezeiung erinnerte. Vor Wahnsinn und Elend ist man geschützt. Nicht in uns, nur über uns ist Aufrichtung und Bewegung! sagte sie leise, tiefer noch sich über den Rand biegend.

Plötzlich fühlte sie sich heftig am Kleide ergriffen. „Was wollen Sie tun!“ rief der Steuermann mit einem derben Fluch. „Sind denn alle Weiber toll geworden? Hat der böse Drache Sie so gequält, dass Sie Ihres Lebens überdrüssig geworden sind? Mir haben Sie es jetzt zu verdanken, und tut’s Not, so will ich Sie auch weiter schützen! Aber an Gott müssen Sie nicht wieder verzweifeln, das ist sündhaft.“

Pauline starrte ihn an; sie begriff seine Worte nicht. Ihre Gedanken rollten wie in wirbelnden Kreisen; traten wie ein buntes Flimmern ihr vor die Augen, und im Chaos der schmerzlichsten Vorstellungen, sah sie dieselben zu Taten werden, deren Folgen sie sich nicht klar machen konnte, die sie aber ahnungsvoll erschütterten. Er aber machte ihr die Gefahr, in welcher sie geschwebt hatte. deutlicher. Ein Tränenstrom erleichterte ihre dumpfe erstickende Stimmung; wie eine schwere Last fühlte sie es sich vom Herzen gewälzt, wie einen dunkeln verhüllenden Trauerschleier von ihrem Haupte genommen, aber zu matt, um einer Empfindung Worte zu leihen, ließ sie sich willenlos von dem Steuermann in die Kajüte führen. Mechanisch suchte sie ihr Lager, auf dem sie vor Erschöpfung bald einschlief. Die heftige Erschütterung bereitete eine wohltätige Krisis vor. Beim Erwachen fühlte Pauline ihr Fieber vermindert und ihr Kopfweh weniger schmerzhaft. Erst nach und nach erinnerte sie sich der Gefahr, in welcher sie geschwebt, und das glückliche und dank-

bare Gefühl, das uns immer nach einem abgewendeten Unglück durchdringt, erfüllte auch sie.

Unbeweglich lag am anderen Morgen das Schiff da; denn die windstille Luft vermochte kaum die ruhige Wasserfläche zu kräuseln. Schlaff hingen die Segel in schweren lässigen Falten herab. Der Horizont war in einen weichen Wolkendunst gehüllt, und das Wetter so mild wie an einem Sommertag.

Marie ging mit ihrem Kleinen auf's Deck, und Pauline folgte ihr mit Klärchen. Schaudernd wandte sie sich ab, als sie das Meer sah, dessen geheimnisvolle Tiefe ihr so verlockend gewinkt hatte. Da erblickte sie den Steuermann, ihn, der ihren Todesengel verscheucht hatte! Er lehnte sich an den Hauptmast, und sah so ernst und finster zu dem Himmel auf, als zürnte er mit ihm über die Windstille, oder als wollte er sie beschwören. Tief und dankbar fühlte sie sich ihm verpflichtet, aber auch heute konnte sie es nicht aussprechen. Rasch griff sie nach einem kleinen Taschenbuch, das sie immer bei sich trug, und in welchem sie den Rest des Geldes, das sie von Herrn Leves erhalten hatte, aufbewahrte Es bestand aus zwei Kassenanweisungen von verschiedenem Wert; sie nahm die eine davon, schlüpfte mit leisen Schritten zu dem Steuermann hin, und drückte sie ihm unbemerkt in die Hand.

„Welcher Leichtsinn, Klärchen allein herumgehen zu lassen!" rief in demselben Augenblick Marie ihr zu, „sie kann über das Tauwerk fallen und sich beschädigen. Willst Du auf sie nicht achten, so bringe sie zu mir."

Ängstlich griff Pauline nach Klärchen, aber die Kleine wollte ihre Freiheit genießen, und ließ sich so bald nicht haschen; sie folgte erst der Tante, als sie ihr verhieß, das versprochene schöne Märchen von den Wassernixen — deren Zauber sie selber leicht erlegen wäre — zu erzählen.

Währenddessen hatte Marie den Kapitän, der sie meiden wollte, zu sich gerufen, mit der Absicht ihn in eine versöhnliche

Stimmung zu bringen. Kaum war ihr dies gelungen, als sie alles dadurch verdarb, dass sie das Lob der Dampfschiffe anstimmte, und nur diese gelten lassen wollte, Er fühlte sich tief durch ihren Ausspruch gekränkt, denn er liebte sein Schiff wie eine Gattin, auf die man stolz ist, und von deren Wert man jeden überzeugt glaubt.

„Und diese lange Reise!“ schloss sie seufzend.

„Ja, es ist die unangenehmste, die ich je gemacht habe,“ antwortete er gereizt, und vielleicht hätte er noch manches Herbe gesagt, wäre Pauline nicht eben mit Klärchen hinzugekommen.

„Glauben Sie, dass die Windstille noch lange anhalten wird?“ fragte sie, um seinen finsteren Blick von Marie abzuziehen.

Forschend sah er um sich, und mit dem instinktiven Vorgefühl des Seemanns für den aufziehenden Wind, antwortete er: „Mir ist’s, als würden wir eine Brise bekommen. Sobald der Wind sich regt, ist das Schiff wieder obenauf; wie froh werde ich sein, wenn es erst im Hafen einläuft, denn . . .“ Er vollendete nicht, was er sagen wollte, sondern zeigte Klärchen den kleinen Kompass, welcher an seiner langen Uhrkette hing, und den sie zu sehen wünschte. Gutmütig neigte er sich zu ihr hin, Kinder liebend, scherzte und neckte er sich mit ihr, bald hatte er ihr Vertrauen gewonnen, und lachend schwang sie sich auf seinen Schoß. So willig er sich auch ihrem anmutigen Geplauder hingab, bemerkte er doch, dass sich unfern von ihnen der Steuermann hinstellte und die Absicht verriet, sich ihnen nähern zu wollen.

„Willst Du etwas?“ fragte er ihn.

„Von Ihnen nichts, Herr Kapitän,“ antwortete er, nur Pauline verständlich, welche Marie, der es zu rau für ihren Kleinen wurde, in die Kajüte folgen wollte, Als jene ihr zurief: sie könne mit Klärchen noch oben bleiben, wandte sie sich rasch zu

dem Steuermann, der ihr entgegenkommend, leise sagte: „Ich kann das Geld, das Sie mir gegeben, nicht behalten.

„O, ich beschwöre Sie“ rief sie bittend, „tun Sie mir das Leid nicht an, es mir zurückzugeben.“

„Aber können Sie es so leicht entbehren?“ fragte er erstaunt.

„Ja, mit Freuden!“

„Und die — Frau — hat sie kein Recht daran?“

„Nein, es ist mein alleiniges Eigentum.“

Er schüttelte noch zweifelnd den Kopf, als der Kapitän ihm freudig zurief: „Merkst Du den Schauer? die Briese kommt. Sieh nur, wie das Wasser anfängt sich zu kräuseln!“ Und Klärchen auf die Bank setzend sprang er rasch auf.

Die Segel hoben sich ein wenig, fielen aber wieder zusammen, um sich dann langsam zu füllen, denn bald folgte ein rascher Windstoß. Das Wasser wurde beweglich, und schlug schon mit leisem Rieseln an das Schiff, das sich träg wie aus tiefem Schlaf erhob. Ein lebhaftes Treiben entwickelte sich darauf; die Taue wurden kräftiger angezogen, der Wind regte das Wasser zum stärkeren Wellenschlag auf, und bald brachte er das Schiff wieder in Gang.

„Wenn der Wind nur noch ein wenig stärker bläst, sind wir morgen früh in dem Hafen!“ rief der Kapitän vergnügt.

Pauline eilte zu Marie mit dieser frohen Verkündigung, welche sich wirklich am anderen Tage erfüllte. Gegen Mittag erblickten sie den Hafen von Stettin; ein Lotse kam ihnen daraus entgegen, und bald wurden die Anker über den Bug geworfen und die Segel aufgerollt.

Das Ziel der Reise war erreicht und alle atmeten freudig auf. Mit dienstfertigem Eifer trugen die Matrosen die Sachen der Frauen auf’s Deck, als könne man sich nicht genug beeilen, sie los zu werden. Selbst gegen Marie war der Kapitän artig und küsste Klärchen, während Pauline dem Steuermann die Hand

reichte, welcher mit seltener Diskretion über die nächtliche Szene geschwiegen hatte.

In den bequemen Räumen des Hotels fühlte auch Marie von der unangenehmen Reise sich angegriffen und ermattet, aber ihr lebhafter Geist gönnte ihr keine Ruhe. Gegen Abend ließ sie die Kinder unter Paulines Schutz zurück, um einen Großonkel aufzusuchen, welcher als Stadt- und Kommerzienrat in Stettin allgemein geachtet lebte, besonders aber als reicher Kaufmann bekannt war.

Sein großes stattliches Haus war ganz in der Nähe. Marie hörte, als sie es betrat, dass der Herr im Begriff sei, auf sein Landhaus zu fahren, wohin er einige Freunde zum Souper geladen hatte; sie ließ sich dennoch melden, und wurde sogleich empfangen. Noch der herzlichsten Begrüßung bat der Kommerzienrat Marie ihn zu begleiten; hörte aber zu seinem Erstaunen, dass sie zwei Kinder mithabe. Flüchtig tauschten sie noch manche Mitteilung über ihre Familie aus und trennten sich mit dem Versprechen, morgen so viel wie möglich zusammen zu bleiben, denn schon am anderen Abend wollte Marie mit der Eilpost weiterreisen, zu welcher der Onkel ihr sogleich die besten Plätze zu sichern versprach. In das Hotel zurückkehrend, fand sie die Kinder schlafend; sie nahm mit Pauline den Tee, und legte sich dann, ohne mit ihr irgend etwas zu besprechen, zur Ruhe.

Ermattet lehnte sich Pauline in die Polster des Sofas, auf dem sie saß, zurück; sie fühlte sich zu erschöpft und aufgeregt, um schon schlafen zu können, denn mit Verzagtheit empfand sie die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Lage. Wie ein magisches Doppelbild traten Vergangenheit und Zukunft vor ihr inneres Auge. Sie sah sich, wie sie vor etwa einem halben Jahre in demselben Hotel einzog, die Seele von sanfter Trauer erfüllt, aber zugleich voll Hoffnung; das Leben liebend und ihm vertrauend, während, einem schönen Ziele entgegen zu gehen, Gutes wirken und

Schönes erstreben zu können, für die Schwestern Hilfe und Schutz, für sich selbst Freiheit und Selbstständigkeit zu erringen!

Und jetzt war ihre Seele verdüstert, ihr Herz gedrückt, ihr Sinn befangen und hoffnungsleer. Sie musste des Wunsches und der Worte ihres alten Freundes Samuel gedenken, welche er ausgesprochen, als er in jener düsteren Stube ihr zum letzten Male gegenüber saß. Ach, und auch ihn fand sie nicht mehr! Sanft und plötzlich war er hinüber gegangen in das Land der freien Geister!

Was konnte die Zukunft ihr bieten? Sie erbangte davor; und dennoch musste sie mutig ihr entgegen schreiten. Hatte der Bruder die Schwestern verlassen, sie wollte es nicht tun, und nicht enden, wie Marie es prophezeit hatte. Glaubte sie, dieser Entschluss könne ihr gleich Kräfte verleihen? Sie erhob sich, aber ihre Knie knickten zusammen, ihr war's, als wäre sie noch auf dem Wasser. Langsam ging sie zum Fenster, und erst als sie die heiße Stirn an den kalten Scheiben gekühlt hatte, zu Bette.

Paulines bleiche Gesichtsfarbe erregte, als sie beim Frühstück Marie gegenübersaß, deren Besorgnis. Milder durch die nahe Trennung gestimmt, sprach sie zum ersten Mal mit wahrer Teilnahme zu ihr. Auf den Abend sollten sich ihre Lebenswege auf immer scheiden; warum nicht noch heute gut und nachsichtig gegen sie sein? Sie riet ihr, auf ihre Gesundheit mehr zu achten, und gab ihr manche Lebensregeln, bei denen sie nicht allein ihren Maßstab und ihre geschärfte Einsicht vorherrschen ließ, sondern auch Paulines Eigentümlichkeiten Rechnung trug. Aus allen ihren Äußerungen ging der ernste Wille wirklichen Beratens hervor, und zuletzt erbot sie sich, zugleich mit ihren Postkarten, eine für sie lösen zu lassen.

Dankbar nahm es Pauline an. Sie zog ihre Brieftasche, reichte ihr daraus einen Kassenschein hin.

„Du irrst Dich!" sagte Marie, indem sie ihn zurückgab.

„Das ist der von fünf Talern, mit denen Du wahrlich nicht bis Danzig kommen kannst. Du musst den anderen wechseln.“

Von jähem Schrecken durchzuckt, fragte Pauline stammelnd: „Den anderen?“

„Sei deshalb unbesorgt,“ sagte Marie, „Dir wird doch noch genug bleiben, um die erste Zeit sorglos leben zu können. bis Du mit Deinen Verwandten beraten, was Du beginnen sollst. An Deiner Stelle würde ich mich an den Bankier Leves in Berlin wenden, der Dir so großmütig die hundert Taler geschenkt hat, von denen Du die Strafe für die Briefe gezahlt, und fünfundfünfzig Taler noch behalten hast, welche Du in Deiner Brieftasche aufbewahrst.“

„Aber ich habe sie nicht mehr,“ erwiderte Pauline zitternd,denn sie erinnerte sich wohl, wohin sie gekommen waren.

„Unmöglich!“ sagte Marie mit einem zweifelnden Lächeln, „noch auf dem Schiffe habe ich sie bei Dir gesehen!“

„Ich habe sie irrtümlich verschenkt.“

„Irrtümlich verschenkt!“ wiederholte Marie spottend, „das klingt unglaublich absurd.“

„Und ist dennoch der Fall,“ sagte Pauline seufzend.

„Nein, wahnsinnig bist Du denn doch noch nicht.“

Elend gewiss, dachte Pauline, laut aber sagte sie: „Ich habe von Dankbarkeit für einen großen Dienst durchdrungen, fünf Taler verschenken wollen, und der Erregung des Augenblickes erliegend, nicht beachtet, dass ich mich in dem Kassenschein vergriffen.“

„Hast Du denn fünf Taler zu verschenken!“ rief Marie zornig, und als Pauline traurig das Haupt senkte, fuhr Marie ruhiger fort: „Du musst ja wissen, wem Du sie gegeben hast, vielleicht, wenn Du erklärst, dass es nur aus Irrtum geschehen, erhältst Du sie zurück.“

„Nein, das ist unmöglich.“

„Nun, dann sieh zu, wie Du mit den fünf Talern nach Deiner Heimat kommst. Ich habe kein Geld für Dich, das meine reicht eben nur hin, um die Reisekosten bis Berlin zu decken.

Pauline senkte die tränenfeuchten Augen und ließ sich von Klärchen, die sich schmeichelnd und tröstend an sie schmiegte, auf einen Stuhl ziehen. Nach Fassung ringend, sagte sie sanft bittend: „O, scherze nicht so grausam, Marie. Gewiss, Du wirst mich nicht leidend, wie ich bin, ohne Mittel hier zurücklassen."

„Du würdest sie doch nur wieder verschenken," erwiderte Marie ironisch.

Pauline wurde in ihrer Antwort durch den Kellner unterbrochen, welcher den Kommerzienrat meldete.

„Herzlich willkommen, lieber Onkel!" rief Marie, ihm entgegeneilend. „Wie liebenswürdig sind Sie, mich schon so früh aufzusuchen!"

„Das geschieht in meinem eignen Interesse," erwiderte der Kommerzienrat, „ich wünsche, Deinen Besuch zu Tische mir zu sichern. Du sollst sehen, wie gut auch ein Witwer den Küchenzettel machen kann."

„Das hoben Sie immer verstanden, aber was Sie mir auch Vorzügliches verheißen, ich kann dennoch nicht kommen. Vergessen Sie, dass ich meine Kinder mit habe, und die Wärterin meines Söhnchens bin."

„So wirst Du während der Zeit Dein Amt an unsere alte Brigitte zedieren. Wo hast Du Deinen Jungen?"

„Er schläft in der Nebenstube. Klärchen komm, den Großonkel begrüßen."

Die Kleine zögerte, es zu tun; ihren Arm noch fester um den Hals der Tante schlingend, reichte sie nur ihr freies Händchen hin. Bei der Annäherung des Kommerzienrates wollte sich Pauline erheben, aber er verhinderte es. „Ihnen hat die Seereise arg mitgespielt," sagte er teilnehmend zu ihr, nachdem er die

Kleine geküsst. „Sie sollten etwas Stärkendes nehmen. Ich werde Ihnen bei Tisch alten Malaga geben, der seine Wirkung nicht verfehlen wird, und mit dem ich Sie auch gerne zur Reise versehen will.“

Pauline dankte, während Marie ihren Kleinen herbeibrachte, um ihn bewundern zu lassen. Bereitwillig tat es der Kommerzienrat, der selbst Großvater war. „Aber ich begreife nicht,“ sagte er, „wie Dein Mann Dich hat mit so zarten Kindern reisen lassen.“

„Erst nach harten Kämpfen willigte er in unsere Trennung, und auch ich konnte den Mut dazu nur aus dem Verlangen schöpfen, es einmal nur zu sehen, dass meine alten Eltern segnend ihre Hände auf die Häupter meiner Kinder legen.“

Mit einem gutmütigen Lächeln, das aber nicht frei von Ironie war, hörte der Kommerzienrat diese Phrase, aber gleich darauf sagte er: „Dann hast Du wohlgetan, dass Du jetzt gekommen bist. Der Vater ist alt und kränklich, und die Mutter, welche Deinen Einfluss auf ihn kennt, wünscht, dass Du ihn in einer Angelegenheit geltend machst, welche ihr schwer am Herzen liegt, die sie mir aber mehr angedeutet, als mitgeteilt hat.“

„Eben deshalb,“ erwiderte Marie unbedacht, „brennt der Boden unter mir, und ich bin froh, dass ich schon heute weiter reisen kann. Sie waren doch so gütig, mir meine Plätze zu besorgen?“

„Schon gestern, und eben jetzt komme ich von der Post, wo ich durch meinen Einfluss ein Cabriolet für Dich allein bekommen habe.“

„Wie, mit dem Kondukteur?“ fragte Marie verstimmt.

„Nein, unsere neuen Wagen enthalten einen besonderen Sitz für drei Personen, und den nenne ich so.“

„Aber ich brauche nur zwei Sitze.“

„Gut, so zahle für zwei, und lasse mich nur ordnen und für Deine Bequemlichkeit sorgen.“

„Aber, bester Onkel, ein dritter Sitz ist wirklich überflüssig, für mich und Klärchen sind schon zwei Sitze zu viel.“

„Und das Fräulein?“ fragte der Kommerzienrat, auf Pauline deutend.

„Bleibt zurück.“

„Aber Du kannst mit den Kleidern doch nicht allein reisen?“ Das leuchtete Marie in diesem Augenblick erst ein.

„Warum will das Fräulein Dich nicht weiter begleiten?“ fragte der Onkel.

„Es ist meine Schwägerin, Pauline Leves,“ sagte Marie, sie darstellend. „Sie will nach ihrer Vaterstadt, nach Danzig, zurück.

„Kennen Sie schon Berlin?“ fragte der Kommerzienrat artig. — „Ich habe es nie gesehen.

„So sollten Sie hin. Sie sind so nahe. Haben Sie dort keine Verwandte oder Bekannte?“

„Niemand!“ antwortete sie trübe.

„Doch, doch,“ fiel Marie rasch ein. " „Der Bankier Leves, den Du auf Deiner Hinreise hast kennen lernen, nennt sich Deinen Vetter und hat Dich zu sich eingeladen.“

„So besuchen Sie ihn, Fräulein, es wird Sie nicht reuen; Herr Leves ist sehr geachtet, sehr reich und gastfrei.“

Marie horchte hin. „Wissen Sie das so genau?“ fragte sie gespannt.

„Gewiss. Herr Leves ist ein langjähriger, sehr bewährter Geschäftsfreund von mir.“

„Das freut mich ungemein!“ rief Pauline lebhaft, „und da meine Schwägerin mich eben als dessen Verwandte bestätigt hat, schöpfe ich daraus den Mut zu einer Bitte an Sie, verehrter Herr.“

„Lass uns doch zuerst untersuchen, ob ich sie nicht erfüllen kann," fiel Marie rasch ein, die Versicherung des Kommerzienrates, dass er gern in allem zu Diensten stehe, unterbrechend, und die Unterhaltung mit ihm wieder auf Familienverhältnisse hinleitend. Bald darauf aber erinnerte er sich, dass er um elf Uhr zu einem Geschäftsabschluss in seinem Comptoir sein müsste, doch ging er nicht eher, bis er die Zusicherung, dass alle zum Diner kommen würden, erhalten hatte.

Marie legte, um den Onkel bis in's Vorzimmer zu begleiten, vielleicht auch, um mit ihm etwas besprechen zu können, den Kleinen auf Paulines Schoß. Bei dem Anblick des Kindes, in dem sie die Züge ihres Bruders wiederfand, schmolz die bittere und herbe Empfindung, welche Pauline durchdrungen, seit Marie die Absicht äußerte, sie hilflos hier zurück zu lassen. Nein, sie war überzeugt, nicht bis zur Tat würde sie einen Entschluss führen, den sie nur in der zornigen Erregung des Augenblickes gefasst hatte. Versöhnt mit ihr hoffte sie zu scheiden, und gerne war sie bereit, alles dafür zu tun.

„Dankbar erkenne ich, dass Du mich vor einer Taktlosigkeit geschützt hast!" sagte sie sanft, als Marie den Kleinen aus ihren Armen nahm, „indem Du mich verhindert hast, in Deiner Gegenwart von dem Kommerzienrat ein Anlehn zu machen. Ich werde etwas früher als Du heut Mittag zu ihm gehen, und ihn bitten, mir zehn Taler zu leihen, für die ich ihm, wenn ich sie ihm nicht in vierzehn Tagen zurückschicke, eine Anweisung auf den Bankier Leves ausstelle, an den ich noch besonders schreiben will.

„Unmöglich kann ich das zugeben!" rief Marie heftig, „Du blamierst mich noch mehr als Dich, wenn Du von meinem Onkel Geld entleihst."

„Und doch bin ich dazu gezwungen," antwortete Pauline traurig.

„Bist Du denn sicher, dass Du das Geld erhalten wirst?

Der Onkel ist nobel in der Befriedigung seiner Bedürfnisse; er liebt den Luxus und übt Gastfreundschaft, weil es ihm Vergnügen macht, aber ich erinnere mich nicht, dass ich ihn je großmütig gesehen, dass er mir je irgendein kostbares Geschenk gemacht hätte!“

„Die Summe ist so klein, er wird sie mir nicht verweigern.“

„Und wenn er es tut?“

„So wirst Du in der Not mich nicht verlassen!“ sagte Pauline mit Zuversicht.

„Du weißt es ja, ich habe nicht zehn Taler übrig, aber ich selbst wünsche Dir zu helfen, obgleich ich den Leichtsinn und die Unvernunft, welche Du wieder bei dieser Geldangelegenheit bewiesen hast, strenge tadeln muss. Doch verzage nicht,“ sagte sie, als Pauline wie bestätigend traurig den Kopf senkte, „ich werde Dir bis zum letzten Augenblick zeigen, dass Dein Wohl mir am Herzen liegt, und auf irgendeine Weise Rat schaffen... lass mich nur sinnen, wie . . .“

„Ich kann also sicher auf Dich rechnen!“ sagte Pauline, welcher die Hartherzigkeit Mariens gleich unglaublich erschienen war, beruhigt.

„Das kannst Du, doch jetzt hilf mir zur Reise alles ordnen. Vor Tische müssen wir noch fertig sein; der Onkel will die Sachen früher zur Post schicken, und uns von seinem Hause aus dahin begleiten.“

„Gehen die Posten nach verschiedenen Richtungen zur gleichen Zeit?“ fragte Pauline.

„Ich glaube wohl!“ antwortete Marie, ihren Kleinen zur Ruhe dringend. Sorgfältig begann sie bald darauf, ihre entbehrlichsten Sachen auszuscheiden, um sie besonders zu verpacken und mit Gelegenheit nachkommen zu lassen. Pauline, die ihr helfend zur Seite blieb, kam nicht dazu, mit ihr das Nähere über ihre eigne Reise zu besprechen. Eine Andeutung darauf blieb ebenso unberücksichtigt wie jede direkte Frage. Es schien, als wolle Marie

erst ihre Angelegenheiten ordnen. Wohl verschlossen wurden eben die Koffer, als die alte Brigitte des Kommerzienrats kam, um die Damen abzuholen, und die Kinder unter ihre Obhut zu nehmen.

Einen Augenblick blieb Marie noch zurück, um dem Hausknecht die Sachen zur Beförderung zu übergeben, dann folgte sie Pauline, welche mit den Kindern vorangegangen war; aber erst, nachdem sie mit dem Kommerzienrat in seinem Kabinett gesprochen, betrat sie mit ihm zugleich den Salon.

„Deine Angelegenheit ist bereits geordnet. sagte sie zu Pauline, die ihr eben, um sie darum zu befragen, entgegenkam. „Ohne Sorgen können wir noch einige Stunden der Erholung und des Genusses uns gönnen."

Auf die angenehmste Weise machte der Kommerzienrat den Wirt, denn er gehörte noch zu den Wenigen, denen es nicht bloß genügt, das Beste, was sie haben, ihren Gästen zu reichen, sondern es auch durch eine angenehme Unterhaltung zu würzen. In der jovialsten und heitersten Laune regte er auch Marie zu der Entfaltung ihrer Liebenswürdigkeit an: beide vereinigten sich, um Pauline von ihren trüben Gedanken abzuziehen, die dadurch, wenn auch nicht verscheucht, doch zerstreut wurden. Sie musste von seinem alten Madera kosten, und zum Dessert seinen berühmten Malaga versuchen, von dem er für sie noch besonders eine Flasche bei Seite stellte, damit es ihr an Stärkung auf der Reise nicht fehle.

„Wann geht die Post nach Danzig?" fragte sie.

„Dreimal wöchentlich," erwiderte der Kommerzienrat.

„Also heute Abend."

„Nein, sie ist heute früh abgegangen."

„O, mein Himmel!" rief Pauline bestürzt, „was beginne ich nun."

„Sie müssen noch bis Übermorgen hier verweilen."

„Am gescheitesten wäre es, wenn Du mich nach Berlin begleiten möchtest."

„Was soll ich dort?“ fragte Pauline ängstlich.

„Du verweilst dort einige Tage zu Deiner Erholung und fährst dann zurück.“

„Sie sind gewiss zu teilnehmend, zu gut, um meine Nichte hilflos zu lassen. Niemand findet sich so rasch zu ihrer Begleitung; unmöglich kann sie mit zwei so zarten Kindern die Postreise allein machen … und diese Kinder sind die Ihres Bruders! Bedenken Sie das, mein Fräulein!“

Pauline saß wie betäubt und schweigend da.

„O, komme doch mit, liebe Tante, komme doch mit!“ bat Klärchen auf einen Wink der Mutter.

„Können Sie wirklich von diesem süßen Kinde sich freiwillig trennen; und wenn ihm ein Unfall unterwegs begegnete, wie würden Sie die Nachricht davon aufnehmen?“ fragte der Kommerzienrat.

„So nimm an, die Seereise habe einige Tage länger gewährt,“ sagte Marie, „und bedenke, dass dieses gewiss die letzte Gelegenheit ist, mir und meinen Kindern, und in ihnen Deinem Bruder wohl zu tun.“

Vergebens hatte man sich noch nie an Paulines Herz gewendet, und auch jetzt sagte sie schon schwankend: „Aber die vermehrten Kosten.“

„Sind unbedeutend. Durch die Aufmerksamkeit des Onkels ist mir ein ganzer Sitz gesichert. Für Dich ist also ein bequemer Platz bereit, zurück zahle ich ihn bis hierher, wenn Du es wünschst.“

„Du weißt“ . . . .

„Eben darum,“ fiel ihr Marie in’s Wort. „Schreibe von hier nach Hause, und lass Dir die Antwort, postarestante nach Berlin schicken.“

Mechanisch nahm Pauline das Blättchen, das ihre Schwägerin bereithielt, und kaum hatte sie einige flüchtige Zeilen darauf

geschrieben, als der Diener meldete: der Postbote dem der Kommerzienrat den Auftrag gegeben, die Damen abzuholen, sei eben gekommen.

Eine halbe Stunde später waren sie schon auf dem Wege nach Berlin.

Ende des zweiten Teils.

In Banden frei.

R o m a n

von

R a h e l

Dritter Band.

1865

Erstes Kapitel.

In der Beletage eines stattlichen Hauses unter den Linden, das dem Bankier Leves gehörte, waren trotz des rauen Wetters, welches der erste November gebracht hatte, mehrere Fenster geöffnet; man wollte in den überheizten Zimmern eine gleichmäßige Temperatur wieder herstellen. Es sollte nichts versäumt werden, um sie so behaglich zu machen, wie sie glänzend waren, denn heute Abend erwartete man die Dame vom Hause mit ihrer Tochter von der Reise zurück. Manches Übersehene war noch zu ergänzen, und überall herrschte ein geschäftiges Treiben. In den Salons waren die Hüllen von den prächtigen mit Kristalltropfen behangenen Kronleuchtern abzustreifen, und in den Wohnstuben ordnete eben ein Gärtnerbursche die blühenden und seltenen Topfgewächse auf schönen Blumentischen, in deren Mitte sich in glänzenden Käfigen Papageien und Kanarienvögel wiegten. Auf dem Karnies über den Marmorkamin war noch die kostbare Uhr von Sevres-Porzellan mit Bronze aufzustellen, und einstweilen sollten neben dem Kamin die großen Kandelaber von Marmor hinkommen, welche von einem Schüler Rauchs nach dessen Zeichnung gearbeitet, die Bewunderung aller Kunstkenner erregten, und trotz ihres enormen Preises von Herrn Leves vor Kurzem eingekauft waren, teils aus Rücksicht für seine Tochter, welche für die Kunst schwärmte, teils weil sie ein glänzendes Zeugnis für seinen Reichtum ablegten.

Die Aufgabe, sie so zu stellen, dass man sie von allen Seiten gleich vorteilhaft betrachten könne, erschien Pauline so unauflösbar, dass sie es aufgab, länger darüber nachzusinnen, auch blieb ihr nicht die Zeit dazu. Mit leichten und sichern Schritten durchstreifte sie noch einmal die lange Reihe der Zimmer, überall auf die Herrlichkeiten, welche sie enthielten, mehr prüfende als bewundernde Blicke richtend. Nichts entging ihrer Aufmerksamkeit. Hier bemerkte sie, dass eine Quaste an den Schnüren fehlte, welche die schweren Portieren zurückhielten, dort, dass sich etwas von der Damasttapete losgelöst hatte. Aber nicht immer forderte sie die Abhilfe von anderen; wo sie konnte, half sie selbst, und wo sie nicht wusste, welche Anordnung sie treffen sollte, half der Rat des Stubenmädchens, das, seit Jahren im Hause, die Gebräuche desselben genau kannte, und ihr mit wahrer Anhänglichkeit ergeben war.

„Ich bitte, Fräulein," flüsterte sie ihr zu, „sagen Sie Friedrich, er soll auf alle Lüstres und Leuchter Kerzen stecken; auch fehlen noch vor dem Kamin die Kohlenbehälter!"

Friedrich nahm diese Anweisungen, obgleich sie ihm in dem höflichsten Ton gegeben wurde, ein wenig scheel auf. „Ich weiß schon von selbst, was sich gebührt, und werde dafür sorgen, dass alles in Ordnung ist," sagte er verdrießlich.

„So habe ich denn weiter nichts als Ihnen die antiken Becher Und Scheiben zu geben, die auf den Kredenztisch und die Konsole kommen; wie das Silber, dessen Sie zum Servieren bedürfen," meinte Pauline.

„Um Tischzeug muss ich noch bitten!" erwiderte er, indem er ihr nach der Essstube folgte; aber als sie ihm bald darauf ein Damastgedeck übergab, wies er es, als zu groß für ein Familiensouper zurück. „Oder werden Gäste erwartet?" fragte er.

„Nein, nur der Doktor wird hier speisen."

„Wie viele Kuverts also?" fragte er sie forschend anblickend.

Nun. dachte er, muss es sich doch endlich entscheiden, ob das Fräulein immer als Verwandte des Hauses oder als Wirtschafterin hier leben wird.

„Das werde ich Ihnen später sagen," erwiderte Pauline, in der ein ähnlicher Gedanke aufstieg; aber sie hatte nicht Zeit, ihn weiter zu verfolgen, denn der Klavierstimmer und der Zimmerputzer wollten bezahlt sein.

Einige Stunden später saß sie in der hellerleuchteten Wohnstube, in der schon der Teetisch serviert stand, denn Herrn Leves, erst gestern von seiner Geschäftsreise zurückgekehrt, hatte sich, ungeduldig die Seinen wiederzusehen und sie zu empfangen, nach dem Bahnhofe viel früher, als nötig, begeben. Auch Pauline pochte das Herz vor Erwartung. Welchen Einfluss würden Mutter und Tochter auf ihr Geschick haben? Sie sah mit forschenden Blicken zu ihren Portraits auf, als wollte sie die Antwort auf ihnen lesen; nie hatte sie so scharf und in so vorteilhafter Beleuchtung sie betrachtet. Die dunkelroten Vorhänge, die mit der Tapete harmonierten, ließen das Licht nur gebrochen ein, welches die fast schwarzen Palisandermöbel und der dunkele Plüsch ihrer Bezüge nur einsaugten, nicht wiedergaben. Die buntfarbigen Blumen auf dem dunkeln Teppich, die süßduftenden auf den Blumentischen, und die schöne Mädchenblüte, welche das Bild auf der Wand zeigte, mussten sonst nur in ihrer eignen Farbenpracht strahlen; jetzt aber fiel das volle Kerzen- und Lampenlicht auf die Portraits, und hob besonders scharf alle Schönheiten des jugendlichen Antlitzes hervor.

Die edle aber kalte Regelmäßigkeit der Züge war von dem süßen Reiz gemildert, der den schönen leicht geöffneten Mund umschloss und einen fesselnden Zauber übte. Man glaubte, nur die lieblichsten weichsten Töne könnten über diese rosigen Lippen gleiten, aber warum wandten sich nicht die dunkeln mächtigen Augen dem Beschauer zu? Sie sehen in die Ferne, als wäre

nichts in ihrer Nähe würdig genug ihre Blicke zu fesseln; auch die ganze Haltung des Kopfes sprach eine sichere Selbstbefriedigung aus. Dieses Gemisch von Anmut und Stolz, von anziehendem Reiz und strengem Fernhalten zog den sinnigen Beschauer schon durch den Widerspruch an. Mit Phantasie und Geschmack war auch die reiche dunkle Kleidung gewählt, aus der die Form des Halses und der Schultern noch glänzender hervortraten; und ohne die Frische des Teints beeinträchtigen zu können, ließen die Rosen im Haar es noch dunkler erscheinen.

Das Bild war sicher von einer Meisterhand gemalt, wie auch das Portrait der älteren Dame, das dieselben edlen Formen, aber einen gleichmäßigen sanften Ausdruck zeigte. Die dunklen Augen sahen milde vor sich hin, und die schwarzen Spitzen im Haar und auf dem enganschließenden Gewande verrieten einen bescheideneren Sinn, zu dem freilich wieder die reichen Perlschnüren um Hals und Arm nicht passten.

Zwischen diesen Portraits hing ein schlecht gemaltes, aber höchst charakteristisches und interessant aufgefasstes Brustbild einer alten Jüdin. Als solche bezeichnete sie die goldene Kappe mit der Brabanter Spitze, welche eng das Antlitz einschloss, das unverkennbar einen orientalischen Typus, aber auch dieselben Formen, wie die anderen beiden Portraits zeigten. Nur blickte das dunkle Auge klug und forschend den Beschauer an, und die Linien der gewölbten Stirn schienen mehr vom Denken und Leiden als vom Alter gezogen. Lag es in der harten Malerei, oder war es der Natur entlehnt, dass der Ausdruck im Allgemeinen ein strenger war, nur von einem wehmütigen Zug, der um die Lippen spielte, gemildert, und insofern war die Enkelin weniger der Mutter als der Großmutter ähnlich, aber trotz des Familienzuges, den sie alle gemeinsam hatten, war es doch, als gehöre sie nicht dazu, so prächtig und siegend sah sie aus. Immer musste Pauline den Blick wieder auf sie richten, denn sie fühlte sich unwiderstehlich zu

ihr hingezogen, — würde sie dieser glänzenden Erscheinung irgendetwas sein können?

Wie die Entscheidung auch ausfallen mochte, Pauline konnte sie nicht mehr irre machen. Seit sie den Vorteil genoss, sich böswilligen Missdeutungen gegenüber nicht mehr verteidigen, sich nicht mehr behaupten zu müssen, war sie zu einem harmonischen Abschluss mit sich gekommen. Alle ihre Anlagen strebten danach, sich vollständig zu einem Ganzen durchzubilden; ihre Selbstbeachtung war in Selbsterziehung übergegangen, die aus sich zu machen rang, was sich folgerichtig entwickeln konnte.

Von den Verhältnissen gezwungen, war sie ihrer Schwägerin nach Berlin gefolgt, welche in der Freude des Wiedersehens mit ihren Eltern ihr jede Freiheit ließ. Ihrer Hilfe nicht mehr bedürfend, riet sie Pauline selbst, die wenigen Tage, während deren sie den Brief aus der Heimat erwarten musste, zu ihrer Erholung zu benutzen. Bereitwillig wurde ihr ein entlegenes Kabinett eingeräumt, in dem sie ungestört verweilen konnte und worin Klärchen sie allein aufsuchte. Das Kind ließ es sich nicht nehmen, sie immer zu Tische zu führen, seine Anhänglichkeit an die Tante blieb trotz der Liebkosungen der Großeltern unerschüttert.

Diese Tage der Ruhe reichten hin, das gestörte körperliche Gleichgewicht in Pauline herzustellen; sie fühlte, dass, wolle sie leben, sie sich auch aus ihrer Mutlosigkeit aufraffen müsse. Mit der Gesundheit erwuchs in ihrer Seele ein Widerstreben gegen das Leiden, und die Gewissheit, dass es ein Verbrechen sei, es in sich zu nähren. Bekämpfen musste sie es, wie der Arzt die physische Krankheit und alles versuchen, sich davon zu befreien.

Den fünften Tag erhielt sie den erwarteten Brief, der ihr die Mittel brachte, Berlin zu verlassen, aber zugleich eine so überraschende Mitteilung, dass sie in Folge davon ihren Entschluss änderte. Durch die Großmut des Onkels, der schon ihrer kindlichen Phantasie so außergewöhnlich erschienen, war für die Erzie-

hung ihrer Schwestern gesorgt worden. Immer hatte er ihr Geschick mit Teilnahme verfolgt. aber er konnte diese erst seit kurzem tatsächlich bewähren. Der Tod seiner Schwester hatte in ihm den Entschluss hervorgerufen, sich ihrer Waisen anzunehmen, doch wollte er nicht der Hilfe des Sohnes vorgreifen, nur als sie sich nicht in dem Sinne gestaltete, wie er es erwartet hatte, übernahm er dessen Pflichten. Pauline, welche in seiner Fürsorge mit einbegriffen sein sollte, fühlte sich ihr plötzlich entwachsen. Jetzt, wo sie einer Stütze gewiss war, wollte sie es versuchen, allein zu gehen, und die Selbstständigkeit, welche sie vom Schicksal erhofft hatte, sich selbst erringen. Mit dem Entschluss wuchs ihre Kraft ihn auszuführen; sie wollte sie erproben und bewähren, und endlich beweisen, dass es ihr nicht, wie man geglaubt, an jeder Einsicht und Umsicht fehle.

Statt eine Postkarte zur Rückreise zu lösen, ging sie zu dem Bankier Leves; sie wünschte dessen Empfehlung und hoffte, dass er ihr seinen Rat und seine Mitwirkung zu ihrem Unternehmen nicht versagen werde. Schon auf dem Wege zu ihm atmete sie freier auf. Ihr war’s, als wäre ein schwerer Druck von ihr genommen worden, als hätte sie wie die Menge, die sich in den breiten schönen Straßen bequem weiterbewegte, auch für sich Raum zu allem gewonnen, kein aufmerksamer Beobachter hemmte die Freiheit ihrer Bewegungen; sie konnte hier verweilen und dort stille stehen, ohne dass man sie darüber tadelte. Nun war sie ganz auf sich selbst gestellt; keine Vorliebe. kein Vorurteil konnte sich fördernd oder hemmend bewähren. Unter Fremden blieb sie fremd, und konnte erproben, was sie sich und anderen zu sein vermöchte.

Der Weg aus der Königsstadt nach den Linden führte sie an dem schönsten Teil Berlins vorüber, und obgleich durch Petersburg an den Anblick großartiger Gebäude gewöhnt, blieb sie doch überrascht stehen, als sie dem Museum sich näherte. Ihr von innen nicht mehr getrübter Blick konnte sich kaum davon loslösen,

und bei allem Schönen, das sich ihr im Weitergehen zeigte, hätte sie gerne betrachtend verweilen mögen. Aber die Überzeugung, es oft noch wiedersehen zu können, machte es ihr leicht, nur ihr Ziel im Auge zu behalten.

Der Portier im Hause des Herrn Leves wusste ihr keine Auskunft zu geben, ob der Hausherr zu sprechen sei; er wies sie an den Diener, der im ersten Stock auf ihr Läuten öffnen würde. Mit pochendem Herzen schritt sie die breite teppichbelegte und mit einem Bronzegeländer und Oleanderbäumen geschmückte Treppe hinan, welche das Licht durch ein großes, kunstvoll gemaltes Glasfenster erhielt. Alles kam ihr hier so vornehm vor, dass sie sich wiederholen musste, was sie wollte, um nicht umzukehren, und als der öffnende Diener mit einem Blick auf ihren bescheidenen Anzug sie fragte: ob er ihr Anliegen dem Herrn nicht mitteilen könne, antwortete sie entschieden: „Nein, ich wünsche ihn selbst zu sprechen.“ „Wen soll ich melden?“ fragte er. Sie nannte ihren Namen, und einige Augenblicke später führte er sie in das Zimmer seines Herrn.

Eben hatte Herr Leves sein Nachmittagsschläfchen gehalten, bei ihrem Eintritt erhob er sich. „Herzlich willkommen, meine liebe Reisegefährtin!“ rief er, ihr die Hand entgegenstreckend, aus. Sie legte die ihre schüchtern hinein, aber ehe sie noch zu sprechen vermochte, führte er sie, weil es im Zimmer schon etwas dunkel war, an das Fenster. „Warum sind Sie nicht gleich mit mir gekommen?“ fragte er, nachdem er seine forschenden Blicke auf ihr bleiches Antlitz gerichtet hatte.

Diese seltsame Ansprache befremdete Pauline nicht, ja es lag darin eine Teilnahme, welche sie ermutigte. „Das war unmöglich,“ erwiderte sie mit Vertrauen, „ich hätte immer geglaubt, eine Pflicht versäumt, ja vielleicht ein Glück verscherzt zu haben.“

„So mag es denn so besser sein,“ sagte er. „Wozu also noch untersuchen, ob Sie dort in Ihrer Erwartung getäuscht wor-

den sind, oder sich in die Verhältnisse nicht haben fügen können. Genug, Sie sind jetzt hier, und nochmals: herzlich willkommen!“ Und als fühlte er, dass er Pauline eine Wohltat gewährte, indem er sie über ihre Erlebnisse in Petersburg hinweghob, unterhielt er sie lebhaft, als sie ihm gegenübersaß, von seinen Familienverhältnissen. Er erzählte ihr von seiner schönen Tochter, die jetzt mit seiner Frau von Ostende nach Paris gegangen war, und mit welcher Teilnahme beide seine Mitteilungen über ihr Begegnen aufgenommen hatten. Er bedauerte ihre Abwesenheit, denn er schien zu glauben, dass Pauline seiner Einladung gefolgt und gekommen sei, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Sie beeilte sich, ihn aus seinem Irrtum zu ziehen, aber sie täuschte sich, indem sie glaubte, ihn dadurch einer Unannehmlichkeit zu überheben. Schweigend hörte er ihr zu, als sie mit freudiger Rührung von der Veränderung sprach, welche das Geschick ihrer Schwestern genommen, und wie der Brief, den sie heute aus der Heimat erhalten, in ihr den Entschluss, einstweilen dahin nicht zurückzukehren, hervorgerufen hatte. Aber als sie ihn bat, durch seinen Einfluss ihr in einer gebildeten Familie eine Stelle zu vermitteln, welche Art des Wirkens und Schaffens ihr dadurch auch immer auferlegt würde, wenn sie ihr nur genügen könne, weigerte er sich entschieden, ihren Wunsch zu erfüllen.

„Nein,“ sagte er mit Stolz, „man soll nicht sagen, dass ein junges Mädchen, welches meinen Namen trägt, bei Fremden ein Unterkommen hat suchen müssen.

„Aber was beginne ich, wenn Sie mir Ihre Hilfe versagen, wer wird mich ohne Bürgen aufnehmen?“ fragte sie betrübt.

„Es soll Sie auch niemand aufnehmen!“ rief er heftig.

„Ich rechnete so sicher auf Ihre Güte, und nun wollen Sie mir den Aufenthalt hier erschweren,“ sagte sie schmerzlich.

„Nein, nur erleichtern, mein liebes Kind!“ erwiderte er gutmütig.

„Sie werden in meinem Hause bleiben!“ Aber der Ruf des freudigen Erstaunens, den er erwartete, blieb aus. Pauline senkte nur nachdenkend das Haupt. „Ihre Großmut rührt mich,“ sagte sie nach einer Pause, „aber ich kann sie nicht annehmen!“

„Und warum nicht?“ fragte er gereizt.

„Aus eben dem Grunde, aus dem ich die Hilfe meines Onkels ablehnte. Ich will mir selbst mein Brot erwerben.

„Welch’ lächerlicher Stolz,“ wollte Herr Leves sagen, aber seine Güte war größer, als seine verletzte Eigenliebe. „Nun, auch dazu kann Rat werden,“ meinte er.

„O, dann wäre mir geholfen!“ rief Pauline.

„Unsere Wirtschafterin,“ fuhr Herr Leves fort, „hat sich verheiraten und meine Frau will erst nach ihrer Rückkunft eine andere nehmen, aber unerwarteter Weise muss ich in acht Tagen verreisen, und es beunruhigt mich, das Haus ohne Aufsicht zu wissen. Übernehmen Sie dieselbe, mit der Verpflichtung so lange zu bleiben, bis meine Frau zurückkommt; verständigen Sie sich mit ihr, so ist es gut, wo nicht, so können Sie immer noch tun, was Sie heute beschlossen haben.“

„Welche Pflichten habe ich denn zu erfüllen?“ fragte Pauline.

„Ich sagte Ihnen schon, die Wirtschaft zu führen.“

„Und wenn Sie verreisen?“

„So sind die Leute zu überwachen, die Wäsche in Ordnung zu halten, die Motten zu verjagen und die Ratten zu vergiften.“

Pauline lächelte, sagte aber doch wieder: „Aber!“

„Lassen Sie mich mit Ihrem ewigen „Aber!“ Ich will es so, und damit Basta. Wollen Sie es nicht, so kann ich Ihnen nicht helfen. Eine Stelle finden Sie hier so rasch nicht.“

Das leuchtete auch Pauline ein. Sie schwankte. „Sie bekommen einen bestimmten Gehalt,“ fuhr Herr Leves fort, „und wenn Sie sich erst vorbereitet haben und Ihre Stelle vollständig ausfüllen können, verdoppele ich ihn.“

„Sie sind so gut.“

„Nun, so seien Sie nicht töricht und schlagen Sie ein,“ sagte er, indem er ihr die Hand reichte. Sie legte die ihre hinein. „Ihre Bedingung hätte ich erfüllt, Sie bekommen Arbeit und Ihren Lohn dafür; aber nun habe ich auch eine zu machen: bis meine Frau zurückkommt was vielleicht schon in vierzehn Tagen sein kann, sind Sie vor meinen Leuten nur meine Verwandte.“ Pauline wollte etwas erwidern, aber er ließ es dazu nicht kommen.

„Erst erholen Sie sich, und lernen Sie hier die Verhältnisse kennen; betrachten Sie es als Vorbereitung, um Ihre Stelle ordentlich ausfüllen zu können. benutzen Sie die Zeit gewissenhaft,“ fügte er lächelnd hinzu.

Dieser Anordnung musste Pauline sich fügen, und noch in ihrer Gegenwart erhielt das Stubenmädchen den Auftrag, das Kabinett neben dem Zimmer seiner Tochter für das Fräulein einzurichten. Erst jetzt erkundigte er sich, wie sie die Rückreise gemacht hätte, und nachdem sie ihm Auskunft darüber gegeben, wollte er, dass sie noch heute zu ihm übersiedle, aber Pauline bestimmte erst den nächsten Vormittag dazu. Versöhnt mit sich, wünschte sie es auch mit ihrer Schwägerin zu werden. Milder als sie miteinander gelebt, schieden sie zwar, aber als beim Abschied Pauline ihr noch die glückliche Wendung ihrer Familienverhältnisse — in der Absicht, ihren Bruder dadurch zu erfreuen, oder vor erwachender Reue zu schützen — mitteilte, sah Marie darin nur die schnöde Lust, ihr triumphierend zu beweisen, dass die Schwestern auch ohne ihre Hilfe ihren Weg machen würden.

„Vergiss nicht,“ sagte sie scharf, „dass, wenn Du je ein erstrebtes Ziel erreichst, Du mir die Kraft dazu verdankst, denn durch Beispiel und Worte habe ich stets gesucht, Dich aus Deinem in Schwäche versunkenen und in Egoismus erstarrten Zu-

stande herauszuziehen, aber trotz Deines jetzt so guten Vorsatzes erwarte ich keinen Erfolg.“

Krampfhaft zog sich Paulines Herz bei diesen harten Worten zusammen, dennoch sagte sie sanft: „Versuche ohne Groll an mich zu denken, wie ich es stets an Dich tun werde, und erlaube, dass ich hin und wieder Klärchen zu mir hole, oder mich hier an ihr erfreue!“

„Ich zweifle, dass Du uns noch lange finden wirst, bald geht das letzte diesjährige Dampfschiff nach Petersburg, habe ich bis dahin meine Angelegenheit geordnet, so reise ich damit zurück. Meine Eltern haben sich mit mir und ihren Enkeln gefreut und sie gesegnet, warum soll ich nun mir und Adolph länger eine so schwere Trennung auferlegen?“

Pauline antwortete nicht; sie beugte sich zu Klärchen hin, welche die Tante durch ihre Liebkosungen aufzuhalten suchte. Nur mit Schmerz riss sie sich von der Kleinen los, aber als sie bald darauf neben ihrem bescheidenen Gepäck in der Droschke saß, war es ihr, als sei sie nun allen beengenden Hindernissen entrückt.

Und so war es auch. Alles in ihr richtete sich wie in einem blühenden Saatfeld nach einem fruchtbaren Gewitter kräftig auf. Die wiedergewonnene Gesundheit, der befreite Sinn, die Sorglosigkeit und Unabhängigkeit, deren sie sich nach und nach bewusst wurde, ließen sie das Gute erkennen und genießen, das ihr zu Teil wurde. Mit dem festen Willen, ein neues Leben zu beginnen, vermochte sie es auch, und es wurde ihr wahrlich leicht genug gemacht. Das graue Gewölk, das ihren Horizont verdunkelte, hatte sich verzogen, und immer heller drang das Licht hindurch, auf’s Neue Jugendlust und Jugendmut in ihr erweckend.

Von dem Wunsche beseelt, sich Herrn Leves dankbar zu bezeigen, vermied sie alles, was ihn stören konnte; denn sie hatte gelernt, sich und die Verhältnisse zu beherrschen, und lebhaft und rege, wie sie wieder wurde, wirkte sie in der Zeit ihres Zusam-

menseins selbst erheiternd auf ihn. Voller Güte für sie, ließ er sich ihre kleinen Aufmerksamkeiten mit lächelnder Bereitwilligkeit gefallen.

„Mit mir haben Sie es leicht," sagte er zu ihr, „aber meine Frau und Lydie haben tausend Bedürfnisse, die befriedigt sein wollen, und übernehmen Sie erst die Leitung der Wirtschaft, dann werden Sie sich tummeln müssen, um mit allem fertig zu werden. Darum rate ich Ihnen, benutzen Sie die Zeit Ihrer Freiheit, lernen Sie so viel wie möglich Berlin kennen, und damit Ihnen das auch während meiner Abwesenheit erleichtert werde, will ich Sie mit einigen mir besonders befreundeten Familien bekannt machen.

Überall nahm man Pauline mit Wohlwollen auf, das erweckte ihr Selbstgefühl, und ließ sie vergessen, wie mut- und hoffnungslos sie sich unlängst noch gefühlt hatte. Mit heiterer Empfänglichkeit konnte sie sich schon den neuen Eindrücken hingeben. Bewältigt wurde sie allein von der darstellenden Kunst, die ihr eine neue Welt des Genusses und der Erhebung erschloss. Sie hatte nie ein Theater besucht, nie eine Oper gehört, und ohne besondere Spannung folgte sie eines Abends Herrn Leves in das Opernhaus, in dem die Schröder-Devrient als Romeo auftrat.

Das herrliche Gebäude mit seiner reichen Pracht erregte so sehr ihre Bewunderung, dass sie kaum an das, was die nächste Stunde ihr bringen sollte, dachte, obgleich sie die Devrient als die erste Künstlerin hatte preisen hören. Bis jetzt hatte sie nur die Gebilde der Künstler, nicht die Zauberkraft des Genius, der sich unmittelbar offenbart, gekannt, nicht die fortreißende Macht, welche der Künstler in seiner feurigen Begeisterung besitzt. Und nun erschien Romeo in seiner leuchtenden Schönheit mit siegender Kraft und bezwingender Anmut! Das war kein Weib, das war ein jugendlicher Held, wie die Griechen sich ihn in der Erscheinung dachten, in welcher alles Vollendung und Harmonie sein musste, oder

wie er als Ideal vor Shakespeare's innerem Auge gestanden haben mag. Wie Romeo den Arm zwischen die Kämpfenden streckte, war es, als ob er nicht ihnen, sondern einer Welt gebieten könnte, denn eine unbesiegbare Gewalt des Willens leuchtete aus seinen Augen, die ihre elektrischen Funken bis in die Herzen die Zuschauer sendeten, und sie mit Begeisterung erfüllten.

Und als mit der Macht der Erscheinung sich noch das Hinreißende des Gesanges vereinte, blieb keiner in dem weiten Raum nur kalter Zuhörer, denn die glockenreinen immer mächtiger anschwellenden Töne führten das Gemüt der Hörer aus den Schwingen des seelenvollen Gesanges in das Reich der Harmonie.

Einen Augenblick musste Pauline die Augen schließen und die Hand wie beschwichtigend auf ihr hochklopfendes Herz legen, denn der Eindruck, welchen die Kunst und das Leben, die Poesie und der Gesang, die Schönheit und die Leidenschaft vereint hervorbringen, wirkte bewältigend auf sie. Aber der Wille, sich von dem Genuss, der sich ihr vielleicht nie wieder bieten werde, nichts entgehen zu lassen, gab ihr die Fähigkeit, sich zu sammeln, und mit gespannten Sinnen dem Spiel der Devrient zu lauschen, das mit Feuer und Adel den Schwung der Leidenschaft und die Glut der Liebe malte. Den ganzen Zauber, die tiefste Innigkeit offenbarte dieser Romeo, wenn er in verlockenden Tönen das Glück von der Geliebten fordert, das er ihr zu geben vermag.

Erst als der Vorhang gefallen, und die Begeisterung der Menge für die Künstlerin in einen stürmischen Enthusiasmus ausgebrochen war, erkannte Pauline, dass sie einer szenischen Vorstellung beigewohnt hatte, und träumerisch und tief erregt folgte sie Herrn Leves. Er bedauerte es, um Paulines willen, dass der Romeo die letzte Gastvorstellung der Devrient war; aber ihre Seele war so davon erfüllt, dass sie glaubte, nichts Ähnliches mehr aufnehmen zu können.

Die Kunst erschien ihr wie eine Versöhnung für all das Profane, Verletzende und Schwere, welches das Leben mit sich bringt. Aber kann das Leben nicht selbst wie ein edles Kunstwerk sich gestalten, wenn es von Reichtum gehoben, von Freiheit begünstigt und von Geist durchdrungen wird? fragte sie sich. Sie stand erst vor der Pforte, welche der Reichtum öffnet, darum hatte sie noch den Wahn, dass jene zu einem Tempel führe. Aber sie erkannte, dass selbst ohne besondere Mittel keiner, der eine Befriedigung oder Erlösung durch die Kunst sucht, sie in einer Residenz entbehren darf; indem sie nur durch die Straßen ging, konnte sie manches Schöne und Bedeutende, was durch Form und Farbe zur Anschauung kommt, bewundern. Und sie tat es oft. Nach keiner Richtung hin versäumte sie, ihre Freiheit zu benutzen, denn, nachdem sie ihre kleinen Obliegenheiten sich eingeschärft und ihre Garderobe geordnet hatte, konnte sie über ihre Zeit frei verfügen. Sie schrieb oft des Morgens, nicht um sich wie in Petersburg Geist und Herz vom Druck frei zu machen, sondern sich des Schönen und Guten klar bewusst zu werden, das jeder Tag auf's Neue ihr brachte.

Die Familie, welcher Herr Leves sie besonders empfohlen hatte, und von welcher sie sich auf das Sympathischste angezogen fühlte, war die seines Arztes. Sie bestand nur aus einem kinderlosen Ehepaar, das mit großer Intelligenz eine wohltuende Einfachheit verband, und durch Charakter wie durch Herzensgüte gleich ausgezeichnet war. Beide bezeigten ihr jene eingehende Teilnahme und jenes echte Wohlwollen, welche das Kennzeichen vollendeter Bildung sind und gerne ließen sie sich die Empfindung der Verehrung, welche sie für sie hegte, als ein Anrecht gefallen. Der Mann war einer der bedeutendsten Mediziner, aber er hatte dem Wirkungskreis an der Universität entsagt, weil er ihn nicht durch den Abfall vom Glauben erkaufen wollte. Mit verehrender Liebe hing seine Frau an ihm, und rührend war die Milde

und Hingebung, welche er für sie zeigte. Dieses Paar kennen gelernt zu haben, zu wissen, dass solche Menschen, solche Ehe existieren, war für Pauline ein Gewinn, der sie zu neuer Tatkraft anregen konnte.

Selten wie die wahre Größe ist aber auch die Fähigkeit, sie zu verstehen, darum mochte Pauline auch wohl manches geben, wo sie nur glaubte zu empfangen. Der Doktor unterhielt sich gerne mit ihr und im Gespräch mit ihm wuchsen auch ihre Geistesschwingen. Das lebendige Wort hat die meiste Zeugungskraft, und oft wusste Pauline nicht, war es ihr eigner Geist oder der Reflex des seinen, der ihr zu den Antworten verhalf, die ein beistimmendes Lächeln auf die Lippen des Doktors lockten. Aber eins wurde sie sich bald mit Stolz und zugleich mit Demut gewiss, dass man sie hier in ihrer Eigentümlichkeit gelten ließ und liebte.

Mit dem feinsten Verständnis, das ebenso aus ihrem Herzen wie aus ihrem Geiste floss, wusste die Doktorin ihr wohl zu tun. Sie hatte erraten, dass Pauline viel gelitten, ehe sie ihr noch gesagt, dass sie nie solche ruhigen genussreichen Tage gehabt habe, und dass sie dieselben wie einen Segen empfinde, und wie ein Glück aufnehme.

„So trüben Sie sie durch keine schmerzliche Erinnerung," erwiderte die Doktorin mit ihrer wohllautenden milden Stimme. „Lassen Sie uns suchen, uns schweigend zu verstehen, als ob wir unserer Freundschaft und unseres Verständnisses schon lange sicher wären."

Viel gewährend und viel verheißend, wie diese Worte waren, rührten sie Pauline bis zu Tränen, und gewährten ihr eine Genugtuung, die sie nie empfunden, denn sie war entfernt von jenem Bewusstsein der Unfehlbarkeit, das Marie ihr zugeschrieben hatte. Sie folgte nur dem zwingenden Bedürfnis ihres Wesens, das sich, wie die Sonnenblume der Sonne, stets dem Wahren und

Guten zuwendete, aber um an sich selbst glauben zu können, mussten auch andere an sie glauben.

In diese Familie aufgenommen, von ihr anerkannt zu werden, war für sie wie ein Adelsdiplom. In diesem Kreis stieß sie nicht auf verletzende Ideen und Ansichten, sie durfte nur die ihrigen ergänzen. Fern von idealen Träumen, fern von egoistischen Genüssen und Berechnungen und dem harten Kampfe mit der Not war das Leben, das sie hier kennen lernte. Jedem Vorgange im Staat, jeder Bewegung auf dem religiösen Gebiet, jeder irgend bedeutenden Erscheinung aus dem Felde der Literatur folgte man mit scharfem Auge, teils mit Wünschen, teils mit mitwirkenden Bestrebungen oder tief einschneidender Kritik. Fest und ernst strebte man immer dem Ziele des Fortschrittes zu, und jetzt zum ersten Male konnte Pauline Aufklärung über Fragen und Gedanken erhalten, die sie immer schweigend in sich hatte nähren müssen. Hier gewann sie neue Blicke auf Bereiche des Denkens, welche ihr früher nicht geöffnet waren, und in der Gemeinschaft mit edlen Menschen und Geistern fühlte sie sich in Harmonie mit ihrer inneren Welt.

Als Jüdin geboren zu sein, erschien ihr jetzt wie eine Gunst des Schicksals, denn sie durfte als solche sich zu nichts bekennen, was ihrem Verstande und ihrem Herzen widersprach. Früher schon hatte sie ein tiefes Gefühl für die Schmach und den Druck, der auf ihrer Nation lastete, empfunden, aber weniger aus Liebe für sie als aus Hass gegen den Unterdrücker, und nach ihrem strengen Rechtsgefühl wollte sie lieber zu den Unterdrückten als zu jenen gehören. Nun lernte sie auch andere Juden kennen als jene halbfreien und ungebildeten, die ihr immer so unsympathisch waren, und welche sich für zugefügte Demütigung durch zur Schau gestellten Reichtum rächen wollen, oder die ihre Abkunft verleugnen möchten, um sich denen beizugesellen, die sich von ihnen wenden. Die meisten, die sie jetzt sah, hatten jenes sichere Selbstgefühl, das andere gerne gelten lässt, aber sich als gleichberechtigt stets zu

behaupten und durch die eigne Selbstachtung jede andere zu erringen weiß. Ja, selbst in ihren heiligsten Empfindungen verletzt, und in ihren schönsten Hoffnungen betrogen, trugen sie doch mit intensivem Bewusstsein, um geistiger Prinzipien willen, ruhig das Unglück nicht gleichberechtigt mit den Bürgern des Staates zu sein, in dem sie lebten. Diese Gleichberechtigung konnten sie nicht gewinnen, wohl aber zeigen, dass sie durch Bildung und Charakter ihrer würdig waren. Wo die Männer der Wissenschaft genannt wurden, fand man auch ihre Namen, und mit den Besten und Edelsten ihrer Zeit in Kunst, Literatur und Wohltun hielten sie gleichen Schritt. In ihrer Abstammung schon fanden sie den Beruf, das Vorurteil zu bekämpfen, das Recht, das in ihnen missachtet wurde, zu vertreten, und wo für Humanität und Fortschritt gerungen wurde, standen sie mit in den ersten Reihen.

Man lebte in einer Zeit, wo sich die politischen Aufregungen von Geist zu Geist fortpflanzten, und man überall neue Pfade zu bahnen suchte. Um Vorurteile zu vernichten, scheute man sich selbst nicht, zu zerstören, denn man suchte Raum für das Bessere zu gewinnen.

In Preußen wollte man die letzten Tage eines geliebten Herrschers nicht durch Forderungen trüben, die er zwar durch sein Versprechen geheiligt, aber jetzt schon zu erfüllen sich geweigert hatte. Man begnügte sich damit über manche drückende Übelstände zu klagen, denn in Berlin schien das Gemeingefühl für politische Verhältnisse und Tatsachen durch das Interesse für Theater und Kunst unterdrückt. Nur einzelne Liberale überwachten die Zustände und folgten ihnen mit scharfer Aufmerksamkeit. Unter ihnen war mancher Jude. Und wie einst von diesem kleinen Volke die wahre Gotteserkenntnis ausgegangen, so erhob sich auch jetzt mancher aus demselben, der für Gerechtigkeit und Freiheit zum Apostel wurde.

Noch war dem lebendigen Worte nicht der Kampfplatz ge-

öffnet. Man konnte nur schriftlich zu wirken suchen, aber man tat es mit überzeugender Kraft, mit fortreißender Begeisterung, und mit dem heiligen Feuer, welches der Glaube für die Wahrheit und das Recht verleiht. Mit laut pochendem Herzen las Pauline die Schriften Rießers, der in dem schönen Stil und mit der Klarheit eines Lessing für die Emanzipation der Juden schrieb. Und mit zersetzender und erhebender Macht wirkten Börne's Werke, welche ihr der Doktor gab, auf sie. Sie war begeistert von diesem edlen Menschen, der im Hasse noch die höchste Liebe zeigte, und dessen spottendes Lachen noch ein heiliges Weh durchdrang. Welch eine Menschenliebe, welche strenge Wahrheitskraft, welcher scharfer nur dem Dienst der Freiheit geweihter Geist offenbarte sich in seinen Werken! Mit des Gedankens Blitz, mit dem schneidenden Schwert des Witzes kämpfte er für die politische Freiheit, und mit jener rücksichtslosen zutreffenden Kraft und jener siegenden Gewalt, welche ein hoher Charakter und Geist immer üben muss. Nie ließ er das Panier der Menschenwürde aus der Hand sich winden, lieber ging er in das Exil. Aber sein Herz blieb in seinem Vaterlande, das er schmähen,doch nicht vergessen konnte, für dessen Freiheit er das Schwert schwang, nicht achtend in dem Feuer des Kampfes, ob er andere oder sich damit traf, denn er hätte mit Lust in seinem eignen Eingeweide gewählt, hätte er damit das Heil der Völker erkaufen können.

Die tiefen Eindrücke, welche Pauline durch solche Schriften empfing, riefen immer neue Gedanken in ihr wach, und immer mehr fühlte sie sich von geistiger und materieller Gebundenheit befreit. Ein Wohlbefinden, wie sie es nie gekannt, durchströmte sie, und selbst ihre überwundenen Leiden erschienen ihr wie ein Gewinn, der sich wohl verwerten ließ.

Seit sie wusste, dass so viel Schönes und Großes vorhanden war, wie sie es tu der kurzen Zeit ihres Aufenthalts in Berlin

hatte kennen lernen — dass es hohe Gebilde der Kunst gibt, deren bloßer Anblick schon die Seele vom Druck befreit, und dass man die schönsten Offenbarungen in den momentanen Schöpfungen des Genies — welches zeigt, dass der göttliche Prometeus-Funke sich immer auf's Neue entzündet — schauen kann; dass es Geister gibt, die sich den besten Vorkämpfern aller Zeiten für die Rechte der Menschheit beigesellen dürfen; dass sie Liebe und Intelligenz, Güte und Wahrheitskraft in nahestehenden Personen finden könne — dies alles vermochte sie über ihr persönliches Geschick zu erheben. — Sie bangte nicht vor der Wendung, welche es in der nächsten Stunde schon nehmen konnte, als sie, unverwandt den Blick auf die Portraits gerichtet, vor ihrem inneren Auge noch einmal, was ihr Leben jetzt so reich machte, vorüber ziehen ließ.

Das heftige Läuten des Portiers an dem inneren Glockenzuge verkündigte die Ankunft der Familie, Pauline sprang rasch auf und eilte ihr entgegen.

———————

Zweites Kapitel.

_____

Emsig mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, saß Pauline in einem glänzenden Boudoir, in welchem ein junges Mädchen in lebhafter Erregung auf und ab schritt. Ein dunkles schwarzes Seidenkleid, das ihren eleganten Wuchs noch imposanter machte, umschloss enge die volle Büste, und wurde an Glanz und Schwärze noch von dem schönen Haar übertroffen, das in reichen Flechten geschmackvoll geordnet um den Kopf sich legte, und das Gesicht in vielen kleinen Löckchen leicht beschattete. Ungeduldig warf sie sie zurück, indem sie vor Pauline stehen blieb.

„Wie ist es Ihnen nur möglich," sagte sie, „so gleichmäßig Stich an Stich zu machen, und Ihre Aufmerksamkeit einer solchen Arbeit zuzuwenden?"

„Ich hoffte Sie dadurch zu erfreuen; Sie äußerten unlängst den Wunsch, eine ähnliche zu besitzen.

„Den habe ich längst vergessen, aber wenn Sie mich erfreuen wollen, so lassen Sie die Arbeit ruhen, und wenden mir lieber ihre Teilnahme zu."

Bewegt blickte Pauline in ihr schönes Gesicht, aus dem in diesem Augenblick eine herzgewinnende Güte strahlte, welche die edle aber kalte Regelmäßigkeit mit einem süßen Reiz überhauchte. „Sie wissen es ja, Lydie," sagte sie gerührt, „dass ich mich gleich bei unserm ersten Begegnen zu Ihnen hingezogen fühlte, und den Zauber, den Sie auf mich übten, nur durch Ihre Schönheit zu

erklären suchte. Es machte mir Vergnügen Sie nur zu sehen, in Ihr seelenvolles Auge zu blicken, Ihre stolzen, und doch so anmutigen Bewegungen zu betrachten.“

„Auch Du mein Brutus!“ unterbrach sie Lydie vorwurfsvoll. „Aber,“ fügte sie lächelnd hinzu, „gestehen muss ich Ihnen doch, dass nie eine Schmeichelei von dem stolzesten Mann mir so wohlgetan hat als Ihre Worte. Sie finden mich also schön?“

„O gewiss! Und die Empfindung, welche Ihr Äußeres hervorrief, wurde durch Ihre Güte und Freundlichkeit verstärkt. Sie hatten schon mein Herz gewonnen, ehe ich noch Gelegenheit fand, Ihren Geist und Ihr Talent für den Gesang kennen zu lernen.“

„Bezeichnend bleibt es immer, dass auch ich einen Zug der Neigung für Sie gleich empfand, dass Ihr Ernst und Ihre Offenheit mir Vertrauen einflößten, und Ihre bloße Gegenwart schon beschwichtigend auf meine Unruhe wirkte.“

„Wie die Langweile?“ fragte Pauline scherzend.

„Die beruhigt nicht, die tötet. O, warum habe ich Sie nicht schon früher kennen gelernt!“

„Nie zu spät erfasst eine treue Freundeshand die unsere!“ erwiderte Pauline.

„Aber sie kann uns, wenn wir schwanken, nur stützen, nicht die Spur auf dem Pfade verlöschen, den wir gewandelt.“

„Das soll sie auch nicht, sonst entginge uns ja der Gewinn, den wir aus der eignen Verirrung ziehen können.“

„Verirrung?“ fragte Lydie stolz. „Nennen Sie nicht das Wort, das uns an uns selbst irre machen kann, denn die Erfahrung von heute kann die von gestern, welche wir als maßgebend angenommen haben, aufheben, und wir stoßen so auf immer neuen Irrtum. Der Irrtum aber zieht die Reue nach sich, die ich hasse,“ sagte sie heftig.

„Was haben Sie, Lydie!“ rief Pauline erschreckt.

„Warum Ihnen mitteilen, was Ihnen unbegreiflich erscheinen muss!“ sagte sie abweisend.

Pauline blickte betrübt vor sich hin; es schmerzte sie nicht, dass Lydie ihr etwas verbarg, sondern dass sie überhaupt etwas zu verbergen hatte. „So will ich nicht danach forschen!“ sagte sie.

„Davon bin ich überzeugt,“ erwiderte Lydie so ruhig, dass Pauline an ihre wechselnde Stimmung schon gewöhnt, bald die Worte vergaß, die ihr so geheimnisvoll erschienen waren. Und wie sollte auch irgendwelcher besorgliche Gedanke Raum gewinnen können, wenn man Lydie jetzt sah, wie sie Pauline gegenüber sich hinsetzte, und in einem Album zu blättern begann. Um sie war alles so schön, reich und leuchtend wie sie selbst, warum sollte es auch nicht in ihr sein? Gewiss der Duft der Bildung, der über allem schwebte, diese Bücher und Schriften auf den Tischen, diese Bilder an den Wänden, mussten die Anschauung vergrößern, zur inneren Einkehr anregen, und ihr zeigen, was sie an sich selbst besaß. Von fürsorgender Elternliebe verwöhnt und gehoben, von den Verhältnissen begünstigt, den Geist durch Kenntnisse gebildet, die Talente durch die beste Anleitung gepflegt, erschien sie Pauline wie ein Liebling der Götter, welche sie mit ihren reichsten Gaben überschüttet hatten. Und als sie nun sich in die Betrachtung einiger seltenen Kupferstiche versenkte, glich sie selbst einem schönen Kunstwerk, und Pauline betrachtete sie mit Freude und Bewunderung

Kein herbes Gefühl mischte sich in diese Betrachtung, wie einst, als sie von ihrer dunklen Stube aus in die erleuchtete der Patrizierfamilie geblickt hatte, und geschaut, zu welchem erhöhten Genuss der Reichtum und die Kunst führen können. Aber die Erinnerung an jenen Abend wurde dadurch in ihr erweckt, und sie erzählte Lydien davon. Mit einer von Erstaunen gemischten Teilnahme hörte sie ihr zu. Sie konnte nicht begreifen, wie sie in solchen, nach allen Richtungen hin dürftigen Lebensverhältnissen

sich habe entwickeln können. Aber soweit auch beider Lebenswege und Ansichten auseinander gingen und verschieden waren, fühlte sie dennoch, dass Pauline ihr zu bieten vermochte, was sie bei ihren Freundinnen bis jetzt vergebens gesucht hatte. Sie sprach es nur selten aus, denn ihre glänzenden Eigenschaften wurden von Stolz verdunkelt. Nur heute war sie hingebender als je.

„Wissen Sie, Pauline," sagte sie lächelnd, „dass Sie, schon ehe ich Sie kennen lernte, meine Phantasie beschäftigt haben? Als mein Vater uns von der Verwandten erzählte, welche der Zufall ihm entgegengeführt hatte, dachte ich sie mir in ihrem Trauerkleide so interessant, so verlassen, und doch so kühn das Schiff besteigend, dass ich sie gerne begleitet, lieber ihr aber noch das gesuchte Asyl gewährt hätte. Aber warum haben Sie es dort nicht gefunden?"

„O lassen Sie mich über meinen Aufenthalt in Petersburg schweigen," bat Pauline, „wir ein beängstigender wüster Traum liegt er hinter mir, aber da ich irgendwo gelesen, dass wir auch unsern Traum verschulden und verantworten müssen, klage ich niemanden als mich selbst an. Ich hatte mich zu rasch und zu feige aufgegeben. Mein Leid erschien mir größer als die Kraft es zu tragen. Gewiss habe ich diese Krisis durchmachen müssen, um ganz gesund zu werden. Jedes überwundene Leid verklärt sich! rief mein teurer Freund mir noch zum Abschied zu."

„Ihr teurer Freund?" fragte Lydie neugierig „Wer ist er, wo lebt er?"

„Er lebte in meiner Vaterstadt, und war ein alter Handelsjude, mild und weise wie Mendelssohn."

„Ein Handelsjude!" rief Lydia lachend, den schönen Kopf hochmütig zurückwerfend. „Ach, ich sehe ihn, wie er die Tür öffnet und den scharf gezeichneten Kopf mit der langen Nase hereinsteckt und sein: kauft, kauft Weisheit! ruft.

Pauline errötete vor Unwillen, aber ihr Schweigen erst

machte Lydie ans das Unpassende ihrer Spottlust aufmerksam. Sie bat auf so liebenswürdige Weise dafür um Entschuldigung, dass es unmöglich war, ihr ferner zu zürnen, und indem Streben, ihre Unart vergessen zu machen, leitete sie wieder das Gespräch aus Paulines früheren Aufenthalt, indem sie sagte: „Egoistisch, wie ich bin, kann ich es nicht einmal bedauern, dass es Ihnen dort nicht zugesagt hat.

„Auch ich kann es nicht," erwiderte Pauline durch ihre Freundlichkeit versöhnt, „seit ich mich hier so befriedigt fühle. Alles was ich mir nur wünschen kann, finde ich in Ihrem elterlichen Hause, nur das nicht, was mir jetzt am meisten Not tut: eine bestimmte Pflichterfüllung und Beschäftigung. Ihre Mutter hat mich der Führung der Wirtschaft überhoben, indem sie glaubt, dass ich von Ihnen zu sehr in Anspruch genommen werde; aber auch Sie lassen mich über meine Zeit frei bestimmen. Wochen sind mir schon im ruhigen nutzlosen Zuschauen so vergangen, aber nun muss ich endlich mir von Ihrem Hause aus einen neuen Weg bahnen, den Ihre Verbindungen mir hoffentlich ebnen werden.

„Wie, Sie wollen uns wirklich verlassen?"

„Muss ich nicht, wenn ich selbst für meine Existenz sorgen, selbst einen Wirkungskreis erstreben und ausfüllen will?"

„Gut, er soll Ihnen auch hier nicht fehlen. Sie sagten unlängst, Sie möchten gerne Kinder erziehen, aber nicht unterrichten. Nun wohl, in mir finden Sie ein Kind, das nicht des Unterrichts, aber vielleicht der Leitung bedarf. Gestehen Sie es nur!" rief Lydie lachend, „ich habe alle Fehler und Launen eines verwöhnten Kindes, und deshalb werde ich auch eigensinnig darauf bestehen, dass Sie bei uns bleiben müssen. Nicht wahr, Sie versprechen es mir? Wie, Sie schweigen? So wünsche ich denn, dass es Ihnen unmöglich werde, Ihren Vorsatz auszuführen."

„Nein, so böse können Sie nicht sein. Ich weiß, Sie fördern ihn lieber!“

„Nun, wohlan, ich will Ihr edles Vertrauen rechtfertigen,“ erwiderte Lydie mit erkünsteltem Pathos, indem sie in den Sessel sich zurücklehnte, und ihr Lorgnon hervorzog, mit dem sie Pauline musterte. „Erlauben Sie mir einige Fragen. Haben Sie Ihr Schulexamen gemacht, mein Fräulein? Sie sind verlegen; nun beruhigen Sie sich, wir wollen es so genau nicht nehmen; es bilden viele junge Damen sich nicht gleichmäßig in allen Wissenschaften aus. Aber Geographie und Geschichte haben Sie doch studiert?“

„Nicht einen Tag!“ sagte Pauline lachend, auf ihren Scherz eingehend.

„Sicher aber sind Sie in den Geist der französischen Sprache eingedrungen und sprechen sie mit Eleganz.“

„Nicht einen Satz.“

„So ziehen Sie die englische Sprache vor?“

„Sie ist mir unverständlich,“ erwiderte Pauline ernst werdend.

„Entschädigt ein musikalisches Talent für diesen Mangel?“

„Ich kenne keine Note,“ sagte Pauline mit aufrichtigem Bedauern.

„So haben Sie sich ganz der bildenden Kunst geweiht. Sie können in Zeichnen, Malen und Modellieren unterrichten?“

Betrübt senkte Pauline den Blick, als handelte es sich um ein wirkliches Examen. Lydie hatte es auch nicht ohne Absicht veranlasst. Wollte sie ihr zeigen, dass sie durch Talent und Wissen höher als sie stehe, oder dass Pauline ohne Kenntnisse auf ihre Familie allein angewiesen sei?

„Das ist schlimm, mein Fräulein!“ fuhr sie fort, indem sie bedenklich das Haupt wie eine alte Dame schüttelte, „denn hier in Berlin bleibt man ohne alles Wissen unberücksichtigt. Welcher Doktor wird Ihnen etwas dozieren, welche gebildete Dame sich

mit Ihnen unterhalten wollen? Sie müssten erst Ihre Gedanken durch das, was Sie gelernt haben, legitimieren können, sonst wird man sie arrogant und lächerlich finden, wenn Sie es wagen sollten, eine Ansicht auszusprechen. Und selbst die Kinder werden sich über Sie lustig machen, wenn Sie verraten, dass Sie nicht wissen, wie hoch das Himalayagebirge ist, wie die nordischen Götter heißen, was man unter den Metamorphosen Ovids versteht, welches die Helden des Homers sind. Gänzlich verloren aber sind Sie, wenn Ihnen die Jahreszahlen historischer Tatsachen entfallen, und Sie nicht einmal sagen können, wann jener großer Mann geboren, diese merkwürdige Entdeckung und jene tief eingreifende Erfindung gemacht worden sind.“

„Unterrichten kann ich nicht!“ sagte Pauline mit Bedauern.

„Aber vielleicht haben Sie einen ausgebildeten Geschmack für Formen, einen glücklichen Sinn für Farbenzusammenstellung,“ fragte Lydie mit tiefer Stimme. „Sicher können Sie die Aufsicht über eine elegante Garderobe übernehmen, die Toilette einer putzliebenden Dame ordnen helfen?“

„Dafür habe ich nicht das leiseste Verständnis. Aber ich kann die Leitung eines Hauswesens übernehmen; ich habe Geduld und Ausdauer zur Krankenpflege, verstehe alle weiblichen Handarbeiten.“

„Aber nicht mit den Dienstboten wie unsere Haushälterin zu keifen, nicht einer kränklichen Dame und ihrem Schoßhund zu schmeicheln. Nein, meine Teure, Sie können keine Funktion, viel eher noch eine Mission übernehmen; darum müssen Sie bei uns bleiben!“ sagte Lydie in jenem halb schmeichelnden, halb befehlenden Ton, der ihr so gutstand. „Mir sind Sie am meisten notwendig, denn glauben Sie nur, mitten im Gewühle der geselligen Freuden, ja selbst im Rausche glänzender Feste, umgeben und geschmeichelt von liebenswürdigen Männern, habe ich mir immer eine Freundin gewünscht. Bei jedem wahren und tiefen

Eindruck, den ich empfing, bei jedem schönen Ton, der mir aus einer Dichtung, im Theater oder aus einem Kunstwerk entgegen klang, hätte ich Ihre Hand ergreifen mögen, denn ich habe mir den Sinn für das Bessere bewahrt, das oft eine Macht auf mich übt, der ich mich nie entziehen möchte. Sie müssen also bei uns bleiben, es geht nicht anders!“ fügte sie fest hinzu, indem sie Paulines Einwand ebenso wenig beachtete wie jeden anderen, der sich ihren Wünschen entgegenstellte, und jetzt umso weniger, da in demselben Augenblick der Diener den Grafen Hüben meldete.

„Graf Hüben?“ fragte Lydie mit Überraschung.

„Der Herr Graf sind gestern erst angekommen!“ erwiderte der Diener.

„Lassen Sie ihn in den Salon eintreten. sagte Lydie, schon vor dem Spiegel ihre Locken ordnend, „doch lieber hierher — nein, nein, es bleibt bei dem Salon,“ befahl sie, indem sie beim Hinausgehen mit Blicken Pauline streifte, welche verrieten, dass deren Gegenwart bei der Unterredung mit dem Grafen ihr überflüssig schien.

Und so machte sie es oft. Bald überschüttete sie Pauline mit Freundschaftsversicherungen, bald hatte sie keinen Blick für sie, denn wie ihr Wesen, war auch ihr ganzes Treiben voll Widersprüche, aber auch voll Anmut, und da die Schönheit eine besänftigende Kraft besitzt, versöhnte sie ebenso oft wie sie verletzte. Pauline liebte sie wie eine jüngere Schwester, und bedauerte nur, dass ihre schönen Anlagen sich nicht zu einem Ganzen harmonisch durchbildeten.

Von außen hatte Lydie alles empfangen, nichts aber hatte sich rein von Innen entwickelt, und darum hatten ihre Kenntnisse und Talente eine größere Ausbildung erreicht, als ihr Geist und ihr Charakter. Sie war witzig und unterhaltend, aber ihre Blicke blieben nur auf der Form der Gegenstände und Menschen haften, sie vermochte nicht, sie prüfend zu erfassen, und ihren wahren

Wert zu ergründen. Sie huldigte dem Schein und ließ sich von ihm gefangen nehmen, und ihr von Natur so gutes Herz wurde oft von einem falschen Stolz verhärtet. Sie war ein glänzendes Produkt der modernen Erziehung und Gesellschaft, und ohne die Leitsterne der Religion und Liebe auf ihrem Lebensweg war sie oft nahe daran sich zu verirren.

Aber selbst ihre Fehler übten auf Pauline eine anziehende Macht, denn sie zwangen sie, sich immerfort mit ihr zu beschäftigen, und schienen ihr nicht mit ihrem Innern verwebt; sie glaubte, es bedürfe nur der Erkenntnis und des ernsten Willens, um sie abzustreifen. Vielleicht vermehrte dieser Glaube die Nachgiebigkeit, mit der sie sich geneigt fühlte, im Levesschen Hause zu bleiben. Sie wollte den Aufenthalt darin wie einen Übergang zu einem ernsten Beruf betrachten, für den sie noch manches in sich auszubilden hatte, und da man überall, wo man aus Neigung und mit dem ernsten Willen ist, so viel man kann zu nützen, einen Wirkungskreis findet, wusste sie, dass er auch hier ihr nicht fehlen werde.

Während diese Überzeugung in ihr zur Geltung kam, empfing Lydie an der Seite ihrer Mutter den Grafen Höhen, dessen Bekanntschaft die Damen in Paris gemacht hatten. Er war dort bei der preußischen Gesandtschaft attachiert, und hatte sich in den glänzendsten Gesellschaften durch seinen Geist und seine Liebenswürdigkeit ausgezeichnet; vielleicht aber weniger in den diplomatischen Kreisen, denn man rühmte zwar sein Wissen und seine Talente, aber dennoch blieb er, was er seit Jahren gewesen: Legationssekretär. Den glänzendsten Erfolg hatte er bei den Damen errungen, obgleich er weder ein Fat noch ein Libertin, aber der feinste Diplomat war, der immer mehr verhieß als er gewährte. Sein berechnender Verstand war stärker als seine Leidenschaften, aber dass er auch diese nicht immer beherrscht hatte, zeigte der Ausdruck seines Gesichtes; dennoch musste es schön genannt werden, denn die

feinen, geistvollen Züge, und die dunkeln feurigen Augen übten eine fesselnde Gewalt.

Seine distinguierte Persönlichkeit war Lydien bei ihrem ersten Begegnen mit ihm aufgefallen, und durch die allgemeine Huldigung verwöhnt, hatte sie es wie eine persönliche Beleidigung empfunden, dass er die seine ausschließlich der geistreichen Dame des Hauses vorbrachte. Nur seine Blicke wandten sich wie unwillkürlich ihr zu, und sagten ihr, was sie aus seinem Munde lieber vernommen hätte. Bald sollte ihr auch dieser Triumph zu Teil werden, aber der Weihrauch, der ihr daraus entgegenströmte, betäubte sie, und das Genügen einer befriedigten Eitelkeit nahm sie für eine tiefere Empfindung, obgleich sie mehr durch die Stellung des Grafen als durch seine Liebenswürdigkeit sich gefangen nehmen ließ. Die feinste Koketterie, welche selbst eine mädchenhafte Schüchternheit als Mittel nicht verschmäht, entfaltete sie ihm gegenüber, aber wenn sie damit einen entschiedenen Schritt von seiner Seite herbeiziehen wollte, so sah sie sich getäuscht. Er blieb innerhalb der Schranke, welche die Gesellschaft zieht. Nur beim Abschied hatte er beziehungsvoll zu ihr gesprochen, und mit so warmen Worten, dass sie hoffen konnte, es würden nicht die letzten sein, welche er an sie richtete.

Die Entfernung belehrte sie darüber, dass sie keine tiefe Empfindung mit dem Grafen verbunden hatte, aber alle ihre Träume von einer hohen Stellung und von einem anderen Glanze, als der, welcher der Reichtum zu geben vermag, waren mit seinem Bilde verknüpft, das sie mit den schönsten Farben schmückte, um nur vor sich selbst ein Recht zu finden, ihre Phantasie mit ihm zu beschäftigen. Noch wünschte sie auch mit dem Herzen zu leben, und fein Genüge zugleich mit der Erfüllung ihres Strebens, welches sich über den Kreis ihrer Verhältnisse erstreckte, zu erreichen.

Und sie fühlte wirklich ihr Herz erbeben, als der Graf nun viel früher als sie es gehofft, vor ihr stand, und sie mit freudiger

Erregung begrüßte. Gewiss, es war auch in Beziehung zu ihr, dass er den Wunsch äußerte, in Berlin leben zu dürfen, und den Damen wie eine glückliche Errungenschaft mitteilte, dass es ihm wenigstens für die nächsten Monate gewährt sei. Dadurch deutete er ihnen an, dass keine diplomatische Sendung, sondern sein Wille, der selbst noch Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, ihn hierher geführt hatte, aber das geheimnisvolle Schweigen, das er über seine Privatverhältnisse festhielt, ließ es ungewiss, ob er seine künftige Stellung am Hofe selbst anbahnen, oder nur seiner Neigung leben wollte.

Lydie aber suchte mehr aus seinen Augen, die oft mit feuriger Innigkeit auf ihr ruhten, als aus seinen Worten heraus zu lesen, und es genügte ihr vollkommen, dass sie. ihn von nun an öfter sehen werde, dass sie werde erproben können, welche Macht sie über ihn errungen hatte. Aber jene Macht muss befestigt, muss erhalten, und wo möglich ausgedehnt werden, und wo sollte sie die Gelegenheit dazu finden? Diese Frage, welche sie mitten in dem angeregtesten Gespräch mit dem Grafen sich machte, berührte eine so wunde Seite ihrer Existenz, dass sie sie unbeantwortet ließ, und nur die anmutigste Koketterie aufbot, um den Grafen so lange fest zu halten, bis der Vater von der Börse kam.

Die Herren, die sich bis jetzt nur flüchtig begegnet waren, begrüßten sich mit zuvorkommender Artigkeit. Herr Leves hatte in dem weitesten Menschenverkehr sich jene geselligen Formen angeeignet, die vor verletzenden Verstößen schützt, und der Graf jene feine sichere Gewandtheit, welche mit wohltuender Schonung selbst einen Mangel übersehen kann, darum fanden sie sich leicht ineinander, und ihre gegenseitige Berührung wurde sogar eine lebhafte, als Herr Leves die neueste politische Richtung, welche der Graf von seinem Standpunkt aus beleuchtete, in ihrer finanziellen Rückwirkung zeigte.

„Glauben Sie mir, Herr Graf. schloss er seine Auseinandersetzung, „alle Kriegsdepeschen und Friedenstraktate kommen jetzt ebenso rasch an die Börse wie in das Kriegsministerium.“

„Das gebe ich gern zu,“ erwiderte der Graf lächelnd, „denn wir leben ja in dem Jahrhundert der Papiere. Jetzt bekämpfen sich nicht mehr der Glaube mit dem Wissen, die Eroberungssucht mit der Humanität, und auch nicht mehr das Kastenwesen mit der Gleichheit,“ meinte er mit einem bezeichnenden Blick auf Lydie, „wohl aber die Aktien mit den Aktien.“

„Das aber sei dem Himmel geklagt,“ seufzte Herr Leves, „bei dieser Sintflut von immer neuen Effekten weiß man nicht einmal, worin man sein Geld anlegen soll; die politischen Ereignisse und die Spekulation verändern ja jeden Tag den ursprünglichen Wert der Papiere. Soll man auf Wasser oder Land spekulieren, Dampfschiffsaktien oder Eisenbahnaktien nehmen, sich bei Kettenbrücken oder bei Kohlengruben beteiligen? Alle Unternehmungen verheißen einen ungeheuren Gewinn, verursachen aber zuerst ungeheure Kosten. Und hat man sich einmal entschieden, so wird man hineingerissen in diese heillose Verwirrung welche das rapide Steigen und Fallen der Papiere verursacht.

„Embarras de rechesses,“ sagte lächelnd der Graf.

„Die Herren Aristokraten haben es gut,“ fuhr Herr Leves fort, der nicht die Worte des Grafen verstanden, wohl aber sein Lächeln bemerkt hatte, „ihr Reichtum liegt im Grundbesitz schon durch ganze Geschlechter fest, und ist nicht den Schwankungen der Kurse ausgesetzt.“

„Aber Sie können sich ja auch ankaufen,“ meinte der Graf.

„Das hat seine Schwierigkeiten,“ erwiderte Herr Leves, „ich habe mir durch industrielle Unternehmungen mein Vermögen erworben, und wenn ich sie ausgebe, würde ich glauben, der Würde, welche ich durch meine Tätigkeit gewonnen, entsagen zu müssen, und dann bilden meine Fabriken doch auch einen Grundbesitz. Aber

da Ihre Bemerkungen mein Vertrauen zu den politischen Zuständen nicht erhöht haben, will ich wenigstens ein flüssiges Kapital, das ich für einen besonderen Zweck bestimmt habe, — er sah dabei zu seiner Tochter hin, „zu einem Güterankauf verwenden.“

Lydie, welche bei der geschäftlichen Auseinandersetzung des Vaters unruhig geworden war, errötete tief. Wie unnobel erschien es ihr, von Dingen zu sprechen, welche nur von materiellem Vorteil und Nachteil handelten. Warum von der Art, wie man den Reichtum erworben, sprechen, warum auseinandersetzen, wie man ihn zu erhalten und zu vermehren sucht? Genug, dass er da war. Welche Bildung hingegen verriet der Graf, indem er sich nicht stolz von dem Vater abwandte, sondern sich mit Verständnis von dessen Gesichtskreis aus über das, was ihn zumeist interessiert, unterhielt. — Nun aber erhob er sich.

Herr Leves äußerte das Vergnügen, welches er über seinen Besuch empfunden, und bat ihn zugleich auf Sonntag zu Tische, zu dem bereits der Minister eines Herzogs, welcher, wie man sagte, ein Anlehen negoziieren wollte, und der Direktor einer neu zu begründenden Eisenbahn zugesagt hatten. Auch der Graf tat es mit einem bezeichnenden Blick auf Lydie, deren Wangen sich dieses Mal nicht vor Unwillen, sondern vor Freude dunkler färbten. Pauline glaubte, sie nie schöner gesehen zu haben, als sie bei Tisch ihr gegenüber saß, und den Kopf nur beistimmend neigte, wenn die Eltern den Grafen priesen, die Mutter seine interessante noble Erscheinung und seine gesellschaftlichen Vorzüge, der Vater sein scharfes Urteil und den klaren Blick, den er selbst bei geschäftlichen Beziehungen zeigte, hervorhob. Man beschloss, ihm zu Ehren das Diner glänzender und größer zu geben, als man beabsichtigt hatte; aber indem man erwog, wen man als ebenbürtig zu den Herren, welche bereits die Einladung angenommen hatten, noch bitten wolle, stellte es sich heraus, dass die Zahl der Bekannten, welche sich durch ihre Stellung und ihren Rang auszeichneten,

nur sehr klein sei, und dass man auf sie nicht einmal mit Zuversicht rechnen könne.

„Ich werde den Oberfinanzpräsidenten von Stärkau, dem ich nachmittags ein Stündchen der Beratung zugesagt habe, einladen, und bin gewiss, dass er kommt," sagte Herr Leves.

„Der alte Herr ist so unerträglich," meinte seine Frau.

„Er erscheint aber immer in sorgfältiger Toilette und dekoriert," fiel Lydie ein.

„Nun, so lade ihn immerhin. Was meint Ihr zu dem Oberst Thielen?" fragte Frau Leves.

„Nein, nein, nur den nicht!" rief Lydie lebhaft. „Er hat mir zwar in Ostende den Hof, aber uns hier noch keine Visite gemacht."

„Aber gegen den Baron Pölten habt Ihr doch nichts?"

„O sicher!" rief Herr Leves, „der glaubt, wenn er die Einladung erhält, dass ich bereit sei, ihm die zwanzigtausend Taler zu geben, welche er auf sein Gut entleihen will, und ich werde ihn dann sobald nicht los."

„Sprichst Du nicht mit dem Grafen Stech?"

„Ich mag den Gourmand nicht, der unsere Weine genießt, und uns, wenn er an der Seite seines hohen Herrn geht, verleugnet."

„Aber er wäre zu unserm Diner der passendste, den ich kenne," fiel Lydie ein.

„Nun, wenn Du meinst. Ich darf nur in einer Stunde, in der es bei Kranzler noch nicht so besucht ist, vorbeigehen, und er kommt mir nach, denn der alte Narr spekuliert mit seinem Grafentitel auf meine hübsche Tochter und mein schönes Geld!"

„Mir fällt in diesem Augenblick kein Titelbesitzer ein. Du weißt, ich mache auf solche Herren niemals Jagd."

„Wenn Du sie nur nicht vermeiden möchtest," sagte Lydie ernst.

„Das ist nicht genug , sie wollen noch geschmeichelt und gesucht sein.“

„Hast Du schon dem Geheimen Obertribunalrat einen Besuch gemacht?“ fragte Madam Leves.

„O, meinem Whistspieler aus dem Bade, nein. Ich kann es noch immer nicht verschmerzen, dass ich so viel Geld an ihn verloren habe. Aber richtig, ich habe versprochen, ihn zu besuchen, und mich an den regelmäßigen Spielpartien zu beteiligen, welche er im Winter arrangieren wollte.“

„So gehe morgen zu ihm, doch zu einer Zeit, wo Du ihn sicher triffst, und lade ihn gleich zum Diner.“

„Das kann geschehen, auch werde ich es dem Freiherrn von Silinky sagen, der geneigt ist, sein nahegelegenes Rittergut zu verkaufen. Vielleicht lässt sich etwas mit ihm machen.“

„Immer denkst Du zugleich an Geschäfte, Papa.“ sagte Lydie grollend.

„Ärgre Dich darüber nicht, mein Kind, es kommt auch Dir zu gut, und selbst jetzt kann es uns nützen. Da sind zwei vornehme Gutsbesitzer mit ihren Frauen in der Stadt. Ich habe einen Kontrakt über Wolle mit ihnen zu erneuern, und kann die Gelegenheit benutzen, sie gleich einzuladen.“

„So hätten wir denn Gäste genug,“ meinte Frau Leves.

„Es wird sich schon machen, übrigens muss ich auch einige von meinen Freunden laden.“

„Nur dieses Mal nicht, Papa,“ bat Lydie. „Die Gäste der Börse sind keine in der Gesellschaft, geben wir einmal eine exklusive.“

„Dafür bin ich nicht. Wir Kaufleute sind auch vollberechtigt, unsere Würde geltend zu machen. Ich sage Dir, ein echter Bankier, d.h. ein Millionär, findet überall jetzt seinen Platz, und hätte ich unter allen Ständen mir einen Schwiegersohn zu wählen, würde es doch nur ein solcher sein.“

Lydie warf den schönen Kopf hochmütig zurück. „Um den handelt es sich jetzt nicht," sagte sie nach einer kleinen Pause, „sondern nur um unsre Gäste zum Diner."

„Der Graf ist gescheit genug, um sie weniger wie uns selbst zu beachten, denn mit allen unseren Anstrengungen werden wir nicht eine Gesellschaft zusammenbringen, wie die ist, in welcher er sich bewegt," erwiderte Herr Leves, indem er auf seine Uhr sah, und. zu seinem Schrecken bemerkte, dass die zur Beratung mit dem Finanzpräsidenten bestimmte Stunde bereits begonnen hatte. Er erhob sich rasch, griff nach seinem Hut und eilte davon.

Die Damen blieben noch beim Dessert am Tische sitzen. „Da haben Sie eben," sagte Lydie aufgeregt zu Pauline, „eines der vielen petites misères unseres Lebens kennen lernen, das Ihnen so bevorzugt erscheint. Sie sagten unlängst; der Reichtum erschließe die Pforten zu so vielem Schönen und Wünschenswertem. Nicht einmal eine Gesellschaft, wie man sie haben möchte, kann man durch ihn erreichen."

„Das kann ich nicht zugeben," fiel, noch ehe Pauline zu antworten vermochte, Frau Leves ein. „Der Reichtum gibt nicht allein die Mittel, deren man bedarf, um glänzende Gesellschaften zu geben, sondern auch die, in jede einzudringen. Denke an die Fränkel, an die Arnheim, die jetzt mit gräflichen und fürstlichen Familien verwandt sind."

„Aber ihre Eltern kannten kein Vorurteil," sagte Lydie nachdenkend.

„Sage lieber, keinen wahren Glauben. Aber ich will das jetzt nicht untersuchen, sondern Dir nur beweisen, dass Pauline Recht hat, wenn sie den Reichtum preist," sagte Frau Leves nicht ohne einen hochmütigen Anflug.

„Insofern er von der geisterdrückenden Sorge befreit und..."

„Und den vielfachsten Genuss gewährt," fiel Frau Leves Pauline in's Wort. „Sei nicht undankbar, Lydie, und mache Dir

klar, was Du besitzest . . . doch statt es zu erörtern, wollen wir lieber gleich es ein wenig benutzen. Lass uns in unserm neuen Wagen nach dem Tiergarten fahren und abends von unserer Loge aus Lemm und die Krelinger sehen. Du lächelst, Du denkst gewiss an die schöne Toilette, die Du machen willst, und ich sehe schon, unsre weise Pauline wird sich dessen erfreuen, was man durch Geld erreichen kann. Doch jetzt tummelt Euch, sonst ist der Wagen früher als Ihr bereit."

Frau Leves wusste, welches Vergnügen Lydie aus befriedigter Eitelkeit zu ziehen vermochte, und als sie an ihrer Seite im Theater so viele bewundernde Blicke auf sich zog, glaubte sie überzeugt zu sein, dass keine Klage ihr jetzt entschlüpfen möchte. Aber Lydie fühlte die Befriedigung nicht, welche ihr lächelnder Mund, ihre strahlenden Blicke verrieten. Nicht einmal Lemms und der Krilinger vollendetes Spiel, in das sich Pauline ganz versenkte, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Ihre Gedanken streiften zu der Loge des französischen Gesandten hinüber. Dort hätte sie sitzen mögen, denn die Schönheit und den Glanz konnte jede Schauspielerin, jede Grisette mit ihr teilen. Nur eine Stellung, welche über die Menge erhebt, erschien ihr wünschenswert! Und ihr war nicht einmal Raum gegeben, darnach zu streben; das empfand sie wie ein persönliches Missgeschick.

Zum ersten Male trat nun eine bedeutende Persönlichkeit in ihren Kreis. Es galt, sie zu fesseln, doch ehe sie es versuchte, musste sie alles, was sie stören konnte, hinweg-räumen, und seltsamerweise war — woran sie zuerst dachte — das Bild der Großmutter.

„Du glaubst kaum, Mama," sagte sie am anderen Morgen, als Herr Leves nach dem Comptoir gegangen war, und sie mit Pauline der Mutter am Kaffeetisch gegenübersaß, „wie störend für den Kunstsinn das schlechtgemalte Bild der Großmutter ist."

„Darum," antworte Madame Leves, „hängt es auch nicht bei den anderen kostbaren Bildern im Salon."

„Aber auch hier entgeht es nicht der Beachtung, und ich habe schon manches spöttische Lächeln bemerkt, dass es bei dem Beschauer hervorgerufen hat."

„Ein spöttisches Lächeln, das ist unmöglich!" rief Frau Leves verletzt.

„Mich hat es durch seine charakteristische Eigentümlichkeit und seinen geistigen Ausdruck angezogen," bemerkte Pauline.

„Sie stellen sich mit diesem Urteil ein schlechtes Zeugnis über Ihren Kunstsinn aus," sagte Lydie rücksichtslos, „denn was Sie charakteristisch nennen, besteht nur in dem Kostüm, das die Frauen des Ghettos getragen, wenn sie vor ihren Trödelbuden gestanden haben."

„Du irrst. Meine Mutter war eine der angesehensten Frauen in der Berliner Gemeinde, deren Stamm ihre Familie mit bilden half" welche sich schon zu Friedrich des Großen Zeiten durch Bildung ausgezeichnet hat."

„War Ihr Vater auch aus Berlin?" fragte Pauline, um Frau Leves von ihrem schmerzlichen Unwillen abzuziehen.

„Gewiss; meine, Eltern, welche sich in verwandtschaftlicher Beziehung nahe waren, hatten schon früh eine innige Neigung zu einander gefasst, aber die harte Gesetzgebung, welche damals die Ehen der Juden erschwerte, machte, dass sie erst spät die ihre schließen konnten. Das Glück, das sie darin gefunden haben, wurde durch manchen Unfall getrübt, und bald durch den plötzlichen Tod meines Vaters für immer zerstört. Meine trauernde Mutter blieb in gänzlich zerrütteten Vermögensverhältnissen zurück, aber mit ihrem scharfen Verstande und der Energie, welche ihr fester Wille hervorrief, wusste sie dieselben zu ordnen, ja es gelang ihr sogar, so viel zu retten, dass sie zwar beschränkt, doch unabhängig leben konnte. Mit stolzem Sinne

wies sie jede Hilfe ihrer Verwandten zurück und aus Liebe zu mir überwand sie mit starkem Herzen den Schmerz um den Verlust des Mannes. Ich sollte nur den Segen ihres Wirkens, nicht ihre Sorge teilen und um meine kindliche Heiterkeit nicht zu trüben, milderte sie den strengen Ernst, der ihr sonst eigen, denn mit der rührendsten Innigkeit sorgte sie für mich.“

Pauline fühlte sich tief gerührt durch diese einfache Mitteilung, die ihr das Bild ihrer eignen Mutter nur mit lebhafteren glücklicheren Farben hervorrief „Wo solche Frauen im Volke existieren, kann es nicht untergehen!“ rief sie bewegt.

Lydie aber, welche nicht mit gleicher Hingebung zugehört, sagte: „So hatte ich doch Recht; die Großmutter war also eine Handelsfrau.“

„Sie handelte,“ erwiderte Pauline, über diese Herzlosigkeit empört, „wo wir, die einer anderen Generation angehören, nur klagen können!“

„Ja,“ erwiderte Lydie hochmütig, „ich fühle auch keinen Tropfen von dem Blut meiner Großmutter in mir.“

„Das macht,“ sagte Frau Leves vermittelnd, „weil nichts von ihrem Geist auf mich übergegangen ist. Ich verstand nur, sie zu lieben und ihr zu gehorchen; ja, ich beklagte mich nicht einmal, als sie von der Abschließung und Sonderung, welche sie in Gebrauch und Gesinnung festhielt, auch mich nicht freigeben wollte. Sie schloss mich von dem Außenleben ab; ich durfte nur Familienfeste, nie Konzerte oder Schauspielhäuser besuchen, und da ich Genüsse, welche ich nicht kannte, auch nicht entbehrte, blieb mein harmloser Sinn und mein Friede ungetrübt.“

„Diese Strenge wurde vielleicht durch die Verhältnisse bedingt,“ meinte Pauline.

„Nein, die legten uns keine ähnliche Beschränkung auf, aber die Mutter sah mit schmerzlichem Gefühl bei manchem ihrer Bekannten die langverehrten Heiligtümer zusammenbrechen, da-

rum wollte sie nicht einmal mit ihrem Kopfputz ein Zugeständnis machen.“

„So musst Du eigentlich in diesem Kopfputz einen Vorwurf sehen, denn Du hast Dein schönes Haar nicht an Deinem Hochzeitstag abschneiden wollen, noch verbirgst Du es jetzt unter einer Haube.“

„Wir leben auch in anderen Zeiten, wie sie damals waren,“ erwiderte Frau Leves, „und Ihr könnt Euch jetzt keinen Begriff mehr davon machen.“

„O doch!“ sagte Pauline „Meine Jugend wurzelte noch in dem Judentum, das nicht den kleinsten Raum dem Unglauben gewährte, weil es mit unbesiegbarer Stärke des Glaubens Satzung und Vorschrift festhielt; es zog daraus seine Veredlung und Erhebung. Wie traurig, dass jede Neugestaltung mit dem Einsturz des Alten, bei dem manches Heiligtum verloren geht, beginnen muss.“

„Was dem Geiste und dem Herzen unverständlich geworden ist, soll man nicht festhalten. Ich liebe nicht einmal die Erinnerung an die alte Zeit, zu der Du, gestehe es nur, Mama, auch nicht zurückkehren möchtest. Und gewiss erscheint mir das Porträt der Großmutter so streng und unangenehm, weil es durch seinen Kopfputz schon den Stempel des Volkes trägt, von dem herzustammen wir uns nicht gerne rühmen.“

„Lydie!“ rief Frau Leves vorwurfsvoll.

„Aber was willst Du denn, Mama,“ erwiderte sie lachend, „schon im Mittelalter haben sich die Juden geärgert, dass sie die gelben Lappen tragen mussten, die sie als solche bezeichneten, obgleich es gewiss ihre krummen Nasen noch untrüglicher getan haben — und wie oft habe ich auf Reisen von Dir gehört: möchte man uns doch nicht als Juden erkennen! Warum also durch das Bild der Großmutter jedem, der unser Haus betritt, es zurufen.“

„Es ist mein liebstes Eigentum.“

„Es bleibt Dir ja unverloren; erlaube nur, dass ich den Kopfputz ändere!“ bat Lydie schmeichelnd“ indem sie das Bild von der Wand nahm und vor sich hinstellte.

„Nein nimmermehr, das hieße es entweihen,“ erwiderte Frau Leves entschieden.

„Aber Mama, ich will nur mit einem Pinsel voller Ölfarben der Großmutter über das Haupt fahren, und Du gebärdest Dich als ob schon ein christlicher Priester es mit heiligem Öl salben will, oder mit Weihwasser bereitstände!“ rief Lydie lachend.

Pauline, welcher diese Szene peinlich wurde, ging auf ihr Zimmer. Es tat ihr wehe, dass Lydie sich so herzlos gezeigt hatte, dass sie nicht einmal die schwache zärtliche Mutter schonte, und aus Selbstsucht und Berechnung ihre Herrschaft missbrauchte; sie zürnte ihr ernstlich, und als sie bald darauf ihre Tür öffnete, und ihr triumphierend zurief: „Endlich ist es mir gelungen das Portrait der Großmutter zu entfernen,“ sagte sie streng:

„Törichtes Kind, fürchten Sie denn nicht, den Genius, der dies Haus bis jetzt beschützt hat, zu verscheuchen? Warum wollen Sie das Bild der Großmutter wie eine Schmach verbergen, warum haben Sie nicht den edlen Stolz, jeden, der zum Freunde Ihres Hauses werden will, daran hinzuführen und zu sagen, welche Frau sie war?“

„Weil ich es am liebsten selbst vergessen möchte, dass ich als Jüdin geboren bin!“

„Welch’ unglückseliger Wahn!“

„Einen Wahn nennen Sie, was mein Leben zu keiner freien Gestaltung kommen lässt.“

„Das Leben einer Frau beginnt mit der Liebe und geht darin auf.“

„Und wenn ich einen Christen liebte?“

„Das verhüte Gott,“ sagte Pauline bewegt.

„Einstweilen können Sie noch ruhig sein!“ versicherte Lydie lachend, indem sie in ihr Zimmer zurücktrat, und sich an das Klavier setzte.

Sie wird nie lieben, dachte Pauline, denn sie kann sich selbst nicht vergessen; nie wird sie das Bedürfnis haben, an dem Glücke eines geliebten Wesens das eigene zu erhöhen und zu verklären. Ihr Lebensnachen wird stets sanft auf einem klaren Bach dahingleiten; sie wird sich nicht damit hinauswagen auf das Meer der Leidenschaft, wo die Wogen ihn vielleicht nach einem nie gekannten Wunderlande tragen können, aber wahrscheinlicher noch in den Abgrund ziehen! . . . Aber Lydie begann in diesem Augenblicke so schön eine Arie von Beethoven zu singen, dass Pauline, angezogen und versöhnt durch ihre mächtige Stimme, sich ihr näherte und geneigt war, für eine Ausströmung ihres Innern zu halten, was bloßes Studium bei ihr war.

Aber Lydie hatte noch andere Zuhörer. Der alte Doktor war, begleitet von ihrer Mutter, durch die offene Tür, welche vom Wohnzimmer in ihr Boudoir führte, gekommen, und fiel am Schlusse ihrer Arie mit einem Applaus ein.

Lydie wendete das schöne Antlitz ihm lächelnd zu, denn sein Beifall schmeichelte ihr. Er liebte die Musik und war ein feiner Kenner, aber da er sie nicht aufforderte, fort zu fahren, sprang sie heiter auf.

„Nicht wahr, Lydie, jedes Talent will nicht allein gepflegt, sondern auch anerkannt sein? Was bekomme ich also, wenn ich Ihrer schönen Stimme das glänzendste Auditorium verschaffe?“ fragte er sie neckend.

„Gewiss wollen Sie mich bei Hofe einführen?“ sagte sie ebenso.

„Nein, nie werde ich meine demokratische Gesinnung verleugnen.“

„So wollen Sie mich nicht einmal zu der Gräfin Rossi führen!“

„Sie ist verreist, aber zu Mendelssohns.“

„O, wirklich!“ rief Lydie überrascht.

„Frau Professor Hensel, deren musikalische Sonntags-Matinés einen immer größeren Aufschwung nehmen, möchte Ihre Stimme dafür gewinnen. Ich soll im Auftrage dieser Dame Sie bitten, mich zu ihr zu begleiten, wenn Sie es nicht vorziehen, sie abends mit meiner Frau zu besuchen.“

„Nein, ich bin nicht, wie Sie, der Mendelssohnschen Familie bekannt, und möchte deshalb nur eine Vormittagsvisite machen.“

„Gut, so werde ich Sie später abholten.“

„Um welche Zeit soll der Wagen bereit sein?“

„Nein,“ mein Kind, ich fahre nur zu meinen Patienten, sonst ziehe ich es vor zu gehen.“

Lydie warf einen Blick zum Fenster hinaus; das Wetter war schön, und so wurde es ihr denn leicht; sich in die Eigenheit des Doktors zu fügen, der besonders heiter gelaunt, sich heute allen Damen als Ambassadeur anbot, denn auch an Pauline hatte er die Vorwürfe seiner Frau über ihr langes Ausbleiben zu überbringen. Während er mit ihr plauderte, schien Frau Leves mit Lydien etwas zu beraten, worauf sie nicht eingehen wollte, aber dennoch wandte sich die Mutter zum Doktor, und bat ihn auf Sonntag zum Diner.

„Wen werden Sie bei sich sehen?“ fragte er statt jeder Antwort.

Frau Leves nannte ihm einige Gäste.

„Ich will mich nicht entschuldigen, dass ich nicht komme, aber Sie werden es selbst, wenn ich Ihnen gestehe, dass mein Gedächtnis nicht einmal mehr einen Titel behalten kann. Denken Sie, welche Verlegenheit ich hervorrufen möchte, wenn zum Beispiel der Tribunalrat mein Tischnachbar wäre, und ich statt

ihn so zu nennen, seinen Rat vor mein Tribunal ziehen wollte, oder der Graf Stech sitzt zu meiner anderen Seite, und erinnert mich an das versprochene Rezept von der neuen Hummersoße welche bei dem letzten Diner des Bankier Plaer so viele Aufmerksamkeit erregte, und ich gebe ihm in der Zerstreuung eins, was ich sonst zu einem anderen Zweck verschreibe. Ja nicht einmal meinem Auge kann ich mehr vertrauen; es ist so weitsichtig geworden, dass es nur noch die Sterne sehen kann, welche in dem unendlichen Weltraume sich befinden, und die nicht mehr erkennt, welche in den Knopflöchern Ihrer Gäste befestigt sind. Der Oberfinanzpräsident aber möchte es mir sehr verargen, wenn ich den Orden unbemerkt ließ, den er für seinen verheißenen Plan zur Deckung des Staatsdefizits unlängst erhalten hat. Sie sehen also, ich würde überall anstoßen, und sind jetzt wohl schon selbst überzeugt, dass ich nicht zu ihrem Diner kommen kann.

„Aber Sie müssen uns nächstens durch einen Besuch mit der Frau Doktorin entschädigen, wenn Sie mich nicht böse machen wollen," erwiderte Frau Leves, indem sie den Doktor hinausbegleitete.

„Der Doktor ist unerträglich, wenn er seiner satirischen Laune den Zügel schießen lässt," sagte Lydie nach seinem Weggehen, „und ich bin froh, dass er die Einladung abgelehnt hat, denn sicher hätte er uns durch seine nichts schonende Ironie in Verlegenheit gebracht, und wer weiß, „ob er nicht auch die anderen Herren verletzt. Er hat einen Dégoût gegen Titel und Ordenszeichen."

„Weil sie so selten das wahre Verdienst schmücken," bemerkte Pauline.

„Vielleicht auch, weil sie ihm unzugänglich sind," antwortete Lydie.

„Ich hörte eben, dass er den Geheimratstitel abgelehnt habe, den ein Prinz ihm für seine ärztliche Behandlung erwirken wollte."

„Auch dieser Caprice ist er fähig. Jedenfalls bin ich ihm dankbar, dass er mich zur Frau Hensel führen will, denn es war schon längst mein lebhaftes Verlangen, in ihren Konzerten mitwirken zu können.“

„Ihre musikalische Ausbildung wird dadurch sehr gefördert werden.“

„Darum ist es mir nicht zu tun, aber ich werde bekannt, vielleicht auch anerkannt werden. Ein kunstliebendes Publikum aus den höchsten Ständen vereinigt sich dort, und unlängst sogar eine Prinzess und mehrere Damen vom Hofe. Durch ein Talent in diesem Kreis zu glänzen, erschließt sicher noch manchen erwünschten. Meine Stimme ist heute prächtig, ich hoffe, ich werde damit reüssieren, und eine Aufforderung erhalten, gleich nächstens mitzusingen.“

„Aber Sonntag haben Sie Gesellschaft.“

„Desto besser, dann komme ich angeregt zurück, und kann Mama mich nicht begleiten, so verstehen Sie sich wohl dazu. Für Sie muss ja schon der Name Mendelssohn einen anziehenden Reiz haben.“

„O, gewiss. Und sein Enkel, der noch so jung und schon so ruhmgekrönt ist, lebt er auch hier?“

„Er ist unlängst von seiner großen Reise zurückgekehrt. Aber nun ist es auch Zeit, dass ich mich zu meinem Ausgange bereit mache,“ sagte Lydie, indem sie nach ihrem Mädchen läutete, und die ersten Töne des Frühlingsliedes von Mendelssohn anstimmte.

———————

Drittes Kapitel.

_____

In einem Gartenflügel des Mendelssohnschen Hauses, zu dem das profane Geräusch der Straße nicht dringen konnte, und das nur aus einem Rez de Chaussée bestand, lag der große kunstgeschmückte Salon, dessen Fenster bis zum Boden reichten, und welcher jetzt von Künstlern und ausgezeichneten Dilettanten belebt, in seiner stillen Abgesondertheit einen feierlichen Eindruck machte. Weder glänzende Pracht, noch Gegenstände kleinlicher Prunksucht waren vorhanden. Alles war einfach und edel, und der große Garten mit seinen alten Bäumen, auf welche der Blick fallen musste, wenn er durch das Fenster streifte bildete den passendsten Hintergrund.

Frau Professor Hensel eine kleine bewegliche Gestalt, die wahrlich ihrem Manne nicht zum Vorwurf seiner schönen Bilder dienen konnte, aber gewiss durch ihren Geist ihn zu manchen anzuregen vermochte, hatte eigentlich unschöne Züge, denen die dunkeln seelenvollen Augen allein einen anziehenden Reiz verliehen. Freundlich kam sie Lydien entgegen, deren schöne Stimme die beabsichtigte Wirkung bei ihr erreicht hatte, und führte sie mit ihrer Begleiterin mitten in den Kreis der mitwirkenden Künstler, indem sie ihr zunächst ihre beiden Geschwister vorführte. Lydie hatte nur flüchtige Worte und eine anmutige Verbeugung für sie, denn ihre ganze Aufmerksamkeit wandte sich dem jungen Komponisten zu. Sie sah enttäuscht auf die wenig imponierende Gestalt

des Künstlers, der ihr erst etwas später dargestellt wurde, doch sein von dunkeln Locken umgebenes Gesicht belebte sich so geistvoll, als er mit ihr sprach, dass sie überzeugt war, es müsse noch an Bedeutung gewinnen, wenn er spiele. Er verabredete mit ihr, welche von seinen Liedern sie singen sollte.

„Wie stolz bin ich," sagte sie zu ihm, „dass Sie mir die Freude gewähren, Lieder von Ihnen singen zu dürfen, die sich schon den Weg zu so vielen Herzen gebahnt haben."

„Sie werden sie erst durch Ihre sympathische Stimme mir gewinnen helfen," erwiderte er artig.

„Möchte ich Ihr Vertrauen nur rechtfertigen können, aber wenn ich in Gefahr bringe, was Sie schon besitzen?"

„Das könnte doch nur etwas anders sein als meine Lieder," sagte er lächelnd, ihr tief in die mächtigen Augen sehend.

Ein holdes Erröten überflog ihr schönes Antlitz, das durch die freudige Erregung einen seelenvollen Ausdruck und eine jungfräuliche Schüchternheit zugleich erhielt. „Und was werden wir sonst von Ihnen hören?" fragte sie ausweichend.

„Etwas aus meinem Oratorium Paulus, mit dem ich mir gern mehr wie einzelne Herzen, mit dem ich mir das Volk gewinnen möchte! Aber dieses schöne Ziel werde ich wohl nur in meinen ehrgeizigen stolzen Träumen erreichen," sagte er wie unwillkürlich. „Ist es aber nicht unbegreiflich," fügte er rasch hinzu, „wie ich Ihnen, mein Fräulein, gegenüber mich in die Zukunft verlieren kann, während die Gegenwart mir schon ein so reines Genüge bietet?"

Lydie, welche den Zauber der ungewöhnlichen Liebenswürdigkeit, die dem jungen Künstler eigen, schon zu empfinden begann, sah zu ihrem Bedauern das Gespräch von seiner Schwester Rebekka, der Frau des berühmten Mathematikers Direchlet unterbrechen. „Herr Ernst wünscht Dich, Felix, zu sprechen," sagte sie zu ihm, und als er dem Ruf folgte, wandte er sich wie entschul-

digend zu Lydien: „Es ist ein junger Künstler, welcher, dem hiesigen Publikum noch fremd, heute uns den Genuss, ihn zu hören, gewähren wird.“

„Und der,“ fiel Frau Hensel, indem sie hinzutrat, lachend ein, „bei seinem ersten Konzert in dem Saale der großen Oper in Paris von dem Publikum mit gellendem Pfeifen empfangen wurde.“

„Mit gellendem Pfeifen?“ fragte Lydie erstaunt.

„Den aber, was noch bemerkungswerter ist, dieser Empfang nicht einmal erschreckte, obgleich nur das Orchesterpersonal, überzeugt von der Vortrefflichkeit seines Spieles, im Stande war, das tobende Publikum zur Ruhe zu bringen. Der mutige junge Mann spielte, und spielte mit solcher Meisterschaft, dass sein siegreicher Erfolg umso größer war, als es dem Publikum an Vertrauen gemangelt hatte!“

„Welches Instrument spielt er?“

„Die Violine, auf welcher er sich nach Paganini gebildet hat. Er spielte uns gestern dessen Wundervariation in G-dur vor, die, wie alle von Paganini, nicht im Druck erschienen ist, und welche er, zu des Meisters eignem Erstaunen, aus dem Gedächtnis vorträgt. Er erzählte uns, dass als er eines Tages Paganini besuchte, er denselben mit der Gitarre in der Hand beim Komponieren überraschte. Als Paganini ihn erblickte, sprang er von seinem Sitz auf, und eilte zum Bette, dort sein Manuskript zu verbergen. „Ich muss mich nicht nur vor Ihren Ohren, sondern auch vor Ihren Augen hüten,“ sagte er. Doch ich plaudere, und muss noch einmal unser Programm durchgehen — denn unser Auditorium ist pünktlich, und in einem halben Stündchen müssen wir beginnen.

Frau Hensel beteiligte sich nach allen Richtungen an diesen Matinés, die sie in’s Leben gerufen hatte. „Sie war die würdige Schwester ihres berühmten Bruders, komponierte selbst, und beschützte jedes musikalische Talent. Heute war sie besonders glücklich, weil sie Lydiens prächtige Stimme für ihre Aufführungen ge-

wonnen hatte, und statt eines vielversprechenden Knaben Joseph Joachim, mit dem sie ein Konzertstück hatte spielen wollen, nun einen vollendeten Künstler vorführen konnte. Mit Genugtuung sah sie auch ihren Salon sich füllen, und mit sicherem Anstand empfing sie manche hochgestellte Persönlichkeit, aber sie vergaß bald an ihr Auditorium, um nur für die Musik dazu sein.

„Sie wissen wahrscheinlich nicht, in welcher ausgezeichneten Gesellschaft Sie sich befinden," flüsterte Lydie Pauline zu, „denn Sie sehen sich nicht einmal um, und doch ist Ihre nächste Nachbarin eine Fürstin Radziwill, in deren Familie die Musik eine so hohe Pflege und so würdige Vertreter findet. Wenden Sie den Blick ein wenig rechts, so müssen Sie dort eine Gruppe Herren bemerken. Die hervorragendste Gestalt mit dem schönen Jupiterhaupte ist der Bildhauer Rauch, der trotz seiner Jahre noch jeden Blick fesseln muss; neben ihm stehen die Professoren Wach und Schadow, alle Kapazitäten der bildenden Kunst, welche Sie aber gewiss weniger interessieren als die beiden anderen Herren, die in Ihrer Nähe dort sitzen; der eine mit der Frau, welcher man die Engländerin ansieht, ist Willibald Alexis, unser vaterländischer Schriftsteller. und der etwas entfernt von ihm sitzt, der Norwege Steffens, dessen Novellen Sie wohl kennen.

Die berühmten Namen häuften sich so rasch, dass Pauline Mühe hatte, deren Träger herauszufinden, aber ihre Aufmerksamkeit wurde von ihnen bald abgezogen, um sich einem höchst seltsamen Paar zuzuwenden, das eben gekommen war, und noch am Eingange des Salons verweilte. Der alte Herr, den Frau Professor Hensel ihren Vater genannt hatte, war ihnen mit freudiger Herzlichkeit entgegengekommen, und unterhielt sich lebhaft mit ihnen.

„Ist die alte Jüdin mit dem unscheinbaren Anzug und dem seltsamen Kopfputz eine Verwandte des alten Herrn Mendelssohn?" fragte Pauline.

„Die alte Jüdin!“ wiederholte Lydie lächelnd.

„Jawohl, das ist sie doch unleugbar, ich meine jene, neben welcher der große Herr steht mit den fein geschnittenen edlen Zügen, und den ruhig sichern Bewegungen.“

„Aus dem Sie wohl schon den Diplomaten erkennen?“ fragte Lydie noch immer lächelnd. „Sehen Sie sich ihn nur genau an, er ist der Gemahl der alten Dame.“

„Ach, Sie scherzen!“

„Nein sicher nicht. Es ist Varnhagen von Ense mit seiner Frau Rahel, deren geistsprühende Briefe man wie Schätze aufbewahrt, und deren Aussprüche man zitiert. Sehen Sie, mit welcher Ehrerbietung die Herren sie begrüßen; sie macht sich von ihnen los, und kommt auf die Fürstin Radziwil zu: sie nimmt hinter Ihrem Sessel Platz und Sie werden sie sprechen hören.

Und ehe Pauline sich noch von ihrem Erstaunen erholen konnte, hörte sie Rahel mit einer klangvollen weichen Stimme nach kurzer Begrüßung zu der hinter ihr sitzenden Fürstin sagen:

„Wäre ich nicht oft so elend und krank, so hätte ich Ihnen, teuerste Fürstin, schon früher gesagt welches große Vergnügen Sie mir neulich verschafft haben; dies möge Ihnen der beste Dank sein, den ich Ihnen geben kann.“

„Sie meinen gewiss die Aufführung des Dixit dominus von Händel. Haben Sie denn nie etwas von ihm gehört?“

„Schon vergangenen Winter, und jedes Mal war ich gleich erhoben, und begriff, wie auch nur drei Töne für den Gesang von diesem Manne gesetzt, unausbleiblich diese Wirkung hervorbringen.“

„Drei Töne?“ fragte die Fürstin erstaunt.

„Buchstäblich drei Töne. Er weiß sie anfangen zu lassen, in Folge zu bringen, dass sie uns jedes Mal erheben, und auf ein Feld der Wehmut, der Erhabenheit und der Ergebung versetzen; Lacrima, möchte man aussprechen. Was ist das? frage ich mich seit einem Jahre, wodurch bewirkt er dies mit so kärglichen

Mitteln? Welche ungeheure Eingebung, welcher tiefe reife Witz lässt ihn immer neue einzige Kombinationen für die wenigen Töne, für die sparsame Abweichung finden? Ich begriff und begriff es nicht! besonders nicht, dass kein Komponist, nicht einmal der metaphysische, gottesfürchtige, mit höchstem Witz begabte Sebastian Bach mir diese gewaltsam sanfte Versetzung und Erhebung unmittelbar bewirkt.

„Haben Sie denn nicht der Aufführung des Judas Makkabäus beigewohnt?“ fragte die Fürstin.

„Ja, aber sie ließ mich ohne Aufschluss. Erst als ich bei Ihrer Durchlaucht das Meisterstück von gehaltener, gelungener Vollendung hörte, brachte die Arie mich auf die Spur, wie es mit Händel ist. Nämlich es ist dieses Mal wie mit uns Kreaturen immer, nur wir irren über uns immer von neuem, weil wir uns nicht recht in allen Sinnen betrachten. Der Witz und der Geist den wir haben, der wird nicht mehr, nicht minder. nicht stärker, nicht schwächer. Nur ob wir ihn frei lassen oder nicht; das ist die Frage. Freilassen ist hier in das Gebiet stellen, wo er wirken soll, denn er wirkt stets. Händels Musik stellt uns in das Gebiet hoher Wehmut; sie weint, seine Musik, aber les larmes de la charité. Nicht Leidenschaftstränen über Zustände hiesiger Lebensverhältnisse, sondern die großen Tränen der Kreatur überhaupt: die der unmittelbaren Sehnsucht nach einem Urzustand; er führt uns in das Gefilde der Erhebung, des stillen Nachspürens, der höheren Hoffnungen, und einer anderen Ruhe, als die des Ausruhens, in eine Vorseeligkeit, deren Atmosphäre, deren Lebensbedingung — Unschuld, reinstes Wollen und Streben, und daher schon Ruhe ist.“*)

Diese leicht hingeworfenen, aber aus dem Innersten entsprungenen Worte drangen in Paulines Seele, und erschienen ihr

_____

*) Rahel’s eigene Worte.

so bedeutend, dass sie alles um sich vergaß, nur um diesen Worten zu lauschen. Aber die andere Dame sprach jetzt, verständig, klar und eingehend, doch nichts, was zündete oder ergriff. Sie pries den jungen Mendelssohn, und die seltene und zähe Kraft, mit der er das Ziel nie aus dem Auge lässt.

„Und im persönlichen Verhalten," erwiderte Frau v. Varnhagen, „ist er von ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit, munter, beweglich, geistreich, zuvorkommend gegen alle Leute. Von umfangreicher Bildung, dient er jeder Gesellschaft zum Schmuck, denn überall gibt er mehr, als er empfängt. Sie müssen ihn näher kennen lernen, und uns die Ehre gönnen, wenn er uns besucht. Gestern spielte er eine musikalische Studie, die mir vorkam, wie eine Maxime eines französischen heitern bejahrten Landsmanns, immer wiederholend, und sich steigernd, bis zur abstrakten Spekulation.

Jetzt begann Mendelssohns Ouvertüre zum Sommernachtstraum, und während er sie dirigierte, schien selbst seine Gestalt an Bedeutung zu gewinnen, und mit der Kraft der Töne zu wachsen. Sein dunkles Auge wurde strahlend, und leuchtete in Schöpfungsglanz, und um seinen Mund spielte ein glückliches und stolzes Lächeln. Gewiss fand er den Beifall gerechtfertigt, den er erhielt, aber bescheiden suchte er ihn abzulehnen, und da ihm das nicht gelang, durch neue Eindrücke auf andere hinzulenken.

Er trat auf Lydie zu, um sie in den Raum der Mitwirkenden zu führen, und als sie ihm dahin mit leichtem und sicherem Anstand folgte, schien sie wenigstens des Eindruckes ihrer äußern Erscheinung gewiss zu sein. Nie hatte sie sich vorteilhafter, als in der pensée mit schwarzen Spitzen garnierten Robe, ausgenommen, aus der ihr blendender Teint umso leuchtender sich hervorhob, während der Wangen zarte Frische noch die Farbe der blassroten Schleifen beschämte, welche ebenso eigentümlich als kleidsam das dunkle Haar zurückhielten. Ehe sie sich noch ganz dem Publikum zuwandte, hatte schon ihre schlanke geschmeidige Gestalt

die allgemeine Aufmerksamkeit angezogen, und als sie jetzt mit ihrer schönen Stimme und ihrem vollendeten Vortrag zu singen begann, errang sie den Erfolg, den sie erstrebte. Überall erkundigte man sich nach ihr, und bedauerte, dass sie durch ihre Verhältnisse der öffentlichen Ausübung der Kunst entzogen sei, umso mehr aber wünschte man ihr nahe zu stehen. Frau Hensel stellte sie der kunstliebenden und kunstausübenden Familie des englischen Gesandten vor, und Lydie blieb in deren unmittelbaren Nähe, als Ernst eben seine Violine noch einmal prüfte, ehe er zu spielen begann.

„Wie finden Sie den Gesang des jungen Mädchens?“ fragte die Fürstin.

„Er erinnert mich lebhaft an die Sonntag,“ erwiderte Frau v. Varnhagen.

„Solch’ hohes Lob spenden Sie ihr?“

„Wer weiß, ob Sie es noch dafür nehmen, wenn ich Ihnen, teuerste Fürstin, gestehe, dass ich immer noch glaube, die Engländer werden nächstens eine Maschine erfinden, die so vortrefflich singt als Demoiselle Sonntag. Kein Fehlerchen, Überlegung des Effekts wie er nur bei Mocheles gefunden werden kann! Höchste Leistung des Kehlchens! Aber auch nicht die leiseste Überraschung, nicht das sanfteste Fortreißen. Glücklichstes Intonieren, immer fertig bereiter Ton der Kehle, tadelloseste Ausübung, glücklichste Reminiszenz, den Lehrer, mit Intelligenz aufgefasst, mit künstlerischer Ruhe bewunderungswert wiedergegeben! Leises Gehör! Aber die Seele, die Leidenschaft, die wechselnde Gemütsstimmung nicht mit aufgenommen, nicht mit angebracht. Also der tiefbelebende Herzpuls fehlt: und so das, was leicht angehende bewegliche Kehle, lobenswerte Überlegung, richtiger Unterricht im Notfall ersetzt; oder vielmehr dies alles erst recht wert und wünschenswert macht. — Die Stimme dieses jungen Mädchens könnte sich glücklich ausgebildet, zu der Höhe der Sonntag erheben; aber mir ist es, als fehle es ihr an wahrer Empfindung.

Selbst von der schönsten Musik heute nicht so eingenommen, wie von dem Eindruck, welchen die Sprache der alten Dame auf sie machte, lauschte Pauline wieder ihrem Urteil. Hat sie ein divinatorisches Erkennen, dass sie aus dem Gesang schon Lydiens Charakter erfasst? fragte sie sich, aber sie konnte darüber nicht nachsinnen, denn Ernsts' Spiel begann, und übte auch auf sie seine hinreißende Macht.

Der junge Künstler trat mit einer eignen Komposition auf, Und die drei Sätze des einleitenden Concertinos bildeten recht eigentlich eine Stufenleiter seiner eminenten Virtuosität, ein Allegro imponierend durch Kühnheit und geistigen Aufschwung, ein Andaute, sanft rührend , und ein Rondo Valse mit fröhlichem Scherz und tändelnder Bravour zum Entzücken hinreißend. Alles überragte jedoch die von Felix Mendelssohn begleitete Elegie, ein Bild höchster Anmut und Zartheit, ein seelenvoller, zum Herzen dringender Gesang, dessen tiefer Eindruck nicht einmal das brillante Schlussstück zu verlöschen vermochte. Auf der Grundbasis gediegenen Vortrages klang sein Ton oft wie Sirenengesang, glich wie der Menschenkehle entströmend, aber diese rührenden Klagen, die in ihrer hohen Weihe an das Dasein besserer Welten mahnten, erfüllten nachhallend das Herz mit süßer Wehmut, waren aber doch nur Nebenvorzüge gegen der Töne hinreißende Schönheit. In einem einzigen Ton, den er unbegreiflich lange ausdehnte, verstand er die mannigfaltigen, wechselnden Gemütsstimmungen auszudrücken, indem er ihn am Ende still und leise verhauchen ließ.

Aber so still und leise verhallte nicht der Beifall, den der Künstler erntete. Mendelssohn umarmte ihn im Entzücken über sein Talent, und alle Kenner, welche anwesend waren, wünschten ihm Glück dazu. Man glaubte mit Recht nicht allein den Erfolg seiner später zu gebenden Konzerte, sondern seiner Zukunft gewiss zu sein, und Frau Hensel war stolz, ihrem Auditorium zuerst diesen jungen, ausgezeichneten Künstler vorgeführt zu haben. Aber

in der allgemeinen Aufregung, welche er hervorrief, ward dennoch Lydie nicht vergessen; sie war zu schön dazu. Mehrere, durch ihre Stellung bedeutende Herren ließen sich ihr vorstellen, und manche vornehme Dame äußerte zu ihr den Wunsch, sie nochmals hören zu können.

Endlich machte sich auch Lydie ans dem sie umgebenen Kreise los, um sich mit Pauline zu vereinen. Frau Professorin Hensel folgte ihr, und nahm ihr das Versprechen ab, wenn auch nicht immer als Mitwirkende, doch ihren Konzerten beizuwohnen, indem sie ihre Einladungen auch auf Pauline erstreckte. Noch eben zur rechten Zeit eilte ihr Bruder Felix herbei, um dem Diener den Mantel abzunehmen, und ihn Lydie umzugeben, die er seine Kollegin auf dem Wege zum Ruhme nannte.

„O, wäre ich seine Kollegin!“ rief Lydie erregt, als sie neben Pauline in ihrem Wagen Platz genommen hatte. „denn erstrebungswert allein ist eine Stellung, die uns über die Menge erhebt, und heute habe ich den Reiz dieser Auszeichnung empfunden, als sich mir der Fürst Pückler, der Graf Schönborn und die anderen Herren vorstellen ließen. Und haben Sie denn nicht bemerkt, wie die Familie des englischen Gesandten mir mit der freundlichsten Zuvorkommenheit begegnet ist?“

„Nein, aber ich hörte sagen, dass Sie bei vollständiger Ausbildung wie die Sonntag singen könnten.“

„Sie ist Gräfin geworden!“ sagte Lydie leise wie nur zu sich selbst, indem sie in ein träumerisches Sinnen verfiel. Aber diese Bemerkung, welche ihr ganzes Innere enthüllte, wurde von Pauline wenig beachtet, denn ihre Gedanken kehrten immer zu der Frau zurück, deren Wesen sie so tief ergriffen hatte. Bedeutendere Eindrücke, als sonst in Jahren, hatte sie in diesen wenigen Stunden empfangen, und wenn auch nur äußerlich in eine Welt geschaut, deren Existenz sie sonst nur aus Büchern kannte.

Die Bewohner dieser Welt schienen ihr in einer reineren At-

mosphäre zu atmen, und wie bei den hohen unvergänglichen Gebilden der Kunst der verhüllende wechselnde und niederdrückende Modeschmuck abfällt, damit die ursprünglich reine und schöne Natur hervortreten kann, so wähnte sie, müsse sie auch bei denen herrschen, welche die Schöpfer im Gebiet der Kunst sind, und dasselbe müsse auch vollgültig im Reich des Geistes gelten, denn wer die Wahrheit vertreten will, muss der sie nicht lieben? Trotz ihres Aufenthalts in Petersburg fasste Pauline noch alles ideal auf; sie glaubte noch, dass Wissen und Können die Eitelkeit und den Egoismus ausschließen.

Wie anders nahm Lydie die Menschen, wie richtig wusste sie diese bei ihren Schwächen zu fassen! Vielleicht war deshalb auch das Urteil über sie nicht so verschieden, wie die Gäste, die heute zum Diner bei ihren Eltern sich versammelten, und welche sie alle gleich liebenswürdig fanden. Mit kindlicher Aufmerksamkeit hörte sie die langweiligen Mitteilungen des Präsidenten über seine Badereise an, die Finanzrätin gewann sie, indem sie die Entscheidung über den Wert eines Gegenstandes, sei es in der Kunst oder Literatur, von ihr erst erwartete. Dem Botschafter und dem Grafen Stech gegenüber ließ sie alle Kaskaden ihres Witzes springen und schimmern, und als der Graf Hüben hereintrat, zeigte sie jene Feinheit des Anstandes, von der man irrtümlich annimmt, dass sie nur dort erlernt werden kann, wo sie auch alles gilt. Gewiss hätte jeder Unbefangene eher in Lydien die vornehme Dame erkannt, als in den Gattinnen der Gutsbesitzer, welche ihre Männer nach der Residenz begleitet und die Einladung zum Diner mit angenommen hatten. Selbst die Damen waren von Lydien entzückt, welche ihnen die Modequellen bis Paris nachweisen konnte; aber nachdem sie ihre Gunst gewonnen, überließ sie Frau Leves und Pauline die Sorge ihrer weiteren Unterhaltung, um sich der mit den Herren ungestört und ungezwungen hingeben zu können.

Sprühend und geistvoll wurde das Gespräch bei Tische nur

auf dem Ende geführt, wo Lydie zwischen den beiden Grafen saß; während bei den Gutsbesitzern die Unterhaltung stockte, wenn sie sich keine Mitteilungen mehr über ihre Pferde, Wolle und Jagden machten, und die höheren Beamten sich sogar in ein diplomatisches Schweigen hüllten. Die meisten Herren zogen es vor, ihre Aufmerksamkeit weniger der Unterhaltung als den Speisen zuzuwenden, die ebenso ausgezeichnet waren, wie der Glanz der Tafel, welche von Kristall und Silber funkelte, und worauf jedes Gericht, ehe es den Gaumen reizte und befriedigt, das Auge durch seine Form bestechen konnte.

Das reizendste, was es in dieser Art geben konnte, war die Anordnung des Desserts Das schöne Obst gipfelte sich auf den von silbernen Genien gehaltenen Schalen so malerisch bis zu den selten großen Ananas, dass es selbst dem Künstler zum Vorwurf hätte dienen können, denn jede Symmetrie war vermieden. Neben der vollen durchsichtigen Traube von Malaga lag der Tiroler Apfel, und neben der dunklen französischen Pflaume und Birne leuchtete halb unter Blättern versteckt der Purpur der Ananas-Erdbeere hervor, während die herrlichen Pfirsiche ihren zarten Schmelz verlockend zeigten.

Zu diesem Farbenreiz gesellte sich das Aroma der Früchte, das sich mit der Blume des Rheinweines vermischte, welcher wie flüssiges Gold in den grünen Gläsern funkelte, während des Burgunders dunkle Glut sich noch tiefer in den zarten Kristallgläsern machte, denen im Farbenspiel allein die Perlen des schäumenden Champagners wetteiferten. Aber der Geist sprühte nicht wie der Wein, und der Witz funkelte nicht wie das edle Metall auf der Tafel. Ohne das Aroma erst einzuschlürfen, oder das Auge zu ergötzen, nahmen die Gäste, was ihnen geboten, ja einige von ihnen sogar, indem sie noch leise ihre Glossen darüber machten.

Immer stiller, ja fast traurig wurde Pauline bei diesem Mahl, denn alles sah und bemerkte sie auf ihre Weise. Wa-

rum, fragte sie sich, wenn man kein Fest des Herzens oder des Geistes feiern, ja selbst nicht echte Gastfreundlichkeit und Geselligkeit üben will, verschleudert der Reichtum so zwecklos seine Mittel, bloß um sich als solchen zu zeigen? Es tat ihrem Herzen wehe, wenn sie daran dachte: welche anderen Resultate er damit erreichen könnte, denn zu schmerzlich hatte sie es erfahren, wie die Entbehrung weh tut, und die Sorge den Geist erdrückt, um harmlos es mit ansehen zu können, dass verschwendet wurde, was Vielen auf lange geholfen hätte. Bald sagte freilich ihr Verstand, dass die Berechtigung, selbst sein Geld wegzuwerfen, der Besitzende haben muss, aber sie konnte doch eine wehmutsvolle Bitterkeit nicht unterdrücken, und da ihr Tischnachbar sich nicht bemühte, sie von ihren Gedanken abzuziehen, versenkte sie sich noch mehr darein, und bemerkte nicht, dass er um seine fehlende Unterhaltungsgabe zu ergänzen, sie sorgfältig bediente, und von dem Dessert das Schönste immer für sie auswählend, ihr sogar einen herrlichen Pfirsich in zarter Blätterhülle auf den Teller legte.

Mechanisch griff sie danach, doch statt ihn harmlos zu verzehren, legte sie ihn wieder zurück. Die schöne Frucht rief in ihr die Erinnerung wach, dass sie sie zuerst gesehen, als ihr Freund Samuel sie ihrer kranken Mutter brachte, sie selbst aber später vergebens danach gestrebt hatte, ihr diese Erquickung öfter zu bereiten. Unberührt hatte sie darum auch in Petersburg die Pfirsiche gelassen, in deren Darbietung der Hofrat ihr zuerst seine Huldigung verriet. Traurige Töne vibrierten oft noch in ihrer zartbesaiteten Seele aus der Vergangenheit nach, und zeigten ihr, wie tief sie noch immer darin wurzelte.

Ein Toast, der — sie wusste nicht, wem — galt, rief sie in die Gegenwart zurück. Bald wurde auch die Tafel aufgehoben, und die Gesellschaft vereinigte sich in größeren Gruppen in den Salons, um dort den Koffer zu nehmen. Man scherzte und plauderte, und Lydie entwickelte die heiterste Laune, aber auch eine

feine Ironie, welche noch durch die Grazie des Ausdruckes gehoben wurde. Reich an witzigen und pikanten Bemerkungen, unterdrückte sie sie dennoch bald, als sie erkannt, dass sich ihr zu ausschließlich die Aufmerksamkeit zuwendete, Geschickt lenkte sie die Unterhaltung auf einen damals allgemeinen Stoff, die Theaterzustände, über die man auch bald eifrig stritt, denn lebhafter, als man je es gekannt, wendete sich das allgemeine Interesse ihnen zu. Man nahm Partei für die Devrient oder Sonntag, und kündigte als das bedeutendste Ereignis die Ankunft der Schwestern Elsner an, welche an Schönheit und Grazie, in Mimik und künstlerischem Schwung alles je Gesehene überbieten sollten. Graf Hüben, der sie von Wien aus kannte. musste über sie berichten. Indem er die eine Siegesgöttin, eine Minerva, eine Königin, die andere eine Elfe, eine Idylle, eine Muse nannte, tat er es mit kurzen Worten, aber unerörtert ließ er die Frage, ob sie auch so bezaubernd im persönlichen Umgang wären. Er erzählte nur, dass die Schwestern die Jugend und das Alter, die Geburtshoheit und den Geistesadel zu fesseln verstehen, und dass es ihm besonderes Vergnügen gemacht habe, Fanny's glühendsten Verehrer, den berühmten Genz, bei dem Fürsten Metternich kennen zu lernen.

Gewandt hatte Graf Hüben das Gespräch von den berühmten Tänzerinnen auf berühmte Männer gebracht, und indem er von den eben erwähnten manche interessante Mitteilung machte, behielt er nur die Zuhörer, mit denen er Berührungspunkte hatte; nur Pauline. in welcher durch Lydiens Mitteilungen über den Grafen der Wunsch erwacht war, ihn sprechen zu hören, hatte sich so platziert, dass sie es unbemerkt konnte. Er sprach vortrefflich, fließend und doch gemessen, und umso besser. da er bald an den Tribunalrat, der kein interessanter Gesellschafter, aber ein feiner Kopf war, einen ebenbürtigen Gegner fand.

Der Graf pries den Fürsten Metternich, dass er bei allen politischen Schwankungen fest wie ein Felsen stehe. „Er selbst

sagte einmal zu mir," fügte er hinzu, „dass ein Staatsmann immer unwandelbar im Prinzip sein, und unerschütterlich daran festhalten müsse, während er in der Anwendung sich tausend Modifikationen gestatten könne, ja sie selbst aufsuchen und wählen müsse, wenn er seine Sache und sich nicht frevelhaft in die Luft sprengten will. Ein Staatsmann darf keine Stange Eisen, er muss eine Stahlfeder sein, die sich unter jedem Druck biegt, ihm aber auch widerstrebt, und gleich wieder, wie er aufhört, die frühere Gestalt annimmt."

„Das erinnert mich!" rief der Tribunalrat lachend, „an den Ausspruch — gegen den der Fürst sich wohl verwahren möchte — eines vielerfahrenen geistvollen Gesandten, der immer sagte: Um ein guter Diplomat zu sein, muss man den Teufel im Leibe haben."

Der Graf lachte nicht mit; vielleicht musste er sogar seine Diplomatie aufbieten, um gleichmütig zu bleiben. Pauline konnte nicht mehr hören, was er antwortete, denn Lydie winkte ihr. Sie schien erschöpft von den vielen Nachweisungen, welche sie den Damen hatte geben müssen; nun sollte Pauline helfen Adressen notieren, welche man von ihr wünschte, und vielleicht war es weniger aus Gefälligkeit, als um den Damen zu entschlüpfen, dass sie lieber sie gleich holen ging.

Gegen sieben Uhr hatten sich bereits die Gäste empfohlen, nur der Graf unterhielt sich noch mit Lydien, welche in der Wohnstube am Klavier stand, und mechanisch in Noten blätterte, während ihre Mutter auf dem Sofa saß und Herr Leves trotz des hellerleuchteten Salons in einem Fauteuil ein sanftes Schläfchen machte, aus dem ihn Graf Hüben erweckte, der sich zu empfehlen kam. „Ich höre," sagte er, „dass Sie heute die Oper besuchen, und mache mir vielleicht noch das Vergnügen, da Ihre Frau Gemahlin mich dazu eingeladen, Sie in Ihrer Loge aufzusuchen."

„Wie!" rief Herr Leves verdrießlich, nachdem der Graf sich

entfernt hatte. „Ihr wollt noch in die Oper, die hat gewiss schon begonnen.“

„Möglich, doch fehlten wir heute, so würden diejenigen, welche wissen, dass wir ein Diner gegeben, annehmen, Mama habe sich zu sehr dabei angegriffen!“ rief Lydie lachend.

„Ich wäre wirklich lieber zu Hause geblieben,“ meinte Herr Leves.

„Man gibt Deine Lieblingsoper, Väterchen!“ schmeichelte Lydie, „und Du weißt es ja, wie hübsch es sich bei einer angenehmen Melodie, den bequemen Sessel ein wenig nach hinten gerückt, schlummert.“

„Aber die Mutter wird noch Anordnungen zu treffen haben.

„Die übernimmt wohl Pauline,“ sagte Madame Leves, die immer bereit war, zu tun, was ihre Tochter wünschte.

„O gern!“ rief Pauline, welche sich nach einem ruhigen Stündchen sehnte, und freier aufatmete, als die anderen in die Oper fuhren, und sie ihre häusliche Obliegenheit erfüllt hatte. Eben wollte sie sich in ihr Zimmer zurückziehen, als sie eine bekannte Stimme im Vorhaus sprechen hörte. „Gut, so gehen wir zu dem Fräulein,“ sagte der Doktor, indem er schon die Türe öffnete.

Auf das angenehmste wurde Pauline überrascht, als mit ihm zugleich seine Frau hereintrat. Man begrüßte sich herzlich und der Doktor meinte mit Humor, es sei doch nicht immer schlimm, wenn man den Frauen folge, denn um die Rücksichtslosigkeit wieder gut zu machen, mit der er die Einladung zum Diner ausgeschlagen, habe seine Frau diesen gemeinsamen Besuch vorgeschlagen.

„O, so gönnen Sie ihn mir!“ rief Pauline bittend, „damit dieser reiche Tag mit dem liebsten, was mir begegnen könnte, schließe.

„Dieser reiche Tag," wiederholte die Doktorin erstaunt. „Hat wirklich die Gesellschaft Ihnen so viel Angenehmes geboten?"

Mit flüchtigen Worten erzählte ihr Pauline, woher er ihr eigentlich gekommen, während der Doktor, der die Mendelssohn-sche Konzerte kannte, nach der Zeitung griff, die er heute noch nicht gelesen hatte.

„Sie ist unbedingt die geistreichste Frau in Berlin," hörte er bald darauf seine Frau sagen.

„Wer denn?" fragte er über seine Zeitung hinüber.

„Rahel Levin, oder vielmehr Varnhagen."

„Und wissen Sie auch warum? weil sie nie im normalen Zustand sich befindet, und fast immerfort fiebert," sagte der Doktor.

„Haben Sie diese Bemerkung bei allen Ihren Fieberkranken gemacht," fragte Pauline lächelnd.

„Das will ich eben nicht behaupten, aber bei Rahel habe ich es beobachtet Ich war in meiner Jugend viel mit ihr zusammen, und wenn sie mich durch ihren Geist am meisten hinriss, war sie immer sehr leidend. Es war, als ob ein geistiges Element den Abgang des physischen nicht nur ersetzen, sondern dieses überwiegen und selbstständig beherrschen könne."

„So hat ihr reiches Seelen- und Denkvermögen vielleicht ihren Körper geschwächt?" fragte Pauline.

„Nein, sie war schon von Geburt ein kleines schwächliches Geschöpf, das die reizbarsten Nerven, die leiseste und schärfste Tätigkeit der Sinne hatte, und sich nie von dem Einfluss der Temperatur frei machen konnte."

„Aber in ihrem Wesen und in ihren Ansichten muss sie immer verstanden haben, sich frei zu erhalten."

„Gewiss I" rief die Doktorin warm, „Rahel ist nach jeder Richtung hin bedeutend, und wenn Sie die Bruchstücke oder Auszüge aus ihren Briefen werden gelesen haben, welche im Morgenblatt, im Museum und im Gesellschafter stehen, so werden sie die

Tiefe und den Reichtum ihrer Gedanken, die Wärme und Frische ihres Herzens, und ihre Ursprünglichkeit und Wahrheitsliebe bewundern; am meisten aber sie selbst, in der Sie alles vereint finden werden, was Sie einzeln lieben und verehren. Mein Mann muss Sie zu Varnhagen führen!“

„Wir haben keine innige Beziehung mehr zu einander, und darum muss Pauline schon sehen, wie sie ohne uns Rahel kennen lernt, oder sich mit dem begnügen, was Du ihr von ihr geben wirst.

„Unserer jungen Freundin zu lieb, könntest Du …“

„Ich bitte Dich! Verschone mich damit,“ fiel der Doktor seiner Frau in’s Wort. „Du weißt, ich liebe Varnhagen nicht, obgleich er eine noble Natur ist; aber sein Wohlwollen entspringt nicht aus dem Herzen, und seine Anerkennung ist der Unbedeutendheit gegenüber ebenso freigebig, wie bei dem echten Verdienst. Er sucht überall Ausgleichungen und Vermittlungen und transitiert selbst mit dem Fremdartigsten, das ist mir unleidlich, und hindert mich vielleicht, ihm gerecht zu sein.

„Aber Rahel hat doch einen Charakter, der Ihnen ganz zusagen muss,“ bemerkte Pauline.

„Ich erkenne ihre seltenen Vorzüge, aber ich meide sie lieber, als ich sie suche, obgleich ich gestehen muss, dass der Umgang mit ihr manches Bessere in mir gekräftigt hat, und dass sie vielfach die Flamme einer edlen Begeisterung, den Trieb nach dem menschlich Reinen, und den Durst nach Wahrheit geweckt hat. Aber oft überschritt sie, wenn auch nicht die Grenze der Sitte, doch die der Form, und schwache Geister, die sie nicht ganz verstanden oder rein erfasst haben, sind durch ihre Aussprüche in manche Verwirrung geraten.“

„Dafür kann man sie nicht büßen lassen; für die Schwäche anderer kann sie nicht einstehen, und eigentlich begreife ich noch immer nicht, warum Du Dich von ihr zurückgezogen hast,

„O, sagen Sie uns lieber zuerst, wie Sie mit ihr befreundet wurden," bat Pauline.

..Auf die einfachste Weise. Doktor Veit aus Hamburg gab mir, als ich im Anfange dieses Jahrhunderts nach Berlin ging mehrere Schriften für Rahel mit, an die er mich noch besonders in einem Briefe empfohlen hatte. Er rühmte ihren außerordentlichen Geist und ihr selbstständiges Wesen, nannte sie durchaus eigentümlich und gut, und gab mir Briefe von ihr zu lesen, welche in amüsanten Paradoxen so viel Treffendes und Tiefes enthielten, dass sie zugleich das Erstaunen und das Nachdenken wachriefen. Ich war also sehr begierig, sie kennen zu lernen, und suchte sie sogleich auf. Sie wohnte damals in der Jägerstraße, und lebte unabhängig bei ihrer Mutter in gesicherten behaglichen Verhältnissen. Durch einen großen Saal wurde ich in ein anstoßendes Eckzimmer geführt, wo ich Rahel fand, die sich bei meinem Eintritt erhob. Durch ihren ersten Anblick wurde ich sehr enttäuscht, denn sie war selbst damals weder imposant noch schön, und mochte schon einige dreißig Jahre alt sein, aber sie war zart geformt, und das von schwarzen Haaren umgebene Antlitz hatte einen angenehmen und geistigen Ausdruck, ja, einen Zug des Leidens, der sogleich für sie interessieren musste. Nur die dunklen Blicke fand ich zu scharf und prüfend für ein Mädchen, vielleicht auch, weil sie mir bis in's Innere drangen, aber da ich sie nicht zu scheuen hatte, fand sich mich bald zurecht. Meine Mitteilung über den Doktor Veit nahm sie mit der regsten Teilnahme auf, und indem sie mit einer klangvollen und weichen Stimme über ihn sprach, erschien sie mir nicht mehr reizlos, und ihr Freund, den ich schon ganz zu kennen glaubte, in einem neuen Gesichtspunkt, von dem aus ich sie noch nicht erfasst hatte, und der, wie es mir jetzt schien, der richtigste für ihn war. Ihre Sprache war eigentümlich, wie sie selbst, scharf und doch anziehend. In ihrem Urteil blieb sie unbeugsam, in ihrem Wesen aber von

wohltuender Wärme, und was eigentlich in Widerspruch sich hatte auflösen müssen, bestand bei ihr harmonisch nebeneinander.

Unser Gespräch wurde immer inhaltsreicher. Ich fühlte mich mächtig von der Klarheit ihres überlegenen Verstandes angezogen, und die Offenheit ihres Gemütes erschloss auch das meine. Ich hatte, was ich sonst nie tat, auch über mich gesprochen, und fühlte mich vollkommen von ihr begriffen und verstanden. Sie stieß sich nicht an meine Schroffheiten, ja mir war's, als flößte ich ihr dadurch eher noch Vertrauen ein. Wir schieden wie Freunde, und ich musste ihr versprechen wiederzukommen Und ich kam oft, am liebsten aber, wann ich hoffen konnte, sie allein zu finden, obgleich zu dem Kreis, der sich um sie vereinte, die berühmtesten Persönlichkeiten gehörten.

Man traf in ihrem einfachen Salon Männer vom höchsten Rang, die ebenso viele Anregung empfingen, wie sie gewährten. Da zuerst lernte ich den feinen strittigen Wilhelm von Humboldt, und seinen so gelehrten und humanen Bruder kennen; ich sah hier die beiden Tiecks, Friedrich Schlegel, Bernstorff, den später so berühmten, wie jetzt für mich berüchtigten Genz, kurz Gelehrte, Dichter, Staatsmänner, hohe Würdenträger, die Blüte der intellektuellen und geistigen Welt. Selbst berühmte Reisende fanden sich ein, um diesen geselligen Genuss zu teilen, und so, wenn auch absichtslos, in diesem Ideenaustausch und geistigen Wechselspiel mitzuwirken.

Nicht vorher, noch jetzt ist es einer anderen Frau, wie Rahel, gelungen, ohne glänzende Verbindungen, ohne gewinnende und alles ausgleichende Schönheit, ohne bedeutendes Vermögen einen so anziehenden und geistvollen Kreis, zu vereinen, in den aufgenommen zu werden sich selbst königliche Prinzen eifrig bemühten, und wo jeder so viel galt, wie er seine Persönlichkeit gelten machen konnte. Die kühnsten Ideen, die schärfsten Gedanken über das Leben, die Welt und die Menschen, wechselten mit dem sinnigsten Witz und

dem launigen Spiel der Einbildungskraft. Alles absichtslos und in der Form der gewöhnlichen Unterhaltung, deren eigentliche Seele immer Rahel blieb. Sie wusste mit Feinheit und Grazie, mit Laune und Munterkeit überall anzuregen, zu erhellen und zu erwärmen. Wie schwer und gediegen das Metall auch war, welches Friedrich Schlegel mühsam in seiner Unterhaltung verarbeitete, und was dann als Goldmünze mit sinnigem Spruch umherging, ein Einfall von Rahel übertraf ihn an Wirkung, weil er oft blitzartig im innersten Herzen zündete. Philosophische Systeme und Liebe wurden hier gleich gründlich besprochen, und in ihren Wirkungen und Ausgängen verfolgt. Bei dem letzten Thema öffnete einmal Genz alle Schleusen seiner wunderbaren Beredsamkeit. Man fühlte sich unwiderstehlich mitgerissen von diesem gewaltigen Fluss, der sich in eine Fülle des Wohlklanges über alle Schwierigkeiten ergoss, und in den glücklichsten Ausdrücken die Beweise aneinanderreihte, mit denen er jeden Einwand des Verstandes zu besiegen vermochte; aber Rahel war ihm doch gleich an Scharfsinn und Überzeugungskraft. Sie ist den größten Geistern und den tiefsten Denkern ebenbürtig, und dabei hat sie seltsamerweise nichts gelernt, aber alles empfangen!“

„Siehst Du,“ sagte die Doktorin, als ihr Mann, wie von Erinnerungen ergriffen, mitten in seiner warmen Mitteilung eine Pause machte, „wie es sich rächt, wenn man das Große verleugnen will. Nun bist Du unwillkürlich Rahels begeisterter Lobredner geworden. Nie habe ich Dich so über sie sprechen hören, und ich fange an eifersüchtig auf sie zu werden.“

„Zwischen uns hat nur eine anziehende Verstandes-vertraulichkeit geherrscht; ich bewunderte sie stets, und sie achtet mich, doch zu innigen Beziehungen sind wir nie gekommen; und seit sie Frau von Varnhagen geworden ist, habe ich sie nur höchst selten noch besucht,“ versicherte der Doktor.

„Sie haben ihr einst nahegestanden, und das preise ich schon

wie ein Glück!“ rief Pauline, „aber am glücklichsten muss sie sich selbst immer gefühlt haben, weil sie so seltene Gaben besitzt und benutzen kann.“

„O, da irren Sie. Bevorzugt, wie sie ist, hat sie dennoch das Glück sich nicht sichern können, denn der Mann, den sie mit tiefer Leidenschaft liebte, verließ sie aus Schwäche, weil er der Sohn eines Staatsministers, der Abkömmling eines hohen Adelsgeschlechtes, mehr den Bedenklichkeiten seiner Verwandten gegen die Jüdin, als seiner Neigung zu ihr Gehör gab. Sie war zu stolz, um ihn halten zu wollen, und reiste bis auf den Tod verwundet mit ihrer Freundin, der Gräfin Schlaberndorf nach Paris, von wo sie erst nach einem Jahre, wenn auch nicht genesen, doch ruhig zurückkam.

„Später, als ich sie so gesucht und gefeiert sah, hielt auch ich sie für glücklich und sprach es zu ihr aus. „Persönliche Zufriedenheit,“ sagte sie, „habe ich von keinem meiner Freunde. Ihre Schmerzen, Kränkungen, Bekümmernisse und Sorgen bringen sie mir. Ich amüsiere sie, helfe ihnen, höre sie an, tröste und beruhige sie. Insofern ich das will und muss, weil es in meiner Natur ist, gebe ich mir eine persönliche Befriedigung, aber die anderen empfangen den ganzen Ertrag. Mit meinem Besten stehe ich unbewaffnet gegen alle Verletzungen da, und wie selten berührt ein Tropfen Balsam die Wunde, der ich mich nicht erwehren kann.“

„Beneidenswert ist sie dennoch immer,“ meinte Pauline, „denn sie kann sich ja geistig ausleben, fortbildend nach dem Höheren streben, und vielleicht umso reiner, wenn sie sich von allen persönlichen Beziehungen losgelöst hat.“

„Das vermag selbst nicht die bedeutendste Frau, das werden Sie einsehen, wenn Sie erst ganz „die welterobernde Macht der französischen Aufklärungsliteratur,“ und die Biographien undMemoiren der berühmten Frauen des 18ten Jahrhunderts kennen lernen.“

„Wie!“ rief Pauline erstaunt, „kommt den Frauen die Weisheit aus dem Herzen, und gibt dessen erhöhter Schlag auch ihrem Geist einen höheren Schwung?“

„Gewiss!“ sagte der Doktor, „obgleich die Leidenschaft nur den Geist schärfen kann, wo solcher vorhanden.“

„Eigentümlich bleibt die Erscheinung aber immer,“ bemerkte die Doktorin, „dass am Schlusse des vergangenen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts hier in Berlin fast nur Jüdinnen die Trägerinnen der Bildung waren. Sie wurden zum Mittelpunkt geselliger Vereine, wie man sie nie zuvor gekannt hatte, und die in gleicher Weise sich jetzt nicht einmal mehr um Rahel vereinen und gewiss sich nie erneuern werden.“

„Die Zeit selbst streute den Samen zu solchen Blüten,“ erwiderte der Doktor, „und um zu begreifen, wie sie auf dem dürren Boden Berlins sich haben entfalten können, muss man sich erinnern, dass der Geist des l8ten Jahrhunderts sich überall geltend machte. Die französische Revolution hatte die Schranken, welche früher die Gesellschaft in so schroff gesonderte Klassen teilte, niedergerissen, und ihre Elemente in einander gemischt. Der Einfluss Friedrich des Großen und die durchgreifende Wirkung Mendelssohns und Lessings zeigten sich hier überall, und in der Judengenossenschaft tauchten viele bemerkenswerte Erscheinungen auf. Manche Frauen, die selbstständig und energisch hervortraten und vermittelst ihrer natürlichen Begabung es verstanden, sich auf den geistigen Höhepunkt ihrer Zeit zu schwingen, bewährten sich als wunderbar anziehend und fesselnd selbst für die bedeutendsten Männer ihrer Zeit.“

„So gab es deren noch mehrere, wie Rahel?“ fragte Pauline erstaunt.

„Wenn auch nicht ihr gleich, doch ähnlich. erwiderte der Dokter, „doch ehe ich sie Ihnen vorführe, muss ich Ihnen geste-

hen, dass ich sie fast durchgängig wenig goutierte, ja, dass ich auf das entschiedenste ihre ganze Richtung hätte bekämpfen mögen.

„Du beurteilst sie zu strenge," bemerkte seine sanfte Frau, die immer gern vermittelte. „Du trägst zu wenig den traurigen Verhältnissen, in denen damals die Jüdinnen lebten, Rechenschaft. Die Alten ließen in ihrer teils erzwungenen, teils freiwilligen Abgeschlossenheit welt- und zeitverachtend alle neuen Erscheinungen an sich unbemerkt vorüberziehen, damit sie nur nicht aus ihrem innigen Gemütsleben oder dumpfen Brüten aufgeschreckt werden. Zündend trafen sie die Jugend, und bald sah diese in der Treue am Überlieferten nur Beschränkung und Eigensinn; ja selbst die Gläubigkeit schien ihr zur starren Werkheiligkeit verhärtet. Besonders waren geistvolle, denkende Frauen schlimm daran, denn der Zusammenhang, das Neue mit dem Alten zu verbinden. fehlte. Beim Gottesdienst wurde keine Rücksicht auf sie genommen, und wem die Religiösität keine heilige Überlieferung oder süße Gewohnheit war, sah in des unverstandenen Glaubens Forderung und Satzung nur ein schweres und unerklärliches Verhängnis."

„Bestätigen aus eigner Erfahrung kann ich leider nur zu gut, was Sie sagen," versicherte Pauline erregt, denn auch bei uns kennt man noch keine gottesdienstlichen Vorträge, welche uns unsern Glauben gleich verständlich für den Geist wie für das Herz machen; früher wurde er mir deshalb zur Qual, welche den Zweifel erzeugte, und spät erst habe ich gelernt, daraus Erhebung und Veredlung zu ziehen."

„So haben Sie doch geforscht, so suchten Sie doch zur Festsetzung und Abschließung zu gelangen, aber diese Frauen gaben damals mit beispielloser Leichtfertigkeit ihren Glauben an einen schlagenden Witz, an schöne, wenn auch hohle Phrasen verloren. Sie wollten allein nur die Berechtigung zur freien Entwicklung ihrer Persönlichkeit gelten lassen, ohne Rücksicht auf andere zu nehmen. Ein sprechendes Beispiel fand ich in dem schönen Schwes-

ternpaar Sara und Marianne Meyer. Beide waren von reizender Liebenswürdigkeit und lebhaftem Geiste; sie hatten den bildendsten Unterricht und eine vornehme Erziehung erhalten, mit der ihr Wissen, ihr Geschmack an den schönen Künsten übereinstimmte. Sie lebten in häuslichem Wohlbehagen und gesellschaftlichem Glanze, aber in religiöser Beziehung gestatteten sie den verneinenden Stimmen eine solche Herrschaft über sich, dass die inneren Verheerungen einem scharfen Auge nicht entgehen konnten. Wie ein eisiger Hauch vernichtete die Freigeisterei die zartesten Blüten des Gemütes; sie hielten Aufklärung mit Unglaube, Fortschritt mit Frivolität für gleichbedeutend, und verloren und verleugneten das Gefühl für ihre Nation. Sie machten sich von jedem Vorurteil, wie sie es nannten, frei, rissen sich von ihrer eigentlichen Heimat los, die ihnen verächtlich dünkte, verrieten den Glauben, und setzten einen Triumph darein, abtrünnig zu werden.“

„Vielleicht hätten sie es nicht getan,“ erwiderte die Doktorin, „wenn damals schon die Idee des Judentums geklärt und populär gemacht worden wäre, aber es zeigte sich oft noch in widerwärtiger Erscheinung. Es bot keine innere und äußere Freiheit, und erschien denen, die es nicht tiefer erfassten, wie Schmach und Sklaverei. Namentlich bei diesen Schwestern kam die Neigung zum Glanze und zu einer hohen Stellung mit ihrem angeborenen Schönheitssinn zusammen, der keine Nahrung in den Kreisen fand, denen sie durch die Geburt angehörten, und so gaben sie das Wesen der Form zum Opfer.“

„Was haben sie dafür eingetauscht?“ fragte Pauline.

„Verwirrung, Irrtum, Unfriede und Kampf, antworte ich Ihnen,“ sagte der Doktor fest, „die Menge aber wird Ihnen gewiss sagen: ein reiches geselliges Leben, Glanz und Rang. Sara verheiratete sich nach einer früheren Ehe und manchem Wechsel des Geschickes, ja sogar einer rückgängig gewordenen Taufe, mit dem reichen liefländischen Baron Grotthuß, aber verwöhnt von

den Huldigungen, welche sie von den bedeutendsten Männern erhalten hatte, entwickelte sich eine maßlose Eitelkeit in ihr, welche sogar eine kurze Zeit in Geistesstörung überging, denn wenn man keinen anderen Kultus, als den seiner Persönlichkeit kennt. ist eine solche Krankheit nur eine folgerichtige. Sie starb vor einigen Jahren als Witwe in dürftigen Umständen.

„Durch Schönheit und Liebenswürdigkeit noch ausgezeichneter war ihre Schwester Marianne, welche bei scharfem Geist und kalter Weltklugheit mit ihren Ansprüchen nie lästig fiel, aber sie nichtsdestoweniger hatte. Sie lebte in einer Welt, die in ihrer Leichtfertigkeit nichts achtete, als die Befriedigung des vom Augenblick geschaffenen Verlangens, und welche sich eine neue Ausdrucksweise und neue Begriffe von Treue, Ehre und Liebe gebildet hatte. Après moi le déluge, pflegte Marianne oft so bezeichnend für sich zu sagen. Graf Bernstorff liebte sie leidenschaftlich und wünschte vergebens, sich mit ihr zu verbinden. Goethe hatte auch eine lebhafte Neigung für sie gefasst. Lange galt sie für die Maitresse des Fürsten von Reuß, aber nach dessen Tod ergab sich, dass sie morganatisch mit ihm vermählt war. Sie entsagte gegen ansehnliche Vorteile, welche ihr seine Familie sicherte, dem Titel einer Fürstin, und nannte sich Frau von Eybenberg, als welche sie in den angesehensten Kreisen lebte, und bis zu dem Kriege in reichen gesicherten Verhältnissen. Aber das Unglück, das Österreich und Preußen traf, zerstörte auch ihr Vermögen und ihre Stellung. und statt einen sinkenden Wohlstand zu stützen, untergrub sie ihn durch ihre Prozesswut. Sie hatte mit, ihr bis dahin fremden Widerwärtigkeiten zu kämpfen, doch wusste sie auch in Bedrängnissen sich mutig zu fassen. Ihr Mangel an Gemüt sprach sich darin aus, dass sie auf keine Freundschaft rechnete, obgleich ihr edle Freunde zugetan blieben. Aber nicht allein der Wechsel ihres äußeren Geschicks — sie starb fast in Armut 1814 in Wien — war auffallend, sondern ihr ganzes Wesen umfasste die

schärfsten Gegensätze, wie heitere Lebensluft und Entsagung — Schärfe des Verstandes und Lässigkeit des Gemütes. Großartige Versuche wurden gemacht, aber nicht ausgeführt, weil der Augenblick sie gab und nahm, und bei dem gefälligsten Umgang mit Menschen hatte sie die feindlichste Meinung von ihnen.“

„Der sittliche Fond fehlte diesen Frauen, wie vielen ihrer Zeit- und Glaubensgenossinnen, welche auch zum Christentum übergegangen sind. Am meisten hat es mich immer von den Töchtern Mendelssohns empört. Sie hätten mehr von der Würde des Namens, welchen sie trugen, durchdrungen sein, und das Andenken ihres Vaters heiliger halten müssen; aber freilich im Judentum ist ebenso wenig Raum für die Frivolität wie für die Empfindelei, und beide Schwestern sind diesen unheilvollen Richtungen erlegen. Überschwänglich, unklar und des Anhalts bedürftig, den sie nicht in der Liebe fand, denn sie blieb unverheiratet, suchte Henriette ihn offen in der christlichen Religion. Sie lebte oder lebt noch — ich bin so genau nicht unterrichtet — in Paris, im Hause des Generals Sebastiani, dessen Tochter, die Herzogin von Praslin,“ — (die später so unglücklich endete), — „sie erzogen hat. Ich hätte ihr die Erziehung eines Kindes nicht anvertrauen mögen, denn ich glaube, dass sie es besser für den christlichen Himmel, welcher seine besten Plätze für die Märtyrer aufbewahrt, als für das wirkliche Leben vorbereiten kann.“

„Dorotea, ihre ältere Schwester, aber hat nicht allein die Religion ihrer Väter, sondern den besten, achtungsvollsten und edelsten Gatten verlassen. Veit war einer der biedersten Männer, welchen ich je gekannt habe; edelmütig und wohltätig in so zarter Weise, dass er seine zahlreichen humanen Handlungen vor dem Auge der Welt möglichst zu verhüllen suchte; mit der zartesten Liebe und Schonung behandelte er seine Frau, die Mutter seiner beiden Söhne. Sie aber war von dem Kultus des Geistes, wie ihn ihre Freundinnen trieben, mit fortgerissen worden. Die Philoso-

phie, mit der sie Götzendienst trieben, war eine unverdaute, und ich weiß nicht, wer einmal so bezeichnend von diesen Frauen sagte: dass sie alle „auf dem schmalen Gedankenseilspitzfindiger Begriffszersplitterung balancierten.“ Dazu kam noch die angeborene Neigung zum Esprit, welche den Rest des Heiligen oft aus dem Herzen witzelt Sie sehnten sich nach Aufregungen, welche die Männer ihrer Nation, in dem harten Kampf mit dem Leben, ihnen nicht gewähren konnten; unter diesen fanden sie höchstens nur scharfe Geister, wissenschaftliche Forscher, tüchtige Charaktere; sie aber träumten von eleganten, liebenswürdigen, schillernden Persönlichkeiten, von literarischen Notabilitäten, und weitverzweigten Verbindungen. Die Herren, die sich bald um sie vereinten ließen wirklich die Vorzüge und Reize des höheren Standes und der Weltbildung im hellsten Lichte glänzen; mit ihnen hätte selbst der christliche Mittelstand nicht wetteifern können, denn das Ehrenwerteste und Gediegene ist seiner Natur nach immer einfach, während die Fülle der großen Welt die mannigfaltigsten Gestaltungen begünstigt; aber sie trug auch ihre Gebrechen und Entsittlichung in diese Kreise hinein, in denen man doch zunächst nur den Kultus der Selbstsucht kannte. Man betete das Schöne an, suchte das Mystische zu erforschen, aber natürlich nicht ohne sinnliche Verirrungen.“

„Hier lernte Dorotea Veit den berühmten Dichter Friedrich Schlegel kennen, und bald gestaltete sich ein Verhältnis zwischen beiden, das sie aller heiligen Pflichten vergessen ließ, und welches ein Gemisch jener Elemente war, die er einerseits in seiner Lucinde so hochstellte, und die ihm anderseits einen neuen Weg zur mystischen Erhebung eröffnete. Er behauptete z. B. die Unsterblichkeit sei keine Eigenschaft der Seele, sondern von überlieferter Wissenschaft und Weihe abhängig, die er seinen Freunden, und vor allem doch gewiss seiner Geliebten anbieten zu können glaubte. Sicher hat er für ihre unsterbliche Seele mehr als für ihr irdisches Behagen gesorgt, denn Veit, der immer der Würdigkeit seines

Charakters treu und Doroteas wahrster Freund blieb, hat sie oft aus Geldverlegenheiten gezogen. Zehn Jahre vor seinem Ende, das sie ihm noch durch Bekehrungsversuche getrübt hat, verheiratete sie sich mit Schlegel, und trat, als sie sich mit ihm in Paris befand, zum Christentum über, und bald darauf wie ihr Gatte selbst in Köln zum katholischen Glauben, denn Romantik und Mystik einigen sich oft wunderbar mit raffiniertem Egoismus und kluger Berechnung. Schlegels Verdienste um die Literatur, ja um die deutsche Nation, auf die er durch kräftige Proklamationen wirkte, lasse ich unerörtert, aber wie sehr er in religiöser Ansicht von nun an befangen war, zeigen die Vorlesungen, welche er über die neuere Geschichte in Wien hielt, wo er durch Metternich verwendet, als Legationsrat lebte. In seiner letzten Zeit beschäftigte er sich nur mit magnetischer Hellseherei und apokalyptischer Zahlendeutung, wie aus der Philosophie des Lebens hervorgeht, über die er in Dresden — wo er vor einigen Jahren starb — las . . .“

„Und seine Witwe?“ fragte Pauline.

„Lebt jetzt in Frankfurt bei ihrem Sohne, einem anerkannten Maler, der zu den Nazarenern gehört, gegen welche Goethe schon seinen Widerwillen aussprach, indem er sie: die Fastenprediger mit dem Pinsel statt mit dem Kreuz in der Hand, nennt. Auf solche Weise übertrug eine Tochter Mendelssohns, dessen Geist ein Lessing so voll anerkannte, die klare Anschauung ihres Vaters auf ihre Söhne!“ sagte der Doktor entrüstet.

„Bezeichnend für Dorotea,“ fiel seine Frau ein, welche seine herbe Stimmung gern mildern wollte, „erscheint mir eine Anekdote, die mir unlängst Herr Muhr erzählt hat. Er begegnete ihr nach ihrer Verbindung mit Schlegel auf der Straße, und fragte sie mit dem Recht einer alten Vertraulichkeit: ob sie wirklich ein volles Genüge in ihren neuen Verhältnissen finde?

Sie antwortete ausweichend: Jawohl, aber ich ersticke oft an den jüdischen Bonmots, die ich keinem mitteilen kann.“

„Das wird es nicht allein sein, was sie entbehrte, ihr Gemüt hat gewiss auch in dem neuen Verhältnisse darben müssen.“

„Außer Rahel,“ fiel die Doktorin wieder ihrem Manne rasch in’s Wort, „leben aus der damaligen Periode noch zwei Frauen in Berlin, von denen die eine als ausgezeichnete Schönheit berühmt, die Huldigung der verschiedensten Generationen empfangen hat, denn Mirabeau sowohl als Börne sind für sie in Liebe entbrannt gewesen.“

„Mirabeau und Börne?“ fragte Pauline erstaunt.

„Das klingt befremdlich und ist doch Tatsache, denn ihre Schönheit hat lange ihren Zauber bewahrt, und war so außerordentlich, dass man die berühmtesten fremden Schönheiten, wenn man konnte, dem Brennpunkte der ihren aussetzte, um zu erkunden, ob sie dadurch nicht vernichtet würden. Ihre imposante Gestalt zog ihr den Namen der tragischen Muse zu, und ihr Gesicht zeigte jene reinen Formen, welche uns die seltenen Gebilde der griechischen Kunst offenbaren. So ausgebreitet war ihr Ruf, dass kaum ein ausgezeichneter Mann nach Berlin kam, ohne sie aufzusuchen, und ohne ihr zu huldigen, ja bei vielen steigerte sich das Gefühl der Bewunderung zu heftiger Leidenschaft, aber ihre Wogen brachen sich an der Sittlichkeit der Herz, und die Frucht der Achtung, welche sie einflößte, war eine innige, das Leben hindurch währende Freundschaft mit vielen Männern, deren Namen mit Stolz von der Nation genannt werden.“

„Aber dann muss sie mehr als schön gewesen sein,“ sagte Pauline.

„Sie war auch eitel und gefallsüchtig,“ erwiderte der Doktor.

„Aber auch mild und gut,“ fuhr seine Frau fort, „und zum Helfen bis zur Selbstverleugnung bereit, erschien sie sich oft mehr verpflichtet als berechtigt, und ich habe die bescheidensten Äuße-

rungen von ihr gehört. Mir macht sie immer den Eindruck einer entthronten Königin.“

„Willst Du vom Winter noch Rosen fordern?“ fragte der Doktor ironisch.

„So töricht bin ich nicht. Es betrübt mich auch nicht, dass ihre Schönheit der Zeit den Tribut zahlen musste, sondern dass sie, die einst so Umdrängte, in fast kümmerlicher Zurückgezogenheit jetzt leben muss. Und wie ist sie verwöhnt worden! Schon als Kind war sie aller Liebling, und sogar der Schmuck der jüdischen Gemeinde. denn gab es einer Prinzess ein Karmen zu übergeben, so musste sie es tun, und als die Schwester Friedrich des Großen, die Prinzess Amalie, eine der Laubhütten sehen wollte, wurde ihr in dem schön geschmückten Raum als das Schönste die Kleine gezeigt. Auch bei der Zeremonie einer jüdischen Trauung, welcher die Königin Ulrike von Schweden beiwohnte, ward ihr eine Rolle übergeben, und als sie in einem Concert, das ein junger Offizier gab, mitwirkte, und später mit ihrem Lehrer ein Menuet tanzte, stieg man auf die Stühle, um sie besser zu sehen. Kaum war sie dreizehn Jahre alt, als Mariens Herz, schon damals ein viel beschäftigter praktischer Arzt, geachteter Schriftsteller und einer der geistreichsten Männer Berlins, sich mit ihr verlobte, und sie einige Jahre später heiratete. Ihre Ehe nannte sie einst ein glückliches Verhältnis, wenn auch nicht eine glückliche Ehe, weil sie weder den Mittelpunkt des Seins für ihren Mann, noch er für sie gebildet hat, aber sie weihte ihm die höchste Pflichttreue, und er zeigte ihr das höchste Vertrauen. Durch seinen geistreichen Witz und seine geselligen Talente befähigt und geneigt, ja durch bedeutende Verbindungen fast dazu genötigt, machte er sein Haus zum Mittelpunkt höherer Geselligkeit, obgleich er seiner Frau die Sorge für dessen Ehre allein überlassen musste. Er war ein Freund meines Vaters, der gern von ihm sprach, und es ihm auch hoch anrechnete, dass er, bei seinen vielen Be-

rufsgeschäften, dennoch sich so viel Zeit nahm, so lange der Erzieher seiner jungen Frau zu sein, bis sie auf eignen Füßen stehen und den Kreis ihres Wissens nach Wahl und Neigung erweitern konnte. Ihre Sprachkenntnisse gaben Veranlassung, sie zu den gelehrtesten Frauen Berlins zu zählen, ihr aber gewährten sie den Vorteil, sich mit den vielen Ausländern, die sie aufsuchten, unterhalten zu können."

„Mehr als die Wissenschaft bildet das Leben, und ihr bot es die reichste Fülle dar. Ihr Mann war mit allen damaligen Trägern der Intelligenz befreundet und gern übertrugen diese ihre Freundschaft auch auf die junge, schöne und empfängliche Frau. Die Literatur war in ihrem Hause durch die glänzendsten Namen vertreten; die Musik durch Reichard, die Skulptur durch Schadow, und so war es wohl natürlich, dass es den größten geselligen Reiz bot!"

„Aber es hatte durch die Frau keinen Zusammenhang mit dem Judentum mehr; sie benutzte keine ihrer reichen Mittel um es zu heben," sagte der Doktor streng.

„Du musst die Richtung jener Zeit berücksichtigen," erwiderte seine Frau, „und der Herz wenigstens die Pietät anrechnen, die sie so lange darin verharren ließ, bis sie durch ihren Übertritt keinen Nahestehenden mehr verletzen konnte. Selbst das ehrenvolle Anerbieten, eine preußische Prinzessin, die jetzige Kaiserin von Russland, zu erziehen, schlug sie aus, weil sie diese Stellung mit einer Taufe hätte erkaufen müssen, welche ihre alte Mutter schmerzlich gekränkt haben würde."

„Der Tod ihres Mannes, der seine reichen Mittel in seinem großen Haushalt erschöpft hatte, wurde ihr durch die empfindliche Wandlung der äußern Verhältnisse doppelt schmerzlich, denn ihr Leben und Wirken fußte auf die Geselligkeit. Aber die Freunde verließen sie deshalb nicht, doch ihren Pensionär musste sie von sich schicken, weil der 17jährige Börne eine glühende Leidenschaft

für die 21 Jahre ältere Witwe fasste, und als er sich von der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe überzeugt hatte, zweimal beschloss, seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Strahlend war damals noch die Schönheit der Herz; sie fesselte selbst 14 Jahre später einen viel jüngeren Freund, der ihr in Rom, wo sie damals lebte, seine Hand anbot."

„Sie sehen," sagte der Doktor, „nun sind wir sogar bis zum Sitz des Christentums gekommen. Alle diese Frauen machten sich um jeden Preis los von dem Sonderdasein der Jüdinnen, und wollten nicht allein in die Allgemeinheit untertauchen, sondern sich auch daraus erheben. „Selbst eine Rahel Varnhagen schämte sich nicht," wie einer meiner Freunde sagte, „sich zu schämen, dass sie eine Jüdin war. Aber wir haben eine andere und bessere Zeit schon begonnen, die, obgleich die Tochter der Vergangenheit, die Sünden ihrer Mutter tilgt. Über die Frivolität und die Empfindelei sind wir hinweg, hätten wir nur schon die beklagenswerte Teilnahmslosigkeit überwunden, die noch unter so vielen jüdischen Familien herrscht, welche in erschreckender Unkenntnis unserer Heiligtümer leben, und nur aus Gewohnheit und Rücksicht bei ihrem Glauben beharren, oder im Gefühl ihrer doch verkehrten Bildung stolz aus jede Glaubensinnigkeit herabsehen."

„Die Mütter haben die Gefahr für die Charakterbildung der Jugend heraufbeschworen, weil sie es versäumten, ihr einen religiösen Fond zu geben, ohne den keine vollkommene moralische Bildung denkbar ist. Keine religiösen Feste werden mehr in Ehren gehalten, spurlos gehen sie vorüber, ohne dass sie eine Erinnerung heiligt, und dadurch der Seele einen höheren Aufschwung gibt. Alles ist öde, und der Indifferentismus gewinnt immer mehr und mehr Raum unter ihnen. Man sieht es gleichgültig mit an, welchen Weg die Kinder einschlagen, lässt die Söhne, wollen sie Beamte werden, ruhig mit einem Meineid es erkaufen und wartet,

um das Glaubensbekenntnis der Töchter zu entscheiden, bis ein Freier kommt!“

„Unmöglich kann das jetzt noch der Fall sein, wo die durchsichtige geläuterte Form des Judentums nach allen Richtungen Genüge und Erhebung bieten kann und in dem begonnenen Kampf für die Freiheit auch die unsrige mit-errungen werden musst, rief Pauline.

„Unmöglich sagen Sie, und leben in der Levesschen Familie?“ fragte die Doktorin.

„Herr Leves wäre unglücklich, wenn Lydie zum Christentum überginge, und auch seine Frau wäre keineswegs gleichgültig dabei.“

„Was geschieht um es zu vermeiden?“ fragte der Doktor scharf.

Gewiss wollte seine Frau diese Frage nicht erörtert wissen, denn statt darauf einzugehen sagte sie: „Eine entfernte Verwandte der Frau Leves ist eine jener Frauen, die ich vorher als noch lebend aus jener Zeit bezeichnete.“

„Es ist mir keine aufgefallen,“ antwortete Pauline rasch.

„Hat Frau Levi ihrer Großnichte noch keinen Besuch ge-macht?“

„Ich habe sie nicht einmal nennen hören.“

„ Zu der, sagte der Dotter lebhaft, „wollen wir Sie führen, da werden Sie einen Charakter kennen lernen, der würdig sich den bessern Frauen Israels beizählen darf, das in der Urzeit sogar seine Prophetinnen, Dichterinnen und Fürstinnen hatte; ja auf dem Schlachtfelde und im Rate beteiligten sich die Frauen.“

„Wie traurig, dass kein Hauch ihres Geistes auf mich ge-kommen ist,“ sagte die Doktorin scherzend.

„Du hättest Dich eher mit Deiner Neigung zur Ausbil-dung den Frauen anschließen können, welche — nachdem Israel als Staat und Land der zerstörenden Zeit erlag, und die Nation ein unvergängliches Reich im Gebiet des Geistes sich zu erringen

suchte — sich bei dem wissenschaftlichen Streben der Männer beteiligt haben, und im Vortrag und Unterricht hohe Ehren errangen, wie eine Jaltha, Berajah, und noch andere.“

„Und ich?“ fragte Pauline lächelnd.

„Mit glühendem Eifer hätten Sie im Mittelalter die Genossinnen ermutigt, lieber von Türmen und Zinnen sich herabzustürzen, oder in den Wellen den Tod und Schutz für Frauenehre und Glaubenstreue zu suchen, als Heiliges zu verleugnen. Sicher hätten Sie wie eine Gutalda aus Innsbruck oder eine Gentilla ans Speyer gehandelt, welche durch ihre erschütternden Beispiele von Heldenmut die Gemüter erhoben haben. Aber auch in jener traurigen Zeit haben die Frauen den Sinn für Bildung und Erleuchtung wachgehalten, denn manche weibliche Autoren tauchten schon auf, während namhafte Ritter nur durch drei Kreuze ihre Unterschrift bezeigen konnten. Ja, wir haben sogar ein Epos in deutschen Reimen von einer jüdischen Schriftstellerin, das mindestens ebenso gut ist, wie irgendeine gleichzeitige Dichtung.“

„Später aber,“ nahm die Doktorin das Wort, „als eine gleichmäßige wenn auch glanzlose Zeit kam, wo alles Streben im Familienleben ausging, konnten oft die Frauen nicht einmal deutsch lesen, denn ich erinnere mich, dass ich meiner Großmutter alle Briefe, welche sie mit deutschen Lettern erhielt, in jüdische umschreiben musste. Ich beklagte mich einst bitter über die Langeweile, die es mir verursachte. statt mich aber, wie ich es verdient hätte, auszuschelten, öffnete die Großmutter einen Schrank, in dem sie ihre Kostbarkeiten aufbewahrte, und nahm drei dicke Bände heraus, die in hebräischen Lettern die Übersetzung eines deutschen Romans enthielten, den sie zu lesen gewünscht und welchen ein früherer Lehrer von ihr für sie übersetzt hatte. Ich blätterte mit Beschämung und Erstaunen in den Heften, aus deren vergilbtem Papier und krausen Lettern mich ein geheimnisvoller Zauber an-

sprach. Wie leuchtende Strahlen schien mir die Empfindung einer verschwiegenen Liebe zwischen den Zeilen gezogen, und nicht deren Inhalt, sondern der, welcher sie geschrieben, erregte und beschäftigte mich. Aber mein Forschen nach ihm blieb fruchtlos, und ich weiß nicht einmal, ob die Großmutter geahnt hat, wie teuer sie einem Manne gewesen sein muss, der gewiss den Schlaf mancher Nacht geopfert hat, um ihr eine Freude zu bereiten."

„Frauen wissen es immer, wenn ein Mann für sie erglüht, und schon die sorgfältige Aufbewahrung der Hefte kann es Dir beweisen, dass die Großmutter das Andenken des Schreibers heilighielt," sagte der Doktor lächelnd.

„Selten hört man von einem so mühseligen Beweis der Liebe," meinte Pauline, „denn leichter und angenehmer als ein Buch abzuschreiben muss es wahrlich sein, es selbst zu verfassen. Unwillkürlich errötete sie bei diesen Worten, und um es zu verbergen, fragte sie rasch: „Leben jetzt keine jüdischen Schriftstellerinnen?"

„Es gibt deren mehrere, welche sich mit Interesse dem Glauben ihrer Väter zuwenden, und ihn selbst nach außen zu vertreten suchen, wie Grace Aguilar, Therese Memick und Rahel Marpurgo, die sogar einen eleganten hebräischen Stil schreibt. Aber nicht mit der Feder können uns die Frauen nützen, und kämpfen sie damit noch so gewandt für die Freiheit und den Glauben ihrer Nation — nur durch tatkräftigen Eifer, durch Gesinnungsstärke, durch die Pflege des Seelenlebens. Sie haben das Herz ihrer Kinder zu bilden und es empfänglich zu machen für das Wahre und Gute."

An ihre Kinderlosigkeit denkend, seufzte die Doktorin. Nicht ihren Schmerz darüber teilend, aber ihn wohl würdigend, fügte ihr Mann hinzu: „Edle Frauen, die durch ihr Wesen veredelnd wirkten, wurden immer schon bei den Israeliten auch ohne Kin-

dersegen hoch geehrt. Nun komm meine Liebe, obgleich uns keine Kinder zu Hause erwarten, ist es dennoch Zeit zu gehen.“

„Ich bin bereit,“ erwiderte die Doktorin sich erhebend, „denn unsere Rücksicht gegen die Familie Leves dürfen wir nicht weiter ausdehnen.“

„Mir genügt die Unterhaltung, die ich auch ohne sie gefunden,“ sagte der Doktor lächelnd zu Pauline.

„Überall können Sie von Ihrem eignen Fond zehren, so reich sind Sie!“ erwiderte sie mit warmer Überzeugung.

„Mein Mann hat auch gezeigt, dass er ihn bei Ihnen verwerten kann, denn bei anderen Besuchen, die ich mache oder empfange, bleibt er nicht so lange. Aber Sie, Pauline, betrachten wir beide wie eine liebe Pflegetochter.“

Pauline beugte sich rasch auf die Hand der verehrten Frau und küsste sie mit Rührung, während die Doktorin leicht ihre Stirn berührte; er aber ihr zum Abschied nur derb die Hand schüttelte.

_____

Viertes Kapitel.

Weit geöffnet standen die Pforten, welche der Reichtum erschließt, jetzt für Pauline, und wenn sie auch nicht in die Räume, die er durch Glanz, Geselligkeit und Kunstgenüsse schmückt, als berechtigte Teilnehmerin einziehen konnte, so durfte sie doch als außerordentliches Mitglied sie besuchen. Die wohlwollende Art, mit der sie überall aufgenommen wurde, gab ihr ein Gefühl der Jugendlichkeit, das sie heiterer und sorgloser erscheinen ließ, als sie eigentlich war. Der Grundton ihres Wesens blieb sich gleich, und sie vermochte nicht — sollen wir es wie einen Segen oder wie einen Fluch betrachten? — sich vom Denken und Forschen frei zu machen. Bald erblickte sie bei der äußeren Überfülle eine innere Leere; bei der regen Vergnügungslust eine ewige Unruhe, bei der imponierenden Gesellschaftsstellung die quälende Anstrengung sie zu behaupten. Intrige und falsche Rücksicht, Koketterie und Berechnung, Scheingenuss und Langeweile, falsche Freundschaftsversicherung und ironische Verdächtigung waren überall zu finden. — Und sie musste sich gestehen, dass sie das wirkliche Leben nicht gekannt hatte, als sie angenommen: der Reichtum sei das Mittel, das Schöne und Edle zu suchen, um es sich anzueignen; nun sah sie, dass er oft das Ringen nach sittlicher Entwicklung, nach einem höheren geistigen Ziele ausschloss.

Lydie war auch nicht so befriedigt, wie es ihr zuerst geschienen. Die reizendste Erscheinung in dem glänzenden Kreis der

haute finance, welcher sie durch ihre Verhältnisse angehörte, feierte sie mit Stolz in diesem eine Reihe unbestrittener Triumphe, aber ihre Wünsche schweiften darüber hinaus, und Pauline sah mit Besorgnis, wie launenhaft sie die jungen Leute behandelte, welche von der zwiefachen Anziehungskraft, die Vermögen und Schönheit üben, sich ihr nicht ohne Absicht näherten. Hatte sie heute durch abweisenden Stolz sie ferngehalten, so zog sie morgen durch feine Koketterie sie wieder an, und dieses Spiel, welches die Würde des Charakters und jede mädchenhafte Scheu verletzte, trieb sie so offen und harmlos, als übe sie ein geselliges Talent. „Ich muss mich zerstreuen und amüsieren," erwiderte sie auf Paulines Vorwürfe, „und da keiner dieser jungen Herren versteht, mein Herz zu rühren, oder meine Phantasie und meinen Geist zu beschäftigen, so betrachte ich sie einfach als Unterhaltungsstoff, den ich so viel wie möglich ausbeute und zu beleben suche."

„Aber aus ihren Reihen sollen Sie, nach dem Wunsche der Eltern, Ihren Gatten wählen."

„Nimmermehr! Ich will mich nicht verdammen, immer nur von glänzenden Projekten, von kühnen Unternehmungen, von Renten, Gold und Aktien sprechen zu hören."

„Wenn die Männer dieses Thema vermeiden möchten, könnten dann ihre Frauen und Töchter von Spitzen, Kaschmirschals, Brillantschmuck und ihren Reisen sich unterhalten?" fragte Pauline lächelnd.

„So mögen Sie immerhin in ihren Comptoiren darüber verhandeln, aber für mich passt kein Mann, der nur allein den Kurszettel studiert."

„So möchten Sie einen Gelehrten, einen Arzt vorziehen?"

„O nein, denn die Kreise, in denen diese Herren sich bewegen, sind noch enger als die unseren gezogen; ich aber möchte losgelöst sein von dem Sonderdasein, das wir führen, und in die Allge-

meinheit erst untertauchen, um mich von ihr aus höher aufzuschwingen.“

Pauline hielt sich absichtlich nur an den äußern Sinn dieser Worte und sagte: „Überall werden Sie gleiche Schranken finden. Nicht wo, sondern wie wir stehen, oder vielmehr an wessen Seite wir durchs Leben gehen, ist allein bestimmend. Aber ich fürchte, Lydie, Sie lassen sich zu seht von einem glänzenden Schein blenden.“

„Schein, meine weise Freundin, ist alles, warum also nicht den glänzendsten wählen? Wir imponieren nur durch ihn, und nicht durch unser Wesen. Warum Goldbarren sammeln und hinlegen, wenn nur Scheidemünze im Verkehr gilt? Sehen Sie denn nicht, dass ich mehr durch meine Fehler als durch meine Vorzüge fessele, darum werden Sie lieber meine Schülerin, statt meine Lehrerin sein zu wollen, und Sie werden sehen, es lebt sich mit meinen Grundsätzen leichter, als mit den Ihren.“

„Aber das Endresultat, welches wird es sein?“ fragte Pauline besorgt.

„Graf Hüben!“ meldete der Diener.

Lydie lachte laut und heiter auf, und indem sie in das Wohnzimmer ging, rief sie noch Pauline zu: „Heute ist der Graf doch im rechten Augenblick gekommen?“

Nie kam er eigentlich Pauline gelegen, denn er flößte ihr eher Misstrauen als Interesse ein, obgleich sie gestehen musste, dass er schon durch seine bloße Erscheinung einnehmen konnte. Er zeichnete Lydie entschieden aus, doch ohne irgendein leidenschaftliches Gefühl zu verraten, das Macht über ihn hätte gewinnen und ihn aus den gewohnten Bahnen seiner Gedanken oder Entschlüsse reißen können. Das Bewusstsein seiner geistigen Überlegenheit und die Kenntnis des Eindruckes, den er selten verfehlte auf jeden zu machen, schienen ihn nicht zu verlassen, und ihm

jene berechnende Sicherheit zu geben, die selbst in dem Streben nach einem Ziele noch die Schritte zu mäßigen versteht.

Durch das allgemeine Urteil wurde sein Charakter nicht angegriffen, das hatte Pauline von dem Doktor erfahren; aber man glaubte ihn in seinen finanziellen Verhältnissen zerrüttet, weil er ohne eigentliches Vermögen mit vielem Aufwande lebte, und namentlich in Paris das üppige Dasein genusssüchtiger Männer geführt haben sollte. Überall war er eine gesuchte Persönlichkeit, der ersehnteste Gast aber im Levesschen Hause, denn Lydie verknüpfte mit seinen häufigen Besuchen manche Träume und Hoffnungen ihrer Zukunft. Die Eltern beachteten es nicht, aber Pauline wurde dadurch beunruhigt; sie erkannte zwar, dass kein geistiger Zug zwischen dem Grafen und Lydien herrsche, dass keine tiefere Beziehung sie beide verband, aber wie leicht konnte das gegenseitige Spiel, Eitelkeit, Berechnung, und vielleicht auch erwachte Zuneigung sie weiter führen, als sie beabsichtigten.

Mit warmem Herzen umschloss sie Lydie, und die Liebe, die man gewährt, bindet mehr noch als die, welche man empfängt; aber sie verdunkelte nicht Paulines Blick. Sie fürchtete, dass Lydie selbst in ihrer Nähe und Freundschaft eine Abhängigkeit sehe, denn bald vermied sie mehr ein Alleinsein mit ihr, als sie es suchte, und verbarg es auch nicht, dass sie innerlich erregter und gespannter war als sonst. Oft zeigte sie Pauline ein unerklärliches Misstrauen, oft wieder eine sanfte Hingebung, aber diese wechselnden Empfindungen oder Launen verliehen ihr weder einen poetischen Schwung noch eine moralische Ermutigung, sondern eine Unruhe, die sich nur durch stets neue Zerstreuungen beschwichtigen ließ.

Sie besuchte Theater und Konzerte, zu denen Pauline sie begleitete, und einen höheren Genuss als sie selbst fand. Während Lydie den Reiz der Unbefangenheit verloren hatte, und immer, wo sie auch war, ihre besondere Bedeutung geltend machen wollte,

hier ihre Persönlichkeit durch die Ansprache einer vornehmen Dame gehoben wünschte, dort den richtigen Augenblick zu berechnen suchte, in dem der Gruß einer geistigen Kapazität von andern noch bemerkt werden konnte, versenkte Pauline sich in das, was vorgeführt wurde, und suchte es mit ganzer Seele zu erfassen. Selbst die Ausübung ihres schönen Talentes brachte Lydie nicht in ein harmonisches Gleichmaß; es wurde von ihr nur wie ein Mittel betrachtet, das wie ein glänzender kostbarer Schmuck sie von der Menge unterschied, und aus ihr hervorhob. Bei den Mendelssohnschen Sonntagsmatinées blieb sie teils mitwirkend, teils zuhörend beteiligt. Frau Professor Hensel hatte ihr mit ihrem Bruder einen Besuch gemacht, aber da der junge Künstler einem ehrenvollen Ruf nach Düsseldorf bald folgen wollte, war für sie das Interesse für die Familie erloschen. Nur die Unterrichtsstunden im Gesang, welche sie bei einer berühmten Sängerin in deren Wohnung nahm, versäumte sie nie.

In ihrem ersten Zusammenleben mit Lydien hatte Pauline geglaubt, in ihr ein außergewöhnliches Wesen zu sehen; nun erschien sie ihr wie ein verwöhntes, oft eigensinniges, oft krankes Kind. Aber wie konnte sie ihr nützen? Ihr sanfter Ernst, ihre gleichmäßige Stimmung vermochten nicht mehr die Aufregung Lydiens zu beschwichtigen, denn sie begriff nicht, wie jemand zufrieden sein könne, dem das Leben kein Glück geboten, und der es nicht einmal von der Zukunft erwarten konnte. Pauline verlor den Einfluss auf sie, je mehr der Graf ihn gewann, der klug genug war, sie über seine Empfindung zu ihr in einer Spannung zu erhalten, in welcher sie immer schwankend, zuletzt keines prüfenden Urteils, keiner besonnenen Überlegung mehr fähig blieb.

Gewöhnt, kein anderes Gesetz zu kennen als ihren Willen, und keine Schranke für ihre Wünsche als die Unmöglichkeit, sie auszuführen, wollte sie jetzt keinem Hindernisse weichen, wenn sie nur erst erkannt hätte, wo es eigentlich liege. Die Aufmerksamkeit

des Grafen — mit der er sie wie mit einem Netz umspann, das von ihr jede Annäherung fernhalten sollte — müsse, so glaubte sie, endlich in eine offene Bewerbung übergehen, aber er zögerte damit. Ahnte er den Widerstand, den er bei ihren Eltern finden würde, oder ging dieser von ihm selbst aus?

Mit Pauline, deren Urteile sie vertraute, aber es scheute, wagte sie nicht offen zu sprechen, denn sie fühlte instinktartig, dass sie nur alles, was wahr ist, und aus einem echten Gefühl hervorgeht, als berechtigt betrachte, und noch war sie selbst von einer tiefen Neigung des Grafen für sich nicht überzeugt. Aber was ihr anfangs nur ein Spiel gewesen, hatte allmählich Herrschaft über sie gewonnen, und aus dem erträumten Zusammenhang mit dem Grafen baute sich nach und nach ein wirklicher auf, der sie über ihre eignen Gefühle täuschte. Was die Wirkung augenblicklicher Erregung im Zusammensein mit ihm oft war, nahm sie bald für tiefe Empfindung, die sie in der Erinnerung noch übertrieb.

Zu einer Einkehr in sich, zu einem ruhigen Zusammenleben mit Pauline ließ sie es nicht mehr kommen. Spätes Aufstehen, lange Toilette, vielfache Einkäufe, Musikübungen und Visiten machen und empfangen, füllten die kurzen Tage aus; die Abende wurden im Theater oder in Soireen zugebracht, und mit der Weihnachtszeit nahmen auch die größeren Privatbälle ihren Anfang.

In dieses wirre Treiben mit hineingezogen, durch Lydie vielfach beschäftigt, von Madame Leves durch ihre Kränklichkeit in Anspruch genommen, suchte Pauline sich die frühesten Morgenstunden zu sichern; oft saß sie auch noch bis Mitternacht in ihrer Stube schreibend, denn nun, wo es in ihr ruhiger geworden, und sie mit klaren, unbefangenen Blicken alles in sich aufnehmen konnte, fühlte sie auch das Bedürfnis, es wie einen Gewinn festzuhalten und zu ordnen. Eigentümlich hatten die Fragmente aus Rahels Tagebuch

und Briefe, welche vollständiger, geordneter als bisher in Foques Journal erschienen und ihr von der Doktorin zugekommen waren, auf sie gewirkt. In dem Selbstgefühl ihrer Reinheit und Wahrheit erschienen ihr manche dieser gedruckten Blätter, sie tief erschütternd, wie hervorgehoben aus ihrem unausgesprochenen Inneren. Wusste sie denn nicht alles, was darin gesagt wurde, schon längst? Wie vor einem unheimlichen Spiegelbilde erschrak sie, als sie die Worte las: „Von Jugend auf ging es reich und der Wahrheit gemäß in mir her. Natur wirkte scharf und richtig auf scharfe Organe; ein felsenfestes, empfindliches Herz hatte sie mir mitgegeben, das alle andere Organe immerzu und redlich belebte; — der Kopf war für tieferes Bedenken und Auffassen gut; — beinahe keine Grazie nach außen. Da konnte es denn nicht fehlen, dass ich alle Kelche, bitter und scharf gefüllt, austrinken musste; kein Keulenschlag, kein Nadelstich, kein Nagel, kein Haken wurde mir erspart, nichts Verkehrtes versäumt, mir zu reichen, doppelt verkehrt, weil ich es nicht immer dafür nahm und erkannte, nicht immer abwies.“

Und dennoch, wie glücklich erschien ihr Rahel! Sie hatte nicht wie sie ihr Leben lang mit geschlossenen Lippen die unsteten Geister ihres Innern hüten müssen; und bei diesem Gedanken erwachte zum ersten Male der Neid in Paulines Herz. In der Tat auch, alles, was in jener Frau zum Trost und zur Erhebung, zur Anregung und Klärung für sich und andere geworden, das war in ihr, in dieser inneren Haft, in dieser Scheu vor jeder Verkennung zu einer reichen Fundgrube der Selbstqual geworden. Ein Bewusstsein jedoch wurde ihr durch diese Blätter; dass die Ursprache des menschlichen Herzens, wie abweichend auch von dem gewöhnlichen Leben, ungeängstigt die Lippen betreten dürfe. Und hatte diese Erkenntnis auch zunächst keine äußern Folgen, so trug sie doch viel zur Erhöhung und Läuterung ihres Selbstbe-

wusstseins und dem Vorsatz bei, zu sehen, was sie sich und anderen zu sein vermöchte.

Am wohltätigsten war ihre Nähe für Herrn Leves, dessen Eigentümlichkeiten und innere Neigung wenig Raum und Befriedigung in seinem eignen Hause fanden. Er wurzelte noch fest in dem Boden, auf dem er sich entwickelt hatte, während seine Frau sich davon entfernte und seiner Tochter gänzlich fremd war. Ein eigentümliches Verhältnis hatte sich in der letzten Zeit aus dieser Verschiedenheit gebildet, das die alte Offenheit und Traulichkeit aus ihrem Zusammenleben verscheuchte. Herr Leves fühlte, dass er den Frauen eine Herrschaft eingeräumt hatte, die ihm doch zuweilen lästig fiel, und die er, sei es aus Zärtlichkeit und wirklicher Liebe, oder aus Schwäche und Gewohnheit nicht abzustreifen wagte. Nur auf Umwegen suchte er noch seine Wünsche durchzusetzen, und fast nie erklärte er bestimmt seinen eignen Willen.

Seit Pauline in seinem Hause lebte, war es ihm zum Bedürfnis geworden, wenn seine Frau und Tochter Besuche oder Toilette zum Theater machten, mit ihr ein halbes Stündchen zu verplaudern. Ihr achtsames Eingehen auf sein Gespräch, ihre wirkliche Teilnahme bei persönlichen Mitteilungen erfreuten ihn, und besonders liebte er es, die Erinnerung an seine dürftige Jugend mit ihr zu beleben, vielleicht auch. um sich schärfer bewusst zu werden, was er erreicht hatte.

Eines Abends war er besonders redselig. Von dem Leben, wie man es vor einem halben Jahrhundert in den Vorstädten von Danzig geführt hatte, erzählte er ihr so manches, was er keineswegs als freudenleer bezeichnete. Alles hatte seine Weihe, fügte er hinzu, und selbst der Kuchen, den ich auf meinem ersten Gang zur Schule erhielt, war mit einem biblischen Vers versehen; er hat mir so herrlich geschmeckt, dass ich noch heute glaube, er muss eigentümliche Ingredienzien enthalten haben; die Großmutter tat

auch sehr geheimnisvoll mit dessen Zubereitung, und setzte ihn, ehe sie ihn in den Ofen schob, erst in warme Polster.

„Das hat seine natürliche Ursache," meinte Pauline.

„Vielleicht, aber ich liebe es zu glauben, dass meine Großeltern eine eigentümliche Kraft des Segens hatten. Die Danziger Düttchen, von denen ich alle Freitag als erstgeborener Enkel immer eines vom Großvater geschenkt bekommen habe, bildeten zusammen die wenigen Gulden, mit denen ich die Heimat verließ. Wer mir damals gesagt hätte: Du wirst einst als geachteter Besitzer eines der ersten Häuser der Residenz an deiner Tafel Staatsmänner und Grafen sehen, den würde ich für einen Narren gehalten haben."

„Hatten Sie keine ehrgeizigen Träume von Stellung und Reichtum?" fragte Pauline.

„O doch, aber hundert Taler erschienen mir schon wie eine unerschwingliche Summe. So kommt alles darauf an, mit welchem Maßstab wir es messen."

„Zunächst wohl, dass wir überhaupt etwas zu messen haben," sagte Pauline lächelnd.

„Gewiss, sonst brauchte man gar keinen Maßstab. Aber fragen Sie doch einmal Lydie, wie sie alle Gegenstände misst."

„Vielleicht ein wenig über das echte Maß hinaus."

„Ein wenig hätte nichts zu sagen, aber ich fürchte, dass sie in's Maßlose hinausgeht. Aber Sie, Pauline, sind einfach und gescheit, Lydie erkennt das auch an, darum sollten Sie versuchen, sie von ihrer Sucht zur Vornehmheit, die mir so fatal ist, zurückzuführen."

„Aber Sie nähren sie ja selbst," sagte Pauline offen.

Zu gerecht traf Herrn Leves dieser Vorwurf als dass er ihn hätte zurückweisen können; er nahm ihn schweigend hin, aber nach einer kleinen Pause sagte er: „Schwach bin ich gegen Lydie, ich leugne es nicht, aber sie ist mein einziges Kind, darin liegt wohl

die Erklärung. Höher aber als die Befriedigung ihrer Launen und Wünsche muss mir ihr wahres Glück stehen, und das kann nur durch einen soliden ehrenwerten Mann, der ihr eine bevorzugte Stellung bieten kann, gegründet werden.“

„Wer der fürsorgenden Liebe und den vernünftigen Forderungen der Eltern genügt, ist nicht immer zugleich fähig auch die Wünsche eines Mädchenherzens zu erfüllen,“ meinte Pauline.

„Darum bin ich so froh, dass sich endlich ein Bewerber gefunden, der durch seine Persönlichkeit, durch Bildung, Reichtum, Stellung und Charakter sich auf das Vorteilhafteste auszeichnet, und der Lydie oft im Theater und auf Promenaden in Paris gesehen hat, irre ich nicht ganz, sogar auf einem Balle mit ihr getanzt hat. Es ist der älteste Sohn des alten weltbekannten Hauses Oppert in London.“

„Vielleicht derselbe Oppert, bei dem mein Onkel Disponent ist?“ fragte Pauline.

„Derselbe, und darum spreche ich auch zuerst mit Ihnen von dieser Angelegenheit, die mir, wie Sie sich wohl denken können, sehr am Herzen liegt. Ich nehme Ihre Vermittlung dabei in Anspruch, und ersuche Sie, an Ihren Onkel zu schreiben, und ihn um eine genaue Auskunft über diesen jungen Mann zu bitten. Sie haben immer mit so vieler Verehrung von Ihrem Onkel gesprochen, dass auch ich ihm vertraue, und überzeugt bin, dass er uns nützen kann und wird. Stehen Sie mit Ihrem Onkel in Korrespondenz?“

„Nein,“ sagte Pauline, „ich habe ihm nur einmal von hier aus geschrieben, als ich seine großmütige Fürsorge für meine Geschwister erfahren, und sie mit dankerfülltem Herzen für mich selbst abgelehnt habe. Nur eine flüchtige Antwort erhielt ich darauf, in der er mich zwar bat, ihm hin und wieder Nachricht zu geben, es aber nicht unbedingt forderte.“

„Nun, da haben Sie gleich einen Anknüpfungspunkt. Schil-

dern Sie ihm unser Haus, deuten Sie ihm die Ansprüche an, die Lydie berechtigt ist zu machen, und erkundigen Sie sich vor allem nach dem jungen Oppert. Nicht wahr, Pauline, ich kann darauf rechnet, dass Sie einstweilen schweigen und sich dieser Angelegenheit geschickt unterziehen werden?“

„Sicher, so gut ich kann, denn ich bin ja selbst mit vollem Herzen dabei beteiligt. Sie wissen ja, wie teuer mir Lydie ist.“

„Ja, ja, mein liebes Kind, und Sie sollen, trifft ein ähnlicher Fall bei Ihnen ein, erkennen, wie gut ich es mit Ihnen meine.“

„Keines neuen Beweises bedarf es dazu,“ erwiderte Pauline gerührt, indem sie ihm die Hand reichte.

Erregt und aufmerksam überlas Pauline noch denselben Abend den Brief, welchen sie an ihren Onkel geschrieben. Sie zögerte, ihn in ein Kuvert zu schieben, denn statt sich einfach ihres Antrages zu entledigen, hatte sie ihre Empfindungen dabei nicht verbergen können, und indem sie ein so tiefeingreifendes Thema berühren musste, unwillkürlich ihre eigenen Ansichten über die Ehe ausgesprochen. Auch in ihrer Schilderung Lydiens war sie weiter gegangen, als sie wollte, denn mit scharfem Erfassen und liebevollem Eingehen hatte sie nicht allein ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, sondern auch ihr Wesen und ihre Richtung bezeichnet.

Wie wird der Onkel, der gewiss mit den Jahren zu einem kalten Geschäftsmann geworden, dieses Schreiben aufnehmen? fragte sie sich, aber sie musste es darauf ankommen lassen und ihn anzuregen suchen, damit er in ihrem Sinne antworte. Entschlossen siegelte sie den Brief, und suchte ihn unbemerkt zu befördern.

In unbehaglicher Spannung, fürchtete sie, würden die Tage bis zu der erwarteten Antwort sich für sie ausdehnen, aber die Anordnungen zu einem glänzenden Balle, welcher im Hause gege-

ben werden sollte, stillten sie hinlänglich aus. Man konnte dieses Mal nicht so strenge nach allen Richtungen wie bei dem Diner die Einladungen berechnen. Die Aristokratie war fast nur durch die Herren vertreten. denn nur wenig Damen der höheren Beamten hatten ihren Besuch zugesagt; aber Lydien genügte es, durch den Glanz der Masse die spärlich hochklingenden Namen zu decken, immerhin erwartete sie genug, um dem Grafen zu zeigen, dass er auch bei ihnen seine Standesgenossen finden könne, Die hochgeborenen Offiziere der Garde liebten es besonders, da zu erscheinen, wo sie die reichen und pikanten Zionstöchter vereint fanden, denn mancher war schon glücklicher und siegreicher bei ihnen als auf dem Schlachtfelde gewesen, und hatte mit Erfolg seine Hand nicht allein zum Tanz, sondern für's Leben geboten.

Besondern Interessen und Wünschen hingegeben, welche sie voreinander verbargen, kam dieser Ball jedem Mitglied der Familie gelegen. Herrn Leves freute es, Lydiens Verlangen danach sogleich genügt, und ihr noch einmal die volle Mädchenfreiheit gewährt zu haben, während sie selbst ihre eignen Ansichten damit verband, und Pauline ihn im Stillen wie ein Gegenmittel gegen die Anziehungskraft des Grafen pries.

Graf Hüben hatte in der letzten Zeit weniger als sonst die Familie Leves ausgesucht, und die scharfen und ironischen Bemerkungen, welche Lydie darüber zu Pauline machte, flößte dieser die Hoffnung ein, dass ihr Verstand sie bald zur Erkenntnis ihrer Irrtümer führen werde. Sie liebte Lydie so innig, dass ihre Fehler ihr oft wie Krankheiten erschienen, die ihre Nahrung nur in der Atmosphäre fanden, in der sie sich bewegte, und welche von Genusssucht, Eitelkeit und Luxus verdichtet war. Reinere Luftströmungen ihr zuzuführen war ihr nicht gelungen, aber dennoch glaubte sie die edlen Teile unversehrt; nur ihr Blick war nicht mehr klar, weil sie ihn zu lange auf ein glänzendes Bild richtete, das nichts als eine täuschende Fatamorgana war.

Die Erwartung, mit der sie der Antwort ihres Onkels entgegen sah, machte sie unruhiger und erregter, als sie es je gewesen, und Lydie, der es auffiel, nannte es lachend: „das Herzpochen vor dem ersten Balle. Sie ließ es sich nicht nehmen, Paulines Toilette zu wählen, und erst als sie entschieden eine elegante Robe ablehnte, begnügte sie sich damit, ihr eine einfache zu besorgen. Herr Leves brachte ihr dazu einen schönen Korallenschmuck. „Auf Abschlag!“ sagte er lächelnd, indem er ihn ihr gab.

„Wie!“ rief Lydie mit scheinbarem Erstaunen, „auch meine weise Pauline ist vom Spekulationsfieber ergriffen, und beteiligt sich bei Geschäften?“

„Nur als Vermittlerin,“ erwiderte Herr Leves, sich an ihrer Verlegenheit weidend, „aber geschieht es mit Geschick und Glück, so . . .“

„So wird Pauline weiter belohnt,“ fiel Lydie rasch ein, „aber was bekomme ich denn?“

„Den höchsten Gewinn!“ versicherte Herr Leves.

„Das klingt sehr vielverheißend, aber einstweilen möchte mir auch etwas weniger genügen. Bitte, Papa, gib mir die kleinen Ohrringe, welche ich unlängst bei Dir gesehen, und welche Du die Tautropfen nennst.“

„Sie sind so kostbar, dass ich sie für Dich zu einem festlicheren Tage aufbewahren wollte.“

„Du darfst meinem künftigen Bräutigam nicht vorgreifen. Gib sie mir nur immerhin.“

„Nun, wenn Du meinst.“

„Ja, Papa, ich muss morgen schön aussehen.“

Glänzender konnte kein Vorsatz gelingen, denn strahlend schön sah Lydie wirklich aus, als sie in den hellerleuchteten Ballsaal trat, und durch ihre Erscheinung selbst ihrer Mutter und Pauline einen Ausruf der Bewunderung entlockte. Ein weißes Atlaskleid, über das sich eine kurze, von weißen Blüten gehaltene Krepprobe

hinzog, umschloss ihre hohe schlanke Gestalt, welche sich mit angeborener Grazie und leichtem Anstand bewegte, und schon von ferne die Aufmerksamkeit auf sich zog. Ungern nur löste sich der Blick von so vielem Reize los, welchen Schönheit und Geist dem ausdrucksvollen Antlitz verliehen. Durch das dunkle Haar schlang sich ein Kranz von natürlichen Kamelien; jeder moderne Schmuck schien verschmäht, denn Hals und Nacken blendeten nur durch Form und Farbe. Nur die herrlichen Brillanten in den Ohren sprühten in wunderbarem Feuer, aber anziehender, geheimnisvoller und tiefer leuchtete es aus Lydiens dunklen Augen.

Mit Stolz betrachteten sie ihre Eltern. „Wie möchte Oppert entzückt sein, wenn er sie so sähe," dachte Herr Leves, und seine Frau; nicht einem Grafen allein, sondern einem Fürsten könnte Lydie sich würdig zur Seite stellen. Ihrer heimlichen Betrachtung konnten aber beide sich nicht lange mehr hingeben, denn befreundete Herren stellten sich schon als die ersten Gäste ein.

Lydie ergriff Paulines Arm, um noch einmal mit ihr die Räume zu durchmustern. Die Wohn- und Esszimmer, durch Dekorationspflanzen und blühende Topfgewächse in ein Treibhaus verwandelt, waren nicht so lichtdurchflutet, wie die Salons, aber die Beleuchtung tat dem Auge wohl, und war auf das Vorteilhafteste berechnet. Effektvoll trat hervor, was sich den Blicken zunächst zeigen sollte. Einen passenderen Platz hatten hier die marmornen Kandelaber gefunden, wie bei dem Kamin im Salon. Von den Lichtbüscheln, welche sie trugen, zum ersten Male vollständig beleuchtet, zeigten sich die schön verschlungenen Genien wie zauberhafte Lichtgestalten. Nun trat erst ihre Schönheit ganz hervor, da Schatten und Licht, wie der Künstler es berechnet hatte, wirken konnten. Zwischen den Kandelabern stand ein kleiner schwellender Diwan, und als jetzt die beiden schönen Mädchengestalten sich daraufsetzten, ahnte Pauline nicht, dass sie sich ohne Nachteil

in einer Umgebung zeigen konnte, welche dem geläutersten Sinn zu genügen vermochte.

Das einfache weiße Muslinkleid, das sie trug, schmiegte sich so zart an ihre geschmeidigen Formen, dass sie frischer und jugendlicher als je darin erschien. Zum ersten Male, und erst nach langem Kampfe mit Lydien, trug sie den Nacken und die Arme bloß, hätte sie ihren Vorteil verstanden und beabsichtigt, so würde sie sich wahrlich nicht so sehr dagegen gesträubt haben. Nicht wie Lydie zog sie den Blick auf sich, aber sicher wandte er sich nicht von ihr, wenn er erst ihre sinnige Schönheit erfasst hatte, die jeden schärferen Beobachter sympathisch berühren musste. Herrn Leves zu Ehren hatte sie den Korallenschmuck angelegt, und die dunklen Perlen hoben ihren zarten durchsichtigen Teint.“ Ihr weiches reiches Haar hatte sie, wie immer, selbst geordnet, aber ehe sie es sich versah, sprang Lydie auf, und brach von einem blühenden Strauch eine dunkelrote Kamelie mit einigen Knospen, welche sie ihr, ehe sie es zu verhindern vermochte, in den Haaren befestigte.

„So!“ sagte sie befriedigt lächelnd, „sehen Sie doch einigermaßen aus, als gehörten Sie zur Gesellschaft.“

„Aber für mich passen keine Blumen.“

„Immer besser noch, als durch gesuchte Einfachheit aufzufallen,“ erwiderte sie rasch, indem sie Pauline, welche sich nun keinen Einwand mehr erlaubte, mit sich fortzog. Vor ihrem eignen Bilde, an dem heute der Efeu sich hinaufzog, und den Rahmen deckte, blieb sie einen Augenblick stehen.

„Wollen Sie sehen, wie Sie in einem grünen Kranze sich ausnehmen werden?“ fragte Pauline sie neckend.

„Viel lieber, wie mir ein Diadem stände,“ erwiderte sie in einem Ton, der scherzend sein sollte, und doch wie Ernst klang.

Pauline seufzte und blickte auf den Platz hin, wo früher das

Porträt der Großmutter gehangen, und der jetzt durch eine Etagere mit Topfgewächsen verdeckt war.

„Sehen Sie! sagte Lydie, die ihre wehmutsvollen Blicke wohl bemerkt hatte, „jetzt sprossen auf dieser Stelle frische Blüten, die süßen Duft verbreiten. Wiederholen wir deshalb, was der Dichter sagt: Nur der Lebende hat Recht. Doch wozu in dieser Stunde ernste Betrachtungen, versuchen wir lieber einen Tanz.“ Und mit gewinnender Anmut legte sie ihren Arm um Pauline, die sie lächelnd umschlang und mit Bedauern gestand, dass sie noch nie getanzt habe.

„So ist Ihnen das größte Vergnügen unbekannt, dann fürchte ich, Sie werden heute keine angenehme Unterhaltung finden.“

„Für die habe ich gesorgt,“ erwiderte statt ihrer Herr Leves, der sie aufzusuchen kam, „denn ich habe zwei Herren geladen, von denen einer, dessen bin ich überzeugt, die freundschaftlichste Gesinnung für Sie hat.“

„Und sie werden kommen?“ rief Pauline überrascht.

„Sie sind schon da, und erwarten Sie im Salon.“

„Mich?“ fragte sie verlegen, „Sie meinen wohl Lydie!“ Denn ganz erfüllt von dem Gedanken an sie, wähnte sie, durch eine plötzliche Ideenverbindung verleitet, der junge Oppert mit ihrem Onkel wären angekommen; und mit beflügelten Schritten und geröteten Wangen folgte sie Herrn Leves.

In der Mitte des zweiten Salons standen neben Madame Leves zwei Herren, denen sie sich jetzt näherten. Der eine schien jung, elegant und von tadelloser Haltung; der andere hatte eine große, starke Figur und entschieden das Gepräge des Alters. „Ist das der Onkel?“ fragte sich Pauline, und vor Aufregung erbebend, blieb sie hinter den Herren stehen; aber der eine merkte ihre Nähe, wendete sich rasch um, und reichte ihr mit freundlicher Begrüßung die Hand.

Verwirrt und enttäuscht legte sie die ihrige hinein, denn sie blickte

in das joviale Gesicht ihres früheren Reisegefährten, des Notars aus Pommern.

„Wie ein Diplomat habe ich geschwiegen!“ rief Herr Leves, sich vergnügt die Hände reibend, „und nicht durch eine Silbe verraten, dass mein alter Freund mich gestern im Comptoir ausgesucht, und mir versprochen hatte. mit seinem Neffen heute unsern Ball zu besuchen.“

„Sie haben sich brav gehalten, wie gewiss immer Fräulein Leves gegenüber,“ erwiderte der Notar in seinem alten halb neckenden, halb ironischen Ton. „Aber wissen Sie, Fräulein, dass ich Sie hier habe erwarten müssen, um Sie wieder zu erkennen, obgleich Sie sich auf das Angenehmste meiner Erinnerung eingeprägt haben, und so tief, dass ich um Sie wieder zu sehen, selbst den Besuch eines Balles nicht scheute.“

„Das Opfer, das Sie bringen, ist eben nicht groß,“ meinte Herr Leves, „denn es erwartet Sie auch eine Spielpartie.“

„Der ich gerne entsage, kann ich mir dadurch das Vergnügen Ihrer Unterhaltung sichern,“ sagte der Notar zu Pauline gewendet, „doch ich vergesse, dass mein Neffe auch danach geizt.“

Er wandte sich um. Der Assessor wechselte eben einige Worte mit Lydien, welche ihm von ihrer Mutter vorgestellt, aber gleich darauf wieder von anderen Gästen in Anspruch genommen war. Suchend schweiften seine Blicke über die anderen Damen hin, und erst als sein Onkel ihn vor Pauline führte, und sie ihn freundlich begrüßte, erkannte er sie, mehr vielleicht noch an ihrer milden Stimme, als an ihrer Gestalt. War diese edle sympathische Erscheinung wirklich jenes einfache, unscheinbare Mädchen, dessen tiefe eigentümliche Sprache ihn so seltsam ergriffen hatte? Vermochte sie noch einen äußeren Reiz zu dem zu fügen, mit dem sie ihn damals geistig umstrickte, so dass er noch lange hatte ihren Äußerungen nachsinnen, und in der ersten Zeit unwillkürlich bei allem, was er betrachtete und tat, ihren Maßstab anlegen müssen —

bis er endlich die Erinnerung an sie verdrängt, und sich frei gemacht hatte.

Sein Erstaunen unterdrückend, sagte er nach einer kleinen Pause: „Mit Vergnügen sehe ich, dass der Aufenthalt in Petersburg Ihnen, mein Fräulein, mehr noch als Sie hofften, geboten haben muss.“

Wehmütig war das Lächeln, das bei diesen Worten Paulines Lippen umspielte, auch ihre klaren Blicke umschleierten sich. „Wann hätten je die Umstände,“ erwiderte sie mit einem leichten Seufzer. „den Forderungen und Wünschen eines warmen Herzens entsprochen!“

„Aber Sie sind zu Ihren nächsten Verwandten gereist,“ bemerkte er.

„Vielleicht nicht mit der rechten Hingebung und Liebe, denn ich vermochte nicht, die ihre mir zu gewinnen, und als ich das erkannte, trennte ich mich von ihnen. Das leise Beben ihrer Stimme verriet ihm allein, was sie dort gelitten hatte.

„Seltsam,“ sagte er mehr zu sich, als zu ihr. „Und mir erscheinen Sie in sich mehr abgeschlossen, also glaubte ich auch, befriedigter.“

„Zum Teil mögen Sie Recht haben. denn immer folgt der Sieg wenigstens nach einer Richtung hin dem ehrlichen Kampfe.“

Dieser Kampf hatte ihr Inneres, wenn auch nicht unangetastet, doch unverändert gelassen . . . das erkannte der Assessor leicht, dessen Spannung sich bei der harmlosen Klarheit und zwanglosen Gunst, mit welcher Pauline sich mit ihm unterhielt, sogleich löste. Aber der Onkel ließ es zu keiner Ausschließlichkeit kommen; er reizte wieder wie früher ihren Scharfsinn, und wie Schwerter funkeln, die sich kreuzen, flog der Witz oft sprühend in Angriff und Abwehr. Pauline wurde dadurch in eine ballgemäßere Stimmung gehoben, als die war, in welche sie die Berührung mit

dem Assessor gebracht hatte, und mit wahrhaftem Vergnügen schaute sie sich in den jetzt schon mit eleganten Gästen gefüllten Räumen um.

Die ältern Herren zogen sich in die Spielzimmer zurück, wohin der Notar dem Doktor, welcher der Madame Leves die Entschuldigung seiner Frau, und Pauline herzliche Grüße von ihr brachte, folgte. Rings auf den Fauteuils platzierten sich die Damen, welche durch Brillanten und Spitzen ihre mangelnden Reize zu ergänzen suchten, und überall standen in lieblichen Gruppen, oder gingen auf das anmutigste verschlungen schöne Mädchen umher; dennoch ragte Lydie unter allen hervor, und wo sie vorüber ging, erhob sich ein leises Flüstern. Die Blicke der Männer und Frauen folgten ihr teils mit verlangendem, teils auch mit schlecht verhülltem neidischen Staunen. Sie aber hatte für alle dasselbe anziehende Lächeln, dieselbe freundliche Begrüßung. Pauline allein merkte, dass sie zerstreut war, und sich am Eingang des ersten Salons vorzugsweise aufhielt. Sie musterte den Kreis der Herren, welcher sich im Mittelpunkt des Salons bildete, aber so viele glänzende Uniformen und distinguierte Gestalten auch daraus hervorragten, den Grafen erblickte sie nicht.

Wie Lydie ihre Aufmerksamkeit, so fesselte sie die des Assessors, welcher vielleicht der einzige junge Mann war, der nicht vor allen der schonen Tochter des Hauses seine Huldigung darbrachte. Kaum ertönten die einladenden Klänge der Tanzmusik, so näherte er sich Pauline wieder und bat um einen Tanz.

Erstaunt blickte Pauline zu ihm auf. „Sie tanzen?“ fragte sie statt zu antworten.

„Erscheint Ihnen das so unglaublich?“

„Das eben nicht, aber …“

„Bitte, sagen Sie mir offen, warum es Sie befremdet?“

„Weil ich glaube, Ihnen fehle jene liebenswürdige Naivität, mit der man sich dem Tanz hingeben muss, und dass Sie über-

haupt nicht harmlos genug sind, um das Vergnügen auf dem glatten Parkett eines Salons zu suchen.“

„An Ihrer Seite kann ich es überall finden,“ erwiderte er ausweichend aber lächelnd.

„Verirren Sie sich nicht auf das Gebiet Ihres Onkels, indem Sie mir schmeicheln,“ sagte sie ernst, „sonst muss ich ja bedauern, mit Ihnen so offen gesprochen zu haben, wie ich es gerne mit Personen mag, mit denen ich, wenn auch nur einmal, in geistige Berührung getreten.“

„Nun wohl, Sie sollen nichts Ähnliches mehr von mir hören, wenn Sie versprechen, zu mir auch auf weitere Strecken so wahr zu sein, wie Sie es auf unserer kurzen Reise gewesen,“ erwiderte er so feierlich bewegt, als ob es sich um einen entscheidenden Akt handle.

Ruhig legte sie ihre Hand in die seine, und während er sich überwinden musste, um sie nicht an seine Lippen zu ziehen, fühlte sie sich von jener plötzlichen Ideenverbindung, deren geheimnisvolles Gewebe wir vergebens nachzuspüren suchen, erfasst, und zurück in den Postwagen versetzt, in den sie ihre erste Fahrt gemacht hatte. Als in diesem Augenblick Graf Hüben, sich vor ihr verneigend, vorbeischritt, tauchte das Bild jener Gutsbesitzer in ihr auf, welche zuerst durch ihre Mitteilungen ihre Illusion über die höheren Stände vernichtet hatten, und als sie auf des Assessors Befragen den Namen des Grafen Hüben wiederholte, erinnerte sie sich klar, ihn von jenen Herren gehört zu haben. Sicher war er jener Attaché, welcher die Tochter des Obersten verlassen, weil ihre Großtante sie nicht, wie man erwartete, zur reichen Erbin gemacht hatte. So täuschte sie sich nicht; so entsprang seine Annäherung an Lydie aus Berechnung Wie konnte sie ihn fern von ihr halten?

Noch immer ruhte die Hand des Assessors in der ihren, sie standen, als wollten sie eben zum Tanz antreten, und als wäre

es auch ihre Absicht, so rasch zog ihn Pauline nach dem Ballsaal hin. Sie hatte richtig kombiniert; Lydie hatte sich den Tanz freigehalten, gewiss in der Hoffnung, ihn dem Grafen gewähren zu können, welcher sie aber noch nicht erblickt hatte, weil er von Herrn Leves im Erfrischungszimmer zurückgehalten, mehreren Herren vorgestellt wurde.

„Ich bedaure wahrlich, meine Herren!“ sagte Lydie eben zu mehreren Offizieren, die einen Tanz von ihr wie eine Gnade erboten, „dass ich diesen, wie ich schon früher bemerkte, vergeben habe, und seltsamerweise nicht einmal weiß, an wen, denn in meiner Tanzordnung finde ich nur einen Strich, keinen Namen.“

„Man stellt sich bereits zum Tanz, und wenn der Glückliche, dem Sie, meine Gnädige, ihn huldvoll zugesagt haben, zögert, so verdient er nicht, dass Sie ihn erwarten,“ sagte einer der jungen Männer.

„Lassen Sie meinen Reisegefährten diesen glücklichen Namenlosen sein!“ flüsterte Pauline nur dem Assessor und Lydien verständlich ihr zu. Sie wandte sich rasch um, und reichte, vielleicht selber froh, der Verlegenheit überhoben zu sein, dem Assessor die Hand, welcher seine Überraschung durch eine Verbeugung verbarg, und sie mit stolzem Anstand in die Reihen führte.

Ohne Absicht, doch nicht ohne Vergnügen sah er sich der Gefeierten so nahe. Nie, das musste er sich gestehen, hatte er eine blendendere Schönheit gesehen, aber sie war es nicht allein durch Form und Farbe, sie war auch durchgeistigt, und durch eine stolze Siegesgewissheit geadelt. Dennoch beobachtete er sie mehr, als er sich ihr hingab, und bald bemerkte er, dass sie bei dem Gruß desselben Herrn errötete, welchem auch Paulines Blicke gefolgt waren.

Nicht eitel genug, um ausschließlich die Aufmerksamkeit seiner Tänzerin zu beanspruchen, reizte es ihn doch, sie durch seine Unterhaltung zu fesseln, und geschickt dem Grafen, welcher ge-

schmeidig durch die Menge drang, den Zugang zu ihr zu erschweren. Jener bemerkte es, und die Herren sahen sich mit scharfen Blicken an, wodurch sie seltsamerweise erkannten, dass sie sich nicht fremd waren, dennoch tauschten sie nicht einmal Grüße aus, und als gleich darauf die Musik verstummte, zog sich der Assessor von Lydien zurück.

Pauline hatte Recht. Er war nicht einer von denen, die das Vergnügen in glänzenden Gesellschaften suchen; ihm konnte es nur da entspringen, wo er Raum hatte, sich geistig geltend zu machen. Auf dem Lehrstuhl, auf der Rednerbühne, im Conseil wäre sein Platz gewesen— einstweilen nahm er trotz seines brennenden Ehrgeizes noch keinen ein, der ihn über die Menge erhob. Er hatte die vorteilhafteste Stelle bei der Stadtbehörde abgelehnt, und war im Staatsdienst geblieben, zum Bedauern seines Onkels, der ihn jetzt nicht ohne Absicht beredet hatte, die Einladung des Herrn Leves anzunehmen Mit reichen Freunden ihn in Beziehung zu bringen war seine Absicht, denn rascher zu einem erwünschten Ziele als die Staatskarriere führt die Verbindung mit einer reichen Erbin. Diese Äußerung, welche der Notar machte, verletzte seinen Neffen, der vielleicht aus ähnlicher Rücksicht danach gestrebt hatte. aber den Grund davon sich nicht klar machen wollte. Jedenfalls war es nicht der, welcher ihn heute hierher geführt, sondern der Wunsch, Pauline wieder zu sehen, und zu erproben, ob sie nur der Neuheit den Reiz ihrer Erscheinung verdankt.

Seine Blicke folgten ihr. Sie schien heute von dem Strudel der Gesellschaft mit fortgerissen, und doch in achtsamer Rücksicht für Madame Leves, diese zu unterstützen. Bald gab sie einem Diener Auskunft, bald holte sie einen anderen mit Erfrischungen herbei, oder gesellte sich zu einigen, von den Herren vernachlässigten Mädchen, zu denen sie sich wahrlich nicht rechnen durfte, denn überall verfolgte man sie mit Aufforderungen zum Tanz, oder suchte sie durch ein Gespräch zu fesseln.

Neue Reihen bildeten sich, denn die einladenden Klänge der Musik ertönten. Die Jugend gab sich der berauschenden Lust, welche der Tanz gewährt, mit wahrer Unermüdlichkeit hin, und während alle in dieser schimmernden Atmosphäre wie gehoben erschienen, Lydie an der Seite des Grafen mit freudiger Erregung dahin schwebte, und mit Wohlgefallen den Weihrauch seiner Huldigung und den Duft seiner Schmeichelei einatmete, suchte der Assessor sich wieder Pauline zu nähern. Es gelang ihm; bald war er mit ihr in einem Gespräch, das, von dem Allergewöhnlichsten ausgehend, sich zu dem Ungewöhnlichsten erhob, und sie über die Schranken hinweg führte, in denen die Gesellschaft sich bewegt. Wieder wehte es ihn aus ihren Worten, nicht wie Poesie, aber wie Labung aus frischem, lauterem Quell an, und auch sie gab sich mit Vergnügen dem eigentümlichen Reiz hin, den sein rasches Erkennen und Verstehen für sie hatte. Was sie in ihrer Unterhaltung berührten, strömte ein Licht aus, das sie selbst erhellte und einander in ihrer Eigentümlichkeit zeigte. Das brachte sie geistig immer näher, und sie kamen sich bald selbst wie längst Bekannte vor. Es war ihnen, als ob sie nicht nur auf ihrem Lebensweg sich flüchtig begegnet wären, sondern als hätten sie ihn eine Strecke gemeinsam zurückgelegt, und in Freud und Leid die Hand sich gereicht.

Abweisend, wie seine Natur es war, erschien es dem Assessor selbst unbegreiflich, dass sich sein Inneres so leicht Pauline gegenüber erschloss, aber nicht unangenehm, nur beschwichtigend und stärkend empfand er es. Sie aber sah in ihrem gegenseitigen raschen Verständnis etwas Einfaches und Natürliches, denn, wie allen ursprünglichen Naturen, fiel ihr nur der Mangel an Wahrheit, nie deren Vorhandensein auf. Darum beunruhigte es sie auch, dass der Graf und Lydie sich immer näher kamen, denn je schärfer sie heute beiden ihre Aufmerksamkeit zuwandte, desto sicherer glaubte sie ein Einverständnis zwischen ihnen zu bemerken. Mitten in der

allgemeinere Huldigung, die Lydie empfing, und in der Hingabe an jenes verführerische Vergnügen, das der befriedigten Eitelkeit entströmt, leuchtete ihr Auge doch in besonderer Freude auf, wenn es den Blicken des Grafen begegnete, und als er jetzt wieder auf sie zukam, nahm sie mit freudigem Stolz seinen Arm, um sich von ihm in den anderen Salon führen zu lassen. Im Vorbeigehen streiften sie Pauline und den Assessor, aber während Lydie ihnen freundlich zunickte, tat der Graf, als hätte er sie nicht bemerkt.

„Wie nannten Sie den Herrn?“ fragte der Assessor.

„Graf von Hüben.“

„Mir war sein Name entfallen.“

„So kennen Sie ihn.“

„Den Titel eines Grafen machte er damals nicht geltend, als ich mit ihm vor einigen Jahren in Berührung kam.“

„Gestehen Sie; diese Berührung war keine, die Ihnen eine besondere Hochachtung für seinen Charakter einflößt?“ fragte Pauline.

„Aber der Jurist müsste ihn freisprechen,“ antwortete er ausweichend.

„Wenn er auch ein Mädchen, das er lange mit Liebe umworben, das bereits seine Braut genannt wurde, aus eigennütziger Berechnung verließ?“ fragte sie scharf.

„Man hat Sie falsch berichtet. Der Graf hat sich nie mit Leontinen öffentlich sehen lassen, und so feurige Liebesbeteuerungen seine Briefe an sie auch enthielten, ich konnte aus keinem die Berechtigung herausfinden, seine Hand als Entschädigung für ihr zerstörtes Lebensglück zu fordern. Alles, was ihr Bruder, ein Universitätsfreund von mir, als solche mir bezeichnete, war, juridisch betrachtet, nicht stichhaltig.“

„Wie. fragte Pauline erstaunt, „die Familie des Obersten

wünschte juridisch ihre Berechtigung an den Grafen nachweisen zu können.“

„Das ist wieder ein Irrtum. Der Vater war nicht Oberst, sondern Lehrer bei einer Realschule gewesen, und mein Freund ist jetzt ein schon viel genannter Arzt, dessen seltene Begabung sich wohl bald allgemeine Anerkennung erringen wird, obgleich es seiner Kunst leider nicht geglückt ist, die gestörte Geistesrichtung seiner Schwester herzustellen.“

Nicht weiter forschte Pauline nach. Rasch erkannte sie, dass es sich um keinen Irrtum, sondern um eine Wiederholung, nur in anderen Verhältnissen aus dem Leben des Grafen handle, der gewiss schon manches Vertrauen getäuscht, manches Herz gebrochen hatte. Ein Gefühl unerklärbarer Angst beschlich sie, von dem sie sich durch Lydiens Anblick freimachen wollte, und es gelang ihr auch wirklich, als sie sah, wie sie lächelnd mit einem jungen Gardeoffizier tanzte.

Lydie feierte heute vollständige Triumphe, ja sogar über den Grafen, den sie durch erregte Eifersucht über die Schranken hinauslockte, innerhalb deren er sich bis jetzt mit diplomatischer Achtsamkeit gehalten hatte.

Der Ball war glänzend und animiert; die Gesellschaft, wenn auch nicht eine aristokratische, doch gewählte. Mit befriedigtem Stolz sah Herr Leves um sich. „Raten Sie einmal,“ sagte er, einen Augenblick bei Pauline verweilend, „wen ich heute noch gerne unter meinen Gästen gesehen hätte?“

„Gewiss die Herren aus London?“

„Nein, nicht an diese habe ich in diesem Augenblick gedacht. Ich wünschte mir einen aus den alten Patriziergeschlechtern unserer Vaterstadt hierher, die ihre Schwelle durch uns entweiht glaubten.“

Pauline stimmte nicht in sein heiteres Gelächter mit ein. Nur trübe Bilder tauchten mit alten Erinnerungen in ihr auf,

und ihr Ausdruck war noch ernst, als sich der Notar und der Doktor zu ihr gesellten und als Strafe dafür, dass sie nicht tanze, sie zu ihrer Tischnachbarin machen wollten. Gern ließ sie sich diese Buße gefallen, und mit Vergnügen folgte sie ihnen in die anderen Zimmer, die in wenig Augenblicken in Speisesäle verwandelt wurden, denn mit rascher Behändigkeit trugen Diener kleine Tische herbei, welche von Silber und Kristall funkelten, und mit den gewähltesten Speisen besetzt waren.

Die Gäste platzierten sich nach eigener Rücksicht und Wahl, und so war der Neigung und Berechnung ein freier Spielraum gegönnt. Früh schon hatte sich der Graf Lydiens versichert, aber nicht vollständig vermochte er den Vorteil zu benutzen, ihr Tischnachbar zu sein. Ihm gegenüber saß der Assessor, mit der noch immer schönen Frau seines Bürochefs. Die Dame hatte diesen Platz gewählt, weil sie einst von dem Grafen ausgezeichnet, noch immer seine Huldigung beanspruchte, und was noch schlimmer war, Lydie protegierte. Wie sollte er nun seine Anziehungskraft auf beide üben? Berührte seine verlockende Stimme Lydiens Ohr, so sah er das Gesicht der Geheimrätin gespannt, als wollte sie erlauschen, was er zu jener sprach, und wenn sein dämonischer Blick sich in Lydiens versenkte, fühlte er unwillkürlich, wie scharf und forschend der Assessor den seinen auf ihn gerichtet hielt. Zurückgewiesen von dem Tische des Onkels unter dem Verwand, dass Pauline nur von alten Herren unterhalten sein wolle, suchte der Assessor seine gereizte Stimmung auf den Grafen zu übertragen, und da es ihm erst mehr durch Schweigen als durch Sprechen wirklich gelungen war, ihn momentan unsicher zu machen, bemächtigte er sich mit Gewandtheit des Gespräches. Wichtige Fragen zu erörtern, hütete er sich wohl, ja er erschöpfte nicht einmal das Interessanteste, sondern berührte es nur. Auf neue und originelle Weise die Liebe, Philosophie und Poesie beleuchtend zog er besonders die Frauen an. Über ihn vergaß die Rätin ihre Pläne

auf die Wiedereroberung des Grafen, und Lydie sah mit Erstaunen, wie das interessante Gesicht des Assessors immer mehr und mehr an Bedeutung gewann.

Bedrängt auf einem Terrain, wo er schon als Sieger einzuziehen glaubte, wünschte der Graf auch ein solcher zu werden, darum ließ auch er seine Geisteswaffen funkelte und sprühen. Aber er schwang sie zu kühn, weil er sein gewohntes Gleichmaß, seine kluge Überwachung verloren hatte, und weiter als je ging, indem er die Zeiten pries, wo die Genialität als ein vollständiger Ablassbrief galt, und der Zauber der Persönlichkeit fähig war, selbst über zweideutige Taten noch einen Glanz zu werfen.

„Das ist noch heute der Fall," sagte der Assessor lachend, mit einem scharfen Blick auf den Grafen: „faules Holz leuchtet noch immer."

Der Graf erbleichte, aber fühlend, dass er sich selbst durch eine Beachtung dieser beleidigenden Worte schaden würde, ging er darüber hinweg, als könnten sie keine persönliche Beziehung haben, und zu dem Zeitalter Ludwig XIV. über, dessen kleidsame Moden er lobte, und daran anknüpfend die Damen beredete: lebende Bilder, oder eine kleine theatralische Vorstellung zu arrangieren, in welcher sie sich im Rokokokostüm zeigen könnten.

Lebhaft ging Lydie darauf ein; sie wollte den peinlichen Eindruck verwischen, den auch auf sie die Worte des Assessors gemacht hatten, und auch die Geheimrätin zeigte sich geneigt, den Vorschlag des Grafen anzunehmen. Die beiden Bankierstöchter, welche mit zwei Gardeoffizieren die kleine Tischgesellschaft bildeten, waren überzeugt, dass ihre Schönheit nur durch das Kostüm gehoben werden könne; so beschloss man, den nächsten Ball, der bei einer dieser Damen sein würde, zum Kostümball zu erheben.

Graf Püttner, der eine der Offiziere, erinnerte sich, dass seine Großmutter, die ehemalige Hofmarschallin, noch einen vollständigen Anzug aufbewahre, mit dem ihr Mann am Hofe Ludwigs XIV.

erschienen war. Ganz famos hoffte er sich darin zu machen, und würdig als Kavalier seiner liebenswürdigen Partnerin erscheinen zu können.

Einen dankbaren koketten Blick warf ihm die liebenswürdige Partnerin zu, während die Geheimrätin den Assessor fragte: „ob sie sicher auf ihn rechnen könne?“

„Nein, meine Gnädige, denn so stolz und freudig ich mich bei allen anderen Gelegenheiten an Ihre Seite stellen möchte, bei dieser Quadrille vermag ich es nicht.“

„Aber warum nicht?“ fragte die schöne Dame ein wenig verletzt.

„Ich mag nicht zum Repräsentanten jenes Zeitalters werden,“ erwiderte er ernst.

„Fehlt es Ihnen denn an jenen geschmeidigen eleganten Formen, die man haben muss, um es zu vertreten, oder wollen Sie sie nicht geltend machen?“ fragte Lydie scharf, die Opposition, welche der Assessor dem Grafen machte, wohl verstehend.

„Jedenfalls, meine Gnädige,“ erwiderte der Assessor so ruhig, als hätte er eben eine Schmeichelei gehört, „erkennen auch Sie, dass ich mich nicht zu einem Kavalier jener Zeit eigne. Aber er zeigte, dass er sie kannte, denn die pikantesten Anekdoten, die ihre Sitten geißelten, erzählte er so lebendig und geistvoll, dass Lydie selbst wider ihren Willen ihm mit Vergnügen zuhörte, und die Heiterkeit, als erst der Champagner entpfropft wurde, allgemein war.

Die verlockenden Töne einer Polka riefen nach dem Souper die Gäste in die Salons zurück. In maßvollem Wirbel führten die Offiziere, die beliebtesten und unternehmendsten Tänzer, zuerst ihre Damen dahin, aber bald schlossen sich die Reihen und gaben auf’s Anmutigste den Rhythmus der Töne im Rhythmus der schönen Formen wieder.

Noch hielt sich die Tanzlust und das Vergnügen auf gleicher

Höhe, und selbst die älteren Gäste zeigten noch nicht jene Abspannung und Langeweile welche sie zu Märtyrern der Bälle machen. An die Spieltische zogen sich die Herren zurück, während die Damen ihre Bemerkungen austauschten. Als das schönste Paar bewunderte man Lydie und den Grafen, welche in den Reihen der Tanzenden standen. „Die Aristokratie der Geburt und des Wesens vereint.“ „Höchst passend, Stellung und Reichtum ergänzen sich. „Ich glaube, sie wird hoffähig?“ hörte Frau Leves im Vorbeigehen flüstern, und ihre mütterliche Eitelkeit fand ihr volles Genüge. — Also hoffähig, wirklich hoffähig! hätte sie bald zu Pauline gesagt, statt sie — weshalb sie eigentlich sie zu sich gewinkt, zu bitten, nachzusehen, warum man mit dem Servieren der Getränke und des Gefrorenen zögere.

Pauline entledigte sich ihres Auftrages, kehrte aber nicht mehr in den Salon zurück, weil das Zusehen des Tanzes sie betäubte. Einige Augenblicke der Abkühlung und der Ruhe suchte sie hinter den hohen Blumenetageren, welche einen Diwan umschlossen und wo zufällig ein kleines Tabouret stand. Das lebhafte Tischgespräch, der Champagner, den sie bei den Toasten der Herren hatte trinken müssen, die Musik und der Glanz der Lichter, alles vereint hatte sie so abgespannt, dass sie unwillkürlich die Augen schloss.

Vielleicht hatte sie nur einige Minuten in einem unerquicklichen Halbschlummer dagesessen, als sie die Worte hörte:

„Sie fragen, warum ich verstimmt bin, und wissen doch, dass es mich schmerzen muss, Ihre Aufmerksamkeit mit jedem eitlen Gecken zu teilen.“

„Ich gehöre heute der Gesellschaft.“

„O, Lydie! werde ich nie fragen dürfen: wann werden Sie mir gehören?“

„Herr Graf“, sagte sie mehr bewegt als zürnend.

„Wenigstens in diesem Augenblicke lassen Sie uns jede Schranke vergessen, und Herz in Herz, Seele in Seele rückhalts-

los ergießen. Warum zögern wir auszusprechen, was unsere Brust bewegt? warum sind wir so kleinlich, uns vor der Gewalt der Liebe zu fürchten, während wir doch nach Erlösung durch sie ringen? O Lydie, hören Sie auf ihre Stimme.“

„Ich höre!“ flüsterte sie, doch ohne zu ihm aufzusehen, denn mit dem Bewusstsein, einem Zauber hingegeben zu sein, fehlte ihr die Möglichkeit, sich demselben zu entziehen.

„Vertrauen Sie mir. Nur gewöhnliche Frauen zögern sich der Liebe zu weihen und den Opfern, welche sie fordert. Sie aber gehören zu den höheren Naturen. Fassen Sie Mut, werfen Sie jede hemmende Fessel fort. Seien Sie erhaben über Vorurteile, welche der blinde Haufen nur noch ehrt. Alle Auserwählten haben immer über die Gesetze gespottet, denn sie konnten sie entbehren. Wagen Sie frei durch sich selbst und durch mich zu werden!“ bat er im verlockenden Tone, indem sein Auge brennend auf ihr ruhte, seine Hand die ihre fest umschlungen hielt; sie wollte sie ihm entziehen und doch strömten elektrische Wellen eines ihr fremden Entzückens durch ihr ganzes Wesen, aber sich zusammennehmend fragte sie: „Und meine Eltern?“

„In eine vollendete Tatsache werden sie sich am leichtesten fügen.“

Als hätte Herr Leves die Worte vernommen und wollte Protest dagegen einlegen, so rasch schritt er in diesem Augenblick auf seine Tochter zu, welche sich auf den kleinen Diwan gesetzt hatte, während der Graf an einer Konsole, die eine chinesische Vase trug, lehnte, und zu Lydien gebeugt mit dem Blick und Ton heimlicher Zärtlichkeit gesprochen hatte. Das Vertrauliche dieser Stellung war dem Vater aufgefallen, und in einem scherzenden, aber dennoch gereizten Tone sagte er:

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Graf, die jugendlichen Helden werden bald auf Sie einstürmen, denn die Entführung meines Töchterchens hat Rebellion erregt.“

„Fräulein Leves ist mir freiwillig gefolgt," erwiderte der Graf stolz, einen langen, mehr forschenden als innigen Blick auf sie richtend.

„Gewiss," sagte Lydie, indem ihr träumerisches Sinnen in eine entschlossene Haltung überging; „ich selbst habe sogar den Herrn Grafen aufgefordert mich hierher zu führen, wo ich ein wenig Ruhe suche."

„Und darüber kannst Du Deinen eigentlichen Zweck verlieren," sagte Herr Leves scharf, der mit Vergnügen einige Hilfstruppen heranrücken sah.

„Welcher ist denn mein Zweck?" fragte Lydie.

„Nun der — Glückliche zu machen," antwortete rasch einer der beiden Gardeoffiziere, welche die Königin des Balles zu suchen kamen.

„Gewiss, mein Fräulein, und da Sie meinem Freunde Graf Tellheim und mir noch Tänze zugesagt haben, dürfen Sie nicht zögern, Ihre Mission zu erfüllen."

Resigniert erhob sich Lydie, aber indem sie ihren Tänzern folgte, tauschte sie noch einen Blick des Einverständnisses mit dem Grafen aus, der sich rücksichtslos, als gäbe es keinen Hausherrn, nach ihrer Entfernung auf den kleinen Diwan warf.

Seinen Übermut schien Herr Leves nicht zu beachten, obgleich er nicht minder davon verletzt war; er wandte sich dem Notar zu, welcher sich bereits von der Hausfrau empfohlen hatte, und nun noch Pauline suchte. Gewiss wird sie im Kredenzzimmer sein, bemerkte er, ihn dahin führend.

Während dessen saß Pauline noch immer auf dem kleinen Tabouret, wo sie unfreiwillig alles mit angehört hatte; wider ihren Willen fühlte sie sich festgebannt. Eine unerklärliche Angst hatte sich ihrer bemächtigt; es war ihr unmöglich, sich zu erheben. Die Worte des Grafen, welche Lydie mit der stolzen Gewissheit seiner Liebe erfüllten, hatten in Pauline neue Zweifel und Sorgen

erweckt. Aber in dem Widerstreit ihrer betäubenden Gedanken sagte sie sich wie zum Trost, dass Lydie kein bindendes Versprechen gegeben, doch ihre Zuversicht wäre geschwunden, hätte sie ihre Blicke, ihr Erröten und Zittern gesehen.

Die Überzeugung ihrer Liebe, welche den Grafen mit Seligkeit hätte durchströmen müssen, wenn er einer tiefen Empfindung fähig gewesen wäre, rief in ihm. nur eine gewöhnliche Heiterkeit hervor. Er summte die Melodie einer Opernarie vor sich hin, und machte sich dadurch bei Pauline völlig verhasst. Endlich erhob er sich, um Lydien in den Salon zu folgen, und hinter den Blumen schlüpfte Pauline hervor.

„Der Graf also war es," sagte der Assessor zu ihr, der von einer anderen Seite hereintrat, und ihn noch zwischen den Portieren des Salons stehen sah, „welcher Sie durch seine Unterhaltung fesselte, während wir Sie vergebens in der Gesellschaft suchten, und mein Onkel sie verlassen musste, ohne Ihnen ein Lebewohl sagen zu können."

„Nein!" sagte Pauline, mit einem Anflug von Stolz und Bitterkeit, „ich habe keine Silbe mit dem Grafen gewechselt."

„Das finde ich natürlich," antwortete er rasch und mit einem so vertrauenden Blick, als hätte sie ihm alles gesagt, was ihr Inneres bewegte. Auch ihr war's, als hätte sie einen Verbündeten gewonnen, und obgleich sie nur flüchtige Bemerkungen austauschten, gab die Art, mit welcher sie sie aufnahmen, ihnen eine tiefere Bedeutung Wie längst Befreundete trennten sie sich. Aber der Gewinn, welcher ihr diese neue Freundschaft verhieß, wog nicht die Besorgnis um Lydie auf, die noch dadurch vermehrt wurde, dass sie nach Beendigung des Balles, jeden freundlichen Austausch vermeidend, sich in ihr Zimmer zurückzog.

Fünftes Kapitel.

_____

Immer auf's Neue las Pauline den Brief des Onkels. Welch' klare Besonnenheit, welch' tiefes Verständnis der Lebensverhältnisse, und zugleich, welch' zartes Eingehen auf höhere Gefühle sprachen daraus! Nein, er hatte ihren Brief nicht missdeutet; mit scharfem Verstande hatte er ihre Ansichten beleuchtet, und mit warmen Herzen ihre Empfindungen aufgenommen. Nie hatte sie sich so begriffen gefühlt; nicht einmal von dem Assessor, mit dem sie erst auf halbem Wege sich begegnete; aber der Onkel hielt mit ihr von Anfang an gleichen Schritt, und doch zeigte er ihr mit einem milden und überlegenen Geiste, wo sie zu weit gehen und sich verirren konnte.

„O, welchen Führer würde sie an ihm gehabt haben, wenn sie sich früher ihm so offen erschlossen hätte; wie viele Irrtümer und bittere Stunden, die ihr innerlich Schrecken und Verwirrung, nach außen so viel Herbes bereitet hatten, wären ihr durch ihn erspart worden! Warum hatte sie sich an den Bruder, warum nicht an ihn gewendet, der ihr sicher ein solcher geworden wäre! Nie aber war sie weiter in den Briefen des Onkels gegangen, als bis zu den Mitteilungen einfacher Tatsachen, denn der Tadel der Tante über ihren ersten Brief an Max hatte ihr den Mut genommen, sich schriftlich frei gehen zu lassen, und erst in dem letzten Schreiben hatte sie gewagt, sich in ihrer Eigentümlichkeit zu zeigen. Der Onkel schien sie schweigend schonen und

gelten lassen zu wollen, obgleich sie nichts getan hatte, was diese Nachsicht verdiente, denn sie erinnerte sich jetzt. dass er nicht einmal mit ihrer Reise nach Petersburg einverstanden gewesen.

Enttäuscht über die Hoffnungen, welche der Freiheitskrieg in ihm erweckt hatte, war er nach Amerika und dann nach London gegangen, um dort nach dem positiven Inhalt des Lebens zu suchen. Er fühlte sich bald in einem Lande heimisch, dessen Gesetze ihm besonders zusagten. Freilich erkannte er auch hier, dass die Gier nach Geld und Einfluss sich auf erkennbare Weise kund gab, und dass wie in jeder größeren Stadt Genusssucht, Eitelkeit und Luxus die verderblichsten Leidenschaften in Bewegung setzten, und man oft unter dem Schein von Moral und Religion nur selbstsüchtige Zwecke verfolgte, — aber wo war dies nicht der Fall? — Und mehr als überall fand er hier noch eine energische Willenskraft, und oft auch noch einen reinen Glauben. Wo diese beiden Quellen nicht versiegt sind, kann immer neues Leben strömen, und in England wird es im Schoße der Familie genährt.

Strebend nach dem Bessern, und sich eines festen Willens bewusst — den er schon als Jüngling durch seine Beteiligung am Freiheitskrieg bewährt hatte sich der Onkel immer bestimmter zu einer abgeschlossenen Persönlichkeit und einem energischen Charakter ausgebildet. Alle Besseren, die ihn kannten, achteten und schätzten ihn, und hätte er das Glück wie seine Grundsätze fest zu halten verstanden, würde er auch äußerlich sich über die Menge haben erheben können. Aber selten nur vermag das Verdienst den Erfolg zu fesseln, und so hatte auch er zu kämpfen und zu ringen, ehe er eine feste gesicherte Stellung einnahm. Er fand sie schon vor längerer Zeit in der Familie Oppert, doch erst seit einem Jahre war er Disponent und Procuraführer dieses so bekannten und geachteten Hauses geworden, obgleich er demselben schon längst durch die freundlichsten Beziehungen angehörte.

In wahrer Freundschaft verbunden war er mit dem ältesten

Sohn des Hauses, den er eine liebenswürdige Persönlichkeit nannte. Er pries seinen scharfen Verstand und seine selbstständige Richtung, ja sogar das Zartgefühl, das ihn stets vor dem leichtfertigen Leben, wie es jetzt wohl junge Leute führen, bewahrt habe. Erst seit er Lydie in Paris gesehen, sei er der Idee einer Heirat zugänglicher und den Wünschen seiner Eltern geneigt geworden.

Einleuchten wollte dem Onkel noch nicht — wie er am Schlusse seines Briefes gestand — dass Lydie die rechte Frau für seinen jungen Freund sei, aber er hoffte, dass nähere Berichte seine Zweifel heben werden. Aufrichtig und offen schien er sie von Pauline zu erwarten, indem er scherzend auf ihre Neigung zu einander hinwies, deren Wurzel bis tief in ihre Kindheit zurückreichte. Ihr Vertrauen brauchte deshalb seine Festigkeit nicht erst durch ihre Korrespondenz zu erhalten.

Nähere Verabredungen über die beabsichtigte Verbindung erfolgten nicht. Paulines Ermessen blieb es überlassen aus dem erhaltenen Briefe Mitteilungen zu machen, und aus Rücksicht für Herrn Leves, dessen ungeduldige Erwartung in dieser Angelegenheit sie kannte, eilte sie, sobald sie sich den Inhalt des Briefes eingeprägt hatte, zu ihm.

Es war am Morgen nach dem Balltag, wo die Damen länger als gewöhnlich ruhten, und Herr Leves sich auf seine Stube zurückgezogen hatte, um wie immer in dieser Zeit seine Privatpapiere und Korrespondenz zu ordnen. Kaum hatte er Pauline erblickt, als er freudig rief: „Ich sehe, ich bin nicht getäuscht worden, Sie haben gute Nachricht erhalten.“

„Gottlob,“ erwiderte sie froh. „Der junge Oppert soll ein Mann sein, der jedem Mädchenherzen genügen kann; ob Lydie sich ihm zuneigen wird, ist freilich eine andere Frage!“

„Ich sollte doch meinen!“ rief Herr Leves. „Aber ist er denn zu dieser Heirat geneigt?“

„Lydie hat einen sehr vorteilhaften Eindruck auf den jungen Mann gemacht!“

„Herrlich, herrlich!“ sagte Herr Leves sich vergnügt die Hände reibend. „Wie sehr wird meine Frau sich freuen, und Lydie selbst kann sich keine bessere Partie wünschen; gegen diese müssen alle, die ihr sich bis jetzt geboten haben, zurückstehen. Oppert ist ein Haus, das gleich nach Rotschild genannt wird, und ich brenne vor Begierde, noch heute mit meinen Frauen von dem Glücke zu sprechen, das uns erwartet.“

„O! tun Sie es nicht! Schweigen Sie gegen Lydie, ich beschwöre Sie darum, denn sie könnte leicht gegen eine Verbindung opponieren, in der sie nur eine Verabredung sieht.“

„Sie irren!“ erwiderte Herr Leves ruhig. „Lydie hat einen scharfen Verstand, der die Regungen ihres Herzens überwacht. Sie weiß, dass man einen solchen Schritt nicht von törichter Leidenschaft geblendet, sondern von ruhiger Überlegung geleitet, tut, und dass man zuerst die Verhältnisse beachten muss.“

Unwillkürlich zuckte Pauline zusammen. Ihr Gefühl sträubte sich gegen diese materielle Auffassung, welche die Ehe zu einem geschäftlichen und bloß kontraktlichen Verhältnis herabwürdigte, aber an den Grafen denkend, wünschte sie doch, Lydie möchte sie festhalten, und darum bat sie nochmals Herrn Leves ihre Unbefangenheit nicht durch vorzeitige Mitteilungen zu stören. Zögernd erst gewährte er ihr das Versprechen, aber seiner Frau gegenüber fühlte er sich nicht gebunden, und kaum sah er sich im Laufe des Vormittags mit ihr allein, als er zu ihr von seinen Erwartungen und Hoffnungen sprach. Unangenehm von der Kälte berührt, mit der sie seine Mitteilungen aufnahm, fragte er sie gereizt, ob sie einen jungen Mann kenne, den sie mit größerem Stolz und innigerer Freude ihren Sohn nennen möchte, als den jungen Oppert.

„In Deinem Sinne nicht; aber Du bringst zu wenig Lydiens Persönlichkeit in Anschlag, die in den höchsten Kreisen Gel-

tung gewinnen könnte. Ich bin überzeugt, sie würde selbst als Gesandtin an fremden Höfen durch Schönheit und Talente Aufsehen erregen.

Scharf beleuchtet durch die Worte seiner Frau sah Herr Leves plötzlich die trauliche Stellung, in welcher er Lydie mit dem Grafen gefunden, und indem sie nochmals vor seinen inneren Blicken erschien, rief er heftig: „Willst Du da hinaus mit Deiner Tochter, so sorgst Du schlecht für ihr Glück! Torheit, Eitelkeit, ja unverzeihlicher Leichtsinn wäre es, wenn Du solche Gedanken in Dir nährtest. Ist sie wirklich mehr als viele andere Mädchen, so soll sie auch auf einen Platz kommen, wo man ihre Vorzüge mit Liebe anerkennt, wo sie geehrt und geschätzt ist, und ihrem Ehrgeize dadurch genügt werden kann, dass sie die erste in ihrem Kreis ist.“

Geblendet oder befriedigt schien Frau Leves keineswegs durch diese Aussicht, denn sie gab kein Zeichen der Zustimmung, und während ihr Mann in heftiger Erregung in ihrem Zimmer auf- und abging, tat sie, als hätte er von den gleichgültigsten Dingen zu ihr gesprochen.

„Du irrst gewaltig. sagte er entschieden, indem er vor ihr stehen blieb, „wenn Du glaubst, ich würde je meine Einwilligung zu einem Übertritt geben, und es ist mir unbegreiflich, wie Du nur einen solchen Gedanken fassen kannst; das Andenken Deiner Mutter allein sollte Dich davor bewahren!“

„So heilig wie mir war gewiss auch die Erinnerung an ihre Eltern allen den angesehenen Familien, deren Kinder zum Christentum übergegangen sind,“ erwiderte sie ruhig.

„Umso größer ist die Schmach, dass sie es getan.“

„Ich könnte Dir die geachtetsten Namen nennen,“ erwiderte sie hartnäckig.

„Für mich sind sie es nicht. Und die Zeit. wo sich eine Taufe allenfalls dadurch erklären lässt, dass man den Söhnen

freiere Lebensbahnen eröffnen, die Töchter mit gebildeten Männern verheiraten wollte, ist jetzt Gottlob vorbei. Wir finden alles, dessen wir zum Glücke bedürfen, in unsern eignen Reihen. Überschaue einmal die jungen Leute, die gestern bei uns auf dem Balle waren. Da gab es Offiziere mit glänzenden Namen, welche ihre besten Studien — frage nur zuerst worin — gemacht haben . . . es mögen ehrenwerte gutmütige junge Leute darunter gewesen sein, aber gewiss nicht die vorzüglichsten Ehemänner. Auch Juristen waren da, mit der Aussicht einst 1200 Taler Gehalt zu bekommen — Künstler, die sich einstweilen ihre Landhäuser malen, statt sie aufbauen zu können; Dichter, denen die ganze Welt, aber nicht das kleinste Kapital gehört, und . . .“

„Das ist eine echt kaufmännische Auffassung, welche Du auseinandersetzest!“ fiel Frau Leves ihm in’s Wort.

„Gestehe selbst,“ erwiderte ihr Mann schon ruhiger, „hättest Du Dir aus der Zahl Deiner Gäste einen Schwiegersohn wählen mögen?“

„Nicht alle hast Du bezeichnet,“ sagte sie.

„Meinst Du etwa den Freiherrn von Lehnau oder Dorn mit ihren verschuldeten Rittergütern, oder den Grafen Hüben mit seinem Gesandtschaftsposten im Mond und seinen Schulden?“

„Schulden hat er nicht.“

„Aber auch kein nennenswertes Vermögen. Und der ist mir vollends zuwider mit seinem Stolz und Hochmut.“

„Früher hast Du selbst ihn gelobt.“

„Ohne mich in nähere Beziehung zu ihm zu denken, aber geflissentlich scheint er sie jetzt zu Lydien zu suchen, und Deine Pflicht ist es, durch Klugheit sie zu verhindern . . . Das fordere ich von Dir.“

„Unmöglich kann ich ihm unser Haus verschließen.“

„Aber es ihm nicht mehr angenehm machen; und vor allem musst Du Lydie von ihm fern zu halten suchen, und nie ein Alleinsein zwischen ihnen gestatten.“

„Nie werde ich mich dazu verstehen meine Tochter zu überwachen; vor dieser Beleidigung werde ich sie schützen," sagte Frau Leves empfindlich.

„Schütze Dich lieber vor Reue."

„Nie hast Du so zu mir gesprochen. sagte sie vorwurfsvoll.

„Gleichgültiger hast Du Dich auch nie bei einer wichtigen Angelegenheit gezeigt, und wichtiger als die, durch welche wir Lydiens Glück zu begründen hoffen, kann für uns keine sein."

„Der junge Oppert hat also um sie angehalten?" fragte Frau Leves einlenkend.

„Er hat die Absicht dazu und wird herkommen, um Lydie näher kennen zu lernen."

„Dann ist ja immer noch Zeit zur Besprechung," erwiderte sie, indem sie das Zimmer verließ.

Zürnend sah er ihr nach. Welcher Hochmutsteufel hielt den sonst so klaren Verstand seiner Frau in Banden, und wodurch könnte er diese lösen? Zu stolz um offen Pauline zur Verbündeten zu werben, hoffte er doch, dass sie ihm eine solche sei. Und er hatte sich nicht geirrt, denn während er mit heftigen Schritten die Stube auf und ab ging, saß sie in Lydiens Boudoir ihr gegenüber und sprach ebenso erfolglos, nur nicht so offen und rücksichtslos zu ihr, wie er oben zu seiner Frau.

Der Name des Grafen wurde von den beiden Mädchen nicht genannt, aber ihre glühenden Wangen, der Eifer, mit dem sie sprachen, verrieten, dass es nicht ohne persönliche Beziehung geschah.

„Ihrem romantischen Sinn," rief Lydie erregt, „sagt es zu, sich zu denken, dass die Liebe geheimnisvoll wie das Saatkorn, tief im Innern verborgen keimt, und sich ihre Mysterien unbewusst vollführen. Nur da kann es sein, wo das Leben selbst traumartig dahinschwindet. Aber die Zeiten sind für immer vorbei, wo es einen Ritter Toggenburg gab . . . und einen Minne-

hof. Keine Frauenverehrung, kein Liebeswerben im mittelalterlichen Sinne ist mehr denkbar; ja selbst jene Gefühlsschwelgerei, wie sie noch am Schlusse des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts herrschte, ist jetzt unmöglich. Die zärtlichen Gefühle des Herzens haben nicht mehr nötig sich mit hohen Gedanken einzuschleichen, und eine Leidenschaft sich unter abstrakte Ideen zu verbergen. Die Poesie und die Philosophie bilden nicht mehr den Vorwand, sich nähern zu können. Offen gesteht man sich, dass man sich zu einander hingezogen fühlt, und ist sich jetzt, wo alles klar zu werden strebt, auch des Grundes dazu bewusst. Auf Tatsachen will sich die Liebe stützen, sie fordert Beweise.“

„Nein, die echte Liebe bedarf keiner Tatsachen und Beweise um zu vertrauen und zu glauben. Die Berechnung allein, welche den Schein von ihr borgt, fordert sie, und diese Forderung kann zu ihrer Erkenntnis führen und muss das Misstrauen wachrufen!“ erwiderte Pauline entschieden.

„Die wahre Liebe ist also voll Hingebung und zu Opfern bereit, noch ehe Forderungen an sie gemacht werden?“ fragte Lydie.

„Gewiss, aber —.“

„Nein, nein, nach Ihrer Ansicht muss es kein aber mehr geben.“

Pauline erbleichte; sie zitterte vor der scheinbaren Folgerichtigkeit, welche Lydie aus ihren Worten ziehen konnte, und um vorzubeugen, fragte sie rasch: „Opferfreudig muss die wahre Liebe sein, ich gebe es zu, aber wer ist denn so leicht fähig, sie zu empfinden?“

Lydie lächelte geheimnisvoll. „O doch,“ sagte sie träumerisch.

„Nein, Lydie, Sie täuschen sich, und sogar über sich selber. Rechnen Sie sich denn wirklich zu denen, die auch das Märtyrertum der Liebe ertragen möchten?“

„Ehrgeizig bin ich nicht nach dem Glorienschein, den es verleiht,“ erwiderte sie lachend, „viel lieber möchte ich mir einen

Myrthenkranz in das Haar flechten. Aber liebe ich erst einen Mann, dann bin ich auch fähig, ihm Opfer zu bringen.“

Leise schüttelte Pauline das Haupt.

„Wie!“ rief Lydie erregt, „Sie zweifeln daran?“

„Bei schärferer Prüfung werden Sie es auch.“

„Nimmermehr!“ rief sie heftig, „das hieße ja zugeben, dass es keine stärkere Macht als die Eitelkeit in mir gäbe.“

„Nein, nein, Ihr Herz ist der Güte und der Leidenschaft fähig. Der flache Strom der Eitelkeit kann sich in die breite Strömung verlieren, die unter der doppelten Gewalt der Ereignisse und der inneren Aufregung einen gewissen Höhepunkt erreichen. Aber gestehen Sie selbst, Sie werden sich nicht dieser Strömung freiwillig hingeben, wenn Sie wissen, dass sie Sie an Ufer führt, wo nur Hütten stehen.“

Lydie schwieg, und erst nach einer Pause sagte sie ausweichend. „Sie bewegen sich immer in Extremen, Pauline, das müssen Sie auch in Anschlag bringen.“

„Nun wohl, lassen wir unsere verschiedenen Ansichten und Empfindungen unerörtert; vermeiden wir selbst alle Vergleiche, und nehmen wir nur einfach an, ein junger Mann von edlem Charakter, warmen Herzen und hoher Gesinnung liebt Sie, und es gelingt ihm auch Ihre Neigung zu gewinnen; aber stolzen Sinnes wünscht er, dass Sie, um sein echtes Weib zu werden, seine beschränkten Verhältnisse mit ihm teilen sollen, dass Sie dem Luxus, dem Überfluss und den schönen Genüssen, welche der Reichtum zu gewähren vermag, entsagen.“

„Das könnte ich nur, wenn das Gefühl für ihn eine so ausschließliche Macht über mich gewönne, dass alle anderen darin untergehen.“

„Sie würden es aber dahin nicht kommen lassen.“

„Und dennoch fühle ich, dass ich einem Manne selbst durch ein Opfer meine Liebe beweisen könnte,“ sagte Lydie gereizt.

„Sie würden etwas aufgeben, um etwas zu erreichen.“

„Pauline!“ rief Lydie vorwurfsvoll.

Jene beachtete es nicht, und fuhr fort. „Das heißt kein Opfer bringen, sondern einen Tauschhandel treiben, wie etwa seine Religion wechseln um eine, sonst unerreichbare Stellung einzunehmen.“

Dieses Mal erbleichte Lydie, und fast zitterte ihre Stimme, als sie sagte: „Sie sind hart, Pauline. und ziehen mit eiserner Strenge Ihre Folgerungen.“

„Verzeihung, Lydie!“ rief sie, indem sie ihre Hand ergriff, und mit dem anderen Arm leidenschaftlich ihren Nacken umschlang, „aber erkennen Sie denn nicht, dass meine Lippen sich am liebsten zu einem Gebet für Ihr Glück öffnen möchten?“

„Und dennoch tun Sie mir weh?“ fragte Lydie empfindlich.

„Weil ich Sie selbst durch Schmerz und Zorn aufrütteln möchte aus dem Bann, in dem Sie befangen sind.“

„Und wenn ich ihn liebe?“

„Aber er ist Ihrer unwürdig,“ erwiderte Pauline, jede nähere Beziehung vermeidend. „O! ich beschwöre Sie, bleiben Sie auf dem Pfad, auf dem Sie bis jetzt so sicher und ruhig wandelten, und der zu Ihrem Glück führen wird!“ fügte sie flehend hinzu.

Sanft machte sich Lydie von ihr los, aber stolz sagte sie: „Lassen Sie mich ruhig meinen Weg gehen; der Leitung bin ich entwachsen, und nicht die Gouvernante, die Freundin suchte ich in Ihnen!“

„Kann ich sie denn sein,“ fragte Pauline mehr traurig als verletzt, „wenn Sie mir keinen Einfluss auf sich vergönnen?“

„Keinem Einfluss kann ich mich fügen, weil ich an zu große Selbstständigkeit gewöhnt bin.“

„O, halten Sie sie nach allen Richtungen fest!“ bat Pauline.

„Nicht Ihren Rat, Ihre Liebe will ich," erwiderte Lydie mild aber fest, indem sie ihr wie zur Versöhnung die Hand reichte, aber nachdem sie sie gedrückt, wandte sie sich um, rief ihre Jungfer und vollendete ihre Toilette, als hätte sie kein Gespräch geführt, das sie noch weiter anzuregen vermöchte.

Tief und schmerzlich tönte es noch lange in Paulines Inneren nach, sie mit geheimnisvoller Besorgnis erfüllend, obgleich sie selbst sich darüber töricht schelten musste, denn heiter und immer gleichmäßig, und nur durch gesellige Begebenheiten bewegt blieb das Leben im Levesschen Hause. Höhere und tiefere Empfindungen schienen von dieser behaglichen Atmosphäre ausgeschlossen, und selbst Lydie nur für den Genuss des Augenblickes zu leben, aber Pauline, welche sie schärfer beobachtete, erkannte bald, dass sie oft in ein träumerisches Sinnen verfiel, reizbar und ungleich in ihrer Stimmung wurde, und mit merklicher Absicht jedes Alleinsein mit ihr vermied. Immer freundlich, aber innerlich abweisend, machte sie Pauline jeden Einfluss auf sich unmöglich, und dennoch wollte sie sie nicht entbehren, ja sie sah es ungern, wenn sie sich nicht immer geneigt zeigte, sie in Gesellschaften und in das Theater zu begleiten.

Der berauschende Eindruck der dramatischen Kunst, dem Pauline früher sich willenlos hingegeben, musste sich naturgemäß schwächen, als sie Vergleiche machen lernte, wo sie früher unbedingt bewundert hatte. So bald trat nicht wieder eine Künstlerin wie die Devrient aus, welche sie auf den Schwingen ihres Genius in andere Sphären trug. Ihre Freude an der Musik blieb sich aber immer gleich, vielleicht war diese Empfänglichkeit für die Auf- und Anregung, welche sie ihr bot, nur eine Form der tiefen Erregbarkeit ihrer Natur, die alle ihre Fehler und Tugenden in einander ausgehen ließ. Sie selbst aber vermochte nicht, in dieses Leben des äußeren Genusses aufzugehen, denn die Kluft, welche ihr früheres Leben von ihrem jetzigen schied, war unausgefüllt. So schroff,

wie sie früher die Not der Armut, sah sie jetzt oft die nutzlose Anwendung des Reichtums, und sie litt darunter, weil sie noch nicht jene Reife erreicht hatte, wo man die Ausgleichung sucht.

Die Arbeit, welche allein das Material zur helllodernden Lebensflamme liefert, fehlte ihr. Sie konnte sich an ihre Muße noch nicht gewöhnen, und das Denken — dass eigentlich keine willkürliche Selbstbestimmung des menschlichen Geistes, sondern sein eigenstes Wesen ist, gewann wieder in ihr Raum. Wohltuend war es für sie, dass sie für dessen Ausfluss schon eine Form gefunden, aber was sie sonst dem losen Blättchen anvertraute, schrieb sie jetzt an ihren Onkel. Frei ließ sie sich ihm gegenüber gehen, sie folgte damit nur einem unabweisbaren Bedürfnis, und berechnet war sie nur darin, dass sie seinen Einfluss zu gewinnen suchte, um den jungen Oppert recht bald zu einer Reise nach Berlin zu bereden.

Beruhigt durch die immer seltener werdenden Besuche des Grafen hatte Herr Leves sich damit begnügt, noch weit verzweigtere merkantilische Verbindungen mit dem Hause Oppert anzuknüpfen, um dasselbe auch von seinen eingreifenden Beziehungen zu überzeugen. Pauline, zu der sein Vertrauen wuchs, überließ er es, direkte Anknüpfungspunkte zu finden. Nicht so leicht konnte er sich mit seiner Frau verständigen. Ihr Hochmut war durch die Verheiratung einer entfernten Verwandten mit einem Grafen, der sogar Majoratsherr war, genährt worden, und erst nach manchem Kampfe hatte sie versprochen, sich seinem Willen zu fügen, und wenn es Zeit sein würde, Lydie für die erwünschte Verbindung zu stimmen.

Zu stimmen? Dieser Ausdruck hob jede Vermittlung auf, und Herr Leves wollte eben seine Missbilligung darüber in scharfen zornigen Worten aussprechen, als seine Tochter mit Pauline in das Zimmer traten. Lydie war zum Ausgehen bereit; sie wollte in die Singstunde zu Signora Marelli, und fragte die

Mutter, ob sie statt Friedrich mitzunehmen, nicht lieber in einer Droschke hinfahren solle? Nur ungern ihren Diener entbehrend, hatte Madame Leves nichts dagegen, und nachdem sie Lydie bis zur Tür mit zärtlichen Blicken begleitet hatte, richtete sie sie fragend auf ihren Mann, als wollte sie sagen: wer ist denn eigentlich dieses Kleinods wert?

Verdrießlich griff bald darauf Herr Leves nach seinem Hut, aber er stellte ihn wieder weg, als der Diener Frau Levy meldete. Das war eine Frau nach seinem Sinne, und in ihrem Ausspruch hoffte er eine Stütze gegen seine eigene Frau zu finden. Längst hatte auch Pauline gewünscht, ihr zugeführt zu werden, nun rief sie erfreut: „So werde ich endlich die Dame sehen, von der ich so viel gehört habe."

„Das Sehen wird Sie nicht sehr befriedigen, denn sie ist hässlich, und schielt auffallend," erwiderte Frau Leves.

„Niemanden, der sie kennt, wird das stören," sagte ihr Mann, und er hatte recht, denn diese alte Dame war in Berlin allgemein durch ihren energischen Charakter und ihren großartigen Wohltätigkeitssinn bekannt und geachtet. Sie ehrte seine Frau, indem sie sie ihre Großnichte nannte, obgleich sich nicht in direkter Weise die Beziehung dieses Verwandtschaftsgrades feststellen und nur durch die Freundschaft, welche sie für ihre Mutter gehegt hatte, erklären ließ.

„Reden Sie sich nur nicht ein, dass ich zu Ihnen komme," rief sie bei ihrem Eintritt in ihrer gebieterischen Weise Frau Leves zu, die ihr mit herzlicher Ehrerbietung entgegenkam. „Nein, das fällt mir nicht ein. Ich suche Ihren Mann auf, mit dem ich etwas beraten will, und da spreche ich im Vorbeifahren lieber selber vor, ehe ich einem Kaufmanne, dessen Zeit kostbar ist, um die seine bringe, indem ich ihn zu mir bitten lasse."

„Sie haben mir also wirklich Ihre Gunst entzogen?" fragte Frau Leves mit aufrichtigem Bedauern.

„Aber womit hat meine arme Frau so Schweres verschuldet?“ fragte Herr Leves statt ihrer.

„Womit? Fragen Sie sie doch selber, sie wird es gewiss besser wissen, wie sie gestern wusste: ob noch Frau Levy existiert.“

„Wenn ich Sie auch nicht oft besuche, so verehre und liebe ich Sie doch,“ erwiderte Frau Leves, „und wie sehr dies allgemein der Fall ist, beweist, dass die Verwandte meines Mannes, Pauline Leves,“ sie wies auf sie hin, „eben hoch erfreut war, als sie hörte, dass Sie uns die Ehre Ihres Besuches gönnen.“

Frau Levy, die Paulines tiefe Verneigung mit einem freundlichen Kopfnicken erwidert hatte, sagte, sich an die Hausfrau wendend:

„Wir leben in einer Zeit, wo wir uns nicht mehr mit Worten begnügen wollen, sondern Tatsachen fordern. Doch das fehlt mir noch, dass ich hergekommen wäre, um Ihnen Vorwürfe zu machen. Nein, mein Kind, da habe ich Wichtigeres zu tun! Zunächst mich mit Ihrem Manne zu beraten, wie ich einem jungen Manne, brav, tüchtig, voll Kenntnisse und Energie ein wenig unter die Arme greifen kann. Sie werden sagen, wenn er das alles ist, braucht er mich nicht, aber er hat leider mehrere Monate am Nervenfieber danieder gelegen; selbst mein Arzt hat an seinem Aufkommen gezweifelt Der liebe Gott hat aber dennoch geholfen — ich einstweilen seiner alten Mutter, die er bis jetzt anständig ernährt hat, und für die etwas anzunehmen er nun zu stolz ist. Wir müssen ihn also auf eigne Füße stellen. Der Platz, den er früher eingenommen, ich weiß nicht recht, genügt er ihm nicht mehr, oder ist er schon anderweitig besetzt, ist also für ihn nicht vorhanden. — Kurz, als ich gestern hörte, dass Sie, mein lieber Herr Leves, mit zu denen zählen, welche eine neue Bank errichten, habe ich gleich beschlossen, Sie zu bitten, meinen jungen Freund dabei mit einem hübschen Gehalt zu platzieren. Garantie für ihn, wenn es außer meines Wortes deren noch bedarf, will

ich Ihnen gerne geben, und meines herzlichen Dankes sind Sie sicher, oder ich vielmehr der Ihren, wenn Sie sich erst von seiner Tüchtigkeit werden überzeugt haben.“

„Gemeldet haben sich schon viele, aber es versteht sich, dass Ihr Schützling zuerst berücksichtigt werden soll, vorausgesetzt, dass er meinen Erwartungen und Ihren Worten entspricht.“

„Ich hoffe, Sie zweifeln nicht daran,“ erwiderte Frau Levy mehr empfindlich als dankbar. und ihre Stimme klang dabei noch tiefer als gewöhnlich.

„Nein, nein, gewiss nicht, wo ich allein entscheiden darf,“ beeilte sich Herr Leves zu versichern, „denn ich weiß ja,“ fügte er lächelnd hinzu, „dass Ihre Worte, verehrte Frau, nicht allein stets wahr sind“ sondern dass an ihnen auch nichts zu beugen ist.“

„Ja,“ sagte Frau Levy stolz, ihr greises Haupt zurückwerfend, „das hat selbst der König erfahren.“

„Der König?“ fragte Frau Leves erstaunt.

„So weißt Du es nicht, dass unsere verehrte Frau Levy jene weltbekannte Anekdote Friedrich des Großen mit dem Müller von Sanssouci wieder in’s Leben gerufen hat?“

„Das heißt, mich zu dessen Nachahmerin machen,“ sagte die alte Dame gereizt, „und ich habe wahrlich nicht an ihn gedacht, sondern an teure Erinnerungen und liebe Gewohnheiten, als ich dem Könige abschlug, mein Eigentum herzugeben, damit er den Bau des Museums soweit ausdehnen kann, wie er will *).“

„Sie sind immer eine der tapfersten Frauen gewesen, und haben sich nie gescheut, das zu vertreten, was Sie für Recht halten,“ sagte Herr Leves mit aufrichtiger Verehrung.

„Dem Könige haben Sie wirklich etwas verweigern können?“ fragte Frau Leves erstaunt.

„Hier handelte es sich nicht um Etwas, sondern um mein

_____

*) Es geschah etwas später als um diese Zeit.

Haus, das ich bezogen, als es noch wie auf dem Lande lag, umgeben von einem herrlichen alten Garten, mit feinen schattenreichen Bäumen, der es schon damals zu einem wünschenswerten Besitz machte, weil mitten in der Stadt ein gleich großer nicht zu finden war. Wer gibt auch überdies gerne freiwillig eine Stätte auf in der er Wurzel gefasst hat? Den größten Teil meines Lebens habe ich darauf verlebt, nun will ich es auch dort beschließen.“

„Aber fürchten Sie denn keine Missdeutung, wird man diese Gründe gelten lassen, und sie nicht aus der Halsstarrigkeit der Juden herleiten?“ fragte Frau Leves, die nichts so sehr scheute, als wodurch man sich als solche bemerkbar machte. Erstaunt sah ihr Mann sie über den Mut an, mit dem sie wagte, der alten Dame einen Einwand zu machen, aber Frau Levy nahm ihn wider Erwarten ruhig auf.

„Das muss ich mir gefallen lassen, ja ich leugne nicht einmal, dass ich sogar nichts dagegen hätte. Man hat wahrlich in uns nicht den Gemeinsinn genährt durch die Art, mit der man uns behandelt hat. Freilich sind wir jetzt besser daran, als unter Friedrich dem Großen, aber noch immer haben wir nicht, was uns gebührt. Übrigens habe ich, wie die Regierung uns, auch halbe Zugeständnisse gemacht, und gestern meinem lieben Alexander von Humboldt, der zu vermitteln kam, einen kleinen Teil meines Gartens für den neuen Bau hergegeben.“

„Ich bin überzeugt, Sie opferten den ganzen,“ sagte Herr Leves, der zu seinem Bedauern bemerkte, dass die alte Dame sich schon erheben wollte, „wenn Sie dadurch die Gleichberechtigung der Juden erkaufen könnten?“

„Ja, für den Preis gäbe ich ihn gerne dahin,“ erwiderte Frau Levy warm, „denn Sie wissen es, dass ich von je her meine Mission darin gesucht habe, für unsere Nation. sei es in Abwehr oder Förderung zu wirken, und dass auch jeder Fortschritt, errin-

gen wir ihn von außen, oder gewinnen wir ihn durch größere Bildung und Gesittung, mich erhebt.“

„Darum wird sich Ihr Geist immer frisch erhalten, und Sie werden noch lange unseren Frauen zum Vorbild dienen können,“ sagte Herr Leves.

„O, gewiss!“ rief Pauline unwillkürlich; lächelnd sah die alte Dame sie an.

„Wenigstens darin,“ sagte sie, „dass ich mir nie ein schmähliches Zugeständnis habe abringen lassen, und wäre es nach meinem Sinne gegangen, so würde keines, selbst nicht das entfernteste Mitglied unserer Familie, unsern heiligen Glauben verlassen haben.“

„Sie billigen es also nicht, dass Ihre Nichten sich mit Männern aus der höchsten Aristokratie verbunden haben, wie Graf Wimpfen, und …“

„Bewahre!“ fiel ihr Frau Levy heftig in’s Wort, „und ich frage Sie selbst, Sie, die ich eigentlich im Verdacht des Ehrgeizes, natürlich des falschen habe — nehmen meine Nichten eine solche Stellung ein, wie ihre Mütter. meine Schwestern Arnstein und Eskeles eingenommen haben? Geizen die bedeutendsten Persönlichkeiten, die höchste Aristokratie, ja Fürsten und Königssöhne auch danach, bei diesen jetzt wirklichen Baroninnen und Gräfinnen eingeführt zu werden? Nein, und abermals nein, das kann ich, ihre leibliche Tante, Ihnen bezeugen. Aber wohlbekannt ist es, dass namentlich der Salon meiner Schwester Fanny, die wie alle anderen immer Jüdin geblieben, der beliebteste in Wien, selbst zu einer Zeit war, wo in dieser Residenz die ausgezeichnetsten Männer Europa’s und die liebenswürdigsten Frauen sich vereinten. Der Kaiser Alexander hat es meiner Schwester während des Kongresses oft wiederholt, dass er sich am behaglichsten in ihrem Salon fühle, und so oft er es ermöglichen konnte, ist er darin erschienen; nicht minder strebten die Erzherzöge und Prinzen danach, sich dort in

ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu zeigen. Noch denke ich mit Vergnügen daran, wie ich mir, als ich damals bei ihr zum Besuch war, alle volltönenden Namen derjenigen nennen ließ, welche sich in diesen Räumen bewegten, und deren Ruhm und Persönlichkeit noch weit über Europa hinaus gekannt und geehrt waren. Damals empfand ich auch etwas, das einem befriedigten Ehrgeize glich, denn ich konnte mir sagen: dass meine Schwester die Ehre, der Mittelpunkt einer solchen Gesellschaft zu sein, nicht mit einem schmählichen Religionswechsel erkauft habe. Nie hat sie, wie eine andere bedeutende Frau, zu ihrer eignen Schmach gesagt: dass sie sich schäme, als Jüdin geboren zu sein.“

Selten erging sich die alte Dame in solchen Mitteilungen, und wie von Erinnerungen bewältigt, machte sie jetzt eine Pause, welche Frau Leves benutzte. indem sie sagte:

„Die Damen Arnstein und Eskeles haben immer eine rühmliche Ausnahme gemacht.“

„Und sich immer strenge innerhalb der Grenzen gehalten, welche ihnen durch ihre Geburt angewiesen worden sind,“ erwiderte Frau Levy lebhaft. „Fanny zeigte den Wienern, dass eine Jüdin ebenso bedeutend wie die höchste Aristokratin sein kann; ja man behauptete allgemein, dass sie alle vornehmen Damen nicht allein durch Schönheit und Anmut überstrahle, nicht nur durch ihren scharfen Verstand und Witz allein verdunkle, sondern auch durch ihren sicheren vornehmen Ton und ihr Betragen, denn die gediegenste Geistesfreiheit und Bildung war ihr eigen. — Was ich aber mehr an ihr liebte, als diese seltenen Eigenschaften, welche sie zu einer Fürstin der großartigsten Geselligkeit erhoben, die weit hinaus wohltätig und anregend, vermittelnd und fördernd wirkten — war ihre reine, hochherzige Gesinnung. Wie vielen hat sie ihre großmütige Teilnahme und Freigebigkeit zugewendet; wie vielen ein dauerndes Lebensglück und den Weg zu Einfluss und Reichtum eröffnet! Das macht aber, weil sie nicht bloß gab, sondern

auch mit kluger Einsicht und unverdrossener Tätigkeit ihre großen Mittel verwendete.

„Unsere Glaubensgenossen in Wien haben es ihr zu danken, dass sie von dem harten schmachvollen Druck, der auf ihnen lastete, zum Teil wenigstens befreit worden sind, denn sie zeigte durch ihr Beispiel, dass sie die freieste, geachtetste Stellung würdig einnehmen können. Jedes Vorurteil musste vor der Macht ihrer echten Gesinnung sich beugen, und ihr wurde auch die große Ehrenauszeichnung zuteil, dass der sonst so fest geschlossene und streng gehütete Kreis des höchsten Adels in Wien sich für sie öffnete und dessen Damen sie baten, mit ihnen gemeinsam für die Notleidenden zu wirken."

„Die Männer Ihrer Schwestern sind ebenso ehrenwert wie sie, und nehmen ebenfalls eine hervorragende Stellung in der Finanzwelt ein …" sagte Herr Leves.

„Sie haben recht. Überall nennt man die Namen der Barone Arnstein und Eskeles mit Auszeichnung. Aber wir Schwestern haben uns alle nach dem Willen des Vaters verheiratet, welcher zwar auf das Beste für uns sorgte, und uns eine vorzügliche Erziehung geben ließ, aber unsere eignen Wünsche wenig berücksichtigte. Zu Friedrich des Großen Zeiten führten die Väter ein anderes Regiment als jetzt, wo sie selbst oft erst nach der Meinung ihrer Kinder hinhorchen, ehe sie die eigene aussprechen," erwiderte die alte Dame.

Fand Frau Leves in dieser Bemerkung eine Anspielung, die sie nicht weiter erörtert wünschte, oder hatten sie sie überhört. Sie fragte ein wenig zusammenhangslos und indiskret plötzlich.

„Haben Sie den Fürsten Lichtenstein gekannt, dessen trauriges Ende durch seine Liebe zu Ihrer Schwester Fanny veranlasst wurde?"

Nicht zürnend und mit abweisender Strenge, wie Pauline es

erwartete, sondern mit wehmütiger Milde, die ihr selten in diesem Grad eigen war, antwortete die alte Dame:

„Nein, ich habe ihn nie gesehen, ich weiß nur, dass er schön, glänzend und liebenswürdig, besonders aber ein hochherziger Charakter war, und dass meine Schwester ihm eine tiefe Erinnerung immer bewahrte, obgleich er ihr schönes Leben getrübt hat. Er wollte darin eigenmächtig eingreifen, ihren Besitz trotz des Widerspruches, der aus den Verhältnissen und ihrem eignen Willen entsprang, erringen, denn seine Leidenschaft für sie war so tief und mit einer so hohen Verehrung verknüpft, dass er alles aufbot, um sie zu bewegen, seine Hand anzunehmen. Es hat ihr manchen Kampf gekostet, ehe sie vermochte, seine Liebe in ein ruhiges Maß zu lenken, und ihn in die Schranken zurückzuführen, die alle Männer ihr gegenüber nicht überschreiten durften. Den leidenschaftlichen Bewerber um ihre Gunst wollte sie nicht dulden, aber den Freund sich erhalten, und schon glaubte sie seiner sicher zu sein, als die Neigung eines anderen Mannes ihn auf's Neue reizte. Es war ein Domherr, der Fanny mit seiner Huldigung verfolgte, und ihr abweisendes Betragen durch ihre Neigung zu dem Fürsten sich erklärend, einen tödlichen Hass auf ihn warf. Er suchte Streit mit ihm, dem Jener auch nicht auswich, und die Folgedavon war ein Duell, in dem der Fürst tödlich getroffen wurde.“

„Dieser Fall muss viel Aufsehen gemacht haben, da die vornehmsten und mächtigsten Familien dabei beteiligt waren,“ sagte Frau Leves.

„Er wurde damals in allen Zeitungen und Journalen besprochen, und ich selbst erfuhr ihn erst dadurch. Fürchtend, er könne Fannys schöne Lebensentwicklung hemmen, und ihre Stellung beeinträchtigen, reiste ich zu ihr, um ihr in so schweren Zeiten zur Seite zu stehen, und ich schöpfte mehr Beruhigung aus diesem Wiedersehn, als sie. Meiner tief erschütterten Schwester, die ganz ohne ihre Schuld der Anlass des Unglückes geworden

war, wurde die innigste Teilnahme und Tröstung zu Teil, und nicht allein von ihren Freunden, sondern auch der Hof und die Aristokratie wetteiferten, ihr zu huldigen. Es fanden sich so unzweideutige Zeugnisse der Großmut, des Edelsinns und der Selbstverleugnung, mit denen sie das unglückliche Verhältnis behandelt hatte, dass sie dadurch noch in der allgemeinen Hochachtung stieg."

„Und doch!" rief Pauline unwillkürlich, als Frau Levy eine Pause machte, „was muss die herrliche Frau gelitten haben!"

„Ja, sie hat viel gelitten," erwiderte die alte Dame, die sich heute ganz in ihren Erinnerungen gehen ließ, „obgleich, wenn Fanny den Fürsten geliebt hat, es ein Geheimnis zwischen ihr und Gott geblieben ist, aber betrauert hat sie ihn ohne Scheu. Ob sie aber an seinem Todestag sich immer in ein schwarzes Kabinett zurückgezogen hielt, das ganz dem Andenken des Verstorbenen geweiht war, und worin sie, wie das Gerücht ging, auch zu anderen Zeiten manche Stunde in andächtiger Sammlung und Abgeschiedenheit zugebracht haben soll, kann ich nicht verbürgen, denn weder ich, noch sonst jemand kann sich rühmen, dieses Kabinett gesehen zu haben."

„In der Biographie der Frau von Arnstein wird dessen auch erwähnt," sagte Pauline, die mit ganzer Seele diese Mitteilung aufnahm. „Frau Levy" die wohl bemerkt hatte, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit sie auf ihre Worte hinhörte, erwiderte: „Ja, aber nur als eines Gerüchtes. Überall wird aber mit Recht ihre leidenschaftliche Vaterlandsliebe hervorgehoben, denn die Niederlagen, welche Österreich und ganz Deutschland erlitten, hatten sie mit glühendem Hass gegen Napoleon erfüllt, den sie oft nicht einmal in der Gegenwart seiner Anhänger verleugnete. Keine Frau hat wohl mit mehr Freude den Befreiungskrieg begrüßt als sie; jeden Sieg nahm sie wie ein persönlich glückliches Ereignis aus, und der Sturz Napoleons war der höchste Gipfel des Ju-

bels für sie, und auch die schönste Zeit ihres Wirkens, wie der Kongress der ihres Ruhmes und ihres geselligen Lebens.“

„Genoss sie noch lange ihr Glück?“ fragte Pauline.

„Leider, nein. Sie reiste, als der Friede gesichert war, nach Italien, kehrte aber kränkelnd zurück, und blieb auch so, bis wir das Unglück hatten, sie zu verlieren.“ Die alte Dame schwieg bewegt.

„Aber sie lebt ja fort in der Erinnerung so vieler, denen sie wohlgetan, denen sie Ermutigung, Trost und Glück gewesen, und auch für uns Jüngere, die wir sie nie gekannt haben. Die Erhabenheit ihrer Gesinnung, die Reinheit ihres Charakters, die Güte ihres warmen Herzens machen sie zu einer Frau, deren Existenz erhebend wirkte!“ sagte Pauline mit Begeisterung.

Frau Levy betrachtete sie mit Wohlgefallen.

„Diese erhebende Wirkung sucht die Jugend jetzt nur noch selten, denn alles hat sich geändert, und sie am meisten,“ antwortete sie ernst, doch plötzlich den Ton wechselnd sagte sie ironisch: „Und auch kein Kavalier wird sich heutzutage aus Liebe zu einer Jüdin erschießen lassen; er spekuliert lieber damit auf ihr Geld, und wirbt weniger um ihre Gunst als um ihr Vermögen, denn ihr Herz ist ihm nicht so wertvoll wie ihr Reichtum, mit dem er seiner pekuniären Lage aufhelfen will. Das sollten die jungen Mädchen und besonders deren Eltern berücksichtigen,“ fügte sie scharf und mit Beziehung hinzu.

„Sie haben recht, geehrte Frau!“ rief Herr Leves, „jetzt sind solche Verbindungen nur noch … Tauschgeschäfte.“

„Nein, nein, das ist nicht immer der Fall,“ sagte Frau Leves erregt, „und nehmen wir selbst an, es wäre so . . . so bleibt der Vorteil noch immer auf unserer Seite, denn mit allem unserm Reichtum können wir keine Stellung erringen, wie jene Männer unseren Töchtern bieten.“

„Eine ehrenvolle Stellung kann mir kein Mensch bieten!“

rief Frau Levy heftig, „die kann ich mir nur allein geben," fügte sie ruhiger hinzu, indem sie sich stolz erhob, „und die haben wir Schwestern alle eingenommen, obgleich wir keine Grafen und Fürsten geheiratet haben. Unsere Namen haben alle ihren vollwichtigen Klang auch ohne Titel. Es kann Ihnen nichts schaden, wenn Sie sich das merken, denn Sie gehören, wenn auch entfernt, doch zu unserer Familie; und der Lydie können Sie das auch nicht oft genug wiederholen."

„Es wäre von anderer Wirkung, wenn Sie, geehrte Frau, es tun möchten," meinte Herr Leves.

„Um das zu können, müsste ich sie aufsuchen, denn sie lässt sich nicht mehr bei mir sehen!" erwiderte sie gereizt.

„Sie beschäftigt sich viel mit der Kunst, und eben jetzt ist sie in der Singstunde," sagte Frau Leves entschuldigend," aber wenn Sie mir die Zeit bezeichnen möchten, in der sie Ihnen gelegen käme, so würde sie gewiss froh sein, sie benutzen zu können."

„Sie auch, mein Kind?" fragte Frau Levy Pauline, die mit immer gleichem Interesse den Worten und dem Gebaren der eigentümlichen Frau folgte, und das durch ihre Blicke wohl verraten mochte.

„O, mehr als froh!" rief Pauline. „Ich würde diese ehrende Güte stets zu meinen liebsten Erinnerungen zählen."

„Wie die Jugend doch gern übertreibt," sagte Frau Levy lächelnd" „nun, nach einer Richtung hin lass ich es mir gefallen, und immer lieb ich es mehr, als wenn sie spekuliert. Also es würde Ihnen Freude machen, mich zu besuchen?"

Statt zu antworten, neigte Pauline sich auf ihre Hand. Sie entzog sie ihr rasch und klopfte ihr wohlgefällig auf die Schulter.

„So kommen Sie gleich heute zu Tisch. Donnerstags habe ich immer meine kleinen Diners, und Lydie wird sich doch wohl auch dazu verstehen wollen?" fragte sie scharf.

„Sie wird glücklich sein!“ rief Herr Leves rasch, noch ehe seine Frau zu antworten vermochte. „O gewiss,“ bestätigte diese.

„Recht wie eine alte Frau habe ich geplaudert, und wohl die Stunde meiner Spazierfahrt versäumt,“ sagte die alte Dame, auf ihre Uhr sehend … „Nein, so arg ist es doch nicht, aber ich muss eilen. Leben Sie wohl, ma nièce, und vergessen Sie nicht, dass ich auch sonnabends zum Tee empfange. Auf baldiges Wiedersehn, mein Kind,“ rief sie noch Pauline zu, indem sie den Arm des Herrn Leves annahm, der sie bis zu ihrem Wagen begleitete.

„Ob Lydie sich wirklich über diese Einladung freuen wird, wage ich nicht zu behaupten; aber ablehnen konnte ich sie nicht,“ sagte Frau Leves zu Pauline, „darum bitte ich Sie, holen Sie sie von Frau Marcelli ab, und will sie noch Toilette machen, so muss sie eilen, denn bei Frau Levy geht es pünktlich her.“

Mit beflügelten Schritten ging Pauline einige Augenblicke später auf dem bezeichneten Wege zu der Gesanglehrerin, und bald hatte sie auch ihre Wohnung erreicht. Bei dem ihr die Tür öffnenden Mädchen vorbei schritt sie dem Salon zu, aus dem ihr noch die letzten verhallenden Töne einer Bravour-Arie entgegen tönten.

„Madame gibt Unterricht, ich darf niemanden hereinlassen!“ rief ihr das Mädchen nach, aber da alles drinnen verstummte, öffnete sie die Tür.

Eine stattliche Dame schritt ihr bei ihrem Eintritt entgegen, aber das junge Mädchen, das ruhig am Klavier sitzen blieb, war Lydie nicht, das erkannte Pauline sogleich an der kleinen Gestalt und dem blonden Lockenkopf; sie wusste selbst nicht, warum sie dabei erzitterte, warum ihre sonst so klare Stimme gedämpft klang, als sie sagte: sie käme, Fräulein Leves abzuholen.

„Fräulein Leves hat mich heute nicht besucht und sich von mir auch schon seit Wochen vergebens erwarten lassen,“ antwortete die

Dame. Mühsam rang Pauline nach Fassung, und in der Entschuldigung, dass sie irrtümlich hier sie aufgesucht, und es nun in ihrer eignen Wohnung tun wolle, klang doch vielleicht ihre Verlegenheit hindurch.

Wo ist Lydie? wo war sie immer in der Zeit gewesen, in der sie vorgab, Gesangunterricht zu nehmen? fragte sie sich mit Herzensangst, während sie mechanisch den Rückweg antrat. Ihr graute vor der Lösung dieses unheilvollen Geheimnisses, denn unheilvoll musste es sein, sonst hätte es sich nicht hinter die Lüge versteckt. Ja ihrem Wahrheitssinn streng bis zur Verdammung jeder Lüge, machte dieselbe sich bei Pauline doch jetzt weniger geltend als ihre Liebe zu Lydien. Sie bangte um sie und sträubte sich dagegen, ihr schönes klares Bild verdunkelt zu sehen. Nicht gegen sie empörte sich alles in ihr, sondern gegen den, der sie zu diesem Trug verleitet hatte, und unwillkürlich musste sie des Grafen dabei gedenken, aber sie wusste nicht einmal, ob es ihren Argwohn gegen ihn vernichtete oder vermehrte, als sie jetzt, nach den Linden einbiegend, dicht vor sich ihn selbst an der Seite einer eleganten Dame erblickte, der ein reich galonierter Diener folgte. Nur eine kurze Strecke, aber im lebhaften Gespräch begleitete sie der Graf, und führte sie dann zu einer glänzenden Equipage, die sie dort erwartete. Mit einem stolzen Lächeln blickte er ihr nach, und eine Opern-Arie leise vor sich her summend, ging er in das Lokal eines adligen Klubs. Unabsichtlich war Pauline hinter ihm geblieben, deutlich hatte sie die Melodie, welche er anstimmte, gehört, es war dieselbe, welche er auch nach seiner Unterredung mit Lydien auf dem Balle gesummt hatte, und die nur Misstöne in Paulines Innern wachrief.

Lydiens liebliches Antlitz bog sich lächelnd zur Droschke heraus, als sie mit ihr zugleich vor dem Leves'schen Hause ankam. Gern wäre sie ihr ausgewichen, aber Lydie war schon an ihrer Seite und rief ihr lachend zu: „Welche schwere Entscheidung for-

dert denn das Schicksal von Ihnen, Pauline, dass Sie ein so ernstes Gesicht machen. Sie sehen aus, als hätten Sie ein Todesurteil für sich erhalten, oder um es zu unterzeichnen.“

So viel Trauer lag in dem Blick, den Pauline statt jeder Antwort zu Lydie erhob, dass diese, davon frappiert, sie ängstlich fragte: „Aber was haben Sie denn, so sprechen Sie doch.“

„Ich war bei Madame Marcelli Sie abzuholen.“

Lydie erbleichte, aber nach einer kleinen Pause sagte sie ruhig, indem sie neben ihr die Treppe hinaufstieg: „So handelte es sich doch um ein Verdammungsurteil; aber wie dürfen Sie in Ihrem Gerechtigkeitssinn es fällen, ehe Sie alle Tatsachen kennen? Eigentlich ist es mir lieb, dass Ihnen ein Zufall verriet, was ich Ihnen längst schon mitteilen wollte.“

„Wo bleibt Ihr denn so lange,“ sagte Madame Leves, die Tür des Entrees öffnend. „Es ist schon spät, aber Du hast nicht nötig Toilette zu machen. Frau Levy liebt das Einfache. Pauline hat Dir doch gesagt, dass es unmöglich war, ihre Einladung abzulehnen; der Vater war so erfreut darüber, und auch Pauline fühlte sich dadurch so geehrt, dass ich beiden die Freude nicht verderben wollte, obgleich Du sie mit großer Langeweile wirst bezahlen müssen.“

„Sie soll mich gewaffnet finden. Und da nichts bei Frau Levy geeignet ist, mich zu interessieren. so will ich die Zeit dort zur Einkehr in mich selbst benutzen, obgleich ich weiß, dass ich bei meiner Selbstprüfung nichts finden werde, was ich nicht noch einmal tun möchte,“ sagte Lydie, stolz sich Pauline zuwendend, die statt jeder Antwort das Haupt nachdenkend senkte. „Oder glauben Sie,“ fuhr jene erregt fort, „nur nach einer vollständigen Beichte könne absolviert werden? Aber wo findet man einen Priester, der nicht in der gewohnten Satzung befangen ist?“

„Was habt Ihr denn?“ fragte Frau Leves. „Worüber seit Ihr denn so verschiedener Meinung?“

„Das wollen wir erst heute Abend bei unserm Alleinsein untersuchen, und bis dahin Pauline, alles, was uns stören könnte, vergessen," erwiderte harmlos, Lydie, indem sie vor den Spiegel trat und ihr Haar ein wenig ordnete.

Führte Leichtsinn oder Schuldlosigkeit Lydie so rasch in das alte Gleichmaß zurück, das sie sich selbst zu bewahren wusste, als sie neben Pauline zu Frau Levy ging, deren Haus nicht fern von den Linden an der Spree lag, und zum Teil von einem Garten, zum Teil von einem mit Bäumen bewachsenen Hof umgeben, sich stattlich erhob.

Der alte Diener schien nach den Mädchen ausgeschaut zu haben, denn er öffnete, ehe sie noch die Hausglocke gezogen hatten, und vor ihnen her schreitend ging er dem Speisesalon zu, in dem sich schon eine kleine Gesellschaft versammelt hatte.

Es war, als ob ein Sonnenblick über eine winterliche Landschaft fiel, als Lydie mit gewinnender Anmut zu den Damen trat, von denen keine weniger als ein halbes Jahrhundert hinter sich, die meisten aber es längst überschritten hatten. Auf die liebenswürdigste Weise verstand sie es, ihren ernsten Mienen ein wohlwollendes Lächeln abzugewinnen, und so heiter zu erzählen, wie sie erst unmittelbar vor ihrem Kommen die Einladung zu dem Diner erhalten habe, dass man die Entschuldigung einer von ihr vielleicht verursachten Verzögerung gelten lassen musste.

Frau Levy, auf ihre Uhr sehend, klopfte ihr beruhigend auf die Schulter. „Bis wir zu Tische gehen, bleiben uns noch zehn Minuten," sagte sie, „und ich hätte Lust, sie zu einer Strafpredigt für Dich, Du loser Wildfang, zu verwenden, stände dort nicht Deine Freundin, die ich den meinen vorstellen will."

Indem sie es tat, neigte sich Pauline in zwiefacher Ehrfurcht vor dem Alter und den Persönlichkeiten, welche sie mehr oder minder schon aus den Mitteilungen des Doktors kannte. Sie wusste, dass die Schwestern der Hausfrau, Fräulein Itzig

und Madame Ephraim, sehr unterrichtete Damen waren, dass Mariane Saling, die ihr bei Tische gegenübersaß, durch ihre Schönheit viele Herzen unterjocht hatte, und auch heute wohl noch durch ihre Liebenswürdigkeit fähig war, sich manches Herz zu gewinnen. Einige Herren belebten diesen eigentümlichen Kreis; der Kriminaldirektor Hitzig durch die Mitteilung eines, zwar nicht bedeutenden, aber psychologisch interessanten Falles aus seiner Praxis, und ein alter Professor, der Paulines Nachbar war und der romantischen Schule angehörte, sprach darüber so schön zu ihr, und in so volltönenden Phrasen, dass sie eine mehr musikalische als überzeugende Wirkung auf sie übten. Im Ganzen aber war der Ton ein ernster, ja fast stiller.

Lydie flüsterte Pauline beißende Bemerkungen über die Anwesenden zu, dass sie froh war als bald darauf die Tafel aufgehoben wurde, doch selbst nach derselben trat Lydie störend zwischen sie und die Personen, denen sie sich nähern wollte.

„Ich ersticke an unterdrücktem Gähnkrampf!“ flüsterte sie ihr zu: „und da Selbstmord Sünde ist, werde ich mich dessen nicht zu Schulden kommen lassen, sondern mich durch die Flucht retten.“

Paulines Einspruch wurde durch den alten Diener gehoben, der Herrn Leves meldete; nie hatte ihn seine Tochter zärtlicher als jetzt begrüßt. Er kam um Frau Levy seine Ergebenheit durch den raschen Erfolg zu zeigen, den er für ihr Ersuchen erwirkt hatte. Ihr Schützling sollte eine Stelle bekommen, die ihre Wünsche und seine Forderungen noch übertraf. An der Börse hatte er heute diese Angelegenheit mit seinen Kollegen bereits geordnet, und morgen wollte er das Nähere mit dem jungen Manne selbst verabreden, den Frau Levy ihm zuschicken sollte.

Die alte Dame war sehr erfreut darüber, und fand es natürlich, dass er sie bald darauf verlassen wollte; sie machte keinen Einwand, als die Mädchen sich zugleich mit Herrn Leves erhoben, und zum Abschied lud sie mehr Pauline als Lydie zur Wie-

derkehr ein, als hätte sie erkannt, wie wenig jene zu dieser Umgebung passe.

„Ich beuge mich der Macht der Nemesis," sagte Lydie mit komischen Pathos auf dem Heimweg, „denn nun habe ich sie empfunden. Nie konnte ich mich entschließen, nach Monbijou zu gehen, aus Angst vor den Mumien, und nun musste ich mich heute mit solchen zu Tische setzen."

„Welche leichtfertige Reden!" rief Herr Leves. „Ehre das Alter, damit Du auch alt werdest!"

„Das Alter kann auch schön sein, aber heute hatte es seine hässlichsten Repräsentanten versammelt."

„Aber auch seine bedeutendsten, denn hörte ich recht, so wurde noch Alexander von Humbold erwartet," sagte Pauline, „und mir wurde es schwer gehen zu müssen."

„Sie dürfen ja wiederkehren, aber nie werden Sie es mehr in meiner Begleitung. Viel lieber wandle ich in einem glänzenden Gesellschaftssaal als unter Ruinen, und sind sie noch so ehrwürdig und bewunderungswert. Ja mir ist es, als hätte mich der Staub von Jahrhunderten angeweht, und als müsste ich eilen, ihn im heiterem Tanz abzuschütteln. Wie schade, dass es heute keine Soiree gibt."

„Aber Gesellschaft," sagte Herr Leves zu dem erleuchteten Salon seines Hauses empor sehend. „Ich aber werde noch nicht erscheinen, sondern erst in's Comptoir, und noch ein Stündchen in den Kaufmännischen Klub gehen."

„Wie es Dir recht ist, Papa," erwiderte Lydie, indem sie mit leichten Schritten die Treppe hinaufeilte. „Was gibt es denn bei uns, Friedrich?" fragte sie den öffnenden Diener.

„Es haben sich mehrere Herrschaften ansagen lassen," lautete die Antwort.

„Ist schon Jemand hier?" fragte sie weiter.

„Ja, ein Herr. Drinnen wurde die Glocke gezogen. Fried-

rich folgte ihrem Ruf, ehe Lydie fragen konnte: „wo der Gast sei?“

„Möchte es doch der Graf Hüben sein!“ sagte sie, sich zu Pauline wendend.

„So haben Sie ihn heute schon gesprochen?“ rief sie schmerzlich.

„Welch’ beleidigender Wahn!“ sagte Lydie, indem sie in das Zimmer schritt.

Gottlob, dass mein Verdacht nur ein Wahn ist, dass Lydie sich beleidigt fühlt; o wie gern will ich es ertragen, dass sie mir zürnt, weiß ich sie nur schuldlos, dachte Pauline, ihr in das Wohnzimmer folgend.

Nicht der Graf, sondern der Assessor war’s, den sie darin trafen. Enttäuscht, doch ohne ihre anmutige Heiterkeit zu verlieren, nahm Lydie seine Begrüßung auf, während Pauline, nur mit dieser beschäftigt, sie weniger herzlich als sonst wohl erwiderte, denn sie hatte den schmerzlichen Zug bemerkt, welcher bei seinem Anblick Lydiens leuchtendes Gesicht verdunkelte, und sann auf’s neue wieder ihren geheimnisvollen Gängen nach. Das machte sie wortkarg und zerstreut, und der Assessor, der nach langem Kampfe zu dem Entschluss gekommen, sich ihr nähern, um ihre Gunst ernstlich werben zu wollen, fühlte sich dadurch verletzt und fragte sich selbst erstaunt: worin der Zauber denn eigentlich bestehe, den sie immer auf ihn geübt hatte? Heute entführte ihre Nähe ihn nicht in eine andere Welt, als die, in welcher er heimisch war, in welcher die Güter allein gelten, die als wünschenswert allgemein anerkannt werden. Kein Gedankenflug trug ihn auf Höhen, wo das Treiben der Menge, ihr wirres Rennen nach täuschenden Zielen kleinlich erschien; kein tief empfundenes Wort fiel zündend in sein Inneres und riss ihn nach Bahnen hin, wo nur für das Selbstgenügen, aber nicht für das Streben des Ehrgeizes Platz war.

Eine hohe Erscheinung war ihm bis jetzt Pauline gewesen, die zu einem reinen Glücke führen konnte . . . aber dieses Glück musste mit Beschränkung erkauft werden, eine Beschränkung, über die hinaus zu kommen von jeher sein ganzes Streben war. Welcher Wahn hatte ihn denn betört, dass er daran gedacht, es aufzugeben? Erhabene Gedanken kann man nähren, aber nicht immer erhabene Gesinnungen zur Richtschnur nehmen. Warum also ein Mädchen erringen wollen, das, so ausgezeichnet es immerhin auch sein mochte, ihn hinabziehen musste von der Leiter, deren erste Stufen er bereits erklommen hatte; warum nicht lieber sich einem anderen zuwenden, das schon hoch genug stand, um ihn hinauf ziehen zu können?

Ähnlich dachte der Assessor, als er Lydien seine ausschließliche Aufmerksamkeit widmete, welche, um peinliche Gedanken von sich fern zu halten, sich darin gefiel, die Macht ihrer Reize an einem sonst so abgeschlossenen Charakter zu erproben. Sie lauschte mit so eingehender Aufmerksamkeit seinen interessanten Mitteilungen, lächelte so fein bei seinen geistreichen Bemerkungen, und erwiderte so neckend und herausfordernd seine Schmeicheleien, dass er ihr gegenüber eine immer größere Sicherheit gewann, und den Abend kaum von ihrer Seite wich.

Pauline ahnte ebenso wenig die Untreue, die an ihr begangen wurde, als die erhöhten Gefühle, welche sie dem Assessor eingeflößt hatte. Harmlos saß sie ihm beim Souper gegenüber, und wusste es ihm im stillen Dank, dass er Lydie zu interessieren, und von dem, was sie für sie fürchtete, abzuziehen vermochte. Sie glaubte, dass er den Eindruck paralysieren werde, welchen der Graf auf sie gemacht, denn unbedingt waren beide die interessantesten Persönlichkeiten unter den jungen Leuten, welches die Familie besuchten. Dachte Herr Leves ebenso, als er beim Weggehen des Assessors ihn bat, recht bald seinen Besuch zu wiederholen? Sie wusste es nicht, aber sie freute sich, dass ihr diese Einladung er-

spart blieb, denn sie war sich eines Zweckes mit ihm bewusst, und das machte sie befangen. Der Assessor merkte es wohl, aber er deutete es sich anders, und vielleicht zum ersten Male verdunkelte die Eitelkeit und die Berechnung seine sonst so klaren Blicke.

„Schade, dass der junge Mann nicht Rechtsanwalt werden will; bei seinem scharfen Verstand hätte er selbst seinen Onkel bald überflügelt," sagte Herr Leves, als die Gäste sich entfernt hatten — „aber er wird auch so eine gute Karriere machen, denn ich hörte ihn als einen fähigen und tüchtigen Juristen loben.

„Mittellos, und nicht von hervorragender Geburt, möchte es ihm doch wohl schwer werden," meinte Madame Leves.

„Was er werden wird, kann uns gleich sein; einstweilen ist er ein interessanter Gesellschafter, und das genügt zur Unterhaltung," sagte Lydie.

„Alle jungen Leute boten Dir bis jetzt nur Unterhaltungsstoff, so muss ich endlich Dir einen zuführen, der Dir mehr zu bieten vermag," sagte Herr Leves. Erschreckt sah Pauline zu ihm hin, und Lydie, die es merkte, sah beide erstaunt an. Aber sie tat keine Frage, als scheue sie sich zu hören, was sie fürchtete, und erst als sie mit Pauline auf ihrem Zimmer war, sagte sie entschieden: „Papa mag immerhin in Valuta und Aktien spekulieren, aber mit seiner Tochter wird es ihm nicht glücken. Ich werde meinen eignen Weg verfolgen."

„Wohin wird er Sie führen, Lydie!" rief Pauline.

„Zum Altar!" erwiderte sie.

„O, scherzen Sie jetzt nicht."

„Ich scherze wirklich nicht!" sagte Lydie ernst, von Paulines schmerzlicher Besorgnis ergriffen.

„So nehmen Sie die Angst von meiner Seele, und sagen Sie mir, wo Sie waren."

„Nicht, wo ich irgendeinem jungen Mann begegnen kann. Das ist aber alles, was ich Ihnen heute sagen kann, obgleich

ich Ihre Freundschaft für mich erkenne, aber auch die Unbeugsamkeit Ihres Charakters, der nie Konzessionen machen will, nicht einmal an andere.“

„Und ich müsste sie Ihnen machen?“

„Keine weiteren Erörterungen, aber mein heiliges Wort, dass Sie bald alles erfahren sollen!“ sagte Lydie, Pauline die Hand reichend.

_____

Sechstes Kapitel.

In demselben Boudoir, in welchem vor einigen Monaten die beiden Mädchen sich in traulichen Ergüssen gestanden halten, wie sehr sie sich zu einander hingezogen fühlten, saßen sie jetzt sich schweigend gegenüber. Unbenutzt hielt Lydie den Stift in der Hand, welche auf einem Album ruhte, während die andere den schönen Kopf stützte, der heute nicht von dem rosigen Schimmer der Heiterkeit überhaucht wurde, sondern schwer von Nachdenken sich senkte. Dieser Ernst, so gewöhnlich bei Anderen, schien bei ihr auf einen schweren Kampf zu deuten, wenigstens nahm es Pauline an, die scheinbar mit einer Handarbeit emsig beschäftigt, hin und wieder besorgte Blicke auf sie richtete.

Wie Lydie plötzlich die Locken zurückwarf, die ihre Stirn beschatteten, so schien sie auch von sich scheuchen zu wollen, was ihren Sinn verdüsterte. „Unbegreiflich ist es mir, sagte sie, wie Sie, Pauline, Ihre Jugend so auf sich selbst beschränkt, haben zubringen können, ohne zu verzweifeln. Ich kenne keine schlechteren Gesellschafter als die Einsamkeit und das Nachdenken. Doch still! antworten Sie nicht. Bitte, bleiben Sie in Ihrer Stellung nur zehn Minuten unbeweglich. Senken Sie ein wenig den Kopf. Ihnen steht der Ernst gut, er passt zu den reinen Linien des Gesichtes, und das eng anschließende Gewand gibt Ihnen etwas Nonnenhaftes. Wenn ich noch einen Schleier im Haar befestige, und Ihnen ein Gebetbuch in die Hand gebe, habe ich den Vor-

wurf zu einem reizenden Genrebildchen. Aber ich will nichts, als Ihre lieben Züge festhalten, und das wird mir gelingen. Emsig und schweigend arbeitete sie fort, endlich sagte sie: „Nur noch einige Striche, und mein Gedächtnis wird dann ergänzen, was ich jetzt nicht ausführen kann. So, nun habe ich wenigstens ein flüchtiges Bild von Ihnen, wenn das Schicksal uns trennen sollte.“

„Wie, so hat Ihr Vater Ihnen gesagt, welche Wendung Ihr Geschick in der nächsten Zeit nehmen kaum, rief Pauline. „O Lydie, weniger an den Schmerz der Trennung, als an das Glück, welches Ihnen aus dieser Verbindung entspringen wird, habe ich gedacht!“

„Von welcher Verbindung sprechen Sie?“ fragte Lydie erstaunt. „Wo sind denn die Fäden dazu gesponnen worden? Wer ist es, den Sie meinen?“

„In Paris hat er Sie gesehen, und während Sie einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht haben, blieb er vielleicht auch von Ihnen nicht unbemerkt.“

„Pauline, besinnen Sie sich!“ rief Lydie aufspringend, indem sie die Hand auf ihre Schulter legte: „Mein Vater, sagen Sie, begünstigt diese Verbindung, dann ist mir ja das Schwerste erlassen! Welch’ Glück, aber ich hoffte nicht darauf! Er äußerte sich immer, gleich Ihnen, so entschieden gegen den Grafen, und nun —“

„Welche Verwechslung! Nicht der Graf, der junge Oppert hat um Ihre Hand angehalten, und mit ihm sollen Sie sich verbinden.“

Lydie erbleichte, und den Kopf stolz zurückwerfend, sagte sie: „Das werde ich nimmermehr!“

„Aber ich weiß aus zuverlässiger Mitteilung, dass er interessant und liebenswürdig ist.“

„Das kann keinen Einfluss auf mich haben.“

„Mit dem ehrenvollsten Charakter verbindet er gediegenes Wissen und edles Streben.“

„Immerhin!“

„Er bietet Ihnen ein großes Vermögen, und dadurch die Mittel“ sich nach außen geltend zu machen. Während Ihr Herz in dieser Verbindung sein Genüge finden kann, sichert sie Ihnen zugleich eine glänzende Stellung.“

„Eine glänzende Stellung?“ fragte Lydie ironisch, „kann sie innerhalb des Raumes sein, in dem ich mich bewege, und aus dem ich durch eine Verbindung mit Oppert nicht heraustrete. Wie aber kann er meinem Herzen genügen, wenn es von einem anderen Manne erfüllt ist?“

„Nein, nur ein Wahn nimmt es befangen. O Lydie, auch ich glaubte einst zu lieben, und bis zur Selbstvernichtung und Verzweiflung steigerten sich meine Gefühle, als ich den Jüngling meiner unwert fand, aber an dieser Überzeugung brach sich auch die Kraft der Leidenschaft. Ich wurde wieder frei.“

„Wer sagt Ihnen, dass ich es werden will?“

„Sie sind es schon, wenn Sie nur die Bürde lösen, die — o verzeihen Sie, Lydie, die Eitelkeit und ein hochmütiges Streben um Ihre klaren Augen gelegt haben.“

„Pauline!“ rief Lydie heftig, aber als sie ihr in die tränenfeuchten Augen sah, aus denen ihr nur Liebe entgegen strahlte, fügte sie weicher hinzu: „Sie verkennen mich. Ich beschwöre Sie, zerstören Sie nicht gewaltsam unsere Freundschaft, indem Sie in mein Leben einzugreifen suchen.“

„O, ich gäbe das meine gern dahin, könnte ich Sie nur retten, denn ich weiß, es droht Ihnen Gefahr.“

„Nein, Sie täuschen sich, was als einfache Tatsache sich auflösen wird“ darin sehen Sie Unheil.“

„Das Glück Ihres schönen Lebens muss daran zertrümmern.“

„Was wissen Sie denn!“ rief Lydie, indem sie ihre Hand schwer auf Paulines Arm legte, und ihn mit ihren zarten Fingern wie mit Eisenspangen umschloss.

„Nichts entscheidendes, aber dennoch, dass der Graf Ihre Liebe nicht verdient.“

„Beweise!“

„Meine Gefühle kann ich als solche nicht geltend machen, aber ich wünschte, Sie hätten es gehört, mit welcher Leichtfertigkeit er eine Melodie summte, als Sie ihn auf dem Balle nach einer Unterredung verließen, die Ihnen gewiss unvergesslich geblieben ist.“

„Sie haben uns belauscht!“ rief Lydie zornig.

„Unfreiwillig, aber mein Argwohn gegen den Grafen wurde dadurch genährt. Schon vor mehreren Jahren hat er die Liebe einer reichen Erbin, der Tochter eines Obersten zu gewinnen gesucht, und sie verlassen, als sie nicht, wie man erwartet hatte, die Universalerbin ihrer Großtante wurde. Zerstörend hat er auch auf das Leben eines anderen Mädchens gewirkt, dessen Bruder ein Freund des Assessors ist, der . . .“

„Das zeigt nur, dass der Graf unwiderstehlich ist,“ unterbrach sie Lydie. Schon wollte Pauline diese herzlose Bemerkung scharf erwidern, als sie Lydie erbleichen, und als könne sie sich nicht mehr aufrecht halten, in den Sessel, vor dem sie stand, zurücksinken sah.

Scheinbar unbeachtet ließ Pauline diese Schwäche. „Möglich, dass Sie Recht haben,“ sagte sie ruhig, „aber dann bewährt sich seine Anziehungskraft immer auf’s Neue, denn ich habe ihn unlängst mit einer schönen und vornehmen Dame gesehen, der er seine Aufmerksamkeit nicht vergebens zuzuwenden scheint.“

„Welch Gewebe von Zufälligkeiten und Verleumdung.“

Und wieder unterdrückte Pauline eine scharfe Antwort. „Sie glauben also seiner Liebe gewiss zu sein?“ fragte sie.

„Untrüglich!“ antwortete Lydie fest.

„Warum hält der Graf nicht um Ihre Hand an?“

„Er wird es, sobald er meiner Neigung sicher ist, und das kann er noch nicht sein.“

„Gottlob!“ rief Pauline freudig, „so sind Sie noch nicht gebunden. Sie können frei prüfen und wählen, und wenn Sie es werden, wird vielleicht der Wunsch Ihres Vaters auch der Ihre sein.“

Lyde lächelte bitter. „Wann wird Oppert erwartet?“ fragte sie.

„Wahrscheinlich künftige Woche.“

„Ich weiß genug. Einige Tage gehören mir noch, und ich will sie benutzen,“ sagte sie entschieden. Angstvoll sah Pauline sie an. „Beruhigen Sie sich, Pauline. Ich schwöre es Ihnen, dass ich den Grafen in der letzten Zeit nicht gesprochen habe. Das kann, das muss Ihnen genügen.“

Die Antwort wurde Pauline durch den Eintritt der Madame Leves abgeschnitten, die nur selten in das Boudoir ihrer Tochter kam und heute gleich verriet, dass es nicht ohne Absicht war. Diese Absicht wurde beiden Mädchen klar, als sie Pauline einen Brief überreichte. welche sich unter dem Vorwand, ihn gleich lesen zu wollen, zurückzog.

Die freudige Ermutigung, welche sie sonst aus den Briefen des Onkels schöpfte. erwartete sie heute wohl nicht darin zu finden, denn sie eilte nicht, ihn zu öffnen. Betrübt schlich sie über den Korridor. In ihrem Zimmer wollte sie nicht verweilen, weil eine laute Unterredung zwischen Mutter und Tochter ihr leicht deren Inhalt verraten hätte. Eben als sie in das Wohnzimmer einbiegen wollte, öffnete sich die Tür des Entrees und der Assessor trat hinaus: „Ich höre,“ sagte er sich vor ihr verneigend, „dass die anderen Damen nicht zu sprechen sind, und weiß dem Zufall Dank, dass er mir vergönnt, Sie zu sehen, und Ihnen

persönlich ein Buch, das Fräulein Lydie wünschte, für sie übergeben zu können.“

Einige freundliche Worte zu ihm sprechend, sah sie es gleichgültig mit an, wie er nach seinem Oberrock greifen wollte, aber plötzlich sagte sie, indem sie errötete: „Es wäre freundlicher von Ihnen, wenn Sie mich nicht die Abwesenheit der Damen durch Ihr rasches Weggehen empfinden ließen.“

Sichtbar überrascht sah er sie an, und während sie unter seinen forschenden Blicken nochmals errötete, öffnete er die Tür. „Sie sehen, mein Fräulein,“ sagte er ihr in das Wohnzimmer folgend, „dass ich mir das Glück nicht entschlüpfen lasse, wenn es sich mir bietet.“

„In meiner Gestalt wird es nie erscheinen,“ antwortete sie ernst, und als er sie unterbrechen wollte, fügte sie rasch hinzu: „Sie wissen ja, dass es mich nicht verwöhnt hat, günstiger ist es mir vielleicht, wenn ich keine Wünsche für mich, wenn ich sie nur für meine Freundin hege.“

Umstrickte die Eitelkeit ihn so ganz, dass er in diesen Worten eine Beziehung zu sich finden wollte? Edel war ihm Pauline immer erschienen, hielt er sie zur Entsagung um Lydiens willen geneigt? Aber wusste sie denn, dass sich sein Herz ihr zuwenden wollte, und schien es jetzt selbst ihrer Freundin begehrenswert? Töricht mochten diese Kombinationen sein, aber so rasch wie jetzt sein braunes Haar aus der Stirn, warf er sie doch nicht aus dem Kopf. „Wünsche setzen irgendwelchen Mangel voraus,“ sagte er ausweichend.

„Und ist der nicht überall zu finden, verbirgt er sich nicht oft, wenn auch nur nach einer Richtung, selbst unter dem Überfluss.“

„Umso besser, solche Lücken bilden die Luftröhren, die reineren Lebensatem zuführen.“

„Ja, neue Luftströmungen," sagte Pauline, die nicht beachtete, was er gesprochen, „die fehlen."

„Ist unsere Atmosphäre denn so verderbt?" fragte er lächelnd.

„Ihre glänzendsten Erscheinungen sind keine gefunden!" antworte sie fest. . . . Dachte sie dabei an ihn, an Lydie; er wollte es wissen.

„Kränkeln mögen wir alle, an irgendeinem moralischen oder geistigen Übel, aber …"

Jede Abschweifung heute fürchtend, fiel sie ihm rasch in's Wort. „Zum Beispiel, Graf Hüben."

Warum nannte sie ihn, wollte sie also doch, dass er dessen Platz bei Lydien einnähme. „Sie beurteilen ihn zu scharf!" sagte er.

„Haben Sie es nicht selbst getan?"

„Ich rügte, was er gegen Frauen verbrochen."

„Und lassen ihn dennoch, wie es so Gebrauch in der Welt ist, als Ehrenmann gelten."

„Vielleicht greift man ihn noch,", erwiderte er lächelnd, jetzt wo es ihm endlich zu glücken scheint, mit dem Herzen einer liebenswürdigen Dame zugleich ihr großes Vermögen zu erringen."

„Ist man dessen so gewiss?" fragte Pauline mehr mit Angst als mit Ironie.

„Man spricht allgemein davon, und will beide unlängst in einem Wagen haben fahren sehen."

„Unmöglich!" rief Pauline erregt.

„Aber was ist Ihnen Fräulein, welchen seltsamen Anteil nehmen Sie denn an dem Grafen?" fragte er forschend.

„Ich wünschte nur, dass er nie in das Geschick einer mir teuren Person eingreifen möge. O, könnten Sie sie davor schützen," fügte sie leidenschaftlich hinzu.

Erstaunt sah er sie an. Ihren wehmütigen, tief in sein

Inneres dringenden Blicken begegnend, wurde er befangen, aber bald gewann er sein Gleichmaß wieder, und mit einer Stimme, welche zwischen Ernst und Scherz schwankte, sagte er: „Warum weihen Sie mich zu dem Ritter einer anderen Dame, warum wählen Sie mich nicht lieber zu dem Ihren.“

„Am treusten dienen Sie mir in meiner Freundin, und den Dank dafür geben wir Ihnen einst beide,“ antwortete sie, mit gewinnender Anmut in seinen scherzenden Ton einstimmend, denn sie fühlte, dass sie zu weit gegangen war. Dennoch vermochte sie nicht, dem Assessor überall hin mit Leichtigkeit zu folgen, wohin er das Gespräch lenkte, und als er sich empfehlen wollte, wurde das Verlangen, in ihm einen unbewussten Verbündeten zu gewinnen, mächtiger in ihr als jede Rücksicht. Sie sprach zuerst von dem unbedingten Vertrauen, das sie in ihn setze, von der freundlichen Bereitwilligkeit, die er stets ihr gezeigt, und bat ihn dann offen, über alles, was er von dem Grafen erfahre, ihr Mitteilungen zu machen.

„Wohlan,“ sagte der Assessor lächelnd, „nur Ihnen zu zeigen, mit welchem Eifer ich bereit bin, Ihren Wunsch zu erfüllen, sollen Sie noch von dem Grafen selbst seine Verlobungskarte erhalten!“

„Seine Verlobungskarte! Sie scherzen.“

„Nein, nein; er hat bereits deren neueste Form sich zeigen lassen und gesagt, dass er in der nächsten Zeit seine Bestellung machen werde, natürlich ohne den Namen der Braut zu nennen. Eben komme ich von meinem Lithographen, den der Graf vor mir verlassen hatte. Erschrecken Sie also nicht zu sehr, wenn Sie bald die Karte erhalten.“

„Es ist nur gut, dass Sie mich vorbereitet haben.“ antwortete sie scherzend, aber die Hand legte sie doch dabei wie beschwichtigend auf’s Herz, und erleichtert atmete sie auf, als der Assessor sie verlassen hatte. Vom äußern Zwang war sie befreit, umso

größeren Raum gewann die innere Angst. „Alles steht zwischen ihnen fest,“ sagte sie halblaut, während sie mit beflügelten Schritten die Stube auf- und abging, „Erlisten wollen sie die Einwilligung des Vaters. Schon hat Lydie es genehmigt, dass der Graf die Verlobungskarten herum senden darf. Das ist der Beweis der Liebe, welchen sie ihm gibt, und er ist ehrlos genug, ihn anzunehmen Ein fait accompli nennt man das in der Diplomatie, und der Graf glaubt, man werde ihn auch im Privatleben als unumstößliche Tatsache gelten lassen. Aber er irrt sich. Es darf dazu nicht kommen. Wie aber ist es zu hindern? Keinen Beweis habe ich Herrn Leves zu geben, der ihn berechtigen könnte, gegen den Grafen einzuschreiten, und einen wahrhaften Verbündeten habe ich selbst an dem Assessor nicht gewonnen. Mit welchem leichten Sinn sprach er über Verhältnisse, die, das muss er doch ahnen, mir so sehr am Herzen liegen. Vertrauen aber kann ich seinem Versprechen; sicher erhalte ich die Karte zuerst, und dann ist es noch Zeit, durch Herrn Leves das Gefürchtete abzuwenden. Doch wohin verirre ich mich? Es darf bis zum Äußersten nicht kommen, Lydie, die Eltern müssen geschont werden; ihr Ruf darf ebenso wenig wie ihr Glück preisgegeben werden!“

Wie ermüdet sank sie in einen Sessel, und stützte den Kopf sinnend in die Hand; wie lange sie in Nachdenken versenkt so gesessen, erkannte sie erst, als sie in der Essstube zum Mittagsmahl servieren hörte, und bald daraus Herrn Leves Stimme von dort her vernahm.

Um seinen Nachfragen zu entgehen, schlüpfte sie auf ihr Zimmer, in dem nebenan stoßenden war alles verstummt. Erst bei Tische sah sie die Damen wieder, welche während dessen manches besprochen haben mochten, das folgenschwer und eingreifend sich schon in der nächsten Zeit gestalten musste. Gerötet von innerer Erregung war das Gesicht der Madame Leves, während Lydie

bleicher als gewöhnlich war, und sich vergebens bemühte, einen Zug der Abspannung und des Leidens zu unterdrücken.

Harmlos und froh war Herr Leves allein, und von so schönen Hoffnungen erfüllt, dass er nicht einmal bemerkte, in welcher befangenen Stimmung die Frauen waren. Lydie machte sich zuerst davon frei, aber ihre Blicke sprachen eine Entschlossenheit aus, die Pauline fürchten ließ, sie könne eine rücksichtslose, verletzende Tat begehen. Wie sehr sie dieses Misstrauen verdammte, es umschnürte ihr das Herz. Lydie mochte wohl eine Ahnung der Gefühle haben, welche in ihr herrschten, denn sie hielt sich fern von ihr, mehr freilich durch innere Abweisung als durch äußern Raum.

„Sie haben heute wieder einen Brief von Ihrem Onkel erhalten," sagte Herr Leves nach Tische unbemerkt von den Anderen zu Pauline, „was schreibt er Ihnen denn Neues?"

Erschreckt griff sie nach ihrer Tasche, der Brief des Onkels war darin noch uneröffnet. Verlegen stammelte sie: „Ich habe ihn noch nicht mit Aufmerksamkeit gelesen. Herr Leves lächelte gutmütig, indem erwiderte: „Nun, ich will in Ihre Geheimnisse nicht eindringen. Auch ich weiß, was ich zu wissen wünsche.

Konnte Pauline dasselbe sagen, als sie den Brief des Onkels gelesen, der ihr die nahe Ankunft des jungen Oppert bestätigte? Sie kam sich wie eine Mitschuldige vor. Ihr war's, als habe Berechnung und Intrige auch über sie Macht gewonnen. Gebeugt fühlte sie sich wie unter der Last einer eignen Schuld, denn sie glaubte sie gegen alle zu haben. Hätte sie doch die Maschen des Netzes lösen können, in das sie mit verstrickt war, und sei es auch durch einen Griff, der sie selbst verwundete. Fand sie denn in den Briefen des Onkels keinen Anknüpfungspunkt dazu? Sie las ihn nochmals, und jetzt nicht bloß mechanisch. Die klare Durchsichtigkeit seines Stiles tat ihr wohl; darin hatte nichts Schwankendes Raum. Beschwichtigend wirkten seine milden

Worte auf ihre quälende Unruhe, und während sie den Brief sorgfältig falten wollte, bemerkte sie, dass die innere Seite auch beschrieben war. Rasch wandte sie das Blatt und las:

„Das Anliegen, womit mein Freund jetzt eben auf mich eindringt, nimmt mich ganz befangen. Die Erfüllung seines Wunsches würde mit dem, welchen ich längst gehegt, zusammenfallen Aus ferner Jugendzeit taucht Dein Bild als scheues, sanftes „Rehchen, lebendig in mir auf, und in Deiner süßen Kindlichkeit stellst Du Dich neben meinen Freund, und bittest wie er: So komme doch mit! Gewaltsam muss ich den Blick von deinen Augen abwenden, die wehmütig und verlockend zugleich mich anschauen. Aber es geht nicht. „Geben Sie uns einen neuen Beweis Ihrer Freundschaft, vertreten Sie mich in Berlin, bleiben Sie auch bei dem wichtigsten Schritt meinem Sohne ratend zur Seite!“ So spricht der alte Herr zu mir, während ich, an dem Schreibtisch stehend, an dem ich eben den Brief an Dich schrieb, jetzt seine Worte wiederhole. Sinnend senke ich das Haupt, aber indem ich es erhebe, steht auch mein Entschluss fest. Selbstständig und unbeirrt von jedem Einfluss muss Richards Wahl bleiben. Darum wieder auf lange: Lebenwohl!“

Froh pochte Paulines Herz beim Beginn dieser Zeilen; es war ihr, als öffne sich in ihrem Dunkel eine Pforte, aus der ihr helles Licht entgegen strahle — aber sie schloss sich wieder, ohne dass sie den Pfad hätte erkennen können, der zu einem richtigen Ausweg führt. Leicht wäre es dem Onkel geworden, ihn ihr zu zeigen, aber nie schien es ihr beschieden, sich auf den Arm eines treuen Freundes zu stützen.

Nie? o wie undankbar war sie. Hatte die Doktorin nicht sie ihre liebe Pflegetochter, der Doktor sich ihren väterlichen Freund genannt? Ja, zu ihnen wollte sie, die ihr immer gleiche Anhänglichkeit zeigten, und deren scharfer Verstand nicht die Wärme ihres Herzens erkaltet hatte. Ihre Erfahrungen sollten sie leiten.

Jetzt gleich, während Lydie mit ihren Eltern auf einer Soiree war, wollte sie bei ihnen eine leitende Auskunft suchen — aber dann musste sie auch eine solche geben. Hatte sie das Recht dazu? Konnte sie Besorgnisse wie Tatsachen darstellen? und war sie nie von solchen überzeugt, so hatte sie nur das Recht, den Eltern sie mitzuteilen. Und war das nicht überflüssig, da Mutter und Tochter im Einverständnis schienen? Sie wollte nicht mehr darüber nachsinnen, sondern durch fremde Gedanken ihre Zweifel zerstreuen. Sie las, aber da sie heute nicht die volle Aufmerksamkeit einem Buche zuwenden konnte, ging sie früh zu Bette, und entschlummerte bald.

Ein Lichtstrahl, vielleicht auch ein leises Geräusch merkte sie nach Mitternacht. Auf ihrem Nachttisch stand eine Lampe, deren Licht voll auf Lydie fiel, die in ihrem leichten Kleide, wie in Duft gehüllt, vor ihrem Bette stand, und das schöne Blüten geschmückte Haupt über sie beugte. Wollte sie ihre Hilfe beim Entkleiden; sie hatte sie nie beansprucht. Auch heute schien ein anderer Zweck, sie zu Pauline zu führen, denn als die Blicke der beiden Mädchen sich begegneten, tauschten sie stumm die innigste Liebe aus. Nie hatte Lydiens Auge in so mildem Glanze gestrahlt, nie ihr ganzes Wesen diese Weihe und Anmut gezeigt, als jetzt, wo sie Paulines umschlingenden Armen nachgebend, sich zu ihr auf das Bett setzte. Aber kaum Minutenlang ruht ihr Haupt wie müde an Paulines Brust, und kaum hörbar lispelte sie: „Nicht widerstehen konnte ich dem Verlangen, Dich noch zu sehen, aus Deinen Blicken zu lesen, dass Deine Liebe zu mir nicht erloschen ist.“

„O Lydie!“ rief Pauline bewegt, „sie kann nur mit meinem Leben vergehen, und nun, wo Du durch das schwesterliche Du sie anerkennst, wird sie noch mächtiger sich entfalten, sie ist so tief, und . . .“

„Ja, ich fühle es,“ unterbrach sie Lydie, „denn ihre Fülle hat sich über mich ergossen, so warm und reich, dass sie mir bis in

das Herz gedrungen ist, und die harte Kruste geschmolzen hat, mit der ich es vor der Neigung zu Dir verschließen wollte.“

„Warum hast Du mir den Lohn vorenthalten wollen, um den ich so lange gerungen habe?“ fragte Pauline mit sanftem Vorwurf.

„Weil sich alles in mir sträubte, unter Deinem Einfluss sich zu beugen. Nicht einmal anerkennen wollte ich, dass Du besser seist als die Mädchen, denen ich bis jetzt nahegestanden. Deine Eigentümlichkeit wollte ich lieber als Eigensinn, Deinen Idealismus als Unkenntnis der Verhältnisse deuten.“

„Ich bin auch nicht besser als Andere,“ antwortete Pauline mit schlichter Demut. „Nein, in meiner Brust schlägt auch ein schwaches Herz, wenn ich aber in meinen Handlungen und in meiner Denkweise nach Veredlung strebe, so kommt es daher, dass ich mir den Blick klar zu erhalten suche, ihn nicht vom Scheine blenden lasse.“

„Schein nennst Du vielleicht Manches, was den Kern des echten Seins und die Berechtigung zur Entfaltung in sich birgt,“ sagte Lydie mehr nachsinnend als widersprechend.

„Sicher bin ich wie jeder Andere dem Irrtum unterworfen, aber ich kann mich nicht von der Überzeugung loslösen, dass der Kern des echten Seins jede Hülle sprengen, und jedermann erkennbar hervortreten muss.“

„Was nicht hervortritt, kann deshalb doch vorhanden sein, aber Du willst schauen, um zu glauben. Jeder sucht sich aber die Bahn, welche seinen Neigungen und Kräften freie Entwicklung gewährt. Liebe mich doch, wie ich bin!“ sagte sie weich, fast bittend.

Ein Strahl ungetrübter Freude verbreitete sich über Paulines Antlitz, während sie Lydie betrachtete, die ihr nie so hinreißend schön erschienen war. Der Zauber der echten Weiblichkeit umschwebte sie, wie der süße Duft der Rose, und fügte zu ihrer,

mehr blendenden als fesselnden Anmut den Reiz des Einfachen und Milden, der sonst diesem vom Glücke so verwöhnten Kinde fremd war.

„In mein Herz schloss ich Dich gleich, als ich Dich zum ersten Male sah, und jetzt wurzelst Du so tief darin, dass ich es still verbluten lassen könnte, erkaufte ich dadurch Dein Glück!“ antwortete Pauline mit überzeugender Innigkeit.

„Mein Glück?“ fragte Lydie träumerisch, als hätte sie nur die letzten Worte gehört.

„O könnte ich es, mit welchen Opfern es auch sei, erkaufen!“

„Nein, nur aus denen, die wir selbst bringen, entkeimt es uns,“ sagte Lydie, mehr zu sich als zu Pauline, welche von diesen Worten wie von einer schönen Hoffnung sich durchdringen ließ. Hatte Lydie sich mit ihrer Mutter verständigt; war sie bereit, den Wunsch des Vaters zu erfüllen? Was machte sie so weich, so hingebend und mild? Gewiss, dass sie sich selbst überwunden hatte. Forschen wollte sie nicht danach, nur dem wohltätigen Einfluss sich hingeben. Wenn die Glut des Feuers uns aus der Erstarrung erlöst, warum jenes noch sehen wollen? Freudig ließ sie von der milden Wärme sich durchdringen, die Lydiens Worte ausströmten. Innig, wie nie in solchem Grad, berührten sich beide, und voll und kräftig fand jeder Ton in der anderen Brust sein Echo. Die Stille der Nacht gab ihrem Gespräch noch eine besondere Weihe. Im Laufe desselben hatte Lydie den Blütenkranz aus den Haaren gelöst, das in reicher und weicher Fülle sich um die blendenden Schultern legte, welche, von jeder Hülle frei, die reinsten Formen zeigten. Auch das Obergewand hatte sie abgestreift, und wie sie mit ihrer junonischen Gestalt und der edlen Haltung wieder auf Paulines Lager zuschritt, begriff diese zum ersten Male, dass Madame Leves keinen Platz würdig genug für ihre Tochter hielt. Aber gibt es einen schöneren als an der Seite eines edlen Gatten? Alles, was der Onkel ihr über Op-

pert mitteilte, verbürgte ihr, dass er es zu sein vermochte. Wie gern hätte sie von ihm gesprochen, aber Lydie mied persönliche Beziehungen, und schien heute das eigne Ich in die Fluten eines warmen Freundschaftsstromes versenken zu wollen.

Lag in der Neuheit dieser Empfindung für Lydie ein so anziehender Reiz, oder war sie wirklich so ganz davon erfüllt? Nie hatte sie in so sanftem liebevollem Ton zu Pauline gesprochen; nie ihr gezeigt, wie ganz sie ihr warmes, so edles und hingebendes Herz zu würdigen wisse. Nur von ihr sprach sie heute, nur von ihr wollte sie hören.

Pauline hatte ihren Arm um Lydie geschlungen, und blickte zu ihr auf, um in ihrer Seele zu lesen. Sie fand einen so warmen Ausdruck von wahrer Empfindung, ja von welcher Hingebung in ihren Augen, dass der leiseste Zweifel und jede Unruhe in ihr hinweg schwinden mussten. Gerne willfahrte sie deshalb ihrem Wunsche, das Bild ihres, an äußern Begebenheiten so armen, an inneren Erlebnissen so reichen Lebens im Zusammenhange ihr zu zeigen.

Welche Welt von Empfindungen und Gedanken erschloss sich Lydien! Das Haupt gesenkt, horchte sie auch mit der Seele auf Paulines Mitteilungen, und was sonst sie vielleicht gelangweilt hätte, regte jetzt ihr Interesse wie ein selbst erlebtes Begebnis an.

Paulines Worte, wo sie ungehemmt sich aussprach, erhellten und zündeten, denn der Anklang, welchen die Wahrheit findet, bildete ihre Beredsamkeit und ihre Macht, aber wen die Wahrheit wie ein Blitz blendet, und wem sie nicht wie ein leitender Stern erscheint, welcher auf unserm dunkeln Wege uns leuchten soll, der wird seine Augen davor schließen. Als Pauline schwieg, war es auch, als verklängen die Töne, welche Lydiens selbstisches Wesen in Schlummer gesenkt hatten. Sie erhob sich — und wie um ihre eigentümliche Richtung wiederzufinden, ging sie einige Male in der Stube auf und ab, zog dann einen Fauteuil in Paulines

Nähe, und sich daraufsetzend sagte sie: „Wenn mit dem Herzen und dem Geiste leben, wahrhaft leben heißt, so war Dir, Pauline, ein reiches Leben beschieden, aber mir erschien es nur so lange, wie Du sprachst, ein solches. Nun, da ich nicht mehr Deinem Gedankengange folge, der mich in fremde Bahnen, hoch im Äther, oder in die Tiefe führte, sondern meinem, der mich auf ebenen Boden zurückleitet, kommt es mir öde und traurig vor. Als Kind träumend, als Mädchen mit den Dichtern lebend, die uns nie die Wirklichkeit zeigen, wie sie ist, sondern trügerische Hoffnungen und falsche Gefühle nähren, hast Du die Fähigkeit, die Freuden des Lebens zu erfassen, verloren, und nie gelernt, es Dir zum Vorteil zu lenken. Wohin hat Dich Deine Richtung geführt, was hast Du erreicht?“

„Bin ich nicht bis zur Klarheit durchgedrungen und zum Frieden mit mir selbst gekommen?“ erwiderte Pauline, während ihr Auge in mildem Glanze leuchtete.

„Sage lieber, zur Isolierung, zur Resignation!“ rief Lydie. „Einer Idee leben wollen,“ fügte sie sinnend, mehr zu sich als zu Pauline hinzu, „führt nur zum Kampf und Leiden, und der ungestüme Drang, das Bessere zu erreichen, lässt die Seele auch nicht zur Ruhe kommen. Nein, nach greifbaren Gütern muss man streben, und was allen erwünscht und beneidenswert erscheint, gibt allein dem Leben Genuss.“

„Und finde ich ihn denn nicht, wenn mein Geist sich mit den hohen Gedanken edler Geister nährt, wenn meine Seele sich mit Begeisterung für alles Schöne und Gute erfüllt?“ fragte Pauline, während ein seliges Lächeln ihren Mund umspielte, und sie auf ihrem Lager sich erhebend, Lydien die Hand entgegenstreckte.

„Eigentlich bist Du eine Schwärmerin und gefährlich ist es, mit Dir umzugehen, denn ehe man es sich versieht, hast Du aus Deinen Ideen ein Netz gewebt, das Du uns über den Kopf wirfst. Unwillkürlich ordnen wir dann unseren Verstand dem Deinen un-

ter, und sehen die Dinge in dem Lichte, in dem Du sie uns zeigst. Nie habe ich das schärfer, als eben jetzt empfunden, und um mich Deinem Einfluss zu entziehen, muss ich Dir gute Nacht sagen. Mit ihren rosigen Lippen Paulines Mund schließend, ehe noch eine Antwort ihm entschlüpfen konnte, ließ sie schwankend zwischen Besorgnis und Hoffnung sie zurück.

_____

Siebentes Kapitel.

_____

Wollte Lydie durch abweisenden Ernst den Eindruck der Hingebung schwächen, welchen sie Pauline durch das schwesterliche Du in einer weihevollen Stunde gegeben, oder war die Erregung in ihr mit derselben erloschen? Ohne besondere Berücksichtigung für sie, und ohne auf die lebhafte Mitteilungslust ihrer Eltern einzugehen, verhielt sie sich am anderen Morgen beim Frühstück fast schweigend. Gewohnt, ihre Launen stillschweigend gelten zu lassen, machte die Mutter keinen Versuch sie zurückzuhalten, als sie gleich darauf auf ihr Zimmer ging, aber an Herrn Leves gefurchter Stirn konnte man leicht erkennen, dass er endlich eine offene Erörterung mit seiner Tochter erwartet hatte, und seine Enttäuschung darüber zu seiner Frau aussprechen werde. Fürchtend, bei diesem Gespräch sich beteiligen zu müssen, und auf einen Vormund, sich ihm zu entziehen, sinnend, konnte Pauline nichts erwünschter kommen, als die Aufträge, welche Madame Leves ihr, vielleicht aus derselben Ursache, erteilte. Ihre Ausführung machte einen Ausgang notwendig; ehe sie ihn antrat, wollte sie noch Lydie sprechen, aber sie fand die Tür zu ihrem Zimmer verschlossen. Vergebens klopfte sie daran; im Ankleiden begriffen, wünschte Lydie nicht dabei gestört zu sein. Wollte sie Pauline nicht sprechen, oder legte sie heute ihrer Toilette eine Wichtigkeit bei, welche sie ihr sonst nur bei besonderen Gelegenheiten zugestand? Diese Frage glitt Pauline durch den Sinn und verdüsterte ihn.

Von innerer Unruhe getrieben, beendete sie rascher, als es sonst der Fall gewesen wäre, ihre Einkäufe und Bestellungen. Auf dem Rückweg begegnete sie dem Assessor. Er sah sie erst, als er dicht vor ihr stand, und nach kurzer Begrüßung rief er: „Soll ich den Zufall preisen oder ihm zürnen, dass er mich Ihnen, mein Fräulein, entgegenführt, denn obgleich er mir Gelegenheit gibt, Ihnen zu zeigen, mit welchem Eifer ich Ihnen diene, beraubt er mich zugleich des Lohnes dafür, den ich in einer längeren Unterhaltung mit Ihnen heute Abend zu finden hoffte. Nun aber habe ich kein Recht, sobald vor Ihnen zu erscheinen. Die Karte, die es mir verliehen hätte, muss ich Ihnen wohl gleich geben?“

„Wie, Sie sind schon in ihrem Besitzt, rief Pauline erregt.

„Ja, indem ich in die Session gehen wollte, führte mich mein Weg bei dem Lithographen vorbei. Ihren Auftrag bei ihm ausführend, empfange ich statt des Versprechens, mir die bewusste Karte gleich nach ihrer Vollendung zuzuschicken, sie unmittelbar. Er war eben beschäftigt, sie in verschiedenen Formen anzufertigen, um sie dem Grafen zur Wahl noch im Laufe des Tages zu übersenden,“ antwortete der Assessor, während er seine Brieftasche hervorzog und ihr eine Karte reichte.

Zitterte Paulines Hand bemerkbar, als sie dieselbe nahm, oder war die Erregung, mit der sie es tat, auf ihrem Gesichte zu lesen? Erstaunt betrachte sie der Assessor, aber sie beachtete es nicht, und steckte rasch die Karte zu sich.

„Wie!“ rief er, „Sie sind nicht einmal neugierig. Sie lesen nicht den Namen der Braut?“

„Ich kenne Ihn!“ flüsterte sie leise.

„Das setzte ich freilich voraus, und darum begriff ich nicht, welchen Wert Sie darauf legen können, diese Karte zuerst zu erhalten, und am wenigsten, welchen Dank ich dabei verdient, indem ich sie Ihnen verschaffe.“

„Tiefer gefühlt haben Sie nie empfangen, als jetzt von mir," sagte sie bewegt, indem sie ihm die Hand reichte, und rasch, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, ihn verließ.

Enttäuscht, ja ein wenig verletzt, sah er ihr nach, und während er seinen Weg weiterverfolgte, eilte Pauline mit beflügelten Schritten nach Hause. Tief aufatmend blieb sie einen Augenblick stehen, ehe sie die Glocke zog. Leise löste sie ihre Hand, welche die Karte krampfhaft umschloss, und nur zaghaft warf sie einen Blick darauf; aber ihr bleiches Gesicht rötete sich, ihr Auge leuchtete in dunkler Glut, als sie die Namen, welche darauf vereint standen, gelesen.

Eben, als sie in das Haus treten wollte, fuhr ein Wagen daraus hervor, und wartend fand sie Friedrich an der Portierloge stehen. „Will Herr Leves ausfahren?" fragte sie.

„Der Herr ist bereits ausgegangen, aber das Fräulein will, so hörte ich, in die Singstunde fahren," antwortete er.

„In die Singstunde!" fragte Pauline erstaunt, doch sich besinnend, fügte sie rasch hinzu: „Erwarten Sie das Fräulein hier. Ich werde sagen, dass der Wagen vorgefahren!" Ehe sie ihren Entschluss ausführen konnte, trat ihr Lydie, von ihrer Mutter begleitet, entgegen.

„Gut, dass Sie kommen!" rief Madame Leves ihr zu. „Ich muss in der Nachbarschaft einen Besuch machen, und bitte Sie, währenddessen eine Dame zu empfangen, die in der Angelegenheit des Frauenvereins mich heute aufsuchen will. Geben Sie ihr die Liste zurück, die ich unterzeichnet habe, und den Kassenschein, der dabei liegt, indem Sie mich entschuldigen, dass ich es nicht selbst tue."

„Und Du, Lydie?" fragte Pauline so dringend und angstvoll, dass sie erbleichte.

„Lydie fährt erst einen Besuch zu machen, und will dann zu Signora Macelli," antwortete statt ihrer Madame Leves.

„Ich muss Dich zuvor sprechen," flüsterte Pauline ihr zu.

Lydie machte ein abweisendes Zeichen, doch nicht mit schroffer Kälte, denn über ihre schönen Züge flog ein wehmütiger Schatten, und um ihren Mund schwebte ein Zug, der ebenso viele Liebe wie Schmerz verriet.

Madame Leves schritt schon die Treppe herab, als Lydie, welche ihr folgte, Paulines Hand auf ihrer Schulter fühlte. „Bei unserer Freundschaft beschwöre ich Dich, höre mich nur einen Augenblick an!" flehte sie mit bewegter Stimme.

„Wozu soll es führen?" fragte Lydie ebenso erregt.

„Die Mitteilung, welche ich Dir zu machen habe, ist wichtig; einwirkend kann sie auf Deine Bestimmungen, ja von Einfluss auf Dein Leben sein."

„Eben darum will ich sie nicht hören. Es ist zu spät."

„Nein, Du irrst. Alles beginnt erst? O höre mich."

„Was habt Ihr denn?" fragte Madame Leves, welche Lydie schon in der Haustür erwartete.

„So lies diese Karte!" rief Pauline, ihr sie hin reichend.

„Nichts will ich lesen, nichts hören, was mich irre machen könnte!" sagte Lydie fest, indem sie ihrer Mutter noch einen Gruß zuwinkte und nach dem Wagen schritt.

Wie betäubt sah Pauline, welche ihr gefolgt war, wie sie in den Wagen stieg, aber auch dass er sich nur langsam weiter bewegen konnte, weil die Straße durch Möbelwagen und Equipagen versperrt war. Sich ermannend, lief sie rasch auf eine Droschke zu, und sagte zu dem Kutscher: „Das Dreifache zahle ich Ihnen, wenn Sie dem blauen Wagen vor uns folgen, und mit ihm zugleich ankommen, wohin er fährt."

Beistimmend nickte der Kutscher mit dem Kopf, aber die Füße seines magern Gauls waren nicht so bereitwillig, wie er. Unbarmherzig trieb er ihn an, und dennoch konnte er nur aus weiter

Entfernung dem Wagen folgen, der mehrere Straßen entlang einer entlegenen zurollte.

Mehr von innerer Angst getrieben, als sich einer bestimmten Absicht bewusst, war Pauline Lydien gefolgt. Nun da die lange Fahrt ihr Zeit ließ, sich zu sammeln, fragte sie sich, zu welchem Zwecke? Aber zu erregt, um auf den Einwand ihres Verstandes zu hören, wollte sie nur der Eingebung ihres Herzens folgen, das ihr zuflüsterte: Lydien drohe Gefahr, und sie müsse sie retten. Welcher Art diese Gefahr sei, konnte sie nicht erraten, aber ein unabweisbarer Drang zwang sie, ihr zur Seite zu bleiben. Zaghaft sah sie zwar zu dem stattlichen Hause hinauf, vor dem endlich ihre Droschke hielt, und unlängst Lydie aus ihrem Wagen gestiegen war, der ihre Rückkehr zu erwarten schien, aber ihren Mut zusammennehmend, stieg sie mit sicherem Tritt die Treppe hinan, und fragte den ihr öffnenden Diener: In welchem Zimmer Fräulein Leves sich befinde?

„Fräulein Leves ist in das Zimmer des Herrn gegangen, der unerwartet in einer wichtigen Angelegenheit zu dem Minister beschieden wurde, aber um ein Uhr sicher nach Hause kommt, und mir befohlen hat, die andere Dame, welche er noch erwartet, in den Salon zu führen. Aber sind Sie es denn?“ fragte er, Paulines einfachen Anzug musternd.

„Nein, ich bin die Jungfer des Fräulein Leves, die zu Hause etwas Notwendiges vergessen hat, das ich ihr nachbringe. Wollen Sie mich gütigst zu ihr führen.“

„Das geht nicht. Ich habe strenge Ordre, Niemandem zu sagen, dass Fräulein Leves hier ist, oder ihn in das Zimmer zu führen, wo sie sich aufhält.“

„Aber ich muss sie sprechen, es ist unumgänglich notwendig, und wäre Ihr Herr hier, so würde er mich selbst zu ihr führen. Ich bitte, tun Sie es! Sie setzten sich und mich sonst großen Unannehmlichkeiten aus.“

„Sicher mehr noch, wenn ich den Befehl meines Herrn übertrete. Und so hübsch Sie auch sind, mein liebes Kind, kann ich es selbst Ihnen nicht zu Gefallen tun.“

„Aber Fräulein Leves wird es Ihnen lohnen, und ich bin überzeugt, sie billigt es, und gibt mir gern den Thaler zurück, den ich Ihnen für Ihre Mühe hiermit gebe.“

„Ja, ich weiß es,“ antwortete der Diener, das Geld ruhig einsteckend, „dass Fräulein Leves generös ist, aber ich kann nichts tun, als sie selbst fragen, ob sie Sie sprechen will.“

Anscheinend ruhig antwortete Pauline: „Gut, ich werde auf Bescheid warten,“ aber leise schritt sie dem vorangehenden Diener über einen Teppich belegten Korridor nach, blieb aber vor der Tür stehen, in der er verschwand.

Einige Augenblicke später kam der Diener zurück, und als er sie, ihn erwartend, fand, schien es ihn zwar zu befremden, aber er sagte doch nur: „das Fräulein kann Sie jetzt nicht sprechen, und befiehlt Ihnen, nach Hause zu gehen.“

„Aber ich habe ihr etwas abzugeben, das sie später erst vermissen, und dann es bedauern wird, mich zurückgeschickt zu haben.“

„Was kann ich tun, wenn auch sie mir verboten hat, Sie zu ihr zu führen?“

„Nun, so muss ich wohl gehorchen, aber geben Sie ihr wenigstens diese Karte, vielleicht will mich das Fräulein dann doch sprechen.“

„Ich weiß nicht,“ sagte er zögernd, „ob ich es tun darf.“

„Dazu sind Sie ja verpflichtet, und wenn das auch nicht wäre, tun Sie es mir zu lieb!“

„Nein, das darf ich nicht einmal, denn Sie haben Recht, Briefe und Karten muss man sogleich übergeben. Darum geben Sie mir Ihre Karte, ich werde sie gleich hereintragen.“

Zitternd legte Pauline sie in seine Hand. In demselben Augenblick wurde an der Entreetür geläutet. Der Diener

schwankte, ob er nicht erst öffnen solle, aber sich gleich darauf besinnend, reichte er die Karte in das Zimmer. Stärker wurde wieder geläutet, doch das Geräusch der Glocke übertönte nicht den leisen Schrei, der aus der verschlossenen Stube drang, in welcher Lydie sich befand.

„Kommen Sie rasch herein!“ rief der Diener Pauline zu. „Ihr Fräulein ist plötzlich unwohl geworden; sie wird Hilfe bedürfen, und ich muss bei der Tür bleiben.“

Festlich mit einem weißen Kleide geschmückt, aber farblos wie dasselbe schwankte Lydie Pauline entgegen. „Welcher Verrat!“ rief sie, indem sie auf einen Stuhl zusammensank, die Karte auf den Tisch weit von sich schleudernd, das Gesicht mit den Händen bedeckte.

Sanft legten sich Paulines Arme um ihre Schulter, und fast bittend flüsterte sie: „Lass seine verletzende Schärfe nicht in Dein Herz dringen.“

„O, Du weißt nicht alles, Du weißt nicht, wie ich getäuscht und hintergangen worden bin!“ rief sie mit von Schmerz und Schaum gedämpfter Stimme.

„So rufe Deinen Stolz hervor und räche Dich, indem Du Dich vor weiterer Schmach sicherst.“

„Werde ich nach dieser Demütigung meinen Stolz wiederfinden können?“ fragte Lydie schmerzlich.

„So denke an Deine Eltern, und lass von der Kindesliebe nur Dein Herz erfüllen. Du bist ihr einziges Glück!“

„O, meine Eltern!“ rief Lydie aufspringend und wie in Verzweiflung die Stube auf und ab gehend. „Warum habe ich nicht früher ihre Liebe als mein höchstes Gut gehütet. Nun habe ich Verrat um Verrat eingetauscht. Indem ich sie hinterging, wurde ich hintergangen. O, es gibt ein rächendes Geschick!“

„Besinne Dich, Lydie!“ rief Pauline angstvoll. Hinter-

list und Verrat hat man an Dir begangen, aber Du bist frei davon.“

„Nein, ich bin es nicht. Alles, was mir hätte heilig sein sollen, habe ich vergessen, um ihm durch ein Opfer beweisen zu können, dass nichts mehr uns trennt.“

„Selbst Dir nicht will ich glauben. Nein, Lydie, Du kannst nicht schuldvoll sein!“ rief Pauline mit Überzeugung, und sie mit ihren Armen umschlingend.

Wie ein müdes Kind legte Lydie ihr Haupt an Paulines Brust. „O, schütze mich vor mir selber,“ flüsterte sie, „lehre mich, an mir vergessen, was ich an meinen Eltern vergessen habe!“

„Das darfst Du nie, das hast Du auch nie getan!“

„Du sagst das, und weißt, in wessen Wohnung wir sind?“ fragte Lydie bitter.

„Nein, ich weiß es nicht,“ antwortete sie angstvoll und mit flüchtigen Blicken das Zimmer musternd, aber nichts war darin, was ihre Unruhe hätte erhöhen können. Es verriet einen Besitzer, der die Neigung zum Komfort mit Intelligenz verband. Dunkle Vorhänge und Portieren fielen auf einen dicken Smyrnaer Teppich herab, und mit einem ihm ähnlichen Stoff und Dessin waren die Diwans und Polsterstühle bedeckt. Auf Bücherschränken und Konsolen standen die Büsten berühmter Männer. Ein Tigerfell lag vor dem Schreibtisch, auf dem man mehr fand, als was man zum Schreiben bedarf, denn es fehlten darauf nicht einmal jene zierlichen Nippes, die sonst nur das Boudoir einer Dame schmücken. Über demselben hing eine Magdalene von hinreißender Schönheit. Dieses Gemisch von Gelehrsamkeit und Epikuräertum wurde noch vermehrt durch Folianten und mehrere Blumentische, mit blühenden duftenden Gewächsen, in denen sich bunte Vögel in zierlichen Käfigen wiegten.

Aus dieser flüchtigen Überschau kein Resultat ziehend, wiederholte Pauline leise. „Nein, ich weiß nicht, bei wem wir sind.“

„Nur den Namen dürfte ich Dir nennen, und Du stießest mich aus Deinen Armen, vielleicht auch aus Deinem Herzen!“ rief Lydie schmerzlich.

Noch inniger zog Pauline sie an sich. „Nein, nenne ihn nicht!“ rief sie erregt, „vergiss ihn, wenn auch nur auf Augenblicke, in denen Du nur an Dich selbst und an Deine Eltern denkst. Erinnere Dich ihrer Liebe und folge mir!“

„Darf ich es denn noch?“ rief Lydie schmerzvoll.

„Du musst es. Dir droht Gefahr in längerem Verweilen. Ein neuer Kampf erwartet Dich, wenn Du zögerst alles ist dann verloren!“

„Ja, Du hast Recht!“ rief Lydie, „nur die Flucht kann mich retten!“

„So komm!“ flehte Pauline, indem sie ihr rasch den Mantel umwarf, und den Hut reichte.

Mechanisch ließ sich Lydie ankleiden und fortziehen.

Im Entree vertrat ihnen der Diener den Weg. „Sie wollen doch nicht fortgehen!“ fragte er. „Mein Herr hat mir den Befehl gegeben, dass das Fräulein ihn hier erwarten soll.“

„Nur Ihnen, nicht dem Fräulein hat der Herr Befehle zu geben. Sagen Sie ihm: Fräulein Leves sei unwohl geworden und nach Hause gefahren.“

„Hätte ich die Kleine nur nicht eingelassen, nun werde ich es auszubaden haben. wenn der Herr nach Hause kommt, und das Fräulein nicht findet,“ rief der Diener ihnen nach, während sie ihren Wagen schon erreicht hatten. Mechanisch wie sie eingestiegen, verließ ihn Lydie vor ihrem elterlichen Hause. Schweigend ließ sie sich von Pauline auf ihr Zimmer leiten und die festlichen Kleider abstreifen. Kaum war es geschehen, so sank sie ohnmächtig in Paulines Arme.

Alle angewandten Mittel vermochten nicht, Lydie aus dem lethargischen Schlummer zu reißen, in welchen sie, nachdem sie zu

Bette gebracht war, verfiel, und worin nur leise Zuckungen ihre Leiden verrieten. Erst gegen Abend löste er sich in einem Fieberanfall, und als der Doktor sie nach Mitternacht verließ, schied er nicht so sorglos von ihr wie am Tage, wo er die Angst der Eltern durch die Versicherung gehoben hatte, dass der Unfall durch eine Erkältung entsprungen sei, deren üblen Folgen wohl vorgebeugt werden könne; aber vor allem sei eine gleichmäßige Ruhe dazu notwendig.

„Ruhe!“ wiederholte Pauline leise und seufzend, als sie bei Lydien allein zurückblieb, und auf ihr bleiches Antlitz blickte, das von ergreifender Schönheit war. Die halb geschlossenen Augen schienen wie aus Demut gesenkt. Die bleichen Wangen, der milde und doch wehmütige Zug um den Mund verliehen ihr einen neuen aber schmerzlichen Reiz.

Kann aus dieser Bewusstlosigkeit die notwendige Ruhe entspringen — dachte Pauline — so möge sie ihr einstweilen bewahrt werden, und sie schützen vor Erinnerungen und Schmerzen, deren Größe und Tiefe ich nicht ahnen, nicht ermessen könnte!

Wie sollte auch ihre, bis in dem tiefsten Grunde erschütterte Seele im Stande sein, den Ursachen nachzuspüren, welche die Kraft ihrer lebensfrischen stolzen Freundin gebrochen hatten? Alle ihre Gedanken zerflossen in der Angst um sie, die noch gesteigert wurde, als mehre Tage Lydiens Übel unverändert blieb. Sie fürchtete dieser quälenden Angst Worte zu geben, damit das Echo einer anderen Brust sie nicht vernehme und bestätige. Selbst von dem Doktor forderte sie keinen Ausspruch: still befolgte sie seine Anordnungen, und was die Liebe und klarblickende Umsicht am Krankenlager vermag, tat sie mit aller Hingebung, deren sie fähig war.

Der Schrecken und der Schmerz um die plötzliche Krankheit der Tochter hatten alle Geistes- und Seelenkräfte der Madame Leves niedergeschmettert, ja selbst ihre äußere Tätigkeit wurde

dadurch gehemmt. Nur mechanisch und unzulänglich vermochte sie irgendwelche Hilfsleistung zu gewähren, deren sie selbst zu bedürfen schien. Bald vermochte sie kaum mehr ihr Zimmer zu verlassen, und nur mühsam schleppte sie sich bis zum Krankenlager ihrer Tochter, um sich selbst zu überzeugen, dass deren Zustand sich nicht verschlimmert hatte. Von allen erwartete sie Ermutigung, aber sie konnte sie Niemand gewähren.

Mehr verdrießlich als besorgt erschien Herr Leves über Lydiens Unwohlsein, aber als es sich selbst bis zur bedenklichen Krankheit steigerte, sah Pauline seine Stirn ebenso von den Wolken des Unmuts beschattet, wie von Sorgen gefurcht. Ja es war ihr, als ob er auch auf sie seinen Missmut übertragen hätte. Kein Wort der Ermutigung oder der eingehenden Besprechung kam über seine Lippen, keine Klage erleichterte sein gedrücktes Herz, und Pauline, die dessen warme Fülle kannte, wurde dadurch von Besorgnissen erfüllt, die von dem Krankenlager in die jüngste Vergangenheit zurückführten. Und doch durfte sie den Blick darauf nicht richten; sie musste ihn klar erhalten, um erfüllen zu können, was jeder Augenblick von ihr forderte. Bei der inneren Aufregung musste sie sich die äußere Ruhe bewahren, um durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Milde die Dämonen verscheuchen zu können, die ihre düsteren Flügel um das Haupt ihrer Freundin schlugen, und auch das Gemüt des Vaters beschatteten.

Die bleiche Stirn, die matten Augen, selbst der tiefe und rau gewordene Ton der Stimme, alles zeigte bei Herrn Leves, dass noch etwas von außen hinzugekommen sein musste, um eine solche Veränderung in ihm hervorzubringen, denn der Doktor hatte sich keineswegs hoffnungslos über Lydiens Krankheit ausgesprochen. Was konnte es sein? Noch durfte er kein Scheitern seines Lieblingsplanes, nur eine Verzögerung desselben fürchten; Pauline hatte sie einleiten müssen, indem sie noch denselben Tag, an dem Lydie erkrankte, mit flüchtigen Worten den Onkel davon

benachrichtigte. Aber es schien, als ob aus diesem Erkranken Herr Leves ihr selbst einen stillen Vorwurf machte, als hätte er erwartet, dass ihre Freundschaft Lydie vor jedem Unfall schützen würde. Sah er diesen Unfall wie eine Beschränkung seiner Rechte an? Hatte das Schicksal ihn so verwöhnt, dass er zürnte, wenn sich das Rad des Glückes nicht gleichmäßig für ihn drehte? Pauline wusste es nicht, sie fürchtete nur, dass er das alte Vertrauen zu ihr verloren hätte, denn erloschen schien in ihm das Bedürfnis, sich mit ihr auszusprechen. Oder wollte er seine eigene Last nicht auf ihre schwachen Schultern legen; erkannte er, dass sie Schweres schon zu tragen hatte?

Aber ihre Kräfte wuchsen mit den Anforderungen, welche sie an sich machte. Unermüdlich sorgte sie für alles. Von Lydiens Lager entfernte sie sich nur hin und wieder, um zu sehen, ob Madame Leves die Berücksichtigung fand, welcher ihr leidender Zustand erforderte, der sich immer noch nicht heben wollte, obgleich sie nicht wie ihr Mann noch eine besondere Sorge nehen der ernsten Besorgnis um ihre Tochter hatte. Sie sah nichts in deren Krankheit als ein unglückliches, von keiner Veranlassung herbeigeführtes Ereignis, und nahm sie nicht so ernst, wie sie Pauline erschien, die mit jedem Tage besorgter wurde. Die aufmerksame, fast ängstliche Behandlung des Doktors, sein öfter Kommen sagten ihr mehr als seine Worte. Unglücklicher Weise erinnerte sie sich einer seiner Eigentümlichkeiten, über die er selbst einmal zu ihr gesprochen hatte, und welche er wie einen wünschenswerten Grundsatz für alle Ärzte feststellen wollte: „Wenn ich sehe," sagte er, „dass einem Kranken jede Sorgfalt wird, die ich als Arzt fordern muss, wenn man gewissenhaft und mit Liebe alle meine Verordnungen erfüllt, so teile ich nur, wo die äußerste Notwendigkeit es erfordert, die wachsende Gefahr des Übels der Umgebung mit. Ich weiß es wohl, dass ich dadurch eine größere Verantwortung auf mich nehme, dass ich viel seltener dazu komme, so außeror-

deutlich glückliche Kuren zu machen wie meine Herrn Kollegen, aber ich erspare dadurch manchem treuen Herzen Angst und Sorgen, und das genügt mir.“

Leicht erkannte er, dass über Lydie die Liebe wachte, und dass er ihr keine sorgfältigere Krankenwärterin hätte geben können, als er sie in Pauline gefunden. Besser aber als sie wusste er, dass die physische Kraft nicht mit der geistigen wachsen und gleichen Schritt mit ihr halten könne, und dennoch sah er mit Erstaunen, dass es Pauline vermochte, alle Nächte auf einer Matratze neben Lydiens Lager ruhend, ihr jede Hilfeleistung zu gewähren. Mit eifersüchtiger Regung hielt sie selbst Lydiens Mädchen von ihr fern, und erst auf die strenge Anordnung des Doktors teilte sie die Nachtwachen mit ihr.

Aus den Tagen, welche Lydie in einem lethargischen, fieberhaften Schlummer zubrachte, aus dem sie nur selten zum halben Bewusstsein erwachte, wurden nach und nach Wochen, ohne dass sich ihre Krankheit merklich brach. Schon wurde im Hause das Wort Typhus genannt, das freilich bis in das Zimmer der Madame Leves nicht dringen durfte, aber in Herrn Leves hatte jetzt kein anderes Gefühl mehr Platz, als die Angst um das Leben des geliebten Kindes. Alle berühmten Ärzte wollte er zur Konsultation herbeiholen, aber der alte Doktor verweigerte jede entschieden. Noch sei der Zeitpunkt nicht gekommen, der es notwendig mache, antwortete er eines Tages, warten wir bis morgen.

Diese Worte klangen Pauline so unheilvoll wie die Verkündigung einer nahen gefährlichen Krisis; erschütternd hallten sie in ihr nach. Die flüchtige Bemerkung, welche der Doktor abends beim Weggehen zu ihr äußerte, dass er heute in Gesellschaft gehen müsse, und aus derselben kommend, noch um Mitternacht nach der Kranken sehen wolle, machten sie ihr zur Gewissheit.

Nicht beschwichtigend wirkte die Stille, welche bald darauf

in dem Krankenzimmer herrschte, auf ihre überreizten Nerven; sie erfüllte sie mit dem Grauen des Todes. Leise erhob sie sich. Ihr ausdrucksvolles Gesicht war noch blasser als gewöhnlich, und indem sie es über Lydie beugte, glitt ein Zug des tiefen Schmerzes darüber hin. Entsetzt lauschte sie auf ihre immer matter werdenden Atemzüge. Auch ihr Herz drohte stille zu stehen. Sollte jetzt jener furchtbare Kampf beginnen, jenes geheimnisvolle Ringen und Streiten erhobener Naturkräfte, welche unser Dasein bedingen?

Indem sie Lydien nochmals in's bleiche Antlitz schaute, steigerte sich ihre mühsam bekämpfte Empfindung bis zur Exaltation. Ihr Herzpochen schien sie töten, ihre Gedanken sich verwirren zu wollen, und durch jene seltsame Ideenverbindung, welche oft in aufgeregter Gemütsstimmung das Nahe entrückt, und das Entfernte und Verflossene als gegenwärtig zeigt, sah sie sich in dem dürftigen Stübchen, wo ihr Vater gestorben, und gleich darauf war es ihr, als ob sie nochmals ihrer sterbenden Mutter die Augen zudrücken müsste. Sollte sie diese traurige Pflicht auch an ihrer Freundin zu erfüllen haben? Alles in ihr schien zu erstarren; aber plötzlich fand sie erlösende Tränen, mit denen sie Lydiens Antlitz benetzte, ihre zuckenden Lippen senkten sich auf ihre erkaltete Stirn, und mit vollen Liebestönen rief sie ihren Namen.

Hatte Lydie diesen Ruf vernommen? Sie öffnete die Augen und erkannte Pauline. Mit einem matten Lächeln schaute sie sie an, aber die Worte, welche sie ihr zuflüsterte, waren unverständlich, nur der innige Ton, der daraus klang, war es nicht. Sie wollte ihr die Hand reichen, aber sie fiel auf die Decke zurück; unwillkürlich schloss sie wieder die Augen und entschlummerte. Sanft und gleichmäßig hob sich ihr Atem.

An einem tiefen erquickenden Schlaf brach sich glücklich die gefahrdrohende Krankheit.

Als Lydie am anderen Morgen zum ersten Male zum vollen Bewusstsein erwachte, dauerte es eine geraume Zeit, bevor sie sich besinnen kannte, weshalb wohl Pauline, welche an ihrem Bette saß, mit hellen Freudentränen in den seelenvollen Augen sich so zärtlich besorgt über sie beugte.

„Bin ich denn krank gewesen?“ fragte sie, die Medizinflaschen erblickend, welche auf ihrem Nachttisch standen.

„Lass uns daran nicht denken, sondern uns Deiner Genesung freuen. Wie fühlst Du Dich?“

„Leicht und frei!“ antwortete Lydie.

„So ist es recht. Frei das Herz und leicht der Kopf, das ist die wahre Gesundheit!“ jubelte Pauline.

Der hereintretende Doktor bestätigte es, aber dennoch verlangte er die höchste Vorsicht und Ruhe, und erlaubte nicht einmal den glücklichen Eltern, welche mit Lydien wieder zu einem frohen Leben erwacht waren, lange bei ihr zu verweilen. Pauline allein sollte Herrscherin im Krankenzimmer bleiben.

_____

Achtes Kapitel.

_____

„Unwahrscheinlich finden Sie meine Mitteilung?“ fragte die Kommerzienrätin Steinert, welche Madame Leves einen Besuch machte, um ihr zu Lydiens Genesung Glück zu wünschen. „Ich begreife nicht, warum Sie dieselbe so auffassen,“ fuhr sie mit scharfer Betonung fort, „es müsste denn sein, weil ich sie Ihnen zuerst mache und nicht der Graf. Eigentlich haben Sie Recht, darüber erstaunt zu sein, er ist so oft in Ihr Haus gekommen, so freundlich darin empfangen worden, dass er wohl die Rücksicht hätte haben können, Ihnen sein Verhältnis zur Baronin Preveau wenigstens anzudeuten.“

„Sicher hat er auch die Absicht gehabt,“ antwortete Madame Leves sich zusammennehmend, „denn er hat uns mehrere Male während Lydiens Krankheit besucht, aber ich war zu sehr davon absorbiert, um irgendjemanden empfangen zu können.“

„Nun, dann hat er ja nach mehr als die Pflicht der Artigkeit erfüllt,“ sagte die Kommerzienrätin ironisch lächelnd,“ und Diejenigen haben Unrecht, welche behaupten, dass der Graf alle seine Freunde vernachlässigt, und alles, was er früher hatte erstreben wollen, aufgegeben, ja vergessen hat, nur um die Gunst der Baronin zu erringen. Schon vor einigen Wochen hoffte er, den schützenden Hafen, welcher ihm eine so glänzende Verbindung gewähren kann, erreicht zu haben, denn er soll über sein Verlo-

bungsfest damals mit einem Freunde gesprochen haben, aber die schöne Baronin hat ihre Launen!“

„Ich habe die Dame nie gesehen.“

„Aber doch von ihr sprechen hören? Sie ist erst vor zwei Monaten von Paris zurückgekehrt, wo der Graf sie hat kennen lernen, aber damals ohne Aussicht, irgendwelchen Einfluss auf sie zu gewinnen, denn sie war auf das innigste mit einem Engländer liiert. Der Lord soll die extravagantesten Torheiten um ihrethalben begangen, ja sich fast ruiniert haben; schließlich ist er aber doch zur Vernunft gekommen, und statt sich, wie man erwartet hatte, mit der Baronin zu verbinden, ist er nach London gereist. Dieser Rückzug hat viel Gerede gemacht, und, obgleich die Dame wenig darauf achten soll, muss es ihr doch ihren Aufenthalt in Paris verleidet haben. Plötzlich erschien sie hier mit all dem Glanz, zu dem ihr großes Vermögen sie berechtigt.“

„Sie ist also reich?“ fragte Madame Leves zerstreut, vielleicht auch nur um den Redefluss der Dame zu hemmen.

„Ich habe es ja schon erwähnt,“ fuhr die Kommerzienrätin eifrig fort. „Ja, die Baronin hat ein enormes Vermögen. In ihrer ersten Ehe musste der Reichtum ihr die Liebe ersetzen, und als sie ihren Mann verloren hatte, suchte sie diese zwanglos überall. Dass sie sie gefunden, zweifelt wohl Niemand, der sie gesehen. Noch heute ist sie eine der schönsten und elegantesten Frauen, ebenso bekannt durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften wie durch ihren Leichtsinn, den sie nie verleugnet hat, oder zu verbergen sucht. Man glaubte allgemein, dass der Graf die Zahl ihrer Eroberungen vermehre, aber nicht, dass er sie erobern werde. Das hat selbst seine Gläubiger überrascht, welche er immer mit einer reichen Braut vertröstete, und denen er bald dieses, bald jenes reiche Mädchen als solche bezeichnet haben soll. Nun ich glaube selbst, er hätte jedes haben können, denn dass die Baronin ihn nimmt, zeugt für seine Liebenswürdigkeit.“

„Gewiss," antwortete Madame Leves einlenkend, „der Graf ist geistreich und angenehm; mein Mann aber sagte immer, dass er nicht zur Ehe passe. Noch hat er auch keine bestimmte Stellung, kein Vermögen, ja man spricht von bedeutenden Schulden."

„Die hätten manche Eltern gerne bezahlt, nur um die Ehre zu haben, den Grafen ihren Schwiegersohn nennen zu dürfen. Aber bei aller Liebenswürdigkeit soll er ein echter Aristokrat sein, der nur durch die misslichste Lage sich hätte zu einer Mesalliance bestimmen lassen. Und glauben Sie mir, teure Freundin," fügte die Kommerzienrätin hinzu, indem sie ihre scharfe Stimme zu mildern und einen innigeren Ton anzunehmen suchte, „es gibt keine glückliche Ehe, welche nicht auf Gleichheit der Verhältnisse begründet ist."

„Sie mögen Recht haben," erwiderte Madame Leves nachdenkend, „aber die Gleichheit der Verhältnisse ist zu einer glücklichen Ehe nicht ausreichend, wenn nicht zugleich die Charaktere zusammenpassen."

„Das findet sich. Ist der Grund nur gleichmäßig und stark, kann man schon ein Haus darauf bauen, und Ihre Lydie ist berechtigt, es nach Willkür auszuschmücken, so liebenswürdig und schön ist sie. Küssen Sie sie von mir; sagen Sie ihr, wie ich mich sehne, ihr wieder in die schönen Augen zu sehen. Die Gesellschaften haben mit ihr den Glanz verloren, und mein Sohn wollte während ihrer Krankheit keine mehr besuchen."

Meine Lydie nimmt ihn doch nicht, dachte Madame Leves, indem sie die herzlichen Abschiedsworte der Kommerzienrätin erwiderte; aber ihre Kräfte reichten eben nur hin, sie bis zur Tür zu begleiten. Kaum sah sie sich allein, als sie in einen Sessel sich niederließ, und die Hände zusammenschlagend, leise und schmerzvoll rief: „O, mein armes Kind!"

Mechanisch griff sie nach der Karte, welche die Kommerzienrätin, war es aus Vergessen oder Absicht, zurückgelassen hatte.

Wollte sie jedem Zweifel an dem, was sie mitgeteilt, vorbeugen, oder sollten die zusammengefügten Namen des Grafen und der Baronin sagen: Seht, wie lächerlich euer törichtes Streben, das ich durchschaut habe, war? Seid froh, dass mein Sohn darüber hinwegsehen, dass er Lydie trotz des Korbes, den sie ihm gegeben, nehmen will. Aus Liebe? Nein, weil ihr Vermögen dem seinen gleich kommt, und Gleich und Gleich zusammenpassen.

Sollte es dahin mit ihrer schönen stolzen Tochter kommen? Nein, nimmermehr! Von allen jungen Leuten war der Sohn der Kommerzienrätin durch seine Unwissenheit und seinen Dünkel Lydien am meisten zuwider. In seinem erneuerten Antrag konnte sie nur eine Demütigung sehen; er musste ihr verschwiegen bleiben, verschwiegen, wie die Verlobung des Grafen, der nie ihre Schwelle hätte betreten sollen! Lydie schien seiner Liebe so sicher zu sein, dass sie am Tage vor ihrer Krankheit sie der Mutter gestanden und sie gebeten hatte, den Vater dafür geneigt zu machen, es war dazu nicht gekommen, und daraus schöpfte Madame Leves ihre größte Beruhigung. Sie glaubte, dass ihrem Manne das ganze Verhältnis fremd geblieben, das eigentlich nicht einmal zu einem solchen geworden war. Niemand konnte mehr wissen, als dass der Graf sich um Lydiens Gunst beworben, ob er sie errungen, war ja selbst der Mutter bis zum letzten Tage ungewiss geblieben.

Was aber war es denn, was ihres Mannes Stirn umwölkte, was ihn so ruhig, ja jetzt fast gleichgültig Lydiens vorschreitende Genesung aufnehmen ließ? Stets war seine Tochter der Abgott seiner Seele gewesen. Wenn sein Haus an Vermögen und Ansehen wuchs, so war ihm das mehr wie eine Stafel zu Lydiens Glück als eine Notwendigkeit für das seine erschienen. Bedürfnislos und einfach mitten in seinem großen Reichtum, war nur dessen Erwerb der einzige wahre Genuss, den er daraus zog; nun schien er nicht einmal mehr daran eine Freude zu finden. Das

schnelle Steigen der neuen Eisenbahnaktien, welche er in's Leben gerufen hatte, gab ihm weder eine persönliche Genugtuung, noch eine heitere Stimmung.

Verschlossen und schweigsam blieb er selbst seiner Frau gegenüber; kein Wort der Klage oder des Missmuts entschlüpfte ihm, aber alles, was sie zu seiner Zerstreuung und Anregung aufbot, blieb erfolglos. Kein Unwohlsein motivierte seine Stimmung, deren Grund für alle ein Rätsel blieb, dessen Lösung sich jeder Forschung entzog.

Mehr durch die eigene Zuneigung und Dankbarkeit für Herrn Leves, als durch die Aufforderung seiner Frau bewogen, versuchte Pauline während der kurzen Zeit, welche sie bei Tische mit ihm zubrachte, ihn aus seinem schweigsamen Rückhalt hervor zu locken. Vergebens schlug sie den Ton an, der sonst immer ein so lebendiges Echo in seinem Innern gefunden hatte; keinen freundlichen Blick, kein herzliches Wort schien er mehr für sie zu haben, nicht einmal eine Frage, die auf ihre Korrespondenz mit dem Onkel hindeutete, welche, von ihr unterhalten zu wissen, er stets so lebhaft gewünscht hatte.

Gleich einer schweren Atmosphäre, von der man fürchtet, dass sie jeden Augenblick in ein unheilvolles Gewitter sich entladen könne, drückte Herrn Leves' Stimmung seine Frau und oft auch Pauline nieder; nur Lydie ahnte nichts davon. Täglich erschien der Vater in ihrem Krankenzimmer, aber ohne länger darin zu verweilen, als eben notwendig, um sich von ihrem Befinden zu überzeugen. Sie sah darin nur die Anordnung des Arztes, der fast ebenso strenge ihre Genesung wie ihre Krankheit überwachte, jeden Besuch von ihr fernhielt, und sie allein auf Paulines Pflege und Gesellschaft anwies. Glaubte er, dass man in ihrer Nähe rascher gesunde? Jedenfalls hatte sich sein Wohlwollen für sie noch gesteigert, denn er sah, dass sie trotz ihrer idealen Rich-

tung auf realem Boden stand, und ebenso gut den Körper pflegen, wie das Gemüt befruchten und den Geist erheben könne.

Wie der Duft des köstlichen Rosenöls sich den Dingen mitteilt, die in seiner Nähe sind, so strömt eine reine Seele ihren Einfluss auf eine andere über, wenn nur kein Hindernis sie hemmt. Jetzt gab es keines mehr zwischen den beiden Mädchen, welche, auf den engen Raum eines Krankenzimmers angewiesen, sich immer inniger im Austausch von Geben und Empfangen vereinten. In einer anderen Atmosphäre als die war, in welcher sie sonst atmete, erstarkte Lydie zu neuem Leben. Ihre bleichen Wangen wurden von der warmen Luft angehaucht, welche, den nahen Frühling verkündend, durch das geöffnete Fenster drang, und wie in der Natur sich alle Keime zu entfalten suchten, zu denen eine sorgsame Hand den Samen gestreut, so ging auch in ihr der Sinn für manches auf, was sie unbewusst von ihrer Freundin empfangen. Ein Sturmwind hatte alle die falschen Hoffnungsblüten geknickt, die nie eine gesunde Frucht bargen. Aber ein Dornbusch schien zurückgeblieben zu sein, der immer auf's Neue tief verwundete, das zeigte Lydiens Bestreben, mit der Vergangenheit zu brechen, und doch ihr Unvermögen dazu. Eine Mitteilung oder eine Bemerkung, die damit in Zusammenhang stand, rief eine solche Aufregung in ihr hervor, dass sie Pauline nicht entgehen konnte. Auf's Sorgfältigste vermied sie deshalb alles, was trübe Erinnerungen erwecken konnte. Madame Leves hatte den gleichen Willen, aber es gelang ihr nicht immer, und deshalb kam es wohl, dass Lydie die Anwesenheit ihrer Mutter mehr scheute als ersehnte. Oder hatte sie einen anderen Grund dazu?

Noch immer musste sie ihr Lager hüten. Selbst zum Sprechen fühlte sie sich zu matt, und doch blieb sie in der lebhaftesten Wechselwirkung mit Pauline. Auf ihre Worte horchte sie wie Kinder auf Märchen, welche ihnen die Natur beleben, Steine und Bäume sprechen machen und dem Unbedeutendsten Wundertöne entlocken.

Kann wirklich so viel Großes auch im Unscheinbarsten sein? Ist selbst im engsten Kreise Raum für das Schöne, und findet das Gute dort einen empfänglicheren Boden, als im Glanz und Luxus?

Alles, was auch sie erfahren, deutete darauf hin. Was hatte ihr die äußere Gunst des Geschickes gebracht? Hatte sie ihrem Herzen reichere Freuden zugeführt, ihren Charakter veredelt, ihren Geist vor Irrtum bewahrt? Welchen Gewinn hatte sie denn von allen ihren glänzenden Eigenschaften gezogen, auf die sie sonst so stolz gewesen. Keine echte Liebe hatte ihre Schönheit entzündet, ihr Talent war nicht zur vollen Entfaltung gekommen, und wie fern war ihr Geist von der Klarheit, zu welcher sich Pauline erhoben hatte. Während für ihre Freundin das Leid vergangener Tage sich verklärte, musste sie schuldbewusst die Erinnerung daran meiden!

Nicht ohne Hindernis kam sie zu dieser Schlussfolgerung Sie sträubte sich gegen eine Wahrheit, die für sie manches Demütigende hatte, und oft noch machten sich ihre alten Eigenschaften geltend. Wir können sie nicht wie ein unsauberes Gewand abstreifen, auch wenn wir es möchten. Erst müssen wir die Fäden zu einem neuen spinnen, und es uns mühsam und sorgfältig weben.

Hatte, Lydie wirklich die Neigung dazu? Sie war sich dessen nicht klar bewusst, wohl aber ihrer Liebe zu Pauline. Im traulichen Zusammenleben mit ihr vergingen Tage und Wochen, ohne dass sie die Ungeduld äußerte, die sonst wohl Kranken eigen ist, und mit der sie sich aus dem engen Raume heraus wünschen, in den sie gebannt sind. Paulines fürsorgende Liebe suchte ihn auf jede Weise zu verschönern, und selbst für den Doktor wurde das kleine Zimmer der Mädchen zum anziehenden Aufenthalt. Stunden lang konnte er darin verweilen, und das Neueste und Interessanteste, was in der Literatur erschien, brachte er mit; aber das

Angenehmste bot immer seine Unterhaltung, die den Standpunkt erweiterte und ergänzte, auf den Pauline so gern Lydie geführt sah.

Als Lydiens Genesung so weit vorgerückt war, dass sie schon die größere Hälfte des Tages außer dem Bette zubringen konnte, verweilte Madame Leves vormittags immer bei ihr. Oft sprach sie ihre Besorgnis über die Stimmung ihres Mannes zu dem Doktor aus. Ängstlicher als gewöhnlich forschte sie eines Tages, ob nicht aus einem körperlichen Übel sich seine Reizbarkeit und Verstimmung erklären lasse, aber der Doktor verneinte es entschieden.

„Im Anfang," sagte er, „habe ich Herrn Leves' gänzlich verändertes Wesen, das auch mir nicht entgangen ist, denn wir kennen uns schon zwanzig Jahre, mit Lydiens Krankheit in Zusammenhang bringen wollen, aber ich konnte keinen haltbaren Grund dafür finden. Ich verschwieg ihm die nahe Gefahr, weil ich weiß, wie ganz sein Herz an dem einzigen Kinde hängt, und dass er leicht den Tag der Angst um sie mit einer Krankheit hätte bezahlen müssen. Sie aber, Lydie, haben sich so tapfer in der Ihren gezeigt, so klaglos alle Schmerzen hingenommen, dass der Papa zwiefach erfreut und eigentlich stolz auf Sie sein kann."

„Sehen Sie es endlich ein, Doktor, dass wir alles Recht dazu haben," sagte Madame Leves mit Genugtuung.

Mit Tränen in den Augen rief Lydie fast zugleich mit ihr: „Nein, nein, Sie irren; ich verdiene Ihr Lob nicht, weil . . ."

„Weil Sie nervös und sentimental sind!" fiel ihr der Doktor rasch in's Wort. „Ja, ich sehe, mein Lob ist verfrüht, und ich muss statt des Gefallen des Freundes das Missfallen des Arztes aussprechen; zunächst aber die Verordnung, sich wieder in's Bett zu legen, und alle aufregenden Gespräche und Gedanken zu vermeiden. Kommen Sie, Madame Leves, lassen wir die Mädchen allein, und empfangen Sie die Damen, welchen Sie versprochen

haben, zu Lydien zu führen. Das geht heute nicht. Sie sehen, dass schon unsere Gegenwart sie aufregt; morgen hoffe ich sie kräftiger zu finden.

Der Doktor zog Madame Leves mit sich fort, welche keinen Widerstand wagte, und auch eilen musste, ihre Anordnung: die Damen, welche kommen würden, in Lydiens Zimmer zu führen, zurückzunehmen.

Während dessen hatte sich Pauline Lydien genähert, welche ihre stürmischen Gefühle nicht länger zu beherrschen vermochte. In der Sofaecke zurückgelegt, weinte sie laut.

Sanft schlang Pauline ihren Arm um sie, indem sie sich neben sie setzte, und sie zu beruhigen suchte.

„Nein!“ rief Lydie, „selbst Deine schonende Duldung kann mich nicht entsühnen.“

Auf ihren Lippen erstarb das Wort „entsühnen!“ das Pauline fragend wiederholen wollte, so sehr hatte es sie erschüttert. Gewaltsam sich zusammennehmend, sagte sie sanft: „Deine Phantasie ist noch so erregt, dass sie sich darin gefällt, alles zu übertreiben.“

„O, wäre doch das, was mich beugt, aus meiner Phantasie entsprungen,“ sagte Lydie schmerzvoll seufzend.

„Keinen anderen Ursprung hatte Deine Liebe zum Grafen; ein Wahn war es, den sie nährte, der Dich an die seine glauben ließ. Du kannst, Du musst ihn verscheuchen.“

„Fürchte nichts, meine Liebe ist erstorben, oder hat vielmehr nie gelebt. Aus Eitelkeit geboren, von der Berechnung unterhalten, hat sie der Verrat getötet; nie hätte er mich so tief treffen können, wäre ich selbst schuldlos gewesen. Aber die Waffen, welche wir auf Andere zücken, treffen uns oft selbst. O, ich überlebe nicht den Gram des Vaters.“

„Wie!“ rief Pauline entsetzt, „Du hast ihn verschuldet? Besinne Dich, Lydie, ehe Du es wiederholst. Es kann nicht Sein!“

Mit den Händen bedeckte Lydie ihr bleiches, Tränen feuchtes Gesicht, aber sie antwortete nicht.

Pauline ließ den Arm sinken, mit dem sie sie umschlungen hielt, aber nur einen Augenblick, dann zog sie wieder Lydie an sich, und sagte sanft: „Meine arme, unglückliche Freundin, kann ich Dir nicht Dein Leid tragen helfen, nicht irgendetwas tun, um es Dir zu erleichtern?“

„Du weißt nicht, wie Großes Du schon für mich getan hast,“ sagte Lydie, den Kopf erhebend und Pauline mit inniger Zärtlichkeit anblickend.

„Nie konnten meine Wünsche für Dich zu Taten werden!“ seufzte sie.

„O doch, und wenn ich noch auf Versöhnung hoffen kann, so ist es Dein Werk!“

„Was ist denn so Entsetzliches geschehen?“ fragte Pauline, aber ehe ihr Lydie antworten konnte, sagte sie rasch: „Sprich nicht, es würde Dich erschüttern, und der Doktor hat Dir Ruhe geboten!“

„Nein!“ sagte Lydie entschieden, „länger vermag ich nicht allein zu tragen was mich niederbeugt. In Dein treues Herz will ich mein Leid ergießen.“

„Gewiss, es wird Dir dadurch leichter werden, aber suche erst Deine Aufregung zu beschwichtigen, damit der Forderung des Doktors genügt werde, und vor allem, damit Du auch gegen Dich selbst gerecht sein kannst, denn jetzt bist Du es sicher nicht.

So wohl tat Lydien dieses Vertrauen, dass sie ohne Widerspruch Paulines Anordnung sich fügte, und ihr wildes, beschwichtigendes Walten auf sich wirken ließ. Schweigend legte sie den Kopf auf die Polster zurück, die sie ihr reichte, und ließ es sich ruhig gefallen, dass sie ihre Füße auf den Diwan legte, und sie in eine Decke hüllte. Jede weitere Mitteilung vermeidend, reichte Pauline ihr die neuen Alben hin, welche der Buchhändler zur

Ansicht geschickt hatte. Nur mechanisch blätterte Lydie darin, aber bald wurde ihre Aufmerksamkeit durch die schönen Kupferstiche, die sie enthielten, gefesselt. Der mannigfaltigste Inhalt wurde in der reizendsten Form geboten, und oft noch durch kleine Lieder ergänzt, denen sogar hin und wieder Noten beigefügt waren. Erstaunt hörte Pauline, dass Lydie bald darauf leise eine Melodie daraus anstimmte, und mit Befriedigung erkannte sie, dass ihre Gemütsstimmung eine gleichmäßige und ruhigere wurde. Nicht in einer traurigen Tatsache, sondern in Lydiens leidenschaftlichen Stimmungen und in ihrer übergroßen Reizbarkeit hoffte sie die Erklärung der vorhergehenden Szene zu finden.

Alles war in diesem Augenblick geeignet, nur freundliche Bilder hervorzurufen. Leuchtend schien die Frühlingssonne in das Zimmer, und erhöhte durch ihren Glanz die bunte Farbenpracht der Blumen, denen die süßesten Düfte entströmten. Munter hüpften die Vögel in ihren Käfigen umher und schmetterten ihr Lied so hell und jubelnd, dass Lydie verstummend den Blick erhob und ihn sinnend über die Stube hin und alle Gegenstände streifen ließ, die den Reiz des Daseins erhöhen, wenn seine innere Harmonie noch ungetrübt ist. Sie seufzte, legte die Albums auf den nahestehenden Tisch, und nahm davon eine Schale, mit frischen Veilchen gefüllt, an deren Anblick und Duft sie sich ergötzte. „Wäre ich wie ihr im Verborgenen erblüht;“ dachte sie schmerzlich, indem sie sie zurückstellte, und ihren Kopf in die Polster barg. Ihre Tränen feuchten Augen schlossen sich, und von Müdigkeit überwältigt, entschlummerte sie.

Sorgfältig den Blick auf sie gerichtet, nahm Pauline leise ihr gegenüber Platz. An die Gefühls- und Gedankensprünge ihrer Freundin gewöhnt, vermochte sie doch nicht zu ergründen, welche Verbindung zwischen Lydiens Worten und dem Gram war, welcher Herrn Leves Stirn durchfurchte, und sie immer sorgenschwerer erscheinen ließ. Nur zagend trat sie ihm jetzt entgegen, und als

das Mädchen sie zu Tische bitten kam, folgte sie nur ungern der Aufforderung. Wie eine Erleichterung empfand sie es, dass Herr Leves nicht im Esszimmer war. Er hatte die Einladung eines Freundes zum Diner angenommen, weil gleich nach demselben in dessen Haus eine Versammlung der Hauptaktionäre der neuen Eisenbahn stattfinden sollte.

„Dieser Eisenbahn," sagte Madame Leves, „danke ich es, dass mein Mann nicht ganz in den Zustand der Gleichgültigkeit und Ermüdung versinkt, der ihn für alle Eindrücke abstumpft und, trotz der beruhigenden Versicherung des Arztes, mir das Herz schwer macht. Immer suche ich noch die Ursache davon in einem körperlichen Übel, und bei allem Vertrauen zu unserm Doktor möchte ich doch noch einen anderen Arzt konsultieren."

„Hoffen wir, dass es unnötig sein, dass die nächste Zeit alles ausgleichen, und mit Lydien der Frohsinn wieder in diese Räume zurückkehren werde!" antwortete Pauline.

„Gott gebe es, und dann haben Sie auch ein Verdienst dabei. Der Doktor hat heute wiederholt, dass wir der liebevollen Pflege, welche Sie Lydien erwiesen, mehr verdanken, als wir ermessen können. So segne ich denn die Stunde, die Sie in unser Haus gebracht," sagte Madame Leves, indem sie Paulines Hand ergriff.

„Nein, nein, machen Sie mir kein Verdienst aus Etwas, was ich unwillkürlich tun musste. Meine Liebe zu Lydien übt eine zwingende Macht auf mich, und dass ich eben nicht Trübes von ihr habe abwenden können, erfüllt mich mit Schmerz!"

„Ein wenig sind Sie immer zur Übertreibung geneigt. Lass Ihnen doch auch genügen, was uns so vollkommen genügt. Kehren Sie nur zu Lydien zurück; Sie werden sehen, mit welcher Ungeduld Sie schon erwartet werden."

Diese Voraussetzung erfüllte sich nicht. Lydie war, nachdem sie etwas genossen, wieder eingeschlafen. Ihr Schlummer war sanft und gleichmäßig und verscheuchte in Pauline die Ahnung

eines hereinbrechenden Verhältnisses, die sie, trotz des Trostes, den sie Madame Leves gegeben, beschlichen hatte. Aus Lydiens sanfter Ruhe wollte ihre arglose Seele die Gewissheit ihrer Unschuld ziehen; aber umso mehr fühlte sie die Notwendigkeit, den Schleier des Geheimnisses zu lüften.

Erst gegen Abend erwachte Lydie, und als sie, der wieder geschenkten Gesundheit sich bewusst, halb träumend dalag, zog die Erinnerung der letzten Zeit in klaren Bildern durch ihre Seele. Und in dem Vordergrund dieser Bilder stand Pauline wie ein rettender Engel. War es wirklich möglich, dass sie ihr ein solcher geworden? Sie wusste es nicht, aber sie wollte es wissen, und als jetzt die Freundin, von dem leisen Geräusch ihrer Bewegungen herbeigelockt, sich über sie beugte, zog sie sie zu sich auf das Sofa, und alle ihre Zweifel und Bedenken, alle Sorge und allen Gram schüttete sie in ihr treues Herz.

Angezogen von den glänzenden Eigenschaften des Grafen, und von seiner Liebenswürdigkeit befangen, hatte sie selbst geholfen, die Fäden des Netzes auszuspinnen, welches sein späteres Liebeswerben um sie warf. Nur ihn wollte sie sehen, nur die Hand, welche er in der Ferne ihr zeigte, ergreifen, um sich von ihr leiten zu lassen, wohin ihre törichten Wünsche sie führten. Er nur allein konnte ihr die Kreise eröffnen, welche ihr sonst verschlossen blieben. Die Frage: ob sie dadurch glücklicher und befriedigter sich fühlen würde, vermied sie. Nur auf das hörte sie, was der Graf ihr zuflüsterte, wenn sie vereint durch ein Meer von Duft und Licht, das die Klänge einer rauschenden Musik durchfluteten, dahinflogen. Wie er auf ihrem Balle seine erste Erklärung ausgesprochen, so wiederholte er sie immer, wenn sie in großen, rauschenden Gesellschaften zusammentrafen, wenn alles um sie Lust atmete, und der Glanz der Lichter in ihren Augen seinen Reflex fand. Immer fühlte sie sich von einem dämonischen Zauber ergriffen, wenn die enge Umschlingung des Tanzes sie mit dem Manne, der ihre

Einbildung entflammte, ja dessen Anblick ihr Herz höherschlagen machte, vereinte. Wie sie mehr im Taumel, wie nach den Regeln des Tanzes ihm überall folgte, wohin er sie führte, so beschloss sie auch mit gleicher Hingebung ihm zu folgen, wenn er sie durchs Leben führen würde. Befangen von dem Rausch der Sinne, prüfte sie nicht die Werte des Grafen; sie sog sie ein wie den Duft des Blumenbouquets, das sie in der Hand hielt, und ließ davon ihr Nachdenken einwiegen, wie von den Akkorden der Tanzmusik.

Erst den anderen Morgen erwachte sie auch aus ihrem geistigen Schlaf. Vor dem gleichmäßigen Licht des Tages schwand selbst in der Erinnerung der blendende Schimmer der Wachskerzen, welcher alles wie in einen glänzenden Dunst erscheinen ließ. Welk und reizlos lagen die Blumen da, die gestern ihr wallendes Haar durchschlungen, und ihr lustiges silberdurchwirktes Gewand, das ihre schönen Formen wie mit einer Lichtwolke umgeben hatte, war zerfetzt und zertreten. Besteht diese ganze Welt des Glanzes und der Lust nur aus Schein? Pauline, die eben hereintrat, hätte es sicher bejaht, aber sie hütete sich wohl, sie zu fragen, wie sie sich überhaupt hütete, in die Ideenwelt jener einzugehen.

Wie der Graf ihre Leidenschaften und Launen, ihren Egoismus und ihre Irrtümer nährte, so weckte Pauline in ihr das Gefühl der Freundschaft und die Neigung zu dem Wahren und Bessern. Ihren Einfluss fühlte sie, aber sie sträubte sich dagegen, und je mehr sie dem Grafen ihr Vertrauen schenkte, desto mehr entzog sie es Pauline. Sie scheute ihren klaren sanften Blick, der in ihre Seele drang; die milde Stimme, die zu ihrem Herzen sprach. Aber nicht so wohltuend wie der Ton war der Inhalt ihrer Worte, die schonungslos entschleierten, was nur durch glänzende Hüllen Wert erhielt, und worin sie den höchsten setzte.

Durch des Grafen wechselndes Wesen zu ihr, das sich bald in eifersüchtigen Vorwürfen, bald in glutvollem Drängen, bald in stolzer Fernhaltung aussprach, in fortwährender Spannung

gehalten, sann sie über nichts, als über die Ursache desselben nach. Endlich glaubte sie darüber zum Abschluss zu kommen. „Nie wird es mir gelingen," sagte er eines Tages zu ihr, „die Gunst Ihres Vaters zu erhalten. alles sich selbst verdankend, missachtet er ererbte Vorzüge, wie ich das Streben nach Gewinn. So steht sich Stolz gegen Stolz, vielleicht auch Vorurteil gegen Vorurteil entgegen. Wie soll sich da eine Vermittlung herausbilden? Nur Ihre Liebe kann zu einer solchen führen; sie muss alle Hindernisse hinweg räumen, die uns trennen. Nur auf einen unleugbaren, unwiderruflichen Beweis gestützt, den Sie mir durch hingebende Selbstverleugnung, durch ein wahrhaftes Opfer gewähren, kann ich den Mut finden, vor Ihren Vater zu treten, und zu fordern, was er mir dann nicht mehr verweigern kann!"

Über die Art des Opfers, welches sie ihm und der Liebe bringen sollte, äußerte er sich nicht näher. Nur im ungestörten Alleinsein, wenn Auge zu Auge, Herz zum Herzen sprechen könnte, wollte er es tun; aber sie konnte ein solches ihm nicht gewähren. Selten nur gingen die Eltern ohne sie aus, und dann wich Pauline nicht von ihrer Seite; sie unter irgendwelchem Vorwand zu entfernen, vermochte sie nicht. Verschweigen konnte sie ihr vieles, nicht sie betrügen.

Entschlossen, durch eine kühne Tat alle diese Verwicklungen zu lösen, die Fäden abzuschneiden, die sie mit der Vergangenheit verbanden, um sich für die Zukunft ganz frei zu machen, sann sie nicht lange mehr darüber nach. Einen Beweis ihrer Liebe forderte der Graf, damit er nicht erfolglos um ihre Hand bei ihrem Vater werbe; nun wohl, sie wollte ihn dem Geliebten geben. Aber würden ihre Eltern nicht die eigene Schmach darin sehen? Der Vater gewiss, aber da er sie von dem Grafen losreißen würde, wenn nicht ein unauflösliches Band sie mit ihm vereinte, blieb ihr keine Wahl. Ausfüllen musste sie die Kluft, welche sie von

ihrem Geliebten trennt. Warum länger zögern? Hatten nicht schon Tausende getan, was sie bereit war zu tun?

Keiner Missdeutung waren die Worte des Grafen für sie fähig. Das Opfer, das sie ihm bringen sollte, konnte nur der Religionswechsel sein. Trat sie an seiner Seite als Christin vor den Vater hin, so musste er wohl seine Einwilligung zu ihrer Verbindung geben.

Fast ohne Kampf kam sie zu diesem Entschluss. Nicht weil ihr Gefühl, in seinen Grundfugen erschüttert, zu einer Flamme zusammenschlug, die alles, was ihr heilig und teuer hätte sein sollen, verzehrte, um zum Opferrauch zu werden für den, der ihr Herz, ihre Gedanken und Sinne ausschließlich beherrschte, — nein, nur aus egoistischer Empfindung. Keine heiligen Glaubenstöne hatte die Erziehung in ihr wach gerufen, und diese Unterlassungssünde in ihr einen Indifferentismus erzeugt, der jede Pietät vernichtet hatte. Sie vergaß die heiligen Gebote der Kindesliebe, und erkannte weder Glaubens- noch Moralgesetze, die sie nie verehrt hatte.

Entschlossen fuhr sie, statt in die Singstunde der Signora Marcelli, zu dem Konsistorialrat Helweg, aber das Herz pochte ihr doch höher, als sie die Treppe zu ihm hinaufstieg. Erleichtert atmete sie erst auf, als sie sich ihm gegenübersah. Dieser feine Herr mit dem sichern Anstand und den gewinnenden Mienen, würde ihr, das fühlte sie rasch, einen Übergang erleichtern, gegen den sie plötzlich doch eine Reue empfand.

Sie hatte sich nicht geirrt. Keine scharfe Sonde senkte er. in ihr Herz, um zu prüfen, ob es ganz von der Sehnsucht nach dem christlichen Glauben erfüllt sei; er schien sich damit zu begnügen, dass sie ihn annehmen wollte. Zwar befremdete es ihn, dass ihre Eltern damit nicht einverstanden waren, aber da das Gesetz selbst in diesem Falle einen Übertritt zum christlichen Glauben gestattet, machte er auch keinen weiteren Einspruch.

Den Unterricht schien er ihrer Persönlichkeit anzupassen. Nur ihre Phantasie wollte er zuerst begeistern, ihr Herz rühren. In einem verklärten Lichte führte er ihr die heiligen Gegenstände vor; nur den Christus zeigte er ihr, der die Kindlein zu sich kommen ließ, und zu den Klägern der Ehebrecherin sagte: „Wer sich rein fühlt, hebe den ersten Stein auf. Eine Vermittlung wollte er sie suchen lassen zwischen ihrem Gewissen und den strengen dogmatischen Forderungen. Die Wunder Christi deutete er ihr als Produkt der Liebe und Verehrung, wie sie in den Herzen seiner ersten Jünger lebten. Aber Lydie verschloss sich jedem Einfluss. Hätte sie Worte Macht über sich gewinnen lassen, so wären die glutvollen und doch so klaren, mit denen Pauline über ihren Glauben sprach, weit tiefer zu ihrem Herzen gedrungen, so hätte sie vor allem der Anblick ihres Vaters in ihrem Entschluss erschüttert. Unbeirrt und unbeeinflusst wollte sie bleiben, darum sah sie es auch mit Ruhe, dass der Graf um diese Zeit nicht, wie sonst, jede Gelegenheit erspähte, um sich ihr zu nähern.

Mit missbehaglichem Erstaunen empfand der Konsistorialrat, dass, so taktvoll er Lydie auch in das Christentum einzuführen suchte, mit so schönen erhabenen Worten er auch darüber sprach, er doch nicht vermochte, sie dafür zu begeistern. Kalt und abgeschlossen blieb sie der neuen Lehre und ihrem Verkünder gegenüber. Das reizte ihn. Eitel, und durch den Ruf verwöhnt, den er als Kanzelredner besaß, sich auch der Macht bewusst, welche seine Persönlichkeit auf Frauen übte, wollte er, dass Lydie die Zahl derer vermehre, welche an ihm wie an einem Apostel hingen.

Auf dieses schöne, durch Anmut und Reichtum ausgezeichnete Mädchen musste er Einfluss gewinnen, und da er sah, dass er die sanfte Hingebung, welche er forderte, durch Gefühlserregung nicht herbeiführen konnte, suchte er Lydie zu erschüttern und haltlos zu machen.

Wie eine Vorbereitung zu den höheren Forderungen, welche

das Christentum an seine Bekenner stellt, wollte er nun das betrachtet wissen, was er sie bis jetzt gelehrt. Durchdrungen sollte sie werden von dem Glauben, dass Christus der Sohn Gottes, auch für sie gestorben, und sie ohne seine Erlösung verloren sei! Die Lehren der Entsagung und der Selbstentäußerung predigte er ihr, während sie nur der Selbstsucht folgen wollte. Dadurch wurde sie aus dem Indifferentismus und dem Leichtsinn geweckt, mit dem sie ihren Religionswechsel wie eine äußere Angelegenheit betrachtet hatte. Sollte die innere Zerknirschung sie erst zu dem christlichen Glauben führen können, so hätte sie umso mehr vor jeder Lüge zurückschrecken müssen. Das Nachdenken darüber hätte sie in die Arme der Elternliebe und der Freundschaft zurückgeführt; sie aber wollte einen anderen Platz erringen.

Nicht ohne Kampf, der sie fieberhaft aufregte, obgleich sie ihn äußerlich zu beherrschen suchte, ging sie jetzt auf dem Pfad der Täuschung weiter, aber jeder Schritt kostete sie größere Anstrengung. Sollte ihr Wille nicht erschlaffen, ihre Kraft sie nicht vor dem Ziele verlassen, so musste sie es bald erreichen. Ohne Kenntnis von dieser Verirrung suchte Pauline teils mit sanften, teils mit überzeugenden Worten Lydie nach einer anderen Richtung hin zu führen, und erweckte dadurch den Zweifel und den Zwiespalt in ihrer Seele. Aber zu weit war sie gegangen, um noch eine Rückkehr für möglich zu halten.

Jene Unterredung, in welcher Pauline ihr die Absicht des Herrn Leves mitteilte, trieb sie zur Entscheidung Ihr Schwanken war dem Konsistorialrat nicht entgangen, aber er rügte es weniger, weil er jetzt um jeden Preis sich das Verdienst, sie bekehrt zu haben, sichern wollte. Er erklärte sie zum Übertritt genügend vorbereitet, und so kam man denn über den Tag der Taufe überein.

Am Vorabend besuchte Lydie mit ihren Eltern eine Soiree. Den Grafen hoffte sie dort zu treffen. Sagen wollte sie ihm,

dass sie nicht dem allgemeinen Gerücht über ihn, sondern seinen Worten vertraue, und dass er morgen Abend zu ihr kommen möge, um den geforderten Beweis ihrer Liebe zu empfangen Vergebens erwartete sie ihn, und doch wollte sie darin nur die Ungunst des Zufalls erkennen. Nur so, wie sie die Verhältnisse sich zu gestalten wünschte, fasste sie dieselben auf. Schon sah sie den Vater versöhnt, die Mutter glücklich darüber, dass sie den Mut gehabt, ihr Glück sich zu erringen.

Würde sich für Pauline auch eine Vermittlung finden lassen? Ihr Herz wünschte sie, aber ihr Verstand sagte ihr, dass der Schritt, den sie tun wollte, sie auf immer von ihr trennen werde. Sollte Pauline nicht nachsichtiger werden, wenn sie noch fester sie an sich zu ketten suchte, wenn sie unverhüllt ihre Freundschaft ihr zeigte? Nicht diese Berechnung, ihr Gefühl war es, das sie vor der Entscheidung noch einmal zu Pauline führte.

Überflutet von der Wärme, die ihr aus dem Herzen der Freundin entgegen strömte, musste sie sich gewaltsam zusammennehmen, um ihr nicht alles zu verraten. Sie bat deshalb Pauline, ihr einmal von Kindheit an ihr Leben vorzuführen, und während sie es tat, dachte Lydie oft, geteilt zwischen Mitleid und Bewunderung: Um der Wahrheit willen hat sie so viel gelitten, und Du verleugnest sie! Fürchtest Du denn nicht, dass die Wahrheit sich an Dir rächen wird?

Diese unbequeme Mahnung wollte sie verscheuchen, aber es gelang ihr selbst nicht, als sie ihr Lager suchte. In fieberhafter Aufregung brachte sie die Nacht zu, und am anderen Morgen musste sie den Blick der Eltern zu vermeiden und sich gegen Paulines Anrede zu verhärten suchen, um vor dem entscheidenden Augenblick nicht zurück zu treten. Einer Ohnmacht fühlte sie sich nahe, als sie schmücken ließ, und Pauline an ihre Tür pochte. Schon wollte sie sie öffnen, in ihre Arme stürzen, ihr alles gestehen, aber — es war zu spät. Sie war schon zu weit

gegangen! . . . In einigen Stunden musste sie bei dem Konsistorialrat sein. Zwei vornehme Damen wollten, durch seine Vermittlung gewonnen, ihre Paten sein. Auch von einer hohen Frau hatte er gesprochen, welche die heilige Weihe durch ihre Gegenwart erhöhen wollte.

Nicht triumphierend, nein verzagt in Reue, Bangen und Scham verließ sie ihr Zimmer. Sie wähnte, die Mutter kenne die Wichtigkeit ihres Weges, und wollte sie auf demselben nicht stören, auch Pauline musste ihn ahnen, darum drängte sie sich noch auf der Treppe in solcher Angst an sie heran. — Nicht mehr hören durfte sie ihre Worte, nicht lesen, was jene auf die Karte geschrieben! Eine Flucht dünkte es ihr, als sie nach dem Wagen eilte, und zwischen dem leisen Geräusch der Räder hindurch glaubte sie noch Paulines flehende Stimme zu hören.

Sie war zu früh gekommen. Der Konsistorialrat hatte ihr eine spätere Stunde bestimmt, und war eben in einer wichtigen Angelegenheit abberufen worden. Ihr blieb Zeit zur Sammlung. Gewaltsam wollte sie ihre Gedanken an den Vater, an Pauline verdrängen, nur sich jener Frauen erinnern, welche zu Ansehen und einer hohen Stellung gelangt waren, indem sie sich lossagten von dem Glauben ihrer Väter, und unbeirrt ihren eigenen Weg verfolgten. War sie so fest wie jene in ihrem Willen und ihrer Absicht, warum zitterte sie denn, als sich jetzt die Tür öffnete? Schwankend zwischen Angst und Hoffnung, glaubte sie, Pauline werde hereintreten. Sie war es nicht, nur der Diener, welcher ihr Mädchen meldete. Das musste ein Irrtum sein. Pauline aber war fähig, sie von den Stufen des Altars zurückzuziehen, wenn sie nicht im Glauben und in der Wahrheit ihn betreten wollte. Und wie weit war sie von beiden entfernt! Nein, sie durfte Niemanden sprechen. Entschieden musste sie sein. Warum warf sie dennoch einen Blick auf die Karte, welche der Diener ihr reichte? Die wenigen Worte, welche darauf standen,

waren hinreichend, sie zu vernichten. Ein leiser Schrei entfuhr ihr. Sie lag in Paulines Armen.

Und wieder fühlte sie sich von ihnen umschlungen. Wie ein verirrtes unglückliches Kind zog Pauline in Mitleid und Erbarmen sie an sich. Erschüttert und betrübt durch Lydiens Geständnis, suchte sie doch nur ihr die Liebe statt des Tadels, die Sühne statt der Strafe zu zeigen. Schweigend ließ sie es sich gefallen, dass Lydie in ihrer Exaltation sie ihre Retterin, ihren Schutzgeist nannte, und behauptete, dass sie ohne ihre fürsorgende Freundschaft und ihr mutiges Einschreiten jetzt namenlos unglücklich wäre. Pauline wollte ihren Einfluss nur benutzen, um Lydie zu beruhigen. Und es gelang ihr. Madame Leves fand Lydie viel wohler, als sie sich nach ihrem Befinden zu erkundigen kam. Auch der Doktor war davon befriedigt und meinte, dass man jede Medizin bei Seite stellen und der Natur die weitere Genesung ruhig überlassen könne.

Am anderen Morgen klopfte Pauline, während der Zeit, in welcher Herr Leves immer in seinem Zimmer arbeitete, leise an seine Tür. Nicht so freundlich wie das erste Mal, als sie vor ihm erschien, empfing er sie: „Was führt Sie zu mir?“ fragte er mit harter, rauer Stimme.

„Das Verlangen, wieder einmal nach alter traulicher Weise offen mit Ihnen zu sprechen!“ antwortete sie herzlich.

„Das Recht haben Sie verwirkt!“ sagte er finster.

„Nein, o nein. Ich bin mir keiner Schuld gegen Sie bewusst, und vor jeder schon durch die Verehrung und Dankbarkeit bewahrt, welche ich für Sie empfinde,“ erwiderte sie sanft, aber fest.

„Eine schöne Dankbarkeit und Verehrung, die zum Verrat werden kann.“

„Herr Leves!“ rief Pauline erbleichend.

„Leugnen Sie es, wenn Sie können, dass Sie den Vater aus Liebe für die Tochter verraten haben.“

„Nie habe ich es getan. Wenn ich mit Lydien von Ihrem Wunsch gesprochen habe, so geschah es mit Ihrer Bewilligung, auf Ihre Aufforderung.“

„Und was ist es, was Sie mit Ihrer Vermittlung erreicht haben?“ fragte Herr Leves heftig.

„Nicht was wir beide erwünschten,“ antwortete Pauline seufzend.

„Wäre es nur die Vernichtung meiner Hoffnung auf eine Verbindung mit Oppert, ich würde mich leicht darein fügen!“ sagte Herr Leves leise vor sich hin, indem er die Stube heftig auf und ab ging.

Schüchtern hatte Pauline sich zurückgezogen. Der Gram des Herrn Leves schmerzte sie viel tiefer als die Vorwürfe, welche er ihr machte; sie wollte wenigstens versuchen, ihn zu beschwichtigen; ihren Mut zusammennehmend näherte sie sich ihm: „O! entziehen Sie mir nicht Ihr Vertrauen!“ bat sie. „Was ist es, was Sie so sehr aufregt und betrübt?“

„So wissen Sie nicht, dass Lydie mich hintergangen hat!“

„Die Reue sühnt!“

„Kann sie das Geschehene widerrufen?“ fragte er heftig.

„Ihre väterliche Nachsicht kann es ausgleichen.“

„Das sagen Sie! O, so gibt es keine Treue, keine Zuverlässigkeit mehr! Wie sehr hatte ich Ihnen vertraut! Ich hoffte, dass Sie Lydie von allem Unrechten bewahren, dass Sie sie schützen würden.“

„Hätte meine Liebe es vermocht, so wäre es geschehen; aber noch kann ja alles gut werden.“

„Nimmermehr! Lydie kann nie mehr meine Freude und mein Stolz sein. Auf immer hat sie sich von uns losgerissen, sie hat das Herz ihres Vaters gebrochen. Sie ist Christin geworden!“ sagte Herr Leves so leise, dass Pauline mehr seine Worte erriet als hörte.

„Man hat Sie getäuscht. Sie ist es nicht.“

„O, wäre es so, alles gäbe ich darum hin.“

„Wer ist es, der es Ihnen gesagt hat?“

„Der Konsistorialrat Helweg hat mich von allem unterrichtet,“ antwortete Herr Leves tonlos.

„Auch dass die Taufe nicht vollzogen worden ist?“

„Der Ewige sei gepriesen!“ rief Herr Leves so jubelnd wie man eine Glückshymne anstimmt; aber schon einige Minuten später ergriff ihn der Zweifel, und seine zitternde Hand auf Paulines Schulter legend, sagte er mit gepresster Stimme: „Und wenn es dennoch wäre?“

„Nein, nein, es ist nicht der Fall. Ich kann es beschwören.“

Bebend vor Erregung fiel Herr Leves auf einen Sessel zurück, während Tränen seinen Augen entströmten Kaum vermochte er zu sprechen. „Erzählen Sie!“ war alles was er stammelte.

Ergriffen von seiner wechselnden Gemütsstimmung, teilte Pauline schonend, doch ruhig und klar, alles wie es sich folgerichtig zugetragen, mit. Oft seufzte er, aber er unterbrach sie nicht, ja man konnte bei allem Schmerzlichen, das in ihm dadurch erweckt wurde, dennoch erkennen, dass seine Stirn sich klärte, und wieder der wohlwollende Zug um seinen Mund hervortrat.

„Und nun,“ schloss Pauline ihre Mitteilung, „da Sie wissen, dass Lydie auch an Geist und der Seele genesen ist, müssen Sie nicht mehr an die Krankheit denken, welche sie so glücklich überstanden hat. Versprechen Sie es mir!“ bat sie in dem alten Ton, der so viel über ihn vermochte.

„Gern tät ich es, wenn ich es nur könnte, aber der Gram hat sich so tief in mir festgesetzt, dass er mit seinem ätzenden Gift jedes Vertrauen auf Glück zerstört hat.“

„Es ist wieder Platz dazu; das drohende Unglück ist vorübergezogen. Sollte diese Überzeugung Sie nicht zufrieden und dankbar machen können?“

„Sie haben Recht, Pauline. Sie sind ein braves Mädchen, und ich segne die Stunde, in der ich Sie im Postwagen kennen lernte.“

„Ich nicht minder!“ sagte sie mit inniger Dankbarkeit „Doch wenn ich Ihnen wirklich teuer bin, so vergeben Sie Lydien!“

„Ist meine Frau von allem unterrichtet?“ fragte Herr Leves einer Antwort ausweichend.

„Nein, Madame Leves ahnt nichts.“

„So soll es ihr einstweilen verschwiegen bleiben. Aber was beginnen wir mit dem Konsistorialrat, der nicht davon abstehen will, Lydie zu besuchen? Er behauptet, höhere und heiligere Rechte an sie als ich zu haben.“

„Offenherzig muss Lydie ihm schreiben: dass sie, nicht genug von der Göttlichkeit des christlichen Glaubens durchdrungen, sich auch nicht zu ihm bekennen könne.“

„Das wird das Beste sein. Doch jetzt verlassen Sie mich, mein Kind. Ich bedarf der Sammlung und Ruhe!“ Herzlich drückte er die Hand, welche Pauline ihm reichte, und ihr war es, als fiel eine Träne darauf.

_____

Neuntes Kapitel.

_____

Jene Zeit der Sorge und des Grams ging nicht spurlos an Herrn Leves vorüber. Die tiefe Verschlossenheit, welche er selbst den Nächststehenden gegenüber festgehalten hatte, konnte er trotz der erlösenden Mitteilung, welche ihm Pauline gemacht, nicht so rasch aufgeben. Nur freier atmete er auf, aber die alte Sorglosigkeit konnte er nicht so rasch wiederfinden. Er hatte die Grundpfeiler seines Glückes wanken sehen, durfte er nun den Glauben an dessen Unzerstörbarkeit noch festhalten? Geschmälert war ihm selbst auf lange hin die Freude an den Erfolgen, welche das Ziel seiner Anstrengungen waren, und so glänzend sich auch wieder das Resultat seiner Spekulationen herausstellte, es ermutigte ihn zu keinem neuen Unternehmen. Er bemühte sich vielmehr, die alten abzuwickeln, was auch seine Tätigkeit erforderte, seine erschlafften Kräfte belebte. Nur seine Stimmung wurde noch immer nicht frei.

Wenn es ihm verliehen gewesen, ebenso wie er äußere Verhältnisse scharf erfasste, auch das Innere des Wesens zu durchdringen, so hätte er sich jetzt einen glücklichen Vater nennen müssen. Nie zuvor hatte Lydie mit solcher Hingebung an ihm gehangen, als nach ihrer Krankheit. Die Wandlungen, welche sie in ihr hervorgerufen, konnte nicht einmal Pauline ganz ermessen: sie hatte sie zum Teil mitentwickeln helfen, zum Teil hatte sie auch schon früher aus der eignen Fülle Lydie mit den Eigenschaften

geschmückt, welche sie erst jetzt zeigte. Mit ganzem Herzen sie umschließend, bildete sie sich die Fähigkeit aus, welche jener schöpferischen Kraft des Künstlers gleicht, die, was sie tief in sich aufgenommen, auch lebendig zu gestalten vermag.

Hingebend und vertrauensvoll ließ Lydie diese Kraft, die nichts mehr hemmte, auf sich wirken. Alles Bessere in ihr reiste in ihrer Freundschaft zu Pauline; sie fühlte sich davon mehr befriedigt, als von allen Genüssen ihres früheren Lebens, dessen nichtiges Treiben sie jetzt klar erkannte. Rastlos hatte sie früher immer nach neuen Zerstreuungen gehascht, als ob sie es zu keiner inneren Einkehr kommen lassen wollte; jetzt verlangte sie nach jener Zurückgezogenheit, welche die Seele stärkt. Jeden Gedanken, den sie hegte, wollte sie einer gemeinsamen Prüfung unterwerfen, aber Pauline ließ es dazu nicht kommen. Sie bewies ihr, dass sie übertreibe, wenn ihr ganzes frühere Leben ihr eine Lüge dünkte, jede glänzende Eigenschaft ihres Geistes hochmütige Täuschung; die Güte ihres Herzens leerer Schein. Keine Selbstzerknirschung, nur die Reue ließ sie gelten, welche eine energische Kräftigung für die Zukunft enthielt. Nicht die Entmutigung, die Erhebung allein ist fruchtbringend.

Hinwegheben wollte sie Lydie über Kämpfe, durch die sie einst so viel gelitten, obgleich sie bei ihr aus reineren Motiven hervorgegangen waren. Ihre Irrtümer hatte sie schon für Schuld genommen, und sich von Widersprüchen gefangen nehmen lassen. Gefördert aber hatte es sie, dass sie stets nach dem Hohen strebte, gefördert freilich durch schmerzliche Erfahrungen. Nun sollten diese ihrer Freundin zugutekommen. Diesen Lebenserwerb wollte sie wenigstens mit ihr teilen.

Eins aber konnte sie nicht verhindern, dass Lydie eine Verehrung für sie hegte. Wie sie früher, geleitet von törichtem Begehren, im Vertrauen auf die eigne Unfehlbarkeit jede Pflicht

vergessen, des Vaters Verlangen stets unberücksichtigt, Paulines Warnung — deren richtiges Urteil und gesundes Empfinden sie doch anerkannte — unbeachtet gelassen, so haltlos fühlte sie sich, als sie zu neuem Bewusstsein erwachte.

Den Glorienschein der Selbstvergötterung nahm sie von ihrem Haupte, und der Egoismus, der sonst die natürlichen Regungen ihres Herzens unterdrückt hatte, löste sich in hingebende Wärme auf. Nach der Krise, die sie durchgemacht, konnte sie nur in den natürlichsten Verhältnissen ein rettendes Asyl finden. Mit inniger Liebe schloss sie sich an ihre Eltern; das Bewusstsein, dass ihre Liebe noch der Verirrten angehören sei, richtete sie auf. Dem Vater zeigte sie eine Demut, die ihn bald versöhnen musste, und zu der sich noch die tiefste Dankbarkeit gesellte, als er unerörtert ließ, was ihn vergessen zu machen, sie als Lebensaufgabe betrachtete. Der Mutter war ihr Vergehen verborgen geblieben. Sie hielt Lydiens verändertes Wesen für körperliche Schwäche, und erwartete, dass sie mit völliger Genesung auch wieder die Vorzüge ihrer Persönlichkeit und Stellung werde gelten machen.

Aus eigenem Interesse hatte der Konsistorialrat über seine Beziehung zu Lydien geschwiegen, und so war denn nichts davon in die Öffentlichkeit gedrungen. Ahnte der Doktor etwas davon? Pauline nahm es an, weil sie in ihm einen Verbündeten zu finden glaubte in der Absicht, Lydie auch moralisch und geistig zu kräftigen. Die fast gewaltsame Entwicklung, welche ihre Freundin nahm, fand durch die äußeren Ereignisse und inneren Erlebnisse, die Lydie so plötzlich aus allen gewohnten Bahnen gerissen hatten, ihre Erklärung.

Ungestörter, als es sonst wohl bei den vielfachen Beziehungen der Familie Leves der Fall gewesen wäre, blieb sie durch das Herannahen des Frühlings, welcher die Saison für die Gesellschaften beendete. Man empfing nur noch zu Diners und machte Visiten; von beiden aber schließt sich die Jugend gerne aus. So

konnten die Mädchen unbeachtet dem Glücke leben, das ihnen die Freundschaft erschloss, und ungehemmt nach Neigung und Willen ihre Zeit benutzen und ausfüllen.

Länger, als es durch ihre Schwäche bedingt war, entzog sich Lydie dem Kreis ihrer früheren Bekannten, mit denen sie innerlich jeden Zusammenhang verloren hatte. Den Fernstehenden galt sie noch immer für leidend, während ihr Auge schon wieder in altem Glanze strahlte, und ihre Wangen mit dem rosigen Schimmer der Gesundheit überhaucht waren. Selbst ihre Stimmung war freier und gleichmäßiger geworden, als sie es je gewesen. Mancher gesunde Keim entwickelte sich in ihr, der ungepflegt verkümmert wäre, nun aber neue Blüten trieb, deren Schönheit sie selbst überraschte, und mit erhebender Freude erfüllte.

So gewann ihre Neigung zur Musik wieder Raum in ihr, ihre Stimme hatte einen schmelzenden Klang, einen seelenvollen Ausdruck ihr Vortrag gewonnen. Kein Mittel der Gefallsucht sah sie mehr in der Ausübung der Kunst; sie fühlte sich darin über sich selbst erhaben, und einem reinen Dasein hingegeben. Die Freude, welche Pauline darüber empfand, die Bewunderung, welche der Doktor ihrem Talent zollte, taten ihr wohler, als die Huldigung, die man in der Gesellschaft ihr dargebracht hatte. Jene nährten ihre Eitelkeit, diese ihr künstlerisches Streben, welches sie mit Energie verfolgte, und das sicher auch dazu beitrug, ihr Wesen zu verändern. Kaum beachtete sie es, dass der Doktor ihr eine künstlerische Bedeutung verhieß; sie wollte sie nicht erstreben, nur sich genügen. Und so wurden alle ihre Lebensgewohnheiten ernster und selbst ihre Tätigkeit dauernder und gewählter.

Bald hatte Pauline mehr zu hemmen als zu fördern, aber auch Lydiens Selbstanklagen verstummten, weil sie die Kraft in sich wachsen fühlte, sich ferner vor ihnen zu schützen. Schon durchdrang sie oft ein erhebendes Genüge, und leuchtete aus ihren Zügen, die dadurch einen milden Reiz erhielten. Fast schien es,

als hätte ihre Schönheit erst ihren vollen Glanz nach ihrer Krankheit entwickelt, aber sie tat nur ihrem feinen Formensinn wohl, ohne ihre Gefallsucht zu erregen. Schon konnte sie an sich selbst vergessen, und mit einer Liebesfähigkeit, deren sie sich früher nie bewusst gewesen, umschloss sie ihre Freundin. Wie nährenden belebenden Tau nahm sie ihre Ansichten in sich auf. Erstrebenswert allein hielt sie ihr gegenseitiges Verstehen und Ergänzen.

Eifersüchtig auf den Einfluss, den Pauline immer mehr auf ihre Tochter gewann, konnte Madame Leves ihn umso weniger billigen, da sie nicht wie jene annahm, Lydie sei in ihre eigentliche Heimat zurückgekehrt, sondern dass sie, von ihrer Freundin verleitet, sich derselben entfremde. Ein glänzender Salon schien ihr der geeignetste Raum für ihre Tochter, auf dem sie, umgeben von einer huldigenden Menge, ihre Vorzüge geltend machen könnte. Nie hatte sie sich gestanden, dass auch die Eitelkeit einen Teil an ihrer mütterlichen Liebe habe, und auch jetzt glaubte sie, nur die Sorge für das Wohl ihres Kindes gebe ihr die Klagen ein, welche sie über Paulines Rückwirkung auf Lydie und beider inniges Einverständnis zu ihrem Manne aussprach.

„Wenn die Dinge so stehen," antwortete er ihr trocken. „und die Mädchen wirklich, wie Du behauptest, gleich Schwestern sich behandeln. Lydie sich Pauline wie eine jüngere unterordnet, von ihr Lehren und Rat annimmt, so bleibt uns nichts übrig, als sie . . ."

„Zu trennen meinst Du? Nein, das geht nicht. Ich habe zwar auch schon daran gedacht, aber Lydie würde nie darauf ein gehen, und Pauline hat ihr so viele Liebe und Anhänglichkeit gezeigt, dass ich selbst mich ihr dankbar verpflichtet fühle."

„So bleibt uns nichts anders übrig," fuhr Herr Leves so ruhig fort, als wäre er nicht unterbrochen worden, „als sie wirklich zu Schwestern zu machen."

„Was heißt das?“ fragte Madame Leves erstaunt.

„Das heißt, wir erkennen Pauline als unser Kind an, indem wir sie adoptieren.“

„Das ist doch zu viel für einen Scherz!“ rief Madame Leves heftig.

„Du hast Recht, aber für einen wirklichen Entschluss doch nicht.“

„Bei klarem Verstand kannst Du den nie fassen. Besinne Dich doch, wir haben ja ein Kind.“

„Besser sind zwei als keins.“

„Aber Lydie lebt, dem Himmel sei Dank!“

„Ohne Pauline wäre sie uns gestorben!“

„Welche Übertreibung! Du hörst, dass auch ich ihre sorgfältige Pflege anerkenne, und dem Doktor beistimme, der behauptet, dass sie Lydiens Genesung befördert habe, aber der Tod hat weder unser Kind bedroht, noch Pauline es davor gerettet.“

„Und ich behaupte nochmals, ohne sie wäre uns unsere Tochter verloren.“

„Du sprichst in Rätseln.“

„Leicht kann ich sie Dir lösen,“ sagte Herr Leves, und ruhig, als ob nicht seine Pulse klopften und er das Blut in seinen Adern schlagen hörte, sprach er über Lydiens moralische Verirrung, über den Verrat, den sie an ihren Eltern hatte begehen wollen. „Und erst jetzt,“ fügte er mit strenger Kürze hinzu, „weiß ich, dass Du für ihre Schuld mit verantwortlich gewesen wärest. Um dem Grafen, den Du stets begünstigt hast, und den ich nie freiwillig meinen Sohn genannt hätte, angehören zu können, hat sie sich von uns lossagen wollen!“

Erschüttert barg Madame Leves das Gesicht in ihre Hände, als scheue sie ihren Mann, ja das Licht des Tages zu sehen, an dem sie Dinge gehört, die sie demütigten, und deren folgenschwere Wirkung sie, bei dem bloßen Gedanken daran, erbleichen ließen.

Nie hatte sie sich klar gemacht, dass sie den gerechten Forderungen ihres Mannes entgegentrat, indem sie Wünsche hegte, deren Erfüllung er nach seinen Grundsätzen nie fördern konnte, und doch hatte sie bewusst oder unbewusst das törichte Treiben ihrer Tochter unterstützt. Hineingeführt hatte sie dieselbe zwar nicht in die unheilvolle Richtung, aber sie war an ihrer Seite geblieben auf dem Pfad, den sie niemals sie hätte betreten lassen sollen. Verwirkt hatte sie das Recht, Lydie zu verdammen, wenn sie ihren Vorsatz zur Tat gemacht, obgleich diese Tat das Glück ihres Mannes und ihre eigne Ruhe zerstört, Lydie dem öffentlichen Gerede, ja dem Hohne Preis gegeben hätte. Erbleichend überdachte sie es, und in sich gebrochen und haltlos sagte sie seufzend: „Du hast Recht. Wir schulden Pauline mehr, als wir ihr lohnen können. Wir wollen sie wie unser Kind betrachten.“

Diese demütige Unterwerfung unter seinem Willen versöhnte Herrn Leves, obgleich dieser Wille keineswegs so feststand, wie er ihn ausgesprochen hatte. Um Paulines Stellung handelte es sich nicht, ihr konnte die genügen, welche sie einnahm, aber seine eigne Autorität musste er wiedergewinnen, sich als das Oberhaupt der Familie fühlen, und es auch wirklich sein. Aus der Stellung, welche ihm gebührte, hatten ihn die Frauen verdrängt, und offen oder versteckt gegen ihn Opposition gemacht. Wohin hatte das geführt, wohin ihr Streben, in andere Kreise zu kommen? War die Stellung, welche er ihnen gegeben, nicht angenehm und ehrenvoll?

Herr Leves hatte auch seinen Stolz, und ihm erschien er berechtigter als derjenige der Aristokratie, denn nicht ererbt, durch eigne Kraft errungen hatte er, was er besaß. Nicht in das Haus seiner Väter war er eingezogen, mühsam hatte er erst Stein auf Stein herbeigeschafft, um das eigne zu gründen; und es stand fester als manches alte Schloss. Warum sollte ihn nicht das Gefühl der Selbstherrlichkeit beschleichen, das oft durch ganze Fami-

lien sich hinzieht, die keine persönlichen Verdienste, sondern nur einen alten Namen gemeinsam haben. Sein Name hatte vielleicht einen volleren Klang als der ihre; in ganz Europa fand er seine Geltung, nur seiner Familie hatte er nicht genügt. Das musste anders werden!

Doch er brauchte dies nicht willkürlich herbeizuführen, es machte sich von selbst. Keine Zwecke mehr mit Lydien verfolgend, nicht mehr ihrem Einfluss und ihren Launen hingegeben, gelangte Madame Leves zu einer richtigeren Einsicht. Sie erkannte, was sie an ihrem Manne besaß, und die Erinnerung an alles Glück, an alle Freude, die sie ihm dankte, wurde mächtig in ihr. Stets war er ein rücksichtsvoller, treuer Gatte gewesen, aufopfernd und vorsorglich für seine Familie, hilfreich mit Rat und Tat in weiten Kreisen, voll Gemeinsinn und gut gegen Geringe. Und wie edel und achtungsvoll war er stets gegen ihre Mutter gewesen! Und sie? Wie wenig hatte sie deren Lehren bewahrt! Zum Vorbild hätte ihr der Mutter fester Wille, ihr selbstloses, reines Streben, ihr Festhalten an dem Heiligen sein sollen; stattdessen war ihr nicht einmal ihr Andenken heilig geblieben! Als es eines Tages so lebendig in ihr wurde, und sie, tief erschüttert, sich wieder ihre Liebe zurückrief, wollte sie, wie Trost suchend, zu ihrem Bilde aufsehen. Es war nicht da. Ihre eigne Schwäche und Lydiens Leichtsinn hatten es von dem Platz entfernt, den es eingenommen, seit sie dieses Haus bezogen. Paulines Worte: „Törichtes Kind, fürchten Sie denn nicht den Genius, welcher dieses Haus bis jetzt beschützt hat, zu verscheuchen, wenn Sie das Bild der Großmutter wie eine Schmach verbergen?“ hatte sie nicht gehört aber ihr Inneres rief sie ihr zu. Wie rasch war die Strafe dem Vergehen gefolgt! Sie hatte das Bild bis jetzt nicht einmal entbehrt!

Gewaltsam musste sie sich sammeln, um nur einigermaßen ruhig zu erscheinen, als sie in Lydiens Zimmer trat, aber ihre

zitternde Stimme verriet dennoch ihre Bewegung, als sie fragte: „Wo hast Du das Porträt, der Großmutter gelassen?“

Erinnerte sich Lydie Paulines Zuruf? Sie erbleichte, und auch ihre Stimme schwankte, als sie leise antwortete: „Ich weiß es nicht.“

„Verzeihen Sie!“ rief Pauline rasch, „dass ich es mir angeeignet habe. Es hat zwar keine Ähnlichkeit mit meiner Mutter, aber was Sie mir von der teuren Frau erzählt haben, erinnerte mich an sie, und so habe ich mit kindlicher Verehrung immer zu dem Bilde aufgesehen, das in meiner Stube hängt.“

„Es ist dort nicht entweiht worden!“ sagte Madame Leves mild. „Aber ich möchte es dennoch haben, um es auf seinen alten Platz zu hängen, von dem es eigentlich nie hätte fort sollen!“

Lydie ergriff die Hand der Mutter, und indem sie dieselbe an ihre Lippen drückte, fiel eine Träne darauf. „Vergib mir, was ich verschuldete!“ flehte sie mit so innigem Ton, dass Madame Leves sie an sich zog. „Nicht richten darf ich Dich, denn auch ich bin nicht frei von Schuld,“ antwortete sie bewegt.

Eine nähere Erklärung fürchtend, rief Pauline scherzend: „So gutwillig gebe ich meinen Raub nicht heraus.“

„Sie haben Recht, es steckt ein Talisman darin,“ antwortete Madame Leves ernst.

„Ist das der Fall, so steigert ich meine Forderungen dafür noch höher.“

„Alle sollen Dir erfüllt werden, fordere nur!“ rief Lydie.

„Wüsste ich nur, was?“

„Tauschen Sie für das Bild einer Mutter eine Mutter selbst ein. Sei von nun an auch mein Kind, Pauline!“ rief Madame Leves bewegt.

Mehr erstaunt als gerührt blickte Pauline zu ihr auf, aber von ihrem innigen Ausdruck und ihren Tränen feuchten Augen angezogen, gab sie sich ihrer Umarmung hin.

„O, meine Schwester, meine innig geliebte Schwester!“ rief Lydie, geteilt zwischen Rührung und Jubel.

Jede Szene scheuend, sagte Pauline: „So komme denn, Schwester, lass uns das Bild der Großmutter holen, in dem sicher ein Talisman steckt, da mich sein kurzer Besitz schon so reich gemacht hat.“

Unwillkürlich musste Madame Leves bei diesen Worten an den Entschluss ihres Mannes denken, aber gleichgültig war ihr in diesem Augenblick jeder andere Besitz außer dem Bild ihrer Mutter. Mit tiefer Rührung nahm sie es von den Mädchen in Empfang und trug es auf seinen alten Platz.

Der Genius der Familie war wieder lebendig in ihr geworden. Die Trennung, welche die Verschiedenheit ihrer Bestrebungen unter den Mitgliedern herbeigeführt hatte, war jetzt durch das gegenseitige Bedürfnis, Liebe zu gewähren und zu empfangen, ausgefüllt.

Mit schmerzlichem Bedauern hatte Lydie erkannt, wie schuldvoll sie gewesen, wie sehr sie geirrt, wie viel sie gut zu machen habe, besonders an ihrem Vater. Was sie versäumt hatte, wollte sie nachholen, freudig seine Zufriedenheit zum Zwecke ihres Daseins machen, aber dieses Dasein wollte sie von nun an von jeder Täuschung und Lüge frei erhalten. Durch Wahrheit und Einsicht wollte sie sich erst für die Ehe vorbereiten, und sie nur dann schließen, wenn sie sich wie aus innerer Notwendigkeit zu einem Manne hingezogen fühlen würde, dem sie so unbedingt vertrauen könnte, dass sie aus innerstem Drange des Herzens sich ihm gern unterwerfen würde.

So unumwunden sagte sie zwar nicht dem Vater, was sie dachte, aber sie suchte ihn mit dem ganzen Liebreiz ihres Wesens, für ihren Wunsch: noch ungestört im Elternhaus bleiben zu dürfen, zu gewinnen. Mit dem feinen Takt des Herzens war sie bemüht, ihn durch doppelte Rücksicht für die frühere Vernachlässi-

gung zu entschädigen, und im reinen Selbstvergessen jetzt stets bereit, sich den Bedürfnissen ihrer Umgebung zu fügen. Sie selbst hatte nur das eine Bedürfnis, alles was ihr durch das Herz und den Kopf ging, gegen Pauline auszusprechen, wie diese einst alles, was sie erregte, vor dem alten Samuel aussprechen musste, damit ihre Irrtümer an seinem besseren Wissen, seiner reiferen Einsicht sich läuterten. So lag auch für Lydie etwas Befreiendes in dem Aussprechen dessen, was ihr Zweifel erregte, worin sie sich nicht klar fühlte, denn immer fand Pauline dafür beschwichtigende oder erläuternde Worte, und wie eine Segnung empfand Lydie den Frieden, den ihr Umgang ihr bot.

Auch der Doktor und seine sanfte Frau, die früher Paulinens Aufenthalt im Levesschen Hause für unhaltbar erachtet, und aus Liebe zu ihr sich entschlossen hatten, sie als ihr eignes Kind bei sich aufzunehmen, sahen jetzt mit Vergnügen, wie heilbringend und fördernd ihr Eintritt darin gewirkt hatte. Aber Pauline tat nichts, was es bemerkbar hätte machen können. Unbenutzt ließ sie die Stellung, welche Madame Leves ihr einräumen wollte, und nur durch ihre gegenseitige Liebe verleitet, hätte man die Mädchen für Schwestern nehmen können, Niemand kannte genau die Erlebnisse, durch die sie es geworden.

Der Assessor hätte sie leicht wissen können; ihm aber waren nur Paulines ängstliche Fragen nach dem Grafen auffallend gewesen. Das Interesse dafür suchte er in der Vergangenheit, in Beziehung zu jener Tochter des Obersten, deren sie einst vor ihm erwähnt hatte. Graf Hübens entschiedene Bewerbung um Lydiens Gunst und ihre Hinneigung zu ihm waren auch ihm wie der Menge bekannt, ebenso wohl aber auch Herrn Leves praktischer Sinn, der sich weder von Titel noch äußerer Stellung beseitigen nehmen ließ. Man nahm deshalb an: er habe dem Grafen, trotz des Wunsches seiner Tochter, ihre Hand verweigert.

In diesem Sinne äußerte sich einst der Notar, der oft nach

Berlin kam, zu seinem Neffen: „Schade nur," fügte er hinzu „dass der Alte sich pikiert Jude zu sein, dass er nie freiwillig seine Einwilligung zu der Verbindung seiner Tochter mit einem Christen geben möchte, sonst würde ich Dir zurufen: Das Terrain ist frei, versuche Dein Heil! Warum die besten Jahre in Anstrengung und Entbehrung zubringen, wenn man sie an der Seite einer schönen Frau viel angenehmer genießen kann. Scheu hast Du Dich immer zurückgezogen, wenn ich eine ähnliche Bemerkung machte; ich ehrte diese Abweisung, so lange ich glaubte, Du würdest auch ohne meine Ratschläge demselben Ziele zustreben, aber . . ."

„So lassen Sie auch jetzt mich weiter meinen eignen Weg gehen," fiel ihm der Assessor ins Wort.

„Ich muss wohl. Du deuchst Dich ja einen zu tüchtigen Juristen, um Dir von mir Ratschläge zu holen!" spottete der Onkel. „Dein Präsident hält Dich auch dafür," fuhr er ernst werdend fort. „Du weißt es, dass er mein Studienfreund ist, dass ich noch in vielfacher Beziehung zu ihm stehe, aber dieser hast Du wahrlich nicht das Wohlwollen zu danken, das er Dir zuwendet. Er ist ein vorzüglicher Mann, und liebt es, sich mit jungen Leuten zu umgeben von denen er sagt: dass sie eine Zukunft haben. Vielleicht will er sich aus ihrer Zahl einen Schwiegersohn wählen."

„Möglich!" antwortete der Assessor gleichgültig, „denn an dem Abend, an dem er empfängt, sind immer junge Juristen dort."

„Die Tochter, welche die Erbin ihrer Großtante ist," fuhr der Onkel fort, „besitzt bereits ein bedeutendes Kapital, dessen Zinsen vollständig die Kosten eines reichen Haushalts decken. Rechne dazu die Protektion des Vaters, und dass das Mädchen mit ihrer zierlichen Gestalt, ihren herab wallenden blonden Locken, ihren hellblauen Augen einen höchst angenehmen Eindruck macht, und Du musst gestehen, dass sie mit Recht Vielen begehrenswert erscheint."

„Immerhin!"

„Du sprichst so gleichgültig darüber; das ist schlimm, denn täuscht mich nicht alles, so möchte der Präsident Dich als Bewerber um seine Tochter begünstigen. Er ist sehr für Dich eingenommen, und prophezeit Dir nicht allein eine glänzende Zukunft, sondern kann sie Dir auch ebnen und gestalten helfen.“

„Ist er mir gewogen, so kann er mich fördern, ohne dass ich sein Schwiegersohn werde,“ meinte der Assessor.

„Er kann es, aber er wird es nicht. Sicher aber wärest Du geneigter es zu werden, hätte ich nicht die Dummheit begangen, Dich in die Levessche Familie einzuführen. Die schwarzäugigen Zionstöchter haben Dir den sonst so ruhigen Sinn umstrickt. Du findest sie interessanter als die blauäugigen Germaninnen!“

Der Assessor lächelte und schwieg.

Der Onkel hatte Recht. Nicht so kalt, wie er immer gewesen, war er den Mädchen gegenüber geblieben. Hatten Lydiens Reize und ihre Stellung seine Sinne und seine Eitelkeit erregt, ja selbst seine Berechnung wachgerufen, so fühlte er doch mächtiger noch sich zu Pauline hingezogen. Niemand konnte in den Kreis ihres Einflusses geraten, ohne dass einige tiefe echte Seiten seines Herzens angeschlagen wurden; aber er wollte sie nicht nachtönen lassen. Er scheute ihren Einfluss, und obgleich oft der Wunsch in ihm nach einem Begegnen mit ihr erwachte, sagte sein Verstand ihm: es sei besser, dass Lydiens Krankheit ihm das Levessche Haus verschlossen halte. Aber die vielseitige Anregung, die er darin gefunden, entbehrend, ja vielleicht auch um eine warme Erinnerung zu unterdrücken, nahm er die häufigen Einladungen an, welche ihm von dem Präsidenten zukamen. Vielleicht führen die Verhältnisse den Assessor mehr als sein Wille zu dem Ziele hin, welches der Onkel für ihn erwünscht.

Pauline hatte Lydien vertraut, dass ihr von ihm jene wichtige, tief eingreifende Mitteilung geworden, und mit regem Danke, ja mit wahrer Freundschaft dachten die Mädchen an ihn, ohne es

jedoch zu bedauern, dass er sich von ihnen fernhielt. Sie wünschten und entbehrten nichts. Die Zeit des friedlichen Empfindens, des begnügenden Genusses hatte für sie begonnen. Trug sie den Keim höherer Güter in sich?

Aber schon die Gegenwart war schön! Von Lydiens liebevoller Aufmerksamkeit wohltuend berührt, verwarf Herr Leves alle Pläne, deren Erfüllung eine Trennung von ihr erforderten. Von Qppert, dessen angekündigter Besuch Lydiens Krankheit verhindert hatte, war keine Annäherung irgendwelcher Art erfolgt. Vielfach waren die Geschäftsverbindungen zwischen den beiden Häusern, aber ihre Korrespondenz bezog sich nur hierauf. Und Pauline, noch immer in lebhaftem Briefwechsel mit ihrem Onkel, berichtete ihm zwar mit der wärmsten Empfindung über Lydie und ihre Genesung, hütete sich aber wohl, ein Wort entschlüpfen zu lassen, welches zum Anknüpfungspunkt oder zur Wiederaufnahme der früher so erwünschten Verbindung hätte führen können.

Erwarteten Opperts den annähernden Schritt von Herrn Leves, und fühlten sie, da er nicht erfolgte, in ihrem Stolz sich verletzt? Sicher war es so, aber Niemand als Madame Leves empfand es mit Bedauern. Gern hätte sie ihre Tochter in einer angemessenen Verbindung glücklich gesehen; gern der Menge gezeigt, dass es Lydien nicht an ausgezeichneten Bewerbern fehle. Der einzige Sohn der Kommerzienrätin Steinert war nochmals als solcher zurückgewiesen worden. Mit scharfen Bemerkungen über Lydie, welche Wahrheit und Lüge klug vermischtem hatte sich seine Mutter dafür gerächt. Manches bezügliche Wort war Madame Leves davon bekannt geworden, hatte seinen bitteren Eindruck nicht verfehlt, und sie in dem Irrtum bestärkt, dass Lydie noch schmerzliche Erinnerungen mit dem Andenken des Grafen vereine. Vielleicht fürchtete sie auch, dass eine aufregende folgenschwere Wirkung sich aus dem Gerüchte ergeben könne, das die Verlobung des Grafen mit der Baronin gelöst nannte.

Man erzählte sich: kurz vor der Hochzeit, welche in Wien stattfinden sollte, habe die Baronin, von den Gläubigern des Grafen gedrängt, statt seine Schulden zu bezahlen, den Entschluss gefasst, ihre großen Revenuen nicht an der Seite eines Gatten, sondern in voller Freiheit zu genießen.

Jetzt kam es Madame Leves gelegen, dass ihre Tochter jede äußere Zerstreuung von sich wies, jede gesellige Anknüpfung vermied, nur wollte sie diese Wandlung ihrer Neigung nicht zu auffallend erscheinen lassen. Früher, als es sonst im Frühjahr der Fall gewesen, bezogen sie deshalb ihre Villa. Als stärkender Übergang zu Badereisen, welche dem Vater und der Tochter verordnet waren, wurde der Aufenthalt auf dem Lande betrachtet. Für Niemand hatte dieser indessen bessere Folgen als für Pauline.

Wie in der Natur alles neu erblühte, weil der Sturmwind darüber hin geweht und die Erde ausgewählt hatte, so fruchtbringend zeigte sich ihr früheres Leid für sie. Ein Jahr war es erst, seitdem sie die Heimat verlassen, und schon dachte sie an die Kämpfe, die es ihr gebracht, als lägen sie weit hinter ihr. Der milde Friede der Natur legte sich auf sie und ihr Empfinden. Nie hatte sie sich glücklicher gefühlt. Alles ermöglichte ihr dies; selbst die Briefe, welche sie von ihren Schwestern erhielt, erhöhten ihre Zufriedenheit. Eine harmlose Heiterkeit wehte sie daraus an. Die Schwere der Denkkraft senkte nicht wie einst bei ihr die jugendlichen Köpfe und von keiner Hemmung fühlten sich ihre kindlichen Gemüter gedrückt. Gesund und folgerichtig schien sich alles in ihnen zu entwickeln. Ehe das Verlangen nach Unterricht erwacht war, wurde er ihnen schon gewährt. Nicht wie einst, brauchten sie sich nach Erläuterung und Wissen zu sehnen, nicht wie sie in Splittern zusammen zu tragen, was ihnen ganz und voll geboten wurde. Auch die Großeltern waren vor jeder Sorge durch ihren Sohn geschätzt, und die Tante hatte die Genugtuung die Kinder einstweilen beschützen und leiten zu können.

Nur mit ihrem Bruder hatte sie jeden Zusammenhang verloren, denn ihre Briefe an ihn waren unbeantwortet geblieben. Keine Bitterkeit gewann deshalb in ihrer Seele Raum, aus der die heiße Sehnsucht nach persönlichem Glück geschieden war, obgleich sie nicht mit allen schönen Hoffnungen abgeschlossen hatte. Aber goldene Fäden webten ihre Träume nur in das Geschick Ihrer Freundin; zu dem schönsten schien ihr Lydie berechtigt. Mochte ihre Schwäche auch den Schatten der Schuld über ihr leuchtendes Wesen geworfen haben, nun war er verscheucht, und sie wieder ein sonniges Geschöpf.

Nur ihre Gesundheit bedurfte noch der Kräftigung, der Doktor erwartete sie von den Bädern in Ostende, während Pauline schon jetzt durch lange Spaziergänge sie zu befestigen suchte. Wenn die Freundinnen ihren schönen Garten durchstreiften, schien ihnen aus jeder Knospe neue Jugendlust zu ersprießen, und wenn sie ihre Promenaden bis zu einem nah gelegenen Wald ausdehnten, und in dessen kühlen Schatten ruhten, wo dicht an seinem Rande das feine Gras einer üppigen Wiese im Sonnenschein sich wiegte, schien die ganze Welt ihnen darin getaucht.

Ein einziger Baum, der schützend seine Äste über Pauline und ihre Gedanken breitete, hatte ihr ja während so vieler Jahre die freie Natur ersetzen müssen, und nun sollte alles, was sie ihr jetzt bot, sie nur zu größeren Genüssen vorbereiten. Warum freute sie sich denn nicht mehr auf die Reise? Vielleicht weil sie unwillkürlich sie wie einen schönen Abschluss ihres Zusammenseins mit Lydien betrachtete. Lächelnd und ohne Wiederrede hörte sie zwar zu, wenn ihre Freundin Lebenspläne machte, die immer auf eine untrennbare Vereinigung zwischen ihnen beiden hinwiesen, aber sie glaubte nicht an deren Dauer. Eine innere Kräftigung fand sie darin, dass sie dieser Gedanke nicht betrübte, sondern ihr nur die Fähigkeit verlieh, den höchsten Gewinn aus jeder Stunde zu ziehen. Haltlos

wurde sie auch nicht wieder, als sie erkannte, dass Madame Leves ihr die verheißene Mutterliebe nur äußerlich gewährte.

Mit Geschenken wollte sie Pauline überhäufen, aber trotz aller schmeichlerischen Bitte kleidete dieselbe sich nur in den einfachsten Stoffen. In ihren unantastbaren Begriffen von Freiheit wies sie unter irgendeinem Vorwand immer das, was ihr überflüssig schien, zurück. Von dem Reichtum wollte sie nicht abhängig werden. Dahin durfte es nie kommen; nie sollte er Einfluss auf sie gewinnen. Leicht konnte sie sich äußerlich Andern unterordnen, nur im Denken und Empfinden glaubte sie sich allen gleich berechtigt.

Auch Lydie fühlte es, dass ihre Mutter nicht zu einer solchen für Pauline geworden, aber nie sprachen die Mädchen davon. Beide bemühten sich vergebens, durch ihr ganzes Wesen Madame Leves zu überzeugen, dass sie weder in der Liebe der Ihren durch Pauline verkürzt, noch ihr Einfluss geschmälert werde. Aber während Pauline schon über eine natürliche, Keinen verletzende Lösung nachdachte, suchte ihre Freundin sie nur inniger an sich zu ziehen, und als sie im Spätsommer, am Vorabend ihrer Reise, noch einmal an das Fenster ihres gemeinsamen Zimmers traten um auf den Garten hinab zu schauen, in dem sie so frohe Stunden verlebt hatten, und der eben im Abendsonnenschein erglänzte, sagte Lydie: „Unendlich klein ist er gegen den Raum, den wir jetzt durchstreifen werden, aber ich habe den Frieden in der Beschränkung, das Glück in Deiner Freundschaft gefunden. O, lass sie unsere Welt sein; klein wird diese sein, aber goldig durchleuchtet! Könnte sie Dir nur genügen!“ rief sie in weichem, bestrickendem Ton, indem sie Pauline umschloss, deren ernstes Gesicht in sanfter Freude aufleuchtete, als sie ihr Haupt auf die Schulter der Freundin lehnte.

Zehntes Kapitel.

_____

Die flüchtigen Eindrücke, welche, im rastlosen Wechsel vor dem Geiste vorüberfliegend, jedes Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart zerreißen, und dem Reisenden kaum Zeit lassen, neue Anknüpfungspunkte zu finden, haben sich schon oft als die besten Mittel gegen Zustände bewährt, in denen man zwar nicht den inneren Halt verloren hat, sich aber doch nach äußerer Kräftigung sehnt. Führt man aber freien Herzens, in lieber Begleitung durch großartige Bereiche der Natur, dann wird das Reisen zum höchsten Genuss.

Diese zwiefache Erfahrung hatte Pauline nun gemacht. Durch das schöne Thüringen war die Familie Leves erst nach Frankfurt gereist, von dem aus sie einen Ausflug nach Heidelberg und Baden gemacht und die Ufer des Rheins überall durchstreift hatten, ehe sie über Köln nach Ostende kamen. Am Abend ihrer Ankunft gingen dies Freundinnen noch auf den Damm, welcher die herrliche Aussicht auf das Meer gewährt, in das die Hälfte der Stadt selbst hineinragt.

Wie groß und herrlich lag es da! Mit Tagesklarheit verbreitete die volle Scheibe des Mondes ihr reines Licht wie fließendes Silber über die sanft wogenden Wellen, die leise flüsternd Pauline mit der Sprache der Heimat grüßten. Die Bilder der Kindheit zogen an ihr vorüber, an den öden Strand der Ostsee glaubte sie sich wieder versetzt. Damals träumte sie dem Leben

entgegen, jetzt musste sie es zu beherrschen suchen. Alle Stützen, an die sie sich je lehnen wollte, hatten geschwankt, hatte sie denn jetzt einen sicheren Halt gewonnen?

Sie glaubte es nicht, obgleich Herr Leves sich oft das Vergnügen machte, beide Mädchen als seine Töchter vorzustellen, vielleicht aber nur um das gezwungene Lächeln zu betrachten, mit dem seine Frau den Widerspruch verbarg. Oder geschah es aus der schadenfrohen Absicht, die Herrn irre zu leiten, auf die sein Reichtum einen verlockenderen Zauber übte, als die Anmut der Mädchen. Bald sahen sich diese wider Lust und Willen in die kleinen Beziehungen verflochten, welche jenes unvermeidliche Zusammentreffe das in einem Kurort kaum zu umgehen ist, herbeiführen. Ruhig ließen sie sich die Annäherung der Herren gefallen, die Herr Leves teils schon kannte, teils kennen lernte. Aber es reizte weder Paulines Geist noch Stolz in der Gesellschaft zu glänzen; ein größeres Genüge fand sie in einer einfachen Zurückhaltung. Als Bescheidenheit und taktvolles Erkennen deutete es Madame Leves. Einigermaßen fühlte sie sich dadurch versöhnt, und in Pauline, die von allen Freunden gleich ihrer Tochter ausgezeichnet wurde, nicht eine Rivalin für diese fürchtend, überließ sie beide ungestört ihrem innigen Zusammenleben.

Wie schön an herrlichen Eindrücken, wie reich an wechselseitigen Beziehungen wurde es! Brachte die Nähe des Meeres diese reine Stimmung in den Mädchen hervor, oder durchdrang sie die Ahnung einer nahen Trennung? Sie untersuchten es nicht; sie freuten sich des Friedens und des Glückes, welches ihnen durch einander geworden. Bald teilte Lydie die Begeisterung ihrer Freundin für das Meer, in dessen Nähe auch sie sich Gott näher dünkte. Nun lächelte Pauline nicht mehr darüber, nun begriff sie es, dass sie schon als Kind so gerne seinem Rauschen gehorcht, dass sie geglaubt, es flüstere ihr, wenn sie in seinen Schoß tauchte, wunderbare Märchen von Nixen und Feen in’s

Ohr; es wiege sie abends mit melodischem Gesang in den Schlaf, und wenn der Sturm das Meer zu höheren Akkorden anschwellte, kamen sie ihr jetzt wieder großartig und erhaben vor, wie die Psalmen Davids, welche sie durch ihren Freund Samuel hatte kennen lernen.

Kein Baum beschattete das Ufer von Ostende, wie keiner den öden Strand der Nehrung an der Ostsee beschattete. „Mir ist es, als hätte mich mein Lebensweg im Kreisgang geleitet!“ sagte sie zu Lydien. „Unwillkürlich führt so Vieles jetzt mich auf meine Kindheit und Jugend zurück. Dem Zauber der Träumerei würde ich wieder ohne Dich verfallen, und wie Geistererscheinungen würde mich die Erinnerung an teure Gestalten umschweben. Vergebens suche ich eine äußere Veranlassung für diese Empfindung!“

„Das Meer führt sie Dir zu!“ antwortete Lydie lächelnd, „aber das Auge, das seine Pracht schaut, darf sich nicht trüben, sondern es muss noch einmal so leuchtend strahlen!“

Und auch das ihre glänzte in stiller Seeligkeit, als sie an Paulines Seite auf den Damm ging, an dem sich die schäumenden Wogen brachen. Sie kamen vom Baden. Aufgelöst fielen ihre langen dunklen Haare in weicher reicher Fülle ihnen bis über die Knie herab; spielend trocknete sie der Wind, der sich erst leise erhob, allmählich aber stärker wurde, und sie weit hin flattern ließ. Auch mit den Bändern ihrer Hüte, und den Falten ihrer leichten Morgenkleider trieb er sein loses Spiel, aber die Mädchen hatten ihre Freude daran. Mit Behagen ließen sie die vom Baden erregten Glieder von ihm kühlen, und sich die bleichen Wangen röten; erst als er Lydiens leichten Shawl ihr entreißen wollte, blieb Pauline, ihn am Zipfel haschend, stehen, und indem sie ihn wieder um die Schultern ihrer Freundin legte, sagte sie lächelnd: „Benutze doch oft den Wind zu Deiner Toilette, malerisch weiß er alle zu regelmäßig gelegten Falten und Bänder aufzulösen, und Dich gar kleidsam zu schmücken.“

Bemerkten das auch die Herren, welche auf der Veranda des Kursaals saßen, bei dem sie vorüber gingen? Grüßend erhoben sich einige bei ihrem Anblick, denn Lydie war von ihnen für die Schönste in dem an weiblichen Schönheiten so reichen Badeort erklärt. Man behauptete, dass weder regelmäßiger noch leuchtender, als bei ihr, die Linien des Gesichts und die Farben der Engländerinnen wären, dass dunkler und seelenvoller nicht die Augen der Südländerinnem als die ihren strahlen, und sie eben so leicht und anmutig wie die Französinnen sich bewege. Von einem kostbareren Rahmen umgeben wusste man diese herrliche Erscheinung, und zu allen Vorzügen, die sie schmückten, gesellte sich noch der Ruf eines ausgezeichneten Talents, denn vielfach wurde der Zauber ihrer Stimme von mehreren Anwesenden gepriesen, die Lydie in der Mendelssohnschen Matinée hatten singen hören.

Mit Genugtuung sah Madame Leves, dass ihre Tochter wieder den Glanzpunkt in einer glänzenden Gesellschaft bildete; und von interessanten, selbst durch ihre Stellung ausgezeichneten Männern umdrängt und umworben war. Aber wie einen Eingriff in ihre Rechte nahm sie es auf, dass auch Pauline, trotz ihres bescheidenen Zurücktretens immer mehr bemerkt und gesucht wurde. Das reiste einen Entschluss zur Ausführung, den sie schon lange gefasst und, ohne ihn mit irgendjemandem zu erörtern, vor kurzem vollführt hatte.

Nichts störte indessen das glückliche Doppelleben, das die Freundinnen führten. Niemand ahnte, wie sie im gegenseitigen Austausch ihren Geist erhelltem wie sie ihre warmen Herzen zu allumfassender Liebe fähiger machten. In der Gesellschaft waren sie unbefangene, liebenswürdige Mädchen, von denen sich eine mehr zu sinnigem Ernst, die andere sich mehr zur sprühenden Heiterkeit neigte. Wie eine Fontaine, welche das Sonnenlicht mit den buntesten Farben wiederstrahlt, in glänzenden Tropfen niederfällt, so schön fielen oft Lydiens witzige und lachende Bemerkungen in

die schmeichlerische, mehr leere als interessante Unterhaltung ihrer zahlreichen Verehrer hinein. Keiner von ihnen konnte sich eines Vorzuges rühmen, zwar verhüllte sie ihnen gegenüber nicht ihre bewältigende Liebenswürdigkeit, aber sie missbrauchte sie nicht mehr, und ließ sich nicht von der Bewunderung, welche sie einflößte, verwirren. Unbefangen und heiter empfand sie darüber nur ein flüchtiges Vergnügen, wie es der Jugend so natürlich ist, denn einfacher und edler war ihr Wesen geworden, und auch an nobler Grazie hatte sie gewonnen.

Auch heute sah sie wohl, wie aller Blicke ihr folgten, aber sie beachtete es nicht, und statt bei dem schwankenden Wetter eine Zuflucht in dem Kursaal zu suchen, ging sie ruhig mit Pauline vorbei bis zu dem Pavillon, in dem sie ihr Vater erwarten wollte, obgleich die Luft drückend war und der Himmel sich umzog. Bald umhüllten ihn immer weiter und rascher dunkele Wolken, welche der Wind nicht mehr zu zerreißen vermochte. Wie erzürnt darüber, vereinte er sein Brausen mit den dumpf rauschenden Wellen des Meeres, die immer mehr anschwollen, und sich an dem Damm brachen. Der erste Blitz zuckte vom Himmel, als die Mädchen Herrn Leves erblickten, welcher, beunruhigt durch das Wetter, ihnen entgegenkam. Indem er sie rasch in den Pavillon du Rhin hineinführte, fing auch der Regen immer heftiger und dichter zu strömen an.

Eben zur rechten Zeit, wie sie, fanden auch zwei Herren, welchen ein Diener mit Reisetaschen folgte, in dem Pavillon Schutz. Ihr halblauter Wortwechsel mit dem Kellner verriet, dass sie hier Logie bestellt hatten, und erzürnt waren, ihre Zimmer noch nicht bereit zu finden. In dem Speisesaal mussten auch sie verweilen, in dem eine leichte Dämmerung herrschte. Wie erwünscht kam sie den Mädchen, welche die einzigen Damen hier, mit Befangenheit ihre chiffonierte Toilette den Blicken der Herren ausgesetzt sahen. Es konnte ihnen kein besonderes Zimmer eingeräumt

werden; die Hitze, welche in dem gemeinsamen Saale herrschte. zwang sie, ihre Hüte abzunehmen. Lydie tat es mit der Unbefangenheit, welche die Notwendigkeit, nach dem Bade das Haar frei zu tragen, rechtfertigt, vielleicht auch mit dem Wohlgefallen, offen ihren schönsten Schmuck zeigen zu können. Um ihre Stirn kräuselten sich, jetzt freilich in loser Unordnung, kleine Löckchen, à la neige genannt, während das Hinterhaar leicht gewellt, wie ein offener dunkler Mantel ihre herrliche Figur schärfer noch hob. Ein dicht anliegender Scheitel umschloss Paulines Gesicht, und da Wellen und Wind auch ihre Flechten aufgelöst hatten, schlang sie mit einer raschen Bewegung das Haar in einem Knoten und befestigte es am Nacken.

„Wie eine Muse sieht die eine, wie eine Nymphe die andere aus, könnte ich nur sehen, ob der Ausdruck der Züge zu meinem Vergleiche passte," flüsterte der eine der Fremden seinem Begleiter zu, der ungefähr einige dreißig Jahre zählen mochte, obgleich seine schlanke Gestalt noch die ganze Biegsamkeit der Jugend zeigte. Sein bleiches ovales Gesicht, die dunklen Augen unter regelmäßig geschnittenen Brauen, der kräftig gebildete, aber ernste Mund gewannen erst an Lebhaftigkeit, wenn er sprach. Noch hatte er es nicht getan, sondern schweigend in der Nähe des Fensters Platz genommen, an welches die Mädchen jetzt traten, um hinaus zu schauen auf den Kampf der Elemente.

Dichter noch hatten sich große schwere zusammengeballten Wolkenschichten am Himmel gedrängt, und nur schmale, bleifarbene Lichtstreifen ließen sie zwischen sich durch. Dunkel erschienen auch die breiten Wellen, die nur hin und wieder von einem dünnen Schaumstreifen gesäumt, bald aber von kurzen Windstößen gehoben, sich zischend und brausend bis zu dem Rand des Dammes erhoben, und ihren weißen Schaum über denselben warfen.

Dunkel beschattete sich auch Paulines Stirn bei dem Anblick, welcher sie an den Sturm auf ihrer unheilvollen Seereise

erinnerte. Sie wollte diesen trüben Gedanken verscheuchen, und lieber den Sinn auf den schützenden Hafen lenken, in dem ihr halb zertrümmerter Lebensnachen Rettung fand. Von tiefer Dankbarkeit fühlte sie sich für alle durchdrungen, welche sie ihr erleichtert hatten. Ihre Gedanken segelten mit den Schiffen, deren entfernte Masten man in der Richtung nach England erblicken konnte, zu ihrem Onkel hin, aus voller Seele ihn grüßend und segnend.

Wohler noch tat es ihr, dass sie in ihrer Nähe Jemand hatte, den sie auch ohne das leitende Gefühl der Dankbarkeit voll und warm lieben konnte. Unwillkürlich ergriff sie Lydiens Hand, und wandte sich zu ihr um. Eben war auch der Fremde nähergetreten, um hinaus zu schauen in die Sturm gepeitschte See. Beider Blicke begegneten sich und blieben an einander hängen. Welche magische Gewalt suchte den ihren zu fesseln? Fast gewaltsam musste sie sie brechen, indem sie wieder nach dem Meer hinsah. Immer noch fühlte sie den Blick des Fremden auf sich gerichtet, fest und zwingend, so dass auch ihr Auge sich ihm unwillkürlich wieder zuwandte. Regungslos sah er sie immer noch an, während über seine sich leise öffnenden Lippen ein Name zu schweben schien, dessen Klang, obgleich sie ihn nicht verstehen konnte, in ihrem Herzen einen Widerhall fand. Sie wusste nicht weshalb, aber sie fühlte es dunkel, dass eine zwingende Macht in ihr Leben einzutreten suchte. Nicht willenlos wollte sie sich ihr hingeben. Still und ernst schauten ihre dunklen Augen, aus dem blassen, von einer leichten Röte angehauchten Gesicht prüfend auf den Fremden hin. Bekannt sprachen sie jetzt auch seine Züge an, und doch wusste sie, dass sie ihn nie zuvor gesehen hatte. In diesem Augenblick trat Herr Leves hinzu; der Fremde wich zurück, und mit dieser Bewegung auch der Zauber, der Pauline befangen hielt.

„Ein böses Wetter für die Schiffe, welche auf offenem Meer sind," sagte Herr Leves, mehr zu dem Fremden, als zu den Mädchen gewandt. Sich leicht verneigend trat dieser näher. „Sie

haben Recht, mein Herr. Ich bin froh, dass das Schiff, welches uns hierher gebracht, vor einigen Stunden in den Hafen eingelaufen ist.“

„So muss man Sie ja zweifach willkommen in Ostende heißen,“ sagte Herr Leves lächelnd: „und wie behaglich muss es Ihnen selbst hier in der drückenden Stubenluft sein, wenn Sie hinaus sehen auf das stürmische Meer!“

„Gewiss,“ antwortete der Fremde, indem sein Blick Pauline streifte, „es weht mich hier so heimatlich an.“

Jetzt trat auch sein Begleiter mit dem sichersten Anstand näher. Aus seinem stolzen gebräunten Gesicht, das in seinen strengen und regelmäßigen Linien einen echt südlichen Typus zeigte, leuchteten wie im Widerspruch, blaue scharfblickende Augen hervor, und selbst das Haar, das frei um die Stirne fiel, war mehr hellbraun als schwarz. Untadelhaft war jede seiner Bewegungen, wie der elegante aber einfache Reiseanzug; beide verrieten eine bevorzugte Stellung. Er schien sich ihrer wohl bewusst, obgleich er es zu verbergen suchte.

Gewandt und mit rücksichtsvoller Artigkeit näherte er sich den Damen. Er gestand, dass sie, auf dem Damm mit flatternden Haaren und Gewändern vor ihm dahinschreitend, wie dem Meer entstiegene Najaden ihm erschienen wären, und dass er den Zuruf seines Freundes, der von dem heranziehenden Wetter im Kurhaus Schutz suchen wollte, nicht beachtete, sondern ihnen folgen musste.

„Wenn eine plötzliche Dämmerung mit ihren lichten Schatten alle Härten vermittelt, und zuckende Blitze eine momentane Beleuchtung gewähren, dann ist es leicht, in menschlichen Gestalten Najaden zu sehen.“ Auch jetzt ist noch der Hintergrund für so phantastische Gebilde günstig; verzeihen Sie nur, mein Herr, wenn ich sie durch die Befriedigung eines irdischen Bedürfnisses zerreiße,“ erwiderte Lydie ironisch lächelnd, indem sie sich vor dem Fremden leicht verneigte, und wie um ihn in die angemessene Ent-

fernung zurück zu weisen, sich zu dem Vater wandte, den sie um ein Frühstück bat.

Ehrerbietig zogen die Herren sich zurück, und während die Mädchen sich wieder dem Fenster näherten, Herr Leves dem Kellner seine Befehle erteilte, bemerkte er nicht, dass er vergessen hatte, seinen Tisch zu belegen, der einzig noch unbesetzt, eben von einem Herrn und zwei Damen eingenommen worden. Ruhig trat er wieder zu den Mädchen hin, und plauderte mit ihnen, bis die Ansprache des Kellners: wo er befehle zu servieren, ihm zeigte, dass er keinen Platz mehr anzuweisen habe. Seine Blicke schweiften umher. Der jüngere der beiden Fremden sprang rasch von seinem Sitz auf, aber Lydiens stolzen Blick wohl bemerkend, bot er den Damen einen Tausch der Plätze an.

„Nein, wir dürfen Sie nicht verdrängen," sagte Herr Leves artig, „nur Ihren Tisch ein wenig weiter rücken, und noch einen hinzusetzen lassen, dann haben wir alle Platz, vorausgesetzt, dass Sie als Fremde meine Aufforderung annehmen, und mit mir frühstücken." Wieder traf Lydiens stolzer Blick wie zürnend den jungen Mann, der noch über die artigste Weise, die Einladung abzulehnen, sann, als sein Freund, an den sich Herr Leves auch wandte, sie bereits dankbar annahm.

Wie entschuldigend verneigte sich der Fremde vor Lydien, während Herr Leves darin eine Annahme seiner Einladung sah, und sich wunderte, dass er ihn wiederholt auffordern musste, seinen Platz wieder einzunehmen. Die Berechtigung dazu schien er erst von Lydien zu erwarten; sie bemerkte es wohl, und gab sie ihm mit einer anmutigen einladenden Bewegung der Hand, indem ein befriedigtes Lächeln ihre Lippen umspielte.

Dankend nahm Pauline den Stuhl, den er ihr reichte, und rasch setzte sie sich so, dass die Blicke des anderen Fremden den ihren nicht begegnen konnten; aber ihr Ohr hielt sie offen für den Wohllaut seiner Stimme. Auf seine Worte horchte sie hin, ob-

gleich er im Gespräch mit Herrn Leves nur auf dem Gebiet blieb, das diesem zugänglich war. Von Ostende sprachen sie, dem nahen Brüssel, den neuen Eisenbahnlinien, von Reisen überhaupt; nur was gewöhnlich war, berührten sie, aber die Art, wie es der Fremde tat, war es nicht. Lebendig und mit scharfer Einsicht sprach er von den Ländern, die er durchreist hatte, klar und bezeichnend war jedes seiner Worte. An wen erinnert mich diese Sprache, fragte sich Pauline, an den Doktor? Nein, der spricht geistvollen aber nicht so maßvoll; der liebt es, Gegensätze hervorzuheben, oft auch mit einem scharfen Worte abzuschneiden, was noch nicht erörtert ist. Die Sprache des Fremden glich dem lautesten Wasser, das, scharf beleuchtet, alles treu und klar wiedergibt.

Das Frühstück war serviert, und während man aß, die Herren den Wein lobten, die Mädchen kaum davon nippten, wurde das Gespräch lebhafter und allgemeiner. Herr Leves schien auf's Wärmste von dem Begegnen mit den Fremden angeregt, und diese es wieder von den Mädchen zu sein, obgleich sich beide still verhielten und durch ihr ganzes Wesen zeigten, dass sie nur aus Achtung vor dem Vater sich die Unterhaltung der Herren gefallen ließen, aber unwillkürlich kamen sie doch in seine gefällig heitere Stimmung. Nicht mehr schweigend nahm Lydie die sprühenden, interessanten Bemerkungen des jungen Fremden hin; nicht mehr so hochmütig und blitzend trafen ihn ihre Blicke, und Pauline richtete die ihren oft auf seinen Begleiter; wenn im Eifer der Rede dessen ruhige Züge sich belebten, schien eine geheime Kraft auch den ihren einen erhöhten Ausdruck zu verleihen.

Nach und noch war es draußen etwas lichter, aber in dem Salon umso überfüllter geworden. Noch immer warf der Wind schwere Regentropfen an die Fensterscheiben. Mit ihren leichten Anzügen und Schuhen konnten die Mädchen nicht wagen, den Heimweg anzutreten. Lydie sprach von der Besorgnis, welche die

Mutter um sie haben werde, und bat den Vater, nach einem Wagen zu senden. Herr Leves meinte zwar, dass ehe der Wagen aus der Stadt käme, das Wetter sich gebessert haben werde, aber er rief doch den Kellner, um ihm seinen Auftrag zu erteilen. Vergebens erwarteten die Fremden, er werde dabei seinen Namen nennen; der Kellner kannte ihn, denn ohne danach zu fragen, wollte er eben einen Boten suchen, als von dem benachbarten Tisch ein Herr sich erhob, und Herrn Leves, doch ohne ihn bei seinem Namen anzusprechen, bat, gemeinsam mit ihm seinen Wagen zu benutzen, den er gleich beim Beginn des schlechten Wetters sich hatte kommen lassen.

Erfreut erhoben sich die Mädchen und griffen nach ihren Hüten. Nur flüchtige Worte und Grüße tauschten sie mit den Herren aus, dann folgten sie rasch dem Kommerzienrat, wie sie ihn nannten, der zur Eile drängte, während Herr Leves den Zahlkellner suchte. Die Fremden folgten den Damen bis zu dem hintern Ausgang des Pavillons, weil auf dem Damm kein Wagen fahren kann; sie sahen, wie die Mädchen hineinstiegen, als der Vater bei ihnen vorbeieilend ihnen zurief: Aus Wiedersehn, meine Herren, mein Name ist Leves, und . . .

„So komme doch, Papa!“ rief Lydie ungeduldig, die Wagentür öffnend. Noch einmal begegnete Paulines Blick dem des Fremden, welchen er innig auf sie gerichtet hielt. Dieses Mal klang vernehmbar von seinen Lippen ihr Name, aber der herzliche Ruf wurde von dem Geräusch des abfahrenden Wagens übertönt.

„Also doch Leves!“ rief sein Begleiter, „so hat die Ähnlichkeit mich nicht getäuscht; sie war es selber . . . Welch’ seltsames Begegnen! Und wieder habe ich mich von dieser Sirene verlocken lassen und bin ihr gefolgt, während ich entschlossen war, sie für immer zu meiden.“

„Meine Herren, die Zimmer sind bereit,“ sagte der hinzutre-

tende Kellner. „Ihr Diener hat schon das Gepäck nach oben geschafft.“

„Ich ahnte es sogleich, dass es nur Pauline sein konnte, die mit den seelenvollen Augen meiner armen Schwester einen so mächtigen Eindruck auf mich machte,“ sagte ihr Onkel einige Augenblicke später, in seinem Zimmer auf und abgehend, während sein Begleiter, der junge Oppert sich verdrießlich auf das Sofa warf. „Ich wollte nicht ohne Gewissheit von ihr scheiden, nun kam dieses überstürzte Weggehen, das uns nicht einmal Zeit ließ, unsere Karten auszutauschen.“

„Das ist das Beste von der ganzen Sache, nun kann ich unbekannt bleiben, wegreisen, wie ich will.“

„Vergessen Sie nicht, Richard, dass Sie mir freiwillig hierher gefolgt sind, dass keine Aufforderung von meiner Seite die Veranlassung dazu war.“

„Sie haben Recht; aber der Brief war es.“

„Wie, doch nicht jener, den ich vor einigen Tagen von Madame Leves erhielt? Mit rätselhaften, halb liebevollen, halb anklagenden Worten sprach sie darin von Pauline, die nach ihrem Bericht fähig ist, durch bizarre und phantastische Lebensauffassung selbst ein Glück von sich zu weisen, das sie ihr durch die Verbindung mit einem Vetter zu sichern wünscht. Sie beschwor mich, meinen Einfluss auf sie geltend zu machen und alles anzuwenden, damit meine Nichte die Bewerbung eines ehrenwerten reichen Mannes annehme, der obgleich nicht mehr ganz jung, jetzt geneigt sei, sich mit einem Mädchen zu verbinden, das er zwar nur aus ihrer Beschreibung, bald aber selbst kennen lernen werde.

„Sie haben diesen Brief nicht gelesen, aber Sie wissen es, Richard, wie sehr er mich beunruhigte, aber nur zu dem Entschluss brachte, Pauline schriftlich zu bitten, mir mit altem Vertrauen und der schönen Offenheit, welche ihr eigen, über Verhältnisse zu berichten, die so eingreifend und bestimmend für ihre Zukunft sein

müssen. Ehe ich meinen Brief abschickte, bekam ich einen von ihr. Nicht mehr die selbstbewusste heitere Freiheit sprach daraus, obgleich ihre Seele von dem erhebenden Bewusstsein der Pflicht, von der belebenden Kraft der Liebe erfüllt war. Ein wägender Verstand machte sich geltend, eine feste Entschlossenheit, die sich auf die eigne Kraft stützen, eigenmächtig ihr Geschick bilden wollte. Durch alles drang dennoch ein wehmütiger Ruf, welchen ihr der Schmerz der Trennung von der Freundin auspresste. Warum diese notwendig, was sie hinaustrieb aus einem Kreis, in dem sie zum ersten Male ein volles Genüge gefunden, darüber schwieg sie. Ich aber musste es wissen. War ich nicht ihr natürlicher Vormund, seitdem sie in ihrem Bruder keine Stütze gefunden? War sie mir nicht doppelt teuer durch Verwandtschaft und geistiges Einverständnis? Durfte ich zögern zu ihr zu eilen? Nicht raten wollte ich ihr; ich bin überzeugt, sie findet auch allein immer das Richtige; nur zeigen wollte ich ihr, dass sie bei allen Wendepunkten ihres Lebens auf mich rechnen können. Ich musste sie sprechen. In einigen Stunden konnte ich bei ihr sein. Ich sagte Ihnen, dass ich reisen werde, und Sie, dass Sie mich begleiten wollten. Das Interesse für eine junge Dame, glaubte ich, bewege Sie dazu, und ich freute mich Ihres Entschlusses, weil ich von Pauline wusste, dass ihre Freundin alle Eigenschaften besitzt, welche ich Ihrer einstigen Gattin wünsche. Und nun, da ein günstiger Zufall Ihnen diese Dame entgegenführt, wollen Sie fliehen? Gestehen Sie, Richard, Sie sind nur um ihretwillen mitgekommen?“

„Nein,“ sagte Oppert entschieden, „sie lebte nicht mehr in meiner Erinnerung, als ich den Entschluss, Sie zu begleiten, fasste. Den Eindruck, den ihre schöne Erscheinung in Paris auf mich machte, wurde erhöht, als ich so vielfach ihre Anmut und ihre liebenswürdigen Eigenschaften preisen hörte, aber ich überschätzte ihn, denn . . .“

„Heute hat sie Ihnen nicht gefallen," fiel Magnus lächelnd ein, — „Sie ist von einem bezwingenden Liebreiz, aber dennoch wünsche ich sie nicht wieder zu sehen. erwiderte Oppert ernst.

„Weshalb sind Sie denn mitgekommen?"

„Soll ich es Ihnen gestehen?"

„Ich möchte es wohl wissen."

„Nun wohlan. . . Aus lebhaftem Interesse für ein junges Mädchen."

„So hatte ich doch Recht."

„Nein, Sie irren dennoch. Fräulein Leves war es nicht, die meine Phantasie entflammt, meinen Geist erregt, und wie ich glaubte, auch mein Herz erfüllt hat."

„Sie kennen also ein Mädchen, dem dieses Wunder gelungen, und haben nie zu mir davon gesprochen?" fragte Magnus mit milderte Vorwurf. „Wie soll ich das mit dem Vertrauen vereinen, das ich von Ihnen zu besitzen wähnte? Kein Geheimnis, sagten Sie, hätten Sie vor mir, und nun verschweigen Sie, was Ihnen das Höchste sein muss. Wodurch wollen Sie das erklären?"

„Durch die Scheu, welche ich hatte, mit Ihnen über eine Neigung zu sprechen, die, von keiner Erwiderung ermutigt, ihre Nahrung nicht einmal aus eigner Anschauung schöpfte.

„Und woraus denn?" fragte Magnus erstaunt.

„Aus . . . aus den Briefen, welche Sie mir von Ihrer Nichte mitteilten."

„Wie? Pauline!"

„Ja, ich schwärmte für sie. Sie allein — wie ich sie aus ihren Briefen kennen lernte, kam mir erstrebenswert vor. Nicht beachtete ich, was sie über ihre Freundin sagte, nur wie ihre volle Seele sich ergoss. Hier offenbarte sich mir ein reines Sein, hier entdeckte ich mehr als eine äußere Schönheit. Längst hätte ich Gelegenheit gesucht, Pauline kennen zu lernen, lebte sie nicht im Leves-

schen Hause, denn ihre Liebe zu erringen, ihres Besitzes sicher zu sein, hielt ich für den höchsten Gewinn!“

„Wer hätte in meinem jungen ruhigen Freund einen solchen Phantasten vermutet.“

„Dass Sie mich so nennen würden, wenn ich alles Ihnen offen mitteilte, wusste ich, aber ich fürchtete auch Ihren Stolz, der Sie verleiten konnte, eine Verbindung zwischen Ihrer Nichte und mir eher zu verhindern als zu vermitteln, weil keine Gleichheit der Verhältnisse sie unterstützt.

„Möglich,“ antwortete Magnus zerstreut.

„Ohne Vermittlung wollte ich vor Pauline treten, ihre Neigung zu gewinnen suchen, denn der meinen für sie glaubte ich gewiss zu sein.“

„Nun, wie hat sie Ihnen gefallen?“ fragte Magnus gespannt.

„Nur flüchtig habe ich sie beachtet, kaum mit ihr gesprochen.“

„Die sympathische Anziehungskraft hat sich also nicht bewährt. Durch einen geheimen Zug der Seele sind Sie in eine andere Verirrung hineingeraten, die aber noch zu einem guten Ausweg führen kann.“

„Nimmermehr! Nicht noch einmal werde ich mich Lydiens stolzen, abweisendem zwingenden Blicken aussetzen.“

„So suchen Sie Pauline näher kennen zu lernen.“

„Das werde ich. Sagte ich Ihnen nicht gleich, wie eine Muse sieht die eine, wie eine Nymphe sieht die andere aus? Steht eine Muse nicht höher als eine Nymphe?“ fragte Oppert.

„In dem Reich der Schönheit nicht.“

„O, auch da kann sie einen würdigen Platz einnehmen. Sie haben mit Pauline gesprochen; wie finden Sie sie?“

„Ganz wie ich sie mir dachte und ihre Briefe sie zeigen?“

„Sie haben also nichts dagegen, wenn ich mich ihr nähere?“

„Gewiss nicht,“ erwiderte Magnus lächelnd, „wir aber wollen

Sie es anfangen, sie von Lydie loszulösen? Die Mädchen scheinen unzertrennlich.“

„Man muss den Zufall ein wenig lenken; nicht immer wird er uns wie heute begünstigen.“

„Sie sehen also in unserm Begegnen mit den Damen eine Gunst des Zufalls?“ fragte Magnus lächelnd.

„Wer kann sich von Widersprüchen freihalten!“ rief Oppert lachend, „wenn sich der Himmel darin gefällt. Sehen Sie, Magnus, dort hängen die Wolken noch regenschwer herab, und auf der anderen Seite drängt die Sonne sich schon durch, vielleicht tritt sie bald siegend hervor. Rasch, machen wir Toilette.“

„Sogleich, denn heute muss ich noch Pauline sprechen, ihr sagen . . .“

„Dass ihre seelenvollen Augen mich mächtig erregt haben;“ wiederholte Oppert lächelnd.

„Seit sechzehn Jahren habe ich Niemand von meiner Familie gesehen,“ sagte Magnus ernst.

„Verzeihung, teurer Freund, dass ich scherzte, wo heilige, wehmütige Empfindungen sich in Ihnen geltend machten. Magnus drückte warm die Hand, die Oppert ihm bei diesen Worten reichte, und gleich darauf trennten sie sich, um sich umzukleiden.

Fast um dieselbe Zeit ging Herr Leves lächelnd in seinem Zimmer auf und ab, sich vor Vergnügen die Hände reibend. Er trillerte den Anfang einer Opernarie vor sich hin, was den höchsten Grad der Befriedigung bei ihm ausdrückte; und wie von Lust und Laune gehoben, duldete es ihn nicht auf einem Platz. Bald griff er nach einem Zeitungsblatt, um es gleich darauf wegzuwerfen, bald ließ er die eben angezündete Zigarre wieder erlöschen, ja er hatte selbst für den neuesten Kurszettel keinen Blick. Geheimnisvoll legte er den Finger auf den Mund, als wolle er sich selbst Schweigen gebieten; aber er vermochte es nicht. Halblaut sagte er vor sich hin: „Dieses Mal sollen die Frauen nichts er-

fahren, selbst wenn Lydie mir nochmals Vorwürfe macht, und es wiederholt: dass ich, wie ein Weinreisender, ohne Rücksicht auf meine Begleiterinnen, mit fremden Herren Bekanntschaft gemacht, sie wie dringend Empfohlene behandelt habe. Die brauchten mir nicht empfohlen zu werden, denn sie waren mir nicht mehr fremd. Deutlich habe ich aus dem Metallplättchen der Reisetasche, welche der Diener ihnen nachtrug, die beiden Worte: Oppert. London gelesen. Gewiss um Lydiens willen ist der junge Mann hergekommen. Nun werde ich mich wohl hüten, Wünsche auszusprechen, die sie selbst bald hegen wird; den Gleichgültigen will ich spielen, sie zu keinem Entschluss mehr drängen. Oppert wird schon seine Sache allein führen; wie schön und nobel er ist, der wäre ein Schwiegersohn so ganz nach meinem Sinn. Schon kam Herr Leves sich wie der Vater im Lustspiel vor, der zögernd seine Einwilligung zu einer Verbindung gibt, die er selbst eingeleitet, denn dass es zu einer solchen kommen werde, schien ihm nicht mehr zweifelhaft.

Den Eindruck, welchen Lydie auf den interessanten Fremden gemacht, hatte sie wohl gemerkt, aber ihr Interesse an ihm wurde durch die peinliche Erinnerung, wie er sie hatte kennen lernen, beeinträchtigt. Konnte sie ihn für die Taktlosigkeit ihres Vaters verantwortlich machen? Rücksichtsvoll hatte er vermieden, seine trauliche Annäherung zu missbrauchen, und dass eine solche nicht mehr stattfinden würde, dafür wollte sie sorgen. Diese Absicht sprach sie zu Pauline aus, sah aber erstaunt, dass sie still und sinnend, nichts um sich beachtete, nicht einmal ihre Worte vernommen hatte. Sanft legte sie die Hand auf ihre Schulter, und ihr tief in die Augen sehend, fragte sie: „Was macht Dich denn heute so träumerisch?“

„Kaum weiß ich es selbst,“ antwortete Pauline, indem sie die Augen senkte, als wolle sie in ihr Inneres schauen. „Schon heute Morgen bezeichnete ich Dir meine Empfindung als eine mir

unbegreifliche. Durch die Nähe des Meeres sei sie hervorgerufen, meintest Du. Sicher, es gibt Orte und Stunden, die mit gewissen Eindrücken des Herzens in so naher Verbindung stehen, dass sich beide ergänzen. Die äußeren Gestaltungen finden einen Widerhall in uns. Lächele deshalb nicht, wenn ich Dir gestehe, dass durch den Anblick des Fremden diese Empfindung noch erhöht worden ist, dass seine Physiognomie, der wechselnde Ausdruck seiner Züge mit zugehören scheint zu allem, was heute für mich wie in einem Rahmen Vergangenheit und Gegenwart umschließt.“

„Du sprichst von einem Fremden, und wir lernten zwei kennen, passt der Eine nun innerhalb Deines Rahmens, wohin stellst Du den Andern?“ fragte Lydie lachend.

„Den Andern habe ich zu wenig beachtet; er sprach kaum mit mir.“

„Und mit dem älteren hast Du Dich lebhaft unterhalten?“ „Nein, auch mit ihm nicht, aber seine Blicke hatten etwas Bannendes für mich.“

„So muss ich verhüten, dass sie den Deinen wieder begegnen, und den einen Fremden wie den anderen von uns fernhalten.“

„Und doch möchte ich noch einmal in die Augen sehen, die so innig und bekannt mich anblickten. Ach, nun weiß ich plötzlich, warum. So blickte meine teure Mutter. Kann männliche Kraft mit weiblicher Schönheit sich vereinen, so gleicht ihr der Fremde. Nun wird mir verständlich, was ich mir früher nicht zu erklären wusste, und ich fühle mich wieder frei.“

„An all’ dieser Verwirrung hat das schlechte Wetter Schuld,“ sagte Lydie lachend; „es webt aus Regenwolken und Nebeldünsten geheimnisvolle Schleier, hüllt so mystisch alles darin ein, selbst unsere Empfindungen, dass wir heute die wieder hell leuchtende Sonne nicht froh genug begrüßen können. Komm, wir wollen es tun, und in ihrem Lichte wird uns alles nur zu prosaisch erscheinen.“

Es sollte dazu nicht kommen. Der Himmel selbst wollte es nicht. Siegend hatte er alle trüben Wolken verscheucht, als der Wind sich gegen Mittag legte, und auf seine immer reiner werdende blaue Fläche streute er purpurne Wölkchen, als wolle er mit seinen Gebilden von Rosen des unfruchtbaren Strandes spotten, an dessen Rande die langgezogenen sich kräuselnden Wellen nur noch kleine leichte Schaumflocken warfen, um bald sich ganz zurückzuziehen.

Wie ein ausgedehnter Teppich von feinem weißen Sand, der sich nach jeder Flut verhärtet und eine feste Decke bildet, über welche der zarteste Fuß, ohne einen Eindruck zu verursachen, schreiten kann, zieht der Damm zur Zeit der Ebbe in unübersehbarer Ferne sich hin. Nach dem Spiegel der unermesslichen Meeresfläche gewährt auch er einen imposanten Anblick. Allmählich und unmerklich niedersteigend, führt er zum Ufer hinab, selbst dem Zaghaftesten die Furcht vor irgendeiner Gefahr benehmend, und den beliebtesten Spaziergang der Badegäste bildend. Besonders belebt war er heute als Ausgleich für das vorhergehende schlechte Wetter.

Gewandt hatten die Freundinnen im Pavillon royal, wo die Familie Leves fast immer dinierte, sich von dem sie umgebenden Kreis losgelöst, und schritten jetzt, die Eltern mit einigen Bekannten hinter sich lassend, an dem Ufer hin. Tauschten sie in stummer Traulichkeit Geheimnisse aus, oder glaubten sie, dass sie keine hegten? Aber in ihrem Antlitz und in ihrem Schweigen lagen mehr Worte und Enthüllungen, als sie sich sonst in langen Gesprächen zu machen pflegten. Endlich unterbrach Lydie ungeduldig das lange Schweigen. „Ist es nicht," rief sie, „als sammelten wir uns zu einer wissenschaftlichen Untersuchung, als hätten wir wirklich die Aufgaben erhalten, die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Seewassers zu prüfen, oder als ob wir nachsinnend über ein wichtiges Problem neben einander hergingen? Ich

glaube, dein Auge sogar wurzelt am Boden, statt wie sonst die leuchtende Unermesslichkeit des Himmels einzusaugen, mit dem die glänzende Wasserfläche heute wie in eins verschwindet. Sage mir lieber, wo die eine beginnt und die andere aufhört; ich kann die Linie nicht am Horizont entdecken, denn beider Azurfarben gehen in einander über. Sieh' nur, wie schön er sich geschmückt hat."

„Wie Du," antwortete Pauline lächelnd. „Wenn Du noch einen Kranz von Schilf und Wasserlilien tragen möchtest, würdest Du wie eine Meerkönigin aussehen, auch ohne dass die Phantasie des Fremden ergänzt."

„Wieder der fatale Fremde!" rief Lydie heftig. „Ich wünschte, er segelte dort mit dem Schiffe, das aus dem Hafen geht; wie ruhig es dahingleitet, wie sanft, bewegt und klar Himmel, Wolken und Meer heute sind. Auch ich möchte mich in einem Boote auf offener See wiegen! Gewiss, die Eltern werden nichts dagegen haben, gleich will ich sie fragen. Und als müsse die Erfüllung gleich ihrem Wunsche folgen, so rasch wandte sich Lydie um und eilte zu ihren Eltern. Gedankenvoll beachtete es Pauline nicht; immer weiter ging sie, und als sie aufblickte, sah sie erst, wie Lydie vorhin, dass der Himmel ein tiefblauer, ein leuchtender gewesen; alles um sie her strömte Freude und Lust aus. Hoch auf atmete auch sie in der Meeresfrische, in dem milden Sonnenschein, gleichsam als bade sie Kopf und Herz, als mache sie beide frei und öffne sie zum Einlass für das Glück.

Sie überhörte den Ruf, der hinter ihr erscholl, und ging immer weiter; wie lange sie gegangen, beachtete sie nicht, als sie plötzlich ihre Füße von einer warmen Sonnen getränkten Welle genässt fühlte. Erstaunt blickte sie auf. Jetzt bemerkte sie erst die zwar entfernte, aber herannahende Flut. Noch blieb ihr Zeit ihr auszuweichen, sie wusste es wohl, und harmlos genoss sie das Vergnügen, auf einer kleinen Erhöhung des Bodens, die sie eben erreicht hatte, stehen zu bleiben und zu sehen, wie die Wogen im-

mer näher und näher kamen. Dennoch überhörte sie nicht wieder einen zweiten Ruf; sie blickte zurück und sah eine Frauengestalt in eiligem Laufe mit dem Tuche winken, während ein Herr mit beflügelten Schritten sich ihr näherte. Konnte bei längerem Verweilen ihr wirklich Gefahr drohen? Sie glaubte nicht daran, obgleich ihr niedriger Standpunkt schon mit Wasser umgeben war. Rasch entschlossen schürzte sie ihr Gewand, und mit einem kühnen Sprung erreichte sie den trocknen Sandboden.

Mit offenen Armen erwartete sie der Fremde, und ehe sie es verhindern konnte, fühlte sie sich umschlungen. Einen Moment ruhte sie an seinem Herzen; wie küssend flog sein Atem über ihr Haupt hin; nun beugte er sich, und berührte wirklich ihre Stirn. Sanft hob er ihr Gesicht zu sich empor. „Sieh' mir in die Augen, Pauline," bat er, „sagt Dir denn nicht Dein Gefühl, wessen treue Freundesarme Dich umschließen, Dich gern fortan stützen werden?"

Wie elektrisch berührt erhob sich Pauline. „Onkel Magnus!" rief sie halb zärtlich halb fragend.

„Ja, es ist Dein Onkel, dessen Jugend wieder vor ihm auftaucht; jene trübe und doch hoffnungsreiche Zeit, wo er mit dem lieben, wilden Kind, seinem scheuen „Rehchen" im Walde saß oder an dem öden Strande der Nehrung spielte."

„Und es schützte, und ihm Liebes tat!" rief Pauline, indem sie die Hand, welche er ihr gereicht hatte, noch immer in der ihren hielt, und vor ihm stehend mit feuchten Augen in die seinen sah. „Noch Niemand nach Dir, Onkel, hat mir so wohlgetan, mich so verwöhnt."

„Armes Kind! Traurig ist es, aus dem Kreise der Familie zu scheiden, trauriger noch in ihr kein Genüge zu finden. Auch ich habe gelitten und gekämpft, Manches auch errungen, Manches erreicht, aber nichtig kommt es mir vor, selbst das Schönste, denk' ich an das, dem ich habe entsagen müssen."

„Reich hast Du gesäet, Onkel, gewiss reich wirst Du auch ernten. Und das Glück der Freundschaft kennst Du ja auch, wie ich es jetzt kenne. O Lydie!“ rief sie ihrer eben herankommenden Freundin zu, welche staunend und zürnend sie mit dem Fremden Hand in Hand sah. Als wolle sie trennend zwischen sie treten, so rasch näherte sie sich.

Ein leises Lächeln schwebte bei diesem Begegnen um Magnus’ Lippen, aber Lydie bemerkte es doch. Erzürnt darüber und aufgeregt, wie sie war sagte sie rücksichtslos: „Sie haben nicht als fahrender Ritter, mein Herr, eben den Ruhm einer kühnen Tat errungen, indem Sie meiner Freundin aus den Wogen halfen. Wir sind hier mit der Flut vertraut; nie fast bringt sie Gefahr, und aus ihr hilft dann besser ein Boot als umschlingende Arme.“

Dieses Mal lächelte der Fremde noch bemerkbarer. Er ließ Paulines Hand los und verneigte sich vor Lydien. War es aus Einverständnis mit ihren Worten oder Ironie? Ehe sie es sich klar machen konnte, rief Pauline errötend und mit leisem Vorwurf: „Lydie, dieser Herr ist mein Onkel Magnus!“

Nicht mit freudiger Überraschung, sondern zögernd und verstimmt sagte Lydie: „Dein Onkel!“

„Wie, Herr Magnus aus London!“ rief fast zu gleicher Zeit mit ihr Herr Leves, der seiner Tochter gefolgt war.

„Ja,“ antwortete Magnus mit Würde, „der sich freut, in seinem jovialen Gastgeber zugleich den schützenden Freund seiner Nichte zu begrüßen.“

„Pah, was reden Sie von Schutz. Pauline ist mein Adoptiv-kind, und seine Kinder schützt man nicht, die liebt man.“

„Aber man misstraut nicht denen, die sie auch lieben?“ fragte Magnus, halb zu Lydien gewandt.

„Auch die Freundschaft kennt die Eifersucht,“ antwortete sie lächelnd, ihm dennoch mit gewinnender Anmut die Hand reichend.

Er beugte sich darüber, doch ohne sie zu küssen und nicht ihr, Pauline bot er den Arm.

„Komm Papa!“ rief Lydie lachend ihn fortziehend, „sonst kommt eine Sprungwelle, und umgibt mich, und ich schaue vergebens nach dem Retter in der Not aus. Du möchtest mich nicht aus der Flut tragen, und Herr Magnus. . . .“

„Hat ja noch einen Freund.“

„Wer mag der junge Mann sein?“

„Weiß’s ich, mein Kind. Wir werden ihn später fragen.“

„Mir genügt es, dass die Freunde nicht unzertrennlich sind. Der junge Mann schien arrogant und zudringlich.“

„Hat er sich gegen Dich vergessen?“ fragte Herr Leves erstaunt.

„Nein, nein, aber! …“

„Nun vielleicht ist er schon abgereist. Herr Magnus aber bleibt wohl noch einige Tage hier, und die wollen wir ihm, schon um Paulines willen, so angenehm wie möglich machen.“

„Gewiss Papa,“ sagte Lydie sinnend, und schweigend an seiner Seite den Weg nach dem Kursaal zurücklegend. Dort überflog sie mit raschen und stolzen Blicken den Kreis der Herren. Der Fremde war nicht mehr darin. Fühlte sie sich erleichtert oder verstimmt, als sie jetzt auf die Mutter zutrat, die von mehreren Damen umgeben war, und ihr erzählte, dass Paulines Onkel aus London angekommen sei.

Ein freudiges und doch mit Angst vermischtes Gefühl durchzuckte bei dieser Mitteilung Madame Leves. Die Ankunft des Onkels hatte sie weder bezweckt noch erwartet. Wird sie fördernd oder hemmend in ihre Pläne eingreifen? Nur verraten sollte er sie nicht; das war alles, was sie zunächst von ihm wünschte.

An Paulines Seite langsam den Strand entlang gehend, hatte Magnus vergessen, was ihn hierher geführt; ihr aber war es, als habe die geheime Gewalt ihrer Sehnsucht ihn dazu ge-

zwungen. Seitdem sie den Onkel gefunden, fühlte sie, was sie entbehrt hatte. Nicht aufgeregt war sie durch dieses unerwartete Wiedersehn. Ihre geheimnisvolle Empfindung, das Begegnen mit dem ihr so sympathischen Fremden, alles hatte sie darauf vorbereitet und sie in eine milde, gehobene Stimmung versetzt. Auch Magnus fühlte sich davon durchdrungen; geistessprühend, energisch und fest, wie er sie sich gedacht, erschien ihm seine Nichte nicht, aber noch um Vieles ansprechender. Ihn fesselte der melodische Zauber ihrer Stimme; die Sinnigkeit und Klarheit ihres Wesens, die jedes ihrer einfachen Worte offenbarte. Zum rechten Austausch kamen beide auf ihrem kurzen Wege nicht, obgleich sie ihn noch oftmals zurücklegten; aber schon fühlten sie sich nebeneinander heimisch und sicher, als sie die Familie Leves aufsuchten.

Wie ein Verwandter wurde Magnus von ihr empfangen; ja man beeilte sich, nachzuweisen, dass er eigentlich als Vetter zu ihr gehöre. Nur Lydie ließ ihm nicht ihre freundlichsten Blicke zukommen, während Madame Leves ihn selbst durch Schmeicheleien zu gewinnen suchte. Ruhig, fast gemessen nahm er dieses liebevolle Entgegenkommen auf; nur wenn er zu Pauline sprach, durchdrang eine bemerkbare Wärme seine Worte, aber immer erkannte man daraus einen feinen Sinn und tiefe Lebenserfahrung.

„Welch' glücklicher Zufall hat Sie, Herr Magnus, hierher geführt?“ fragte im Laufe des Gespräches Herr Leves, vielleicht nur um Lydien zu zeigen, dass keine Verabredung zwischen den Fremden und ihm stattgefunden hatte.

„Einen Zufall kann man es eigentlich nicht nennen,“ antwortete er, während seine ernsten Blicke Madame Leves streiften und sie erzittern machten.

„Zum unabweisbaren Verlangen steigerte sich mein längst gehegter Wunsch, Jemanden von meiner Familie wiederzusehen. Ich wusste Pauline in meiner Nähe, und da ich immer um diese

Zeit einen kleinen Ausflug mit meinem Freunde mache, benutzte ich ihn, um meine Nichte aufzusuchen.“

„Wer ist Ihr Freund?“ fragte Herr Leves.

„Der Sohn des Herrn Oppert aus London.“

Überrascht wurde Lydie nicht durch diesen Namen; sie hattet ihn zu hören erwartet; aber eine leichte, doch stolze Zurückwendung ihres schönen Gesichtes zeigte, dass er ihr missfiel; oder wollte sie nur ein Erröten verbergen?

„Oppert ist ein Haus, das ich hochachte und mit dem ich in geschäftlicher Beziehung stehe,“ sagte Herr Leves.

„Ich weiß es und hätte mir das Vergnügen nicht nehmen lassen, Ihnen meinen Freund zuzuführen, wäre er nicht nach Brüssel gereist.“

Madame Leves, die bei dem Namen Oppert hoch aufatmete, senkte enttäuscht den Blick, während Lydie mit dem heitersten Lächeln die Begrüßung einiger ihrer Verehrer aufnahm. In einem derselben erkannte Magnus einen Freund des Oppert’schen Hauses, welcher ihn erblickend rasch auf ihn zutrat. Herzlich schüttelten sich die Herren die Hände.

„Warum haben Sie unsern jungen Freund in Londons Nebel zurückgelassen? Hier ist volles Sonnenlicht, das seine Kälte wohl verscheucht hätte,“ sagte er auf Lydie hin blickend.

„Die Sonne schien heute nicht, als wir ankamen, und blieb den ganzen Vormittag verhüllt; vielleicht ist es darum, dass Richard nach Brüssel gefahren,“ antwortete Magnus lächelnd.

„Und Ihnen scheint sie?“

„Voll und klar. Und ist es nicht gerecht? Das Alter bedarf der Wärme?“

„Sprechen Sie von dem Ihren, um mich das meine empfinden zu lassen?“ fragte der Engländer, mehr empfindlich als lächelnd.

„Wer sich die Wärme der Jugend bewahren kann, den ver-

lässt sie nie," antwortete Magnus einlenkend. Wie bestätigend nickte der Engländer und wandte sich wieder Lydien zu.

Auch der Onkel hat es verstanden, sich die Jugend zu bewahren, dachte Pauline, während sie mehr trübe als heitere Erinnerungen mit ihm austauschte, oder seinen innigen Worten lauschte.

Vielleicht hätte es ein heimliches Lächeln befriedigten Stolzes, oder das höhere Gefühl einer schönen Genugtuung in ihr hervorgerufen, hätte sie gewusst, dass der sonst so verschlossene Mann sich, wenn auch unbewusst, bemühte, seine Nichte zu interessieren und an sich zu ziehen. In seiner Kälte hatte er sich so stolz und sicher gefühlt, weil nie das Auge oder das Wort einer Frau tief sein Herz berührt hatte; auch jetzt glaubte er, nur die Verwandtenliebe mache es höherschlagen, während in der kurzen Zeit ihres Zusammenseins Pauline schon Macht über ihn gewann. Längst waren ja die Fäden, welche sich zwischen ihnen knüpften, gesponnen, und trotz ihrer scheinbaren Leichtigkeit wohl nicht mehr zu zerreißen, wenn sie auch gewollt. Und wie weit waren sie von dieser Absicht entfernt? Glücklicher, vertrauensvoller und hingebender hatte Pauline sich nie einem Manne gegenüber gefühlt, und Magnus sich nie so erwärmt, nie so hingezogen von dem Reiz eines Mädchens.

„Von einem ahnenden Beben durchzittert fühlte sich mein armes Herz gleich bei dem Anblick der Fremden!" rief Lydie leidenschaftlich, als beide Mädchen abends allein auf ihrem Zimmer waren, „und nun ist es tief betrübt, weil es verlieren wird, was ihm am teuersten ist."

„Was hast Du?" fragte Pauline, besorgt Lydien näher tretend, die erregt ihre Hand ergriff, und ihr traurig in die Augen sehend, mit bewegter Stimme rief: „Auch Du wirst ihn lieben, wie er Dich; eine tiefe Neigung, Euch selbst noch unbewusst, wird

sich in das Gewand der Verwandtschaft hüllen, und Du wirst ihm folgen, mich verlassen!“

„Welcher Gedanke!“ rief Pauline überrascht, „nie wäre er in mir aufgestiegen, denn nie kann ich so falsch wie Du deuten, was den einfachsten natürlichsten Ursprung hat.“

„Den hat der mächtigste Strom auch; verfolge ihn bis zu seiner Urquelle, und Du wirst wähnen, Du könnest seinen Lauf noch hemmen; hat er aber seinen Lauf begonnen, so betrachtet er als Hindernis alles, was ihm entgegensteht, und geht darüber fort.“

„Und wäre es so!“ rief Pauline mit leuchtenden Augen, das Gesicht ihr frei entgegen gewandt. „Musstest Du denn nicht denken: Endlich kann ihr Lebensstrom, von innerem Glück geschwellt, frei und mächtig dahinfließen? Warum an das denken, was Du verlierst, warum nicht an das, was ich gewinne!“

Wie beschämt, und durch diese Worte tief getroffen, senkte Lydie das eben noch so erzürnt erhobene Haupt.

„Nein, Deine Freundschaft ist keine echte, wenn Du glaubst, sie könne durch eine Trennung Dir verloren gehen. Was wir ganz mit unserm Herzen umschließen, bleibt unser Eigentum. Wohin mein Wille oder das Schicksal mich auch führen wird, Du wirst mir stets nahe bleiben!“

„Aber ich bin nicht stark wie Du, mir fehlt der innere Halt. Darum schwöre mir, Pauline, mich nie zu verlassen, es sei denn, um einem Gatten zu folgen!“

„Das kann ich nicht. Frei muss mein Wille bleiben. Lass Dir genügen, dass Dir mein Herz gehört,“ sagte Pauline, sanft ihre Freundin an sich ziehend, die beschwichtigt und vertrauensvoll das Haupt an ihre Schulter legte.

Und dennoch hatten beide Mädchen eine unruhige Nacht. Sie selbst hätten sich nicht die Empfindungen klar machen können, welche ihnen den Schlaf raubten. Vielleicht empfand Pauline das Schwinden ihres selbstbewussten Willens und das Erwachen

hochbeschwingter Wünsche, während bei Lydien ein ahnungsvoller Trennungsschmerz ihr aus Widerstreben und Neigung bewegtes Gemüt durchzuckte.

Am anderen Tage suchte Lydie mit feinem Takt manches Alleinsein zwischen Onkel und Nichte zu vermitteln, das beide unbefangen, und als verstehe es sich von selbst so, benutzten. Wie viel hatten sie sich aus ihrem Leben zu erzählen! Pauline gestand, wie oft Zweifel und Kleinmut sie erfasst haben, aber Magnus erkannte dennoch, wie ihr starkes Herz sich bewährt hatte, selbst als der Einklang ihres Lebens zerstört war.

„Der Schmerz ist edler als das Glück, und wer seinen Weg in Schmerzen unbeirrt geht, kommt zum Ziel," sagte er.

Dieses Ziel hatte Pauline in der Wahrheit gesucht, wird sie es nun im Glücke finden? Fast schien es so. Herr Leves rieb sich vergnügt die Hände, seine Frau verbarg nur mit Mühe, dass sie es war, welche des Onkels Ankunft herbeigeführt hatte, und selbst Lydie ließ sich durch seine gediegene Männlichkeit gewinnen. Schönere Männer hatte sie kennen lernen, auch interessantere, aber niemals einen, der so harmonisch einen klaren Geist mit einem so einfach noblen Wesen und warmen Herzen verband. Leicht beweglich wie sie war, wünschte sie schon heute, was sie gestern gefürchtet hatte. Sie beobachtete Magnus schärfer und erkannte, dass sein Auge und Geist an Pauline hing, dass seine Blicke ihr sehnsuchtsvoll überall folgten. Aber in ihrer Gegenwart legte sich diese Erregung und oft bildete sich auf seiner Stirne eine ernste Falte.

Tiefer wurde diese Falte, als Oppert zurückkam. Unvermeidlich war es, dass er mit der Familie Leves zusammenkam und er schien dieses Begegnen zu suchen, um — Paulines willen.

„Begeistert, besser gemacht und gerührt hat mich Ihre Freundin durch ihre Briefe, die zu lesen mir Magnus als einen Beweis seines Vertrauens und seiner Zuneigung erlaubte," gestand Op-

peri Lydien, welche ihn nicht mehr durch ihren abweisenden Stolz auszeichnete, sondern harmlos mit ihm, wie mit allen anderen Herren verkehrte.

„Freuen Sie sich des Gewinnes, der Ihnen dadurch geworden," sagte sie lächelnd.

„Nein, Fräulein, das kann ich nur halb, denn jeder Gewinn reizt das Verlangen nach einem Höheren."

Forschend blickte sie zu ihm hin, und ein ironisches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie sagte: „Nun, vielleicht versteht Pauline sich zu einer Korrespondenz mit Ihnen!"

„Die würde mich wieder zu höheren Hoffnungen ermutigen, welche ich aber nicht einmal anzudeuten wage."

„Fürchten Sie, der Klang der Worte könnte Ihre geheimnisvolle Hoffnung zerstören?" fragte Lydie neckend.

„Wenn man wundersame Schätze heben will, muss man schweigend danach streben!" erwiderte er ausweichend.

„Um Mitternacht, beim Mondenschein!" sagte sie lachend; „das erinnert mich," fügte sie hinzu, „dass, wir den herrlichsten Mondschein jetzt haben, und trotz des herannahenden Abends heute noch eine Fahrt auf dem Meere machen könnten. Ihre Ankunft, Herr Magnus, hat mich darum gebracht," rief sie ihm zu, als er eben mit Pauline näherkam.

„So soll die Entschädigung dafür Ihnen von mir kommen, und sogleich, wenn es Ihnen genehm ist."

„Das wird herrlich sein!" rief Pauline, „und wie schön, dass die Sonne sich schon zum Untergang neigt."

Aber noch leuchtete der Westen des Himmels in goldenen und purpurnen Streifen über die schönen Gesichter der Mädchen hin. Pauline ließ die langen weichen Wimpern über die Augen sinken, um sie vor dem Glanz zu schützen, während Lydie sie nur leicht mit der einen Hand deckte, um besser hineinschauen zu können.

Die eine fasst das Schöne mit dem Innern auf, die andere will in der Wirklichkeit sich nichts davon entgehen lassen! dachte Magnus, indem er den Arm seines Freundes ergriff, um mit ihm ein Boot und Schiffer zu besorgen.

„Mir habe ich Köstlicheres verschwendet als durch meinen eigensinnigen Stolz, der mich nach Brüssel trieb. Drei Tage habe ich verloren, die mir schon früher den Sinn der erhabenen Worte: Liebe und Leidenschaft erschlossen hätten," sagte Richard zu Magnus, aber ernster und tiefer empfunden, als er zu Lydie gesprochen hatte.

Düster und schweigend hörte Magnus zu. „Sind Sie dem sicher," fragte er endlich, „ihre ganze Bedeutung erfasst zu haben?"

„So sehr ich dessen fähig bin, gewiss. Und wenn die seelenkundige Pauline mein Herz prüfen will …"

„Und wenn sie es nicht will?" fragte Magnus heftig, doch fügte er rasch, als ob er sich dessen schämte, hinzu: „Sie haben Recht, Richard, versenken Sie sich nur ganz in die Bedeutung jener schönen Worte, oder besser, lassen Sie ihren Inhalt voll in Ihr Herz einziehen. So muss es die Jugend tun; werden wir älter, so lehrt das Schicksal uns nur zu oft zwei andere Worte kennen, die Schmerz und Resignation heißen."

Glaubte er sich dazu verdammt, als er sah wie geflissentlich sich Oppert zu Pauline drängte, wie er es mit Gewandtheit dahin brachte, dass er an ihrer Seite blieb, dass sie seinen Arm mit „entgegenkommendem Lächeln," wie Magnus bemerkt zu haben glaubte, annahm. Seine dunklen Augen bewachten sie, und nur zerstreut hörte er aus Lydiens anmutiges Geplauder. Eine Kraft, die geheimnisvoll gekommen und ebenso wirkte, war schon stärker als sein Wille; sie schlich sich in alle seine Gedanken ein, und suchte sie zu einem Ziele zu lenken, das ihm wie der Horizont so fern jetzt erschien.

Am Platze, wo die Boote standen, blieben die Eltern zurück,

statt ihrer beschlossen der Engländer und ein näherer Bekannter der Familie Leves, ein deutscher Professor, mitzufahren. Es entging weder Magnus noch Lydien, dass Oppert die Herren gerne daran verhindern wollte; hinter Vorsicht und Besorgnis verbarg er seine Absicht; aber die Luft war so mild, dass die Herren jeden Nachteil für sich davon leugneten, und ihre Überzieher zu bequemeren Sitzen für die Damen hingeben wollten. Richard hatte bereits für alles gesorgt und platzierte Magnus mit dem Professor und Lydien auf der einen Seite, während er, Pauline und der Engländer auf die andere sich setzten. Kräftige Ruderer führten das Boot, das pfeilschnell über die mondbeleuchtete Flut dahinfuhr.

Schöner konnte kein Abend an einer Meeresbucht in Italien sein, als heute an der Nordsee. Weithin leuchtete die Oberfläche des Wassers, und am Himmel glitt der Mond wie ein glänzender Nachen durch die Wolken hin, während er sein blitzendes Licht über die Wogen streute, die klar und durchsichtig und sanft bewegt waren wie die Brust der Freundinnen. Leise und melodisch rauschten die Wellen unter dem Schlag der Ruder; sie allein unterbrachen anfangs nur die Stille, welche, wie in einem Gotteshause, unter den Anwesenden herrschte, denn maß- und formlos wie die Wogen glitten die Gedanken in manchen von ihnen hin.

Endlich unterbrach der Professor die Stille. In dozierendem Ton hielt er eine förmliche Abhandlung über das Leuchten des Meeres, und schloss mit den Worten: „In seinem vollen Glanze würde es sich heute zeigen, wenn eine dunkele Wolke den Mond verhüllte.“

Frevelhaft fand Lydie den Wunsch, und um ihn dafür zu strafen, warf sie ihr schwarzes Spitzentuch wie einen Schleier über sein Haupt, damit er ihm den zauberhaften Mondschein verberge. Bei diesem Beginnen hatte sie sich erhoben, magischer noch als die Beleuchtung wirkte ihre Schönheit, als sie einen

Augenblick aufrecht stand. Mit hohen Vergleichen begann der Professor sie zu preisen, schon hörte man ihn von schaumgeborener Wellen entstiegener Göttin sprechen, als Lydie mit einer Handbewegung ihm Schweigen gebot, und wie um ihn dazu zu zwingen, leise sang: „Das Meer erglänzte weit hinaus, im letzten Abendschein.“ Die Töne erstarben statt sich zu heben, aber sie hatten aller Wünsche erweckt. Man bat Lydie zu singen; noch schwankte sie, als Oppert rief:

„Selbst die Lorelei stillte die Sehnsucht, welche ihre ersten Töne erregten.“

„In kalten Fluten musste man dafür büßen,“ antwortete Lydie.

„Befehlen Sie, so springe auch ich hinein, wenn Sie erst gesungen.“

„O tue es,“ bat Pauline, „längst schon wünschte ich, Dich einmal auf dem Wasser singen zu hören.“

„Wirklich,“ sagte Lydie lächelnd, „nun dann muss ich es wohltun!“ und sie begann Heines Lied von der Lorelei. Als sie an die Stelle kam, „das hat eine wundersame, gewaltige Melodei!“ klang ihre Stimme so schmelzend, verführend und herzbetörend, dass die kleine Gesellschaft zwar nicht wie die Schiffer, welche die Lorelei hörten, von wildem Weh erfasst wurden, aber den Refrain leise wiederholten: „das hat mit ihrem Singen die Lorelei getan.“ So mächtig war der Eindruck, dass keiner ihm Worte gab, und selbst der Professor ihn nur durch einen Seufzer ausdrückte. Am meisten war, Pauline erregt. Hatten die Töne auch in ihr Sehnsucht erweckt, und wollte sie sehen, ob kalte Fluten sie stillen? Sie streifte den Handschuh von der Hand und tauchte sie in’s Wasser.

Wie zu einer Weihe hatte sie es einst getan, sollte es heute wieder dazu sein? Sie wusste es nicht, nur dass sie bei jedem wichtigen Abschnitt ihres Lebens dem Wasser nahe gewesen war,

dass es eine magische Gewalt auf sie übte. Träumerisch beugte sie sich darüber hin; der Kahn schwankte, und von Richards Arm fühlte sie sich nach dessen Mitte gezogen. Vielleicht hielt er sie einen Augenblick länger umschlungen, als notwendig war, denn Lydie rief lachend: „Ist es möglich, meine maßvolle Freundin verliert das Gleichgewicht!“

Pauline fand es rasch wieder, nicht ihr Onkel. Er blieb schweigsam, obgleich das Gespräch allgemeiner und heiterer wurde. Er mahnte zuerst zur Umkehr, und auf dem Heimweg bot er Lydien den Arm. Von ihren beiden Adjutanten, wie sie die alten Herren scherzend zu Pauline nannte, begleitet, schritt sie mit Magnus voran, während ihre Freundin mit Oppert langsam folgte. So langsam, dass sie oft die Schritte zögernd innehielt, sich aber immer wieder von ihrem Begleiter fortgezogen fühlte, der seinen Gang beschleunigte, wie um ein heftiges Wollen und Ringen in sich ins Gleichgewicht zu bringen.

Nahe an der Stadt bei der ersten Brücke verließen der Engländer und der Professor die Gesellschaft, für die der Rückweg noch am Strande hinführte. Die kleine Gruppe, welche sie gebildet hatten, löste sich im Augenblick des Abschiedes auf. Pauline suchte an die Seite des Onkels zu kommen, aber Lydie verhinderte es. Heute war wieder alles in ihr Bewegung und rascher Wechsel. Wie eine Welle die andere, so unruhig drängten sich bei ihr die Gedanken, aber hell und klar, wie der Mond über sie, wollte auch sie in ihrem Handeln darüberstehen; rasch entschlossen sagte sie zu Magnus:

„In Liebe für Pauline sind wir eins, wie in dem Wunsch, ihr Glück zu fördern, und dennoch haben wir kein Mittel dazu. Das Glück ist frei und lässt sich nicht lenken, aber oft ist es unerwartet da. Kann es Pauline durch Opperts Neigung zu Teil werden?“

Wie sinnend schwieg Magnus einige Augenblicke, dann sagte

er ruhig: „Wenn sie sie erwidert, sicher. Richard ist hochherzig, voll Verstand und warmen Herzens; alles an ihm frisches Leben. Kennt man ihn näher, muss man ihn lieben. Aber ich glaubte, seine Neigung werde ihn nach anderen Bahnen ziehen, und nicht auf Paulines stillen Pfad hinlenken.“

„Sehen Sie denn nicht, wie er nur Blicke und Worte für sie hat; wie er sich ihr anschließt, mit ihr nur spricht. Seine Neigung ist keine flüchtige, nein, sie hat eine sichere Basis; sie ist aus der Erkenntnis von Paulines Wert entsprungen, der ihm durch ihre Briefe klar wurde. Er hat es mir vertraut.“

„So mächtig war also der Eindruck, den diese auf ihn machten, dass er den verdrängte, welchen er so tief zu empfinden glaubte.“

„Und sicher nie wahrhaft empfunden hat. Nein, Oppert und ich, wir passen nicht zu einander. Zwischen uns tritt schon trennend die Absicht unserer Eltern; wir sind zu stolze Charaktere, um uns lenken zu lassen,“ sagte Lydie.

„So versuchen wir es auch nicht mit Andern; so lassen wir frei Neigung und Geschick sich entwickeln.“

„Ich soll also nicht mit Pauline darüber sprechen.“

„Nein, ich bitte Sie darum. Sie kennt den Wunsch Ihrer Eltern, auch dass ich Opperts Glück von einer Verbindung mit Ihnen erhoffte. Das alles kann zwar nicht maßgebend für ihre Empfindung, aber für ihre Entscheidung werden.“

„Sie haben Recht. Ich will mich Ihrer höheren Einsicht beugen. Nicht einmal meine Liebe will ich geltend machen, Pauline nicht sagen, dass eine Trennung vor ihr. . .“ Lydiens Stimme zitterte vor Bewegung, und über ihr leuchtendes Gesicht flog der Schatten eines wahren Schmerzes. Magnus merkte es wohl, und von nun an konnte sie seiner Zuneigung und Achtung gewiss sein. Sanft drückte er ihr die Hand, und im schweigenden Einverständnis gingen sie neben einander her.

Erst beim Abschied gelang es Pauline, den Onkel um ein ungestörtes Gespräch zu bitten. Fast finster sagte er zu ihr:

„Das heißt alles überstürzen wollen. Erst wenn Du wahrhaft zum Abschluss wirst gekommen sein, wollen wir reden, noch ist es zu früh.

„Aber Dein Rat soll mich leiten, Deine Erfahrung meinen Entschluss prüfen; nicht meinem Gefühl allein will ich folgen, darum bin ich so glücklich, Dich, teurer Onkel, eben jetzt zur Seite zu haben.“

„Der treuste Freund bleib ich Dir stets, aber sich selbst entscheiden, gibt unserm Entschluss erst seinen Wert. Gute Nacht!“ sagte er innig, doch ließ er rasch die Hand fahren, die sie ihm reichte, als er sah, dass Oppert ihr die seine zum Abschied entgegenstreckte.

Des Freundes Mitteilungslust hemmte er durch die Bemerkung, dass er sich abgespannt und überhaupt wenig geneigt fühle, seinen Aufenthalt hier lange auszudehnen, während Oppert es unmöglich fand, jetzt schon an eine Abreise von Ostende zu denken, und dabei so beziehungsvoll Paulines Namen nannte, dass Magnus dadurch Lydiens Worte bestätigt fand.

Einige Tage vergingen in heiterer Abwechselung, die innere Kämpfe und Entschlüsse zu keiner Entscheidung kommen ließen, aber nicht ausschlossen. Manche Hoffnung schien gewährt, manche auch vernichtet zu werden. Schon glaubte Madame Leves durch ihren Brief an Magnus eine unheilvolle Unklugheit begangen zu haben, schon ihr Mann, dass er statt seines eignen Kindes, Pauline mit dem erwünschten Freier werde vereint sehen. Aber aus ihrem Gesicht strahlte weder das Genüge eines persönlichen Glücks noch die Befriedigung eines stolzen Erstrebens.

Sie blieb mild und ernst, wie man es von ihr gewöhnt war. Kann denn nie eine leidenschaftliche Wallung, ein heftigeres Verlangen Paulines Blut eiliger durch ihr Herz jagen? fragte sich

Lydie, wenn sie sah, wie wenig die besonnene Ruhe ihrer Freundin durch Oppert gestört wurde, obgleich sein Gruß und Blick sie zuerst aufsuchten. Gewiss forderte sie, wie sie leidenschaftslos in stiller Neigung sich ihm zuwandte, auch von ihm eine maßvolle Hinneigung. Erregter und wechselnder war selbst Lydiens Begegnen mit Oppert. Je weiter er sie in der Wirklichkeit von ihrer Freundin immer zu trennen suchte, desto mehr trat er ihren Gedanken nahe, und zwang sie, sich mit ihm zu beschäftigen. Ihm zürnend, machte sie diese Entdeckung, und bald erregte sein Anblick ihr eine besondere Beängstigung, ja oft musste sie mühsam erst ihre Erregung bewältigen, ehe sie zu ihm sprach, und sich strenge bewachen, dass es nicht in scharfen, pfeilspitzen und abweisenden Worten geschah. Er sollte selbst nicht dieses Unterschiedes von ihr sich rühmen können, aber dachte sie, dass er Pauline so viel werden könne, dann beobachtete sie ihn ruhiger und schärfer, und was sie erkannte, war nur geeignet, sie anzuziehen und für ihn einzunehmen. Dann lächelte sie ihm zu, und ihre Stimme bekam wieder ihren weichen, melodischen Klang, wenn sie zu ihm sprach.

Wie eine Gunst des Schicksals betrachtete es Magnus, dass sein Freund ihm nicht seine Liebe zu Pauline gestand, so konnte er noch alle Zweifel und Sorgen, welche sie in ihm erregte, unausgesprochen in seiner Brust verschließen, und prüfen, ob sie nicht aus Missgunst entstanden. Er suchte Herr seines zwiespältigen Willens zu werden, und allmählich erhob ihn das Gleichmaß seines Wesens so weit, dass die eignen Wünsche wichen und verstummten, aber umso stärker klang der Schmerz der Entsagung in seinem Innern nach.

An Kämpfe mit Empfindungen und Verhältnissen war er gewöhnt, und immer fast hatte ihm das Leben den Lohn dafür entzogen. Die Freiheit, die er hatte erringen helfen, ward seinem Streben im Vaterlande nicht gewährt worden; die Sorge, vor der er die Seinen so gerne geschützt hätte, musste er selbst Jahre

lang tragen, sein Herz bewahren vor jeder innigen Berührung zu einem Weibe, weil er es nicht zu dem seinen machen konnte. Nun hatte er endlich den Standpunkt erreicht, auf dem sich sein Leben frei entwickelte, seiner Arbeit reicher Gewinn, seinem Charakter volle Anerkennung wurde; auch wahre Freunde gewann er, aber dennoch fand sein Herz kein volles Genüge. In dem Streben für das Wohl Anderer glaubte er es gefunden zu haben, so lange bis er Pauline sah.

Wie ein rechtmäßiges Besitztum nahm sie schon beim ersten Wiedersehn sein Herz ein, und immer mehr gab er es ihr zu eigen. Jeden Morgen sehnte er sich heißer nach ihrem Anblick, und jeden Abend verließ er sie mit bitteren Schmerzen. Zu beschränkten Zielen, nicht dem Glücke entgegen zu wanderen, schien er sich bestimmt. Törichte Eitelkeit, törichtes Hoffen nannte er es, wenn er nur auf Augenblicke wähnte, Pauline neige sich mit innigeren Gefühlen als verwandtschaftlicher Liebe zu ihm hin. Nein, aus ihren dunklen Augen strahlte keine Liebe, nur im festen Vertrauen suchten sie ihn. Warum genügte es ihm nicht, warum ließ er es nicht frei sich aussprechen? Oft schon hatte er durch ein abweisendes Wort ihr die Lippen geschlossen, und nicht bemerkt, welcher Zug der tiefen Trauer dann ihr ausdrucksvolles Gesicht überflog. Nicht einmal eine Frage über den Inhalt ihres letzten Briefes, über die Mitteilung der Madame Leves hatte er an sie gerichtet. Nur den treu ergebenen Freund zeigte er ihr, der niemals ihre Unabhängigkeit durch einen Rat, niemals ihren Stolz durch ein unzartes Erbieten seines Beistandes verletzen wollte. Wie sie ihm erschien, ebenbürtig an Verstand und Geist, behandelte er sie, ruhig mild, aber nicht mehr wie in den ersten Tagen, mit überströmender Wärme.

Den Ton des innigen Einverständnisses wieder von ihm zu hören, gelang Pauline nicht; vergebens zeigte sie ihm ihr tiefes Verlangen danach. Endlich fragte sie ihn offen: Was sich denn

so trennend zwischen sie stelle? Aber sie fragte es nur mit schwankendem Ton, nicht mit ihren Augen, an deren Wimper eine Träne hing, die sie ihm verbergen wollte.

„Mein Wille," antwortete er ihr mehr ernst als scherzend „Gewöhne ich mich erst an den Reiz Deines Umgangs, wie soll ich ihn denn entbehren lernen?"

„Warum entbehren, wenn er Dir wirklich Freude macht? Hilf meinen Lebensweg lenken, vielleicht vereinen sich dann die unsern, und ich komme nach London."

„Wie!" rief er erschüttert, „Du könntest Dich dazu entschließen?"

„Nicht ohne Deine Zustimmung. O lass nicht immer vergebens Dich um ein ungestörtes Zusammensein bitten, oder soll ich Dir schreiben?"

„Nein!" sagte er entschlossen, lass uns von ganzer Seele einmal zu einander sprechen."

„Endlich, endlich!" sagte sie, „aber wann?"

„Morgen!" erwiderte er, ihr zum Abschied die Hand drückend. Der Morgen kam und brachte ihr nicht den Onkel. Wie gewöhnlich nahm die Familie Leves ihr Frühstück im Kurhause, aber Oppert erschien ohne Magnus, und erzählte, dass sein Freund sich leidend fühle, den Rat des Arztes aber nicht einholen wolle.

„Nach dem Bade werde ich ihn besuchen," sagte Herr Leves.

„So baden wir heute lieber ein wenig früher, und Sie erlauben mir dann, Sie zu uns zu führen, denn ich möchte nicht gerne lange von Hause fortbleiben," meinte Oppert. Bereitwillig ging Herr Leves auf seinen Vorschlag ein. Bald darauf entfernten sich die Herren. Kaum waren sie fort, so sprang Pauline rasch entschlossen von ihrem Sitz auf. „Wohin so eilig?" fragte Madame Leves. „Zu meinem Onkel," antwortete sie ruhig, den Einwand, den Madame Leves gegen diesen unpassenden Besuch erhob, nicht beachtend, sondern nur Lydiens zustimmende Zeichen.

Etwas später pochte es leise an Magnus Tür. Eben war er im Begriff auszugehen. Hatte er den Freund unter einem Vorwand entfernt, oder fühlte er sich jetzt wohler? Er öffnete selbst die Tür und Pauline trat herein. Sie glühte vor Aufregung in ihrer Hast und Eile, und freudig leuchtete ihr Auge auf, als sie den Onkel so wohl erblickte.

Von ihrer Erscheinung, die den Zauber der ersten Jugend frische und einer zarten Mädchenhaftigkeit in diesem Augenblick wiedergewonnen hatte, überwunden, rief Magnus: „Wie herrlich ist es, Pauline, dass Du zu mir kommst.“

„Eine Herzenserleichterung ist mir ja verheißen,“ sagte sie bewegt. Es zitterte etwas in ihrer Stimme, das nicht auf Glück deutete, aber dennoch war Magnus mehr dadurch beruhigt als geängstigt, als er sagte: „Ein Aussprechen, glaubte ich, würde bei Dir wie eine Glückshymne klingen.“

„Was soll mich zu einer solchen berechtigen?“ fragte sie erstaunt.

„Opperts Bewerbung,“ erwiderte Magnus mit Überwindung. Langsam sah sie zu ihm auf, während eine dunkle Röte ihre Wangen überhauchte. „Und Du glaubst sein Herz mir zugeneigt, das meine von ihm erfüllt?“ fragte sie mit weicher, bewegter Stimme.

Gewaltsam musste sich Magnus beherrschen, und dennoch klang es wie innerer Jubel als er rief: „Welch’ Missverständnis!“

„Wie konnte es Macht über Dich gewinnen?“ fragte sie mit sanftem Vorwurf, während ihr Auge ihm Lieb' verheißend und mild entgegen strahlte.

„So erwiderst Du meine Liebe!“ rief er beglückt ihre Hand ergreifend.

„Von ganzer Seele!“ sagte sie fest.

Sein ernstes Gesicht leuchtete in den Sonnenschein des Glückes, und hoch und stolz richtete er sich auf, aber wie von seiner Em-

pfindung zu mächtig ergriffen, sprach er zuerst nicht, sondern hielt immer noch Paulines Hand fest, als wolle er sich versichern, dass sie wirklich sein sei. „Nie wirst Du diese Stunde bereuen!“ rief er endlich. „Segnen werden wir sie beide, denn unsere Vereinigung wird eine wahre sein,“ sagte sie mit Überzeugung, sich innig an ihn schmiegend.

Sanft und zärtlich hob er ihr Gesicht zu sich empor und küsste sie. Er gestand ihr, wie sehr er sie liebe, wie allgegenwärtig sie seinen Gedanken gewesen; wie sie selbst seine Träume erfüllt habe, obgleich er gefürchtet, dass durch sie die reichen Schmerzen seines Lebens sich noch vermehren werden. „Und nun ist eine solche Fülle von Seligkeit und Liebe in mir, dass sie nicht erschöpft werden kann, gleich dem Born der göttlichen Gnade,“ sagte er.

Wie hoch hob sich Paulines Brust bei den Gedanken, dass ihr Leben, vereint mit einem solchen Manne, sich zur freiesten und reinsten Gestaltung durchbilden werde. Demütig und stolz zugleich lehnte sie ihr Haupt an Magnus Schulter. Wie sicher ruhte es sich in seinen umschlingenden Armen. Wie geschützt kam sie sich vor bei ihm, nicht vor Unglück, aber vor dem Irrtum und der Schwäche. Und als er ihr nun erzählte, wie hoch über das Gewöhnliche sie ihm in ihren Briefen erschienen, schüttelte sie sanft das Haupt und sagte:

„Nicht, was ich erreichte, nur was ich erstrebte, ist das Wahre und Bessere!“

Ihm genügte ihr Tun und ihr Sein so vollkommen, dass er es stets ehren und heilighalten wollte. Unbeirrt und ungehindert sollte sie in Freiheit und Glück, so hoffte er, ihren Weg weiter gehen; die Liebe zu einander, und das Streben nach den edelsten Gütern des Lebens sie allein vereinen.

Warum an eine schöne Zukunft denken, wenn die Gegenwart so reich ist; ganz und voll gaben sie sich ihr hin, und die Stun-

den schwanden, ohne dass sie es merkten. Erst Herr Leves und Opperts Kommen führte sie zu ihren Freunden zurück.

Welche Überraschung für alle, als Magnus Pauline seine Braut nannte. Lydie stürzte an ihre Brust und weinte Tränen der Freude und des Schmerzes. Ihre Eltern wünschten sich auch für Pauline als solche zu bewähren. Madame Leves sprach von einer glänzenden Aussteuer, Herr Leves von einer ähnlichen Mitgift; aber Magnus wollte von nichts, als von einer raschen Vereinigung hören. Erst Paulines Einfluss gelang es, ihn von der Idee, sich mit ihr in Brüssel trauen zu lassen, abzuleiten. In ihrer alten, geheiligt durch das Andenken an ihre Eltern, in Gegenwart ihrer Schwestern, denen sie von nun an Mutter, in des Wortes schönster Bedeutung, zu werden hoffte, sollte gesegnet von den Großeltern ihr Bund geschlossen werden.

„So werde ich denn endlich meine schöne Vaterstadt wiedersehn und sie meiner Familie zeigen, denn Deiner Hochzeit müssen wir beiwohnen," sagte Herr Leves.

„Wenn alle meine Freunde mich an dem Tage, an dem mein Glück seine Weihe erhält, umgeben wollen, dann dürfen Sie, Oppert, nicht fehlen," sagte Pauline mit einem Vertrauen, das bewies, wie in den vielfachen Gesprächen mit ihr sich das seine ihr zugewandt hatte.

„Die Entscheidung hängt von mir nicht ab," antwortete er mit einem Blick auf Lydie. Gespannt sah Pauline zu ihr hin; sie lächelte zwar, aber sie wandte gleich darauf wie verneinend das schöne Haupt und sagte, scheinbar Oppert's Worte nicht beachtend: „Wenn ich den Schmerz der Trennung nicht überwinden kann, dann komme ich zum Frühjahr nach London!"

Voskobari 632

Heinz-Gerhard Greve

Adagio

© 2022 Musikverlag Ulrich Greve

Vögele der Maggid (eBook)
Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)
von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)
Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)
Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)
Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)
Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)
von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)
Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkel,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)
+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)
+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)
+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)
+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen. Herausgegeben von E. Gut (eBook)
+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)
Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums
und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg
+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)
+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)
+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)
+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)
+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)
+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)
+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)
+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)
+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)
+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)
+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)
+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)
+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)
+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttmann (eBook)
+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum. Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)
+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)
+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)
+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)
+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)
+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909) + Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)
+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)
+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)
Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה
Der Baum und der Vogel / דער בוים און דער פֿויגל
+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)
+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L´EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)
+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meïr Aron Goldschmidt (eBook)
+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

Eva, Roman von Karl Teller (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Else Croner (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

Von polnischen Juden (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)
+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)

Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)
+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)

Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)
+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)

Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)
+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)
+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)

3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)

Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853
+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938
+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen
inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3rd edition	eBook Paper book	UG 1038 UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1253 UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1255 UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1258 UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1260 UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2nd Edition, 18 Pieces*	eBook Paper book	UG 1026 UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1028 UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1030 UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1032 UG 1033

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2nd Edition,	eBook	UG 1034
13 Pieces*	Paper book	UG 1035
eautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2nd Edition,	eBook	UG 1036
13 Pieces*	Paper book	UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book,	eBook	UG 1040
13 Pieces*	Paper book	UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book,	eBook	UG 1042
11 Pieces*	Paper book	UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book,	eBook	UG 1044
13 Pieces*	Paper book	UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book,	eBook	UG 1055
12 Pieces*	Paper book	UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book,	eBook	UG 1110
26 Pieces*	Paper book	UG 1111
An Old Man / ἀνδρεῖος, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home	eBook	UG 1146
40 Pieces*	Paper book	UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women	eBook	UG 1154
40 Pieces*	Paper book	UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds	eBook	UG 1171
40 Pieces*	Paper book	UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways	eBook	UG 1176
20 Pieces*	Paper book	UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars	eBook	UG 1181
40 Pieces*	Paper book	UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments	eBook	UG 1197
40 Pieces*	Paper book	UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar	eBook	UG 1203
40 Pieces*	Paper book	UG 1204
Old Man Suite (ἀνδρεῖος / An Old Man / Mr Hiller's Hill)	eBook	UG 1158
dedicated to Andreas Hiller*	Paper book	UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook	UG 1205
	Paper book	UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2nd edition, 14 Pieces*	eBook	UG 1024
	Paper book	UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book,	eBook	UG 1092
40 Pieces*	Paper book	UG 1093

Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1114 UG 1115

Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook	UG 1187
	Paper book	UG 1188
Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook	UG 1216
	Paper book	UG 1217
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:
https://ulrich-greve.eu/free/others.html

* Composer: Heinz-Gerhard Greve